3 1761 06979830 4

6970

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/serbienunddiet00rank

Serbische Geschichte.

Serbien und die Türkei

im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Leopold von Ranke.

BIBLIOTHEK D. KÖN. HAUPT-CADETTEN-ANSTALT
LICHTERFELDE
Ausgeschiedene
Dublette

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1879.

LIBRARY
NOV 29 1971
UNIVERSITY OF TORONTO

DR
341
R3
1879

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung
Bibliothek

Vorrede.

Ich hatte das Glück, die Geschichte der Umwälzung und der Befreiungskriege von Serbien in einer Zeit niederzuschreiben, wo noch eine lebendige Erinnerung an die Ereignisse vorhanden war. Die Vorrede der ersten Ausgabe (1829) gibt darüber nähere Auskunft. Das Verfahren war, daß eine Vorlage von Wuk zu Grunde gelegt, aber dann bei jeder Thatsache, jedem Worte einer Prüfung unterzogen wurde, bei welcher Wuk die Zeugen, mit denen er gesprochen, aufführte, so daß eine vollkommene Zuverlässigkeit der Mittheilungen erreicht wurde. Die Fassung blieb mir überlassen. Ich habe nie einen geborenen Barbaren gekannt, der größere Empfänglichkeit für eine wissenschaftliche und durchgreifende Behandlung der Sprachwissenschaft und seiner vaterländischen Geschichte besessen hätte. Dieser Eigenschaft verdankt er seinen Ruhm: um die Sammlung brauchbarer Materialien, die bei der ersten und der zweiten Ausgabe des vorliegenden Buches benutzt worden sind, hat er das größte Verdienst. Was seitdem aus den russischen und zuletzt auch aus den österreichischen Archiven dem Stoff hinzugefügt worden ist, habe ich nicht unbenutzt gelassen, jedoch immer mit der Rücksicht, daß das Wesentliche der Ereignisse schon bei der ersten Bearbeitung hinreichend erwogen war, in welcher die ursprüngliche historische Tradition möglichst kritisch geprüft zu allgemeiner Kunde gebracht worden ist.

Bei der Publikation, die ich jetzt vorlege, bin ich jedoch bei dem Inhalt der früheren Ausgaben keineswegs stehen geblieben. Zum Verständniß der Ereignisse gehörte es, daß ich den Blick auf das türkische Reich selbst richtete, welches in jener Epoche durch die Reformen, die man unternahm, auch in der moslimischen Be=

völkerung, in allgemeine Gährung gerathen war. Welch ein Unterschied aber liegt darin, ob die Reform durch eine bisher unterworfene Nation eigenmächtig durchgesetzt, oder ob sie von einer höchsten Gewalt angeordnet wird. Jene brachte das christliche Princip zum Vorschein, diese betraf die Moslimen selbst. Ein eigenthümliches Schauspiel bot sich hierbei dar: die Reaction des eingeborenen, aber zum Islam übergetretenen Landesadels von Bosnien gegen die Neuerungen des Oberherrn: eine Bewegung, deren gleichen seitdem unmöglich geworden ist, aber eben darum historisch um so weniger zu übersehen: auf die neuere Zeit hat sie keine Beziehung; es war, so scheint es, die letzte Regung eines seitdem vollkommen überwundenen Princips in diesem Lande. Dies ist der Gegenstand der Abhandlung, die ich an zweiter Stelle mittheile: sie ist im Jahre 1834 geschrieben; ich habe diesen Moment auch bei dem Wiederabdruck derselben stetig im Auge behalten.

Noch eine andere historische Beziehung aber trat alsdann vor die Augen: das Verhältniß der europäischen Mächte zu dem in diesen inneren Gährungen begriffenen osmanischen Reiche. In einem zweiten Mittelpunkt der osmanischen Herrschaft, in Aegypten, waren Reformen, wie die, welche der Sultan vornahm, schon von seinem großen Vasallen, dem Vicekönig Mehemet Ali, und zwar mit glücklicherem Succeß, durchgeführt worden. Es war von großer Bedeutung, wie sich nun diese beiden Reformer, der Sultan und der Vicekönig, gegen einander verhalten würden: ein Augenblick trat ein, in welchem Aegypten die Oberhand zu behalten schien. Dadurch aber wurde die Frage, die bisher als eine osmanische hatte erscheinen können, eine allgemeine. Sie lag darin, wie dieser Kampf in Europa angesehen werden würde. Da traten nun aber die beiden Westmächte einander entgegen. Frankreich nahm für Aegypten, England für Constantinopel Partei. Bei einem Blick auf die Geschichte von Frankreich erhellt, wie genau das mit dem inneren Streite zwischen dem constitutionellen Königthum und den parlamentarischen Aspirationen, die ihm entgegen traten, zusammenhängt. Aus diesem Gesichtspunkt ist die dritte Abtheilung des vorliegenden Bandes bereits in jener Epoche geschrieben worden: sie war bisher noch nicht gedruckt. Nur wenige Thatsachen habe ich aus den späteren Publikationen nachzutragen gehabt.

Nun erst konnte ich zu einer Fortsetzung der serbischen Geschichte schreiten: sie hängt noch mehr mit den Einwirkungen der Mächte und ihren inneren Conflicten zusammen, als in der früheren

Epoche. Wenn ich mich aber zu der Arbeit anschickte, so sah ich mich in der größten Verlegenheit. Hätte ich auch die Zeitungen von Anfang bis Ende in einen Auszug bringen wollen, so würde doch nur eine dürftige und unzuverlässige Compilation daraus entsprungen sein; denn die Natur der periodischen Presse bringt es mit sich, daß jeder Moment immer nach dem Interesse der Redactionen oder vielmehr der mächtigen Männer, die auf dieselben Einfluß ausüben, behandelt wird. Wie viele Widersprüche, wie viele Irrthümer kommen dabei zu Tage; die Presse repräsentirt nicht die Thatsachen selbst, sondern die über dieselben entstehenden Meinungsverschiedenheiten; sie ist ihrer Natur nach parteiisch und verlangt gleichsam auch die Parteinahme des Lesers. Auch in Constantinopel weiß man sich ihrer sehr wohl zu bedienen. Ich verdankte es nun der Liberalität, mit der das preußische Staatsarchiv verwaltet wird, daß mir einige auf die serbische Geschichte bezügliche Actenbände mitgetheilt worden sind. Darin wurde mir mannigfaltige und zugleich neue und zuverlässige Kunde dargeboten. Für einige Jahre lagen die Berichte des preußischen Consuls in Belgrad, Meroni, vor, welcher den lebendigsten Eifer hatte, von seinem Standpunkte aus die Dinge, die in seinen Gesichtskreis fielen, zu erkunden und seine Regierung davon in Kenntniß zu setzen. Sie sind fast zu umständlich, aber nirgends verrathen sie die Absicht, die Dinge anders vorzustellen, als sie lagen. Nur bemerkt man allezeit, daß der Consul doch nur sein Belgrad und die Gegensätze der dortigen Consulate im Auge hatte, aus deren Verhalten er die Absichten der Mächte zu erkennen strebt. Von unendlichem Werthe war es mir, daß ich nun auch die Documente des diplomatischen Verkehrs zwischen den großen Mächten selbst in den Actenheften vorfand. Es war die Rückwirkung der Ereignisse, wie sie in jedem Moment an den Höfen durch die Gesandten nicht allein, sondern auch durch die Minister kundgegeben wurde, was hier zu Tage trat.

Welches ist doch eigentlich die Gewalt, die in unserem Europa die Herrschaft ausübt? Es ist das Einverständniß der großen Mächte, welches die Herrschaft einer einzigen ausschließt und sich aus allen zusammensetzt. Der Krieg beginnt, wenn dies Einverständniß nicht mehr zu erzielen ist. Aber unaufhörlich wird es durch neue Vorfälle gefährdet. In dieser Gefahr liegt eigentlich das Interesse der sogenannten orientalischen Frage: denn eben in dem Schwanken der orientalischen Verhältnisse, die doch zu allen

anderen in unmittelbarer Beziehung stehen, liegt die Möglichkeit eines allgemeinen Conflictes. Zuweilen ist derselbe vermieden worden, ein ander Mal aber ist darüber ein Mißverständniß zwischen den Mächten wirklich ausgebrochen, und sie sind mit einander in Kampf gerathen. Schon an und für sich bildet dies einen Gegenstand von hoher Wichtigkeit, doch steigt diese noch durch die in dem Orient emporkommenden selbständigen Tendenzen. Nirgends aber treten diese bedeutender hervor als in Serbien, welcher dabei in ein neues Stadium seiner Geschichte trat. Zwar auf sich selbst beruhend, aber doch unter steter Einwirkung der allgemeinen Weltverhältnisse ist Serbien erstarkt und zu einer Stellung gediehen, die nach und nach zu seiner vollen Emancipation geführt hat. Meine vornehmste Absicht geht nun dahin, diese Combination der Erhebung einer kleinen, aber compacten Nationalität mit den europäischen Einwirkungen zu vergegenwärtigen. Die Autonomie des serbischen Volkes, welche sich selbst wiederherstellte, seine Entschlossenheit und Thatkraft bilden eine in der Geschichte des 19. Jahrhunderts bedeutende Erscheinung: im Wesen auf seiner eigenen inneren Entwickelung beruhend, bedurfte es doch der Theilnahme der europäischen Mächte, um zur Geltung zu kommen. Dem Zusammenwirken des einen und des anderen ist die Begründung der Dynastie der Obrenowitschen zu danken. Dies ist der Kern dessen, was ich darbiete. Nicht überall standen mir gleich reichhaltige Nachrichten zu Gebote: ich weiß, daß meine Arbeit mancherlei Ergänzungen und selbst Berichtigungen bedarf, aber das kann mich nicht abhalten, damit hervorzutreten.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Geschichte Serbiens bis 1842.

Dritte Auflage des Werkes. Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen, erschienen 1829; mit den in der 2. Auflage 1844 hinzugefügten Erneuerungen.

Seite

Erstes Capitel.

Erinnerungen an das Emporkommen der Serbien . . . . . 1— 13

Zweites Capitel.

Untergang der serbischen Freiheit . . . . 14— 23

Drittes Capitel.

Grundzüge der osmanischen Einrichtungen in Serbien . . . . 24— 33

Viertes Capitel.

Zustände, Sinnesweise und Poesie der serbischen Nation . . . 34— 52

Fünftes Capitel.

Ursprung der neueren Bewegungen in der Türkei . . . . . 53— 62

Sechstes Capitel.

Ursprung der Unruhen in Serbien . . . . 63— 73

Siebentes Capitel.

Empörung wider die Dahi . . . . 74— 82

Achtes Capitel.

Entwicklung des Gegensatzes gegen den Großherrn . . . . . 83— 95

Neuntes Capitel.

Befreiungskrieg der Serben 1806, 1807 . . . . 96—110

Seite

Zehntes Capitel.

Einrichtung einer serbischen Regierung . . . . 111—123

Elftes Capitel.

Beziehungen Serbiens zu den allgemeinen Verhältnissen Europa's und der Türkei . . . . 124—135

Zwölftes Capitel.

Feldzüge von 1809 und 1810. Weitester Umfang der Grenzeu . 136—145

Dreizehntes Capitel.

Innere Entzweiungen; monarchische Gewalt . . . . 146—154

Vierzehntes Capitel.

Friede von Bucharest . . . . 155—164

Fünfzehntes Capitel.

Krieg in Serbien; im Jahre 1813 . . . . 165—174

Sechszehntes Capitel.

Neue Herrschaft der Türken . . . . 175—183

Siebzehntes Capitel.

Empörung des Milosch . . . . 184—192

Achtzehntes Capitel.

Zeiten vorläufigen Vertrages . . . . 193—207

Neunzehntes Capitel.

Einrichtungen und Herrschaft des Milosch . . . . 208—216

Zwanzigstes Capitel.

Feststellung der serbischen Verhältnisse . . . . 217—229

Einundzwanzigstes Capitel.

Innere Regierung des Milosch und Opposition gegen ihn . . 230—241

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Grundgesetz von 1838; Katastrophe des Milosch . . . . . . 242—253

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Michael Obrenowitsch . . . . 254—265

Vierundzwanzigstes Capitel.

Alexander Kara Georgewitsch. — Allgemeine Betrachtung . . . 266—273

Beilage: Großherrlicher Hattischerif vom 10.—12. December 1838 274

II.

Bosnien in seinem Verhältniß zu den Reformen des Sultans Mahmud II. 1820—32.

(Erschien im Jahre 1834 unter dem Titel: „Die letzten Unruhen in Bosnien" im zweiten Bande der historisch-politischen Zeitschrift.)

Seite
Ansicht des Zustandes . . . . 287—294
Versuche einer Reform . . . . 295—303
Empörung . . . . 303—306
Der Skodra-Pascha . . . . 307—309
Hussein-Capetan . . . . 309—312
Angriffe und Erfolge des Großvesirs . . . . 312—319
Die Flüchtlinge . . . . 320—321
Allgemeine Bemerkungen . . . . 321—327

III.

Verflechtung der orientalischen und der occidentalischen Angelegenheiten. (1839—1841.)

Mehemed Ali und der Sultan Mahmud . . . . 333—336
Berührung der europäischen und der orientalischen Streitigkeiten 336—339
Französisches Interesse . . . . 339—343
Collectivnote . . . . 343—348
Annäherung zwischen England und Rußland . . . . 348—351
Einwirkung der inneren Bewegungen von Frankreich . . . . 351—356
Tractat vom 15. Juli . . . . 356—357
Widerstand von Frankreich . . . . 357—360
Beginn der Ausführung des Tractats . . . . 360—364
Weitere Annäherung . . . . 364—366
Einrichtung der Verhältnisse zwischen Mehemet und der Pforte . 366—369

IV.

Das Fürstenthum Serbien unter der Einwirkung der europäischen Mächte seit 1842.

Erstes Capitel.

Verwickelung der europäischen Politik. Bestätigung des Alexander Karageorgewitsch . . . . 373—391

Zweites Capitel.

Regierung des Alexander Karageorgewitsch 1843—1856 . . . 392—411

Seite

Drittes Capitel.

Sturz des Karageorgewitsch. Rückkehr der Obrenowitschen . . 412—433

Viertes Capitel.

Zweite Regierung des Fürsten Milosch . . . . 434—458

Fünftes Capitel.

Erste Handlungen des Fürsten Michael Obrenowitsch . . . . 459—468

Sechstes Capitel.

Rückwirkung der serbischen Beschlüsse auf die Pforte und die Mächte 469—475

Siebentes Capitel.

Conflicte in Serbien. Bombardement von Belgrad . . . . 476—485

Achtes Capitel.

Conferenzen der großen Mächte in Constantinopel . . . . . 486—496

Neuntes Capitel.

Erwerbung der Festungen. Katastrophe Michaels . . . . . 497—514

Schlußwort . . . . 514—519

Analecten.

1. Anmerkungen aus der ersten Ausgabe 523
   a. Zur älteren Geschichte 523
   b. Zur Geographie von Serbien 530
2. Ueber die allmähliche Abnahme der christlichen Bevölkerung in der Türkei 538
3. Zur orientalischen Politik des Fürsten Metternich 543
4. Ein dem König Friedrich Wilhelm IV. im Sommer 1854 vorgelegtes Gutachten 546
5. Serbisches Memorandum vom 7. Mai 1860 552

Vorrede zur ersten Auflage.

Einen großen Theil der neueren Geschichte lernt man aus gedruckten Werken kennen, einen anderen aus Handschriften. Es giebt auch solche Ereignisse, die nur in der Erinnerung leben, in dem Gedächtniß derjenigen, die daran wesentlichen Antheil hatten.

Gewiß, man braucht nicht lange aufzumerken, um inne zu werden, wie oft eine Kenntniß, die uns das Innere der Menschen und der Begebenheiten, worin die Wohlfahrt und worin das Verderben liegt, erst eigentlich enthüllen könnte, mit dem Leben der Wissenden der Welt verloren geht. Vielleicht ist jeder Versuch, einem solchen Verluste vorzubeugen, der Mühe werth.

Die Nachrichten, aus denen unser serbisches Memoire erwachsen, sind aus dem Munde der Theilnehmer geschöpft. Ueber die Zustände und Ereignisse vor den Bewegungen haben bejahrte, wohl bewanderte Leute, wie Johann Protitsch von Poscharewaz, Peter Schujowitsch von Waljewo, Knes Sima ihre Erfahrungen mitgetheilt. Ueber die Verwickelungen der Revolution haben sich ehrenwerthe Männer, die zugleich zu den angesehensten und gemäßigtsten gehören, wie Prota Nenadowitsch, Luka Lasarewitsch, Stephan Schiwkowitsch — man wird alle diese Namen näher kennen lernen — vernehmen lassen. Die ersten Häupter der Nation, Mladen, Peter Dobrinjaz, Jacob Nenadowitsch, haben von einigen Vorgängen Auskunft gegeben. Ueber den Aufstand des Milosch sind Blagoje, Dimitri und der Archimandrit Melenty, die vielen Antheil an demselben hatten, zu Rathe gezogen worden. Alle diese und andere Zeugnisse, erläuternde Briefe und Urkunden hat der getreue Sammler serbischer Lieder, Wuk Stepanowitsch Karadschitsch zusammengebracht. Er selbst, der schon 1804 in das öffentliche Leben trat und anfangs als Schreiber bei Kjurtschia und Jacob

Nenadowitsch, darauf in Diensten des serbischen Senats — bis 1813 war er meistens angestellt — die Ereignisse in der Nähe sah, kann als einer der vornehmsten Zeugen betrachtet werden.

Jedermann weiß, wie schwer es ist, Geschichte zu schreiben. Doppelt schwer ist es da, wo auf der einen Seite die Abweichung der zu schildernden Welt von unseren Begriffen der Entfernung der Jahrhunderte gleich geschätzt werden kann, und doch auf der anderen der lebendige Bezug, in welchem eben dieselbe zu dem gegenwärtigen Augenblicke steht, auch uns zu jenem parteiischen Für und Wider verleiten könnte, über welches die wahre Historie weit erhaben ist; sie, die nur zu sehen, zu durchdringen sucht, um dann zu berichten, was sie erblickt. Ob wir nun glücklich die Klippen vermieden haben? Wenigstens unsere Absicht war allein, die Begebenheit von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und sie mit frischem Muthe zu vergegenwärtigen.

I.

Geschichte Serbiens bis 1842.

Dritte Auflage des Werkes:

Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen, erschienen 1829; mit den in der zweiten Auflage (1844) hinzugefügten Erweiterungen.

Erstes Capitel.

Erinnerung an das Emporkommen der alten Serben.

Für die innere Geschichte der slawischen Völker ist keine Epoche merkwürdiger und bedeutungsvoller gewesen, als die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts.

Die Wanderungen waren vollbracht, unermeßliche Landstriche in Besitz genommen, jene zahlreichen Völkerschaften, deren Namen die Alten zu nennen verzweifeln, ziemlich in den Kreis historischer und geographischer Kunde gezogen. Fremde Gewaltherrschaften, wie die der Awaren, waren wieder gebrochen; es kam die Zeit, wo auch die Slawen selbst sich eigenthümlich hervorheben und in politischen Bildungen versuchen sollten.

In der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts finden wir das großmährische Reich, bis über Krakau hinaus und weit herab an der Elbe; denn auch die Czechen in Böhmen schlossen sich ihm an; noch heute lebt dort in Mähren das Andenken des großen Königs Swatoplut. Da tauchen unter den Lechen, in der Gegend von Gnesen und Posen, die ersten Fürsten auf, die nicht mehr der alten Stammesverfassung angehören, die Piasten. Aus einer Verbindung slawisch-tschudischer Völkerschaften unter normannischen Fürsten erhob sich der russische Staat, gleich in den ersten Zeiten mit einer entschiedenen Richtung nach der unteren Donau und nach Constantinopel. Indessen durchziehen die slawischen Apostel, Methodius und Cyrillus, alle Donauländer, dadurch von den meisten alten Missionaren unterschieden, daß sie das Element der nationalen Sprachen kirchlich auszubilden unternehmen.

In derselben Zeit nun ist es, daß wir auch von den ersten Versuchen staatsähnlicher Einrichtungen bei dem Stamme der Serben hören.

Ueberlassen wir den Alterthumsforschern, Sprachen und Mythen

mit vereinzelten Nachrichten verbindend, die Herkunft und Wanderung derselben zu erforschen; wir finden sie von Anfang an eben da, wo sie noch heute leben.

Will man das alte Serbien übersehen, so muß man seinen Standpunkt in der Mitte des hohen Gebirges nehmen, das sich von den Alpen nach dem schwarzen Meere fortzieht und mit seinen Abhängen, mit den Flüssen und Bächen, die es aussendet, den Thalgeländen, die es dadurch bildet, das ganze Gebiet zwischen der Donau auf der einen, dem adriatischen Meer und dem Archipelagus auf der anderen Seite erfüllt. Die stufenförmig aufsteigenden Höhen der Bergzüge, das bunte Waldgebirge, wie es die Lieder bezeichnen, wo das Dunkel der Waldung von weißen Felsen oder lang liegendem Schnee unterbrochen wird, hatten die Serben von jeher inne und wohnten von da längs der Drina und Bosna nach der Sawe, längs den beiden Morawas nach der Donau hinunter, südlich bis in das obere Macedonien; sie bevölkerten die Küsten des adriatischen Meeres. Sie lebten seit Jahrhunderten unter ihren Shupanen und Aeltesten, ohne von den Bewegungen der welthistorischen Völker ernstlich berührt zu werden.

Auch in der bezeichneten Epoche bildeten sie nicht einen eigenen Staat, wie die übrigen Slawen. Wir bemerken nur, daß sie die Oberhoheit des oströmischen Kaisers anerkannten — denn allerdings war das Land, welches sie innehatten, von uralter Zeit her römisches Gebiet und bei der Auseinandersetzung mit dem wiederhergestellten westlichen Reiche zur Zeit Carls des Großen dem östlichen verblieben — und daß sie zugleich das Christenthum annahmen.

Nicht dergestalt jedoch geschah dies, daß sie sich dem Reiche oder der Kirche der Griechen vollkommen unterworfen hätten.

Als sie sich entschlossen, die Hoheit von Constantinopel anzuerkennen, thaten sie dies doch nur unter der Bedingung, der von dort her ausgehenden Verwaltung, die man als aussaugend und räuberisch verabscheute, niemals unterworfen zu werden. Der Kaiser bewilligte ihnen, daß sie nur von einheimischen Vorstehern, welche sie selber zu wählen hätten und welche ein patriarchalisches Regiment fortsetzen würden, regiert werden sollten.[1])

1) Constantinus Porphyrogenitus de vita Basilii. Theophanes continuatus. ed. Bonn. p. 291: *τοὺς ὑπ᾽ αὐτῶν ἐκείνων ἐκλεγομένους καὶ οἱονεὶ χειροτονουμένους ὡς αἱρετοὺς ἄρχοντας καὶ πατρικὴν πρὸς αὐτοὺς διασώζειν ὀφείλοντας εὔνοιαν ἄρχειν αὐτῶν διωρίσατο.*

Auch die Urkunden des Christenthums kamen ihnen in nationaler Sprache und Schrift zu, mag diese nun mehr im Osten oder mehr im Westen erfunden worden sein. Sie erfreuten sich einer ihnen verständlichen Liturgie. Wir finden, daß im Anfang des zehnten Jahrhunderts eine große Zahl slawischer Priester aus allen Diöcesen von dem Bischof von Nona, ebenfalls von Herkunft einem Slawen, geweiht wurde.[1])

Seitdem einmal Mächte auf Erden aufgetreten sind, welche die allgemeinen Ideen, die das Leben des menschlichen Geschlechts in sich tragen, zu realisiren, in sich darzustellen, fortzupflanzen suchen, scheint es keinem Volke mehr vergönnt zu sein, sich für sich selbst in freier Bewegung eingeborner Kräfte und Anlagen zu entwickeln; alle Ausbildung hängt vielmehr von dem Verhältniß ab, in das ein neu eintretender Stamm zu den bereits gebildeten Nationen tritt.

Es ist leicht zu sehen, daß von der Art und Weise, wie dies bei den verschiedenen slawischen Völkern geschah, die ganze Entwickelung bestimmt ward, die ihre Geschichte genommen hat.

Die westlichen Stämme, Mähren, Czechen, Carantanen, bis auf einen gewissen Grad selbst die Polen, schlossen sich dem unter den Deutschen erneuerten abendländischen Reiche und der lateinischen Kirche an; sie nahmen an den wechselnden Formen des öffentlichen Lebens Theil, die hier nach und nach emporkamen.

Die östlichen Stämme gesellten sich der morgenländischen Kirche in der von dieser gebilligten nationalen Form zu; doch war auch zwischen ihnen ein großer Unterschied.

Rußland war durch die germanische Einwanderung viel zu mächtig geworden und zugleich von dem Mittelpunkte des griechischen Lebens zu entfernt, als daß man in Constantinopel hätte daran denken können, die geistliche Abhängigkeit zur Gründung der weltlichen zu benutzen.

Die Serben dagegen, auf dem Boden des griechischen Reiches angesiedelt, die Hoheit desselben im Allgemeinen anerkennend, hatten gegen die Absicht, diese zu erweitern, alle ihre Kräfte anzustrengen.

Im elften Jahrhundert machten die Griechen jener Zusage zum Trotz einen Versuch, Serbien in unmittelbare Verwaltung zu nehmen und ihrem Finanzsystem zu unterwerfen; ein griechischer Statthalter trat daselbst auf; aber eben dies war der Anlaß zu einem allgemeinen Abfall. Ein serbisches Oberhaupt, Stephan

1) Kopitar, Glagolita Clozianus XIII.

Boistlaw, schon in Constantinopel festgehalten, fand Mittel, von dort zu entfliehen und nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Leicht vereinigte er hier die Nation um sich; der griechische Statthalter und seine Unterbeamten, die wie er als feil und gewaltsam geschildert werden, mußten das Land verlassen. Seinen Sitz scheint Boistlaw in dem Küstenlande gehabt zu haben; byzantinische Schiffe, mit reichen Schätzen beladen, fielen in seine Hand, und er stand mit den italienischen Angehörigen des griechischen Reiches, die sich ebenfalls loszureißen suchten, in Verbindung. Endlich sandte Constantinus Monomachus — im Jahr 1043 — ein zahlreiches Heer, das von der Küste her nach dem Innern vorzudringen suchte, um die schon verloren gegangene Herrschaft wiederherzustellen. Die Serben begegneten demselben in ihren Bergen, wie Tiroler und Schweizerbauern ihren Feinden so oft begegnet sind: das ganze griechische Heer ward in den unwegsamen Engen der Gebirge vernichtet.

Diese Begebenheit war nun für alle Folgezeit entscheidend. Nicht allein ward der unmittelbar eingreifenden Herrschaft des Hofes von Constantinopel ein baldiges Ziel gesetzt, sondern es ward auch die fürstliche Gewalt der Großshupane begründet, deren Dasein auf der Erhaltung der nationalen Unabhängigkeit beruhte. Es scheint, als habe man die Wichtigkeit des Momentes zu beiden Seiten gefühlt. Die Byzantiner beziehen die Erscheinung eines Kometen auf dies in Serbien erfahrene Unglück;[1]) die älteste serbische Geschichte des Presbyters von Dioklea berichtet in sagenhafter Ausschmückung darüber.[2])

Bei dem Widerstande, den die Serben seitdem den Griechen fortwährend entgegensetzen mußten, kam ihnen zu statten, daß sie, an den Grenzen der occidentalischen Christenheit angesiedelt, bei derselben, wenn nicht gerade immer Unterstützung, doch einen gewissen Rückhalt fanden. Gern suchten sich die Großshupane Gemahlinnen aus abendländischen Fürstenhäusern, und die Chronisten erwähnen Ehen dieser Art immer mit besonderem Wohlgefallen; sie liebten, mit Venedig in Verbindung zu stehen, das ein ähnliches Verhältniß

1) Glykas findet, daß er *τὰς μελλούσας κοσμικὰς συμφορὰς* bezeichnet habe: *ὅρα γὰρ, ὅτι μετ᾽ οὐ πολὺ στάσις ἐν Σερβίᾳ γέγονε* (p. 594, ed. Bonn.).

2) Bei Schwandtner III, 497. Dobroslaw ist ohne Zweifel eine und dieselbe Person mit Boistlaw. Nach dem Presbyter werden die griechischen Beamten auf Einen Tag ermordet.

zu dem östlichen Reiche hatte; den Versuchen, die Manuel Komnenus machte, die allgemeine Herrschaft auch der abendländischen Krone wiederzuerwerben, stellten sie sich ihrerseits, soviel an ihnen war, entgegen; als Kaiser Friedrich der Rothbart im Jahre 1189 auf seinem Kreuzzug ihr Gebiet berührte, bewiesen sie ihm eine unerwartete Hinneigung: sie boten ihm an, Nissa von ihm zu Lehen zu nehmen und sich fortan als Vasallen zum Reiche der Deutschen zu halten.[1]) Friedrich, der nicht in einem Augenblicke, von dem die Wiedereroberung des heiligen Landes abhing, mit dem griechischen Kaiser brechen wollte, lehnte es ab. Aber man sieht, wie bemerkenswerth schon der Gedanke ist. Und nicht allein an den Kaiser, sondern auch an den römischen Hof, der seine Ansprüche auf die illyrischen Diöcesen nicht aufgab, wendeten sich die Serben zuweilen. Papst Gregor VII hat zuerst einen Großshupan als König begrüßt.

Hätte man da nicht erwarten sollen, daß die serbische Nation sich wie so viele ihrer Stammesverwandten allmählich ganz zu dem abendländischen System bekennen würde? Gregor VII nannte jenen Fürsten nicht allein König, sondern auch Sohn, wie denn auch das eine ohne das andere gar nicht zu denken gewesen wäre. Welcher von seinen Nachfolgern hat nicht einmal geglaubt, Grund zu der Hoffnung zu haben, daß er die Serben allmählich ganz zu sich herüberziehen werde?

Man kann zweifelhaft sein, ob es bloß Rücksichten der Politik waren, durch welche serbische Fürsten zuweilen veranlaßt wurden, einige Hinneigung dazu kundzugeben, oder ob sie wirklich diesen Gedanken hegten; aber so viel ist deutlich, daß derselbe schon nicht mehr auszuführen war.

Die Serben waren von griechischen Lehrern, die von Constantinopel kamen, im Christenthum unterwiesen worden, und zwar zu der nämlichen Zeit, in welcher die Abweichungen der lateinischen und griechischen Kirche von einander sich entwickelten; sie hatten von Anfang an den Widerwillen der Anatolier gegen die abendländischen Kirchenformen in sich gesogen, einen Widerwillen, der, wo er einmal Platz gegriffen, niemals hat besiegt werden können. Nemanja war geneigt, sich dem Kaiserthum, das die Deutschen besaßen, an=

1) Ansbert, de expeditione Friderici imperatoris p. 32: Pro ipsa terra de manu imperatoris percipienda hominium et fidelitatem ipsi offerebant ad perpetuam romani imperii gloriam, nullo quidem timore coacti, sed sola ipsius teutonici regni dilectione invitati.

zuschließen; das hielt ihn aber nicht ab, den griechischen Ritus durch Errichtung einer großen Anzahl von Kirchen und Klöstern zu befestigen. Seine Augen waren keineswegs etwa nach dem Vatican, sondern nach dem von allen Morgenländern verehrten Mittelpunkt gläubiger Orthodoxie, den Waldklöstern des Berges Athos, gerichtet. Er hat Chilandar gestiftet und wird unter den Erneuerern von Vatopädi gefeiert; er selbst ist als griechischer Kaloier dort gestorben.

Nun bot aber die lateinische Kirche nicht allein Abweichungen in der Lehre, sondern ein ganzes System des Lebens und der Verfassung dar, welches hauptsächlich auf dem Unterschiede zwischen Kirche und Staat beruhte. Ein Concil, das Innocenz III im Jahr 1199 in Dioclea halten ließ, gründete einen seiner Beschlüsse ausdrücklich auf die Voraussetzung eines ursprünglichen Gegensatzes zwischen beiden Gewalten.[1])

Ein durchaus anderer Zustand bildete sich in Serbien.

Der Sohn Nemanja's, St.-Sawa, hat von seinem Lieblingsaufenthalt, der chilandarischen Einsiedelei, her das Werk seines Vaters fortgesetzt, und zwar in einem höchst nationalen Sinne. Der Patriarch von Constantinopel gewährte den Serben das Recht, ihren Erzbischof immer aus ihrer einheimischen Priesterschaft zu wählen. St.-Sawa selbst war der erste Erzbischof; er nahm seinen Sitz in jenem serbischen Mekka, Uschize, und heiligte nun durch sein geistliches Ansehen die fürstliche Macht auf eine ganz andere Weise, als es der römische Papst in den Augen des Volkes vermocht hätte. Er krönte seinen Bruder,, jetzt mit Einwilligung, soviel wir sehen, auch des östlichen Kaisers, zum König, in einer großen Versammlung von Geistlichen und Laien, welche dann nach seinem Vorgang das Glaubensbekenntniß in orientalischer Formel hersagten.

Während im Occident zwischen geistlichen und weltlichen Gewalten ein Kampf auf Leben und Tod entbrannte, ein ruhmvolles Geschlecht geistreicher und großartiger Fürsten von dem geistlichen Oberhaupte mit nie zu versöhnendem Hasse als eine Brut von Ottern und Schlangen verfolgt wurde, finden wir hier eine fast zu große Eintracht. Wie mancher von diesen serbischen Königen, mochte er sich früher noch so gewaltsam geberdet haben, ist, wenn er nur zuletzt zum Guten sich gewendet hatte, nach seinem Tode als ein Heiliger verehrt worden!

1) Concilium in Dalmatiae et Diocleae regnis; can. VIII fängt an: cum duae sint potestates a deo constitutae. Mansi XXII, 703.

Es ist hier nicht der Ort, die Thaten dieser Könige aufzuführen,[1]) wie sie sich gegen Ungarn oder Bulgarien oder Byzanz oder die Lateiner an der Küste hin Raum machten; schon genug, wenn wir bemerken, welche Stellung sie im 14. Jahrhundert einnahmen, als sie zu einer gewissen Macht gelangt waren.

Rußland war unter die Herrschaft der Mongolen gerathen: von der goldenen Horde her, durch deren Gesandten aus der Ferne ward es beherrscht; Polen schloß sich unter den letzten Piasten dem Abendlande auch deshalb um so enger an, um gegen eine gleiche Ueberwältigung Schutz zu haben; Böhmen ward sammt allen seinen Nebenländern unter dem luxemburgischen Hause selber schon ein Sitz der eigentlich abendländischen Cultur. Die Könige des Waldgebirges dagegen, die serbischen Krale, erhielten sich unbezwungen und in stolzer Absonderung.

Die Anfälle der Mongolen, die freilich in dieser Entfernung an Kraft und Nachdruck viel verloren hatten, wehrten sie eben so gut ab, wie die slawisch-deutschen Völker in Schlesien und an den Grenzen von Oestreich. In Serbien führte wohl ein Erzbischof, seine Vorfahren Sawa und Arsenius, die beide heiliggesprochen worden, anrufend, das Volk ins Feld und jagte die heidnischen Schaaren zurück. Diese Gestalt nahm der Krieg gegen die Ungläubigen, welcher die Welt erfüllte, hier zu Lande an.

Das lateinische Kaiserthum zu Constantinopel, wiewohl es Ansprüche darauf erhob, vermochte sich doch nicht in Serbien geltend zu machen. Schon verjagt, schloß Balduin II noch einen Vertrag, in welchem er über Serbien wie über Albanien verfügte.[2]) Und nicht ohne Gefahr war das, da er seine Rechte auf das Haus Anjou übertrug, welches nach der Hand die Krone von Ungarn erwarb, wo man ohnehin eigene Ansprüche machte; aber eine Ausführung derselben war doch nicht ernstlich zu erwarten, zumal da sich die Venezianer dem serbischen Widerstande gern zur Seite stellten.

1) An eine einigermaßen zuverlässige serbische Geschichte ist gar nicht zu denken, solange nicht Schriften wie Domitians Leben des heiligen Simeon und des h. Sawa und der Rodoslow des Erzbischofs Daniel und seiner Fortsetzer bekannt gemacht worden sind, und zwar in richtigen Texten. Einige von diesen Vorarbeiten sind seitdem wirklich gemacht worden, und man ist damit der Sache näher getreten.

2) 1267 bei Buchon, Recherches et matériaux I, 33: ita quod etiam in regnis Albanie et Serbie liceat nobis nostrisque heredibus hujusmodi tertiam partem eligere.

Und auch die wiederhergestellten griechischen Kaiser durften nicht hoffen, ihre Herrschaft über Serbien auszudehnen. Da sie sich in der Nothwendigkeit sahen, die Feindseligkeit der Lateiner durch eine Annäherung an deren Kirchensystem zu beschwichtigen, regten sie leicht in der kirchlich eifrigen Bevölkerung ihres unmittelbaren Gebietes Widerwillen auf: kaum fanden sie hier Gehorsam.

Dieser Kampf zwischen Lateinern und Griechen und die Spaltungen, die in jedem Theile wieder hervortraten, so daß sich alle Küsten und Binnenlande vom ionischen Meere bis zum thracischen Bosporus mit Fehden erfüllten und keine haltbare Staatsbildung aufkommen konnte, gaben vielmehr den Serben Gelegenheit, selber eine Rolle zu spielen.

Entrüstet, daß man ihnen von Constantinopel her, wo man sich selbst nicht vertheidigen könne, demüthigende Zumuthigungen mache, warfen sie sich Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Angriff und nahmen zuerst die Landschaften altserbischer Bevölkerung am oberen Wardar in Besitz. Die Entzweiungen, die sich in Constantinopel wiederholten, die Verhältnisse, in die sie zu den streitenden Parteien geriethen, machten es ihnen leicht, immer weiter zu greifen: in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts bildeten sie nicht allein die stärkste Macht des illyrischen Dreiecks, es ward ihnen die Möglichkeit einer welthistorischen Einwirkung eröffnet.

Ihre natürliche Politik war, sich immer an diejenige Partei in dem griechischen Reiche zu halten, welche sich dem Hofe entgegensetzte. Sie waren mit dem jüngeren Andronicus wider den älteren verbündet; mächtige Provinzialbefehlshaber wie Syrgiannes von Macedonien, Sphranzes von Böotien, die mit dem jüngeren Andronicus zerfallen waren, fanden Zuflucht bei ihnen und kamen dann mit serbischer Unterstützung zurück. Von der größten Aussicht war, daß Johannes Cantacuzenus, der im Jahre 1341 selber den Purpur genommen, da weder seine Freunde und Verwandten, noch die lateinischen Hülfstruppen, die er um sich sammelte, ihn aufrechtzuerhalten vermochten, das Gebirge hinanstieg und den mächtigen Serben-König Stephan Duschan, den er in seinem Lustorte bei Pristina fand, überredete, mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

Wenn es wahr ist, was Nicephorus Gregoras sagt, daß sie sich vereinigt haben, niemals Einer dem Glücke des Anderen zu widerstreben, den Städten der gemeinschaftlichen Feinde es freizustellen,

an welchen von beiden sie vorziehen würden sich anzuschließen,[1]) so wäre fast eine Art von Bundesbrüderschaft zwischen ihnen geschlossen worden, wie sie in Serbien national ist.

Vierundzwanzig serbische Woiwoden begleiteten den ehrgeizigen und gewandten Prätendenten zur Besitznahme des griechischen Thrones.

Zwischen Serben und Griechen bestand der Religion wegen ein schon in früheren Satzungen ausgesprochenes Gefühl der Zusammengehörigkeit und des gemeinschaftlichen Gegensatzes besonders gegen die lateinische Welt. Da nun ein großer Theil der Landeseinwohner slawischen, wenn auch nicht allemal gerade serbischen Ursprungs war, so lag nichts das Selbstgefühl Verletzendes darin, wenn wichtige Orte, die Cantacuzenus einnahm, wie Melenik und Edessa, dem serbischen Könige überlassen wurden.

Allerdings konnte Cantacuzenus, sobald er stärker wurde und sich Hoffnung machen durfte, seine Ansprüche wirklich durchzusetzen, diesen Fortgang der Dinge nicht begünstigen.

Bald gerieth er in Hader mit Stephan Duschan; er gewann es über sich, Ungläubige zu Hülfe zu rufen, die eben in Kleinasien emporkommenden osmanischen Türken, in der bewußten Erwartung, daß seine Gegner bei denen keine Schonung finden würden.[2])

Es leuchtet aber ein, daß ein gewaltsames Verfahren dem Serbenkönige eher Vortheil verschaffen mußte. Daß seine Leute mit den Ungläubigen schlugen, machte ihm guten Namen bei dem Volke: die Chronik rühmt seine Siege über die Agarenen; dabei hatte er die Zurückhaltung und den Stolz, mit seinem Bundesbruder niemals in unmittelbaren Kampf zu gerathen: keiner seiner Woiwoden hätte es wagen dürfen, denselben anzugreifen. Aber während Cantacuzenus in Thracien um sich griff, glaubte Stephan Duschan in seinem Rechte zu sein, wenn er sich Macedonien vollends unterwarf. Städte, die fast den vornehmsten Gegenstand der beiderseitigen Wünsche ausmachten, wie Pherä und Berrhöa, fielen in

1) Lib. XIII, ed. Bonn. II, p. 656: *μηδέτερον μηδετέρῳ ποτὲ γίνεσθαι κώλυμα πρὸς εὐτυχίαν ἡντιναοῦν καὶ συγχωρεῖν ταῖς τῶν Βυζαντίων ὑπηκόοις πόλεσιν, ὅτῳ βούλοιντο προσχωρεῖν*

2) Cantacuzenus III, p. 74: *βάρβαροί τε ὄντες καὶ ἀπ᾽ ἐναντίας ἡμῖν περὶ τὸ σέβας διακείμενοι οὐδεμίαν φειδὼ ποιήσονται.* Er erinnert an den Glauben dieser Barbaren, daß der jenseits die größte Belohnung empfangen werde, *ὅστις πρὸς ἡμᾶς πολεμῶν ἢ πίπτοι μαχόμενος ἢ ὡς πλείστους ἀποκτείνοι.* (III, 298.)

seine Hand. Die Byzantiner vergleichen seine Macht bald mit einem überhand nehmenden Feuer, bald mit einem weit und breit ausgetretenen Strome, beides wilden und unwiderstehlichen Gewalten.

Und nunmehr nahm Stephan Duschan eine sehr bedeutende Stellung ein.

Von den Ursitzen der nemanjitischen Herrschaft, den Gauen an der oberen Raschka, die dem Lande den Namen Rascien gegeben, herrschte er bis an die Sawe. Einem großen Anfall der unter Ludwig I mächtig aufstrebenden Ungarn ging er, von seinen Priestern gesegnet, entgegen und wies ihn glücklich zurück; es ist ganz wahrscheinlich, daß er Belgrad wenigstens auf eine Zeitlang an sich brachte.[1]) Er entriß Bosnien einem widerspenstigen Ban und stellte es unter eigene Verwaltung. Im Jahre 1347 finden wir ihn in Ragusa, das ihn mit europäischen Ehren empfängt und als Schutzherrn anerkennt. Die Schkypetaren in Albanien folgten seinen Fahnen; Arta und Joannina waren in seinem Besitz. Von hier breiteten sich seine Woiwoden, deren Bezirke sich ziemlich unterscheiden lassen, über das ganze romäische Gebiet am Wardar und an der Marizza bis nach Bulgarien hin aus, das er ebenfalls als eine Provinz seines Reiches betrachten durfte. Im Besitz einer so ausgedehnten Macht wagte er auch einen Titel anzunehmen, der noch zwischen Morgenland und Abendland streitig war und von keinem Theile recht behauptet werden konnte; als serbischer Kral konnte er ohnehin bei den Griechen Gehorsam weder fordern noch erwarten: er nannte sich Kaiser der Romäer, der Christum liebende macedonische Zar,[2]) und fing an, die Tiara zu

1) Engel, Geschichte von Serbien 356.

2) Im Jahre 1346 (21. November) wird zu Venedig in den Beschlüssen der Pregadi (Secreta Rogatorum l. I) Duschan als Rex Raxiae bezeichnet, (Schafarik, Acta Archivi Veneti spectantia ad historiam Serborum et reliquorum Slavorum meridionalium, I, S. 89 Urk. Nr. LXXI); am 13. Mai 1347 in den Misti del Senato erscheint er als rex Raxiae et Imperator (Schafarik, a. a. O. S. 98 Nr. LXXVII), später als Imperator Raxiae (30. März 1349, Schafarik a. a. O. Urkunde Nr. XC, S. 116; 12. Dezember 1355 Nr. CXI, S. 165; 10. Januar 1356 Nr. CXVI, S. 177, CXVII, S. 187), Imperator Raxiae et Graecorum (10. April 1348 Nr. LXXXV, S. 110), Imperator Raxiae et Romaniae (13. April 1350 Nr. XCVI, S. 129), Imperator et Rex Serviae (16. Juli 1349 Urk. Nr. XCIV, S. 125), Imperator et rex Raxiae (13. April 1350 Urk. Nr. XCVII, S. 135), Imperator Graecorum et Raxiae (ebenda), Graecorum Imperator et Raxiae rex (25. Mai 1350 Urk. Nr. C, S. 143), Imperador de Sclavonia (24. Februar 1354 Nr. CV, S. 150).

tragen; auf seinen Münzen erscheint er, die Weltkugel, über der ein Kreuz sich erhebt, in der Hand.[1] Wenn irgendwo, so bedingten sich in dem orthodoxen griechischen Reiche geistlicher und weltlicher Gehorsam, die in den Ideen fast ununterschieden waren, obwohl das geistliche Princip eine unabhängige Repräsentation hatte. Es wäre ein Widerspruch gewesen: Kaiserthum und Anerkennung eines fremden Patriarchen. Auch dafür aber ließ sich ohne viel Schwierigkeit sorgen. Die versammelte Geistlichkeit des duschanischen Reiches wählte sich auf einer Synode zu Pherä einen besonderen Patriarchen zum Oberhaupt.

Wenn es die natürliche Tendenz der serbischen Nation war, sich in dem Conflicte des Ostens und Westens der Christenheit politisch gegen die eine, kirchlich gegen die andere Seite hin unabhängig zu erhalten, so war das in dem damaligen Augenblicke wirklich erreicht.

Wie sehr irrte man in Rom, wenn man auch dem Duschan eine Hinneigung zu dem abendländischen Kirchenwesen zuschrieb! In seinen Gesetzen werden die, welche Jemanden „zu der lateinischen Ketzerei" abwenden wollen, zur Arbeit in den Erzgruben verdammt.

Es ist, wie es scheint, in seinem Sinne, wenn die alte Sage ihn vorstellt, wie er am Feste des Erzstreiters Michael seine Woiwoden fragt, nach welcher Seite er sie führen solle, gegen Griechenland oder gegen Alemannien? „Wohin du uns führst, glorwürdigster Zar," erwiedern sie ihm, „dahin wollen wir dir folgen."

Nicht als ob es je seine Absicht hätte sein können, seine Waffen gegen Gebiete, die unter deutschem Einfluß standen, zu wenden. Die Erzählung drückt nur das Selbstgefühl aus, welches die erlangte Selbständigkeit zu begleiten pflegt.

1) Die Annahme des Titels würde also um das Jahr 1347 fallen; sie geschah ohne Zweifel im Gegensatz zu Cantacuzenus, der am 13. Mai 1347 in Constantinopel gekrönt wurde. Stephan Duschan nennt sich in einem Anschreiben an den Dogen Andrea Dandolo vom 1. April 1348: Dei Gratia Graecorum Imperator (Nr. LXXXIV, S. 119). Besonders merkwürdig ist, daß Duschan im Jahre 1350 Venedig aufforderte, nachdem er den größten Theil des griechischen Reiches bezwungen habe, ihm mit ihren Galeeren und Mannschaften gegen Constantinopel beizustehen, das er ohne ihre Hülfe nicht erobern könne (13. April 1350. Schafarik a. a. O. Urkunde Nr. XCVI, S. 131). Die Venezianer lehnen dies ab, weil sie dem griechischen Reiche durch Eidschwur verpflichtet seien, daß sie durch Verbindung mit ihm Gott beleidigen und ihre eigene Ehre verletzen würden (Schafarik a. a. O. S. 138).

1) Zanetti, de nummis regum Mysiae, p. 24.

Man kann die Frage aufwerfen, ob eine Haltung dieser Art, so rühmlich und stolz sie sich auch ausnimmt, nicht doch der Entwickelung der Cultur vielleicht nachtheilig ist. Ein Volk, das sich den vorgeschrittenen Nationen unaufhörlich widersetzt, um nur nicht seine Freiheit an sie zu verlieren, kann auch den Einwirkungen derselben, die ihm nützlich sein würden, nicht stattgeben.

Serbien war jedoch den Einflüssen des Abendlandes nicht verschlossen.

Die Bergwerke, die es besaß, und die reichen Erträge, welche diese damals lieferten, zogen zunächst ragusanische Kaufleute in das Land, die sich in Nowobrdo, Kladowo, Smederewo Stationen gründeten[1]) und sich mit der dalmatinischen Küste, welche sich italienischer Cultur erfreute, in unaufhörlicher Verbindung hielten.[2]) Die Könige hatten Geld genug, um in diesen Zeiten der Condottieren bald italienische, bald französische — denn keine anderen sind es doch, die bei den Griechen keltisch heißen —, bald auch deutsche Kriegsbanden in ihre Dienste zu ziehen; und diese mochten es sein, die ihnen das Uebergewicht der Waffen in jenen Gegenden verschafften. Um das Jahr 1355 erscheint ein Deutscher unter den Großen des Reiches als Feldhauptmann des Königs Duschan. Auch hier erhoben sich, wie in dem ganzen Abendlande, auf den unzugänglichen Bergspitzen oder an den Pässen, wo die Flüsse durch das Gebirge dringen, oder in der Mitte der Seen Schlösser und Festen. Noch steht die Kirche, die ein Baumeister aus Cattaro dem Vater Duschans bei Ipek aus weißem Marmor in aller Pracht des Jahrhunderts erbaut hat.[3]) Viele andere Kirchen und Klöster, durch die Freigebigkeit der Könige gegründet, stiegen unter den Händen einheimischer Werkmeister empor. An die Vervielfältigung von Kirchenbüchern und Kirchengesetzen knüpfte sich ein Beginn von Literatur. Von Stephan Duschan giebt es ein Gesetzbuch, das nur leider noch sehr ungenügend bekannt geworden ist.[4]) Wir sehen jedoch daraus, daß es in Serbien eine Versammlung gab, aus Geistlichen und Welt=

1) Aus Miklosch, Monumenta Serbica, ersieht man, daß ein von Nemanja's Sohn Stephan ausgestelltes Privilegium (Urkunde Nr. XIX und XX) immer wiederholt und erweitert worden ist (vgl. die Urkunden Nr. XXXI, XXXXII, LI, LIII, LIV, LXXXI, CXXVII, CCCXXII).

2) Appendini, Notizie sulle antichità etc. di Ragusa I, p. 229, bringt damit in Verbindung, daß die schönsten alten Bauwerke dieser Stadt in den Zeiten dieses Verkehrs errichtet worden.

3) Ami Boué, La Turquie d'Europe, III, 464.

4) Schafarik in den Wiener Jahrbüchern LIII, Anzeigeblatt p. 38.

lichen zusammengesetzt, unter dem Zar und dem Patriarchen, welche die gesetzgebende Gewalt ausübte, — daß diese sich eben bemühte, den Besitz der Grundherren, größerer und kleinerer, gegen die Eingriffe der höchsten Gewalt, und hinwiederum die Bauern gegen die willkürlichen Ueberbürdungen der Grundherren sicherzustellen. Man nimmt überall den Zustand der Gewaltsamkeit und Rohheit wahr, welcher Land und Volk noch beherrschte, und den auch die geschichtlichen Thatsachen nur zu deutlich herausstellen, aber zugleich ein lebendiges Bestreben, sich aus demselben hervorzuarbeiten.

Serbien war in dem Uebergang begriffen, der in dem Leben jeder Nation eine der wichtigsten Stufen ausmacht, von dem aus dunklen Anfängen Ueberkommenen, Patriarchalischen, Local-beschränkten zu einer mit geistigem Bewußtsein ausgebildeten, der allgemeinen Entwickelung des menschlichen Geschlechts entsprechenden, gesetzmäßigen Ordnung der Dinge; ein Schritt, der hier nicht ohne Nachahmung fremder Vorbilder und Formen, aber doch sehr im ursprünglichen Geiste des Volkes versucht ward. Von allen slawischen Rechten ist das serbische nach dem Urtheil der Kenner das am meisten nationale.[1])

Ob nun aber dieser Anfang weiter führen, ob die serbische Nation wirklich unter den Völkern von Europa einen Rang einnehmen würde? Schon hing das weniger von ihrer inneren Entwickelungsfähigkeit als von dem Verhältniß zu einer anderen, mächtig anwachsenden und gegen das südliche Europa heranstürzenden Macht ab.

1) Maciejowski, Slawische Rechtsgeschichte B. I, Th. II, Abschn. V.

Zweites Capitel.

Untergang der serbischen Freiheit.

Von welchem Punct aus man auch immer suchen mag, die Entwickelung der neuern Jahrhunderte zu begreifen, beinahe allemal wird man auf das römische Reich zurückgeführt, welches, indem es die alte Welt unterwarf und von der neueren überwältigt ward, eine Mitte für die gesammte Geschichte bildet.

Einst waren, und zwar unter der nämlichen Regierung, in welche die historische Ueberlieferung die Aufnahme der Slawen in den Donauländern setzt, unter Kaiser Heraklius, die asiatischen Provinzen des byzantinisch-römischen Reiches von den Arabern überfluthet worden und einer Glaubensform anheimgefallen, welche die Hälfte der Welt dem Christenthum entriß. Glück genug, daß Constantinopel in früheren Jahrhunderten den Angriffen derselben nicht unterlag. Jetzt aber hatte der Islam in Vorderasien, in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt, eine militärisch-kräftigere Repräsentation, als jemals eine frühere gewesen war. Von Cantacuzenus selbst eingeführt, lernten die Osmanen das thracische Binnenland kennen. Noch heute heißen die Felder bei Kallipolis, wo sie dann — im Jahre 1357 — selbständig Fuß faßten, nach den ersten Türken, welche dort, mit aller Heftigkeit des muhammedanischen Fanatismus den christlichen Glauben bekämpfend, den vermeinten Märtyrertod fanden.

Es konnte als eine glückliche Fügung erscheinen, daß eben in diesem Augenblicke sich diesseits der serbische Staat gebildet hatte, ebenfalls kriegsgewaltig und nach allen Seiten siegreich.

Die schwache Regierung, auf welche der Titel und die Succession des römischen Reiches gekommen, hatte bisher sich dem einen Theil mit Hülfe des andern entgegenzusetzen gedacht; jetzt mußten diese mit einander in unmittelbaren Kampf gerathen.

Die Serben befanden sich in der dringenden Nothwendigkeit, den Osmanen aus allen Kräften zu widerstehen; sie mußten sie zurückwerfen oder ihr eigenes Verderben erwarten.

Da ereignete sich nun, daß in dem Augenblicke, wo dies unternommen werden konnte, der mächtige Serbenfürst, Stephan Duschan, starb, ehe er die Feste vollendet, die er zu errichten angefangen, ehe er, wenn wir in dem Gleichniß bleiben dürfen, auch nur zur Vertheidigung der bereits aufgeführten Bollwerke das Erforderliche vorgekehrt hatte.

Der Unterschied des serbischen und des türkischen Staates bestand hauptsächlich darin, daß dieser eine größere Einheit darstellte, eine streng geschlossene Kriegsgenossenschaft, wo alles Knechte Eines Herrn, dort dagegen die Woiwoden, nach abendländischer Art, schon immer einen gewissen Antheil an der Gewalt gehabt hatten.

War doch Stephan Duschan selbst von ihnen, vielleicht wider seinen Willen, vor der Zeit auf den Thron gesetzt worden! An den Maßregeln, die er ergriff, selbst in politischer Beziehung, hatten sie jeder Zeit entscheidenden Antheil gehabt. Ihm war es noch gelungen, die Regungen des Ungehorsams zu ersticken, an denen es nicht fehlte; nach seinem Tode aber brach eine Entzweiung in seinem Hause aus, zwischen seiner Gemahlin, seinem Sohne und seinem Bruder, welche die oberste Gewalt zersetzte und den Woiwoden Gelegenheit gab, allen Gehorsam von sich zu werfen.

So hatten nicht lange vorher auch die bosnischen Großen eine Adelsrepublik zu errichten gedacht. Erbstreitigkeiten und damit in Verbindung Emancipationen mächtiger Stände waren eine Lebensform des damaligen Europa's.

Von den Einrichtungen des osmanischen Reiches hatten dagegen die, welche das Gepräge der Barbarei am stärksten tragen, Harem und Brudermord, eben den Erfolg, Verwirrungen dieser Art zu verhindern.

Nicht lange war es zweifelhaft, welcher Theil von beiden bei ihrem Zusammenstoßen den Sieg behalten würde.

Die türkischen Jahrbücher beschreiben Schlachten, die in den abendländischen nicht vorkommen; die serbischen gedenken anderer, die in den türkischen nicht erwähnt werden; Siege werden als Niederlagen betrachtet, Niederlagen als Siege. Wie unvollkommen uns aber auch die Begebenheiten bekannt geworden sind, ihre Summe ist, daß schon der Sohn Stephan Duschans die von seinen Vorfahren eroberten romäischen Gebiete verlor: die großen Vasallen unterwarfen sich den Türken.

Da konnten auch die altserbischen Lande nicht mehr lange widerstehen.

In wenigen großen Schlägen entwickelten sich die nunmehr unvermeidlichen Geschicke.

Das System der Türken, die eroberten Landschaften mit militärischen Colonien zu besetzen und zu diesem Ende die vorgefundenen Einwohner wegzuführen, erweckte im Jahr 1389 einen großen nationalen Widerstand.

Auf der Höhe des Gebirges, wo das serbische Reich seinen vornehmsten Sitz hatte, auf dem Felde Kossowo, standen noch einmal vereinigt Serben, Bosnier, die nach Duschans Tode wieder unabhängig geworden, und Albanesen den Osmanen gegenüber. Aber die Osmanen waren stärker als alle zusammen. Auch die Vorgänge dieser Schlacht sind von Sage und Nationalgefühl verdunkelt; allein unzweifelhaft ist der Erfolg: von diesem Tage an begann der serbische Name dem türkischen zu dienen.

Der Sultan der Osmanen und der Kral der Serben waren beide in der Schlacht gefallen; die Nachfolger derselben, Bajesid und Stephan Lasarewitsch, trafen ein Abkommen, welches das untergeordnete Verhältniß der Serben recht förmlich festsetzte. Der Lasarewitsch gab dem Sultan seine Schwester zur Gemahlin und versprach, ihm in allen seinen Feldzügen Heeresfolge zu leisten.[1]) Er hat das sein Leben lang redlich gethan. In den großen Schlachten, in welchen das Schicksal des osmanischen Reiches in Frage stand, bei Nikopolis und Ancyra, stand er seinem Schwager zur Seite. Er war, wie es scheint, durch einen Schwur an dies Haus gefesselt. Mit dem Eifer eines Blutsverwandten nahm er an der Beseitigung der Zwistigkeiten Antheil, die endlich doch einmal in der osmanischen Familie ausgebrochen waren. Es versteht sich aber, daß er mit alle dem nur die Unterwürfigkeit seiner eigenen Nation befestigte. Solange er lebte, gingen die Dinge noch erträglich; aber nach seinem Tode zögerten die Osmanen nicht, sogar Erbansprüche, die sie aus der Verwandtschaft mit ihm herleiteten, auf das Land zu machen, und bald erhob sich, wovon bisher weniger die Rede gewesen, der niemals auszugleichende Widerstreit der Religionen. Daß ein christlicher Fürst so reiche Bergwerke, so starke Festen besitze, erklärten die Türken darum für unzulässig, weil er sich ihrer zuletzt

1) Wie es die ziemlich selbständige Uebersetzung des Dukas ausdrückt: volse che Stephano sotto'l suo imperio esercitasse la militia, et in qualunque loco fosse l'imperatore, se trovasse la sua persona.

nur bedienen werde, um dem Fortgang des Glaubens an den Propheten in den Weg zu treten. Sie entzündeten ihre Habgier mit den Antrieben der Religion. Um das Jahr 1438 finden wir eine Moschee zu Kruschewaz errichtet; osmanische Besatzungen haben die Donaufestungen, Golubaz, Smederewo, und die Mutter der serbischen Städte, Nowobrdo, unfern der ergiebigsten Bergwerke, inne.[1]) Indessen ward Bosnien von Scupi her durchstreift; von Argyrocaston und Croia breitete sich die Herrschaft der Osmanen über das südliche und nördliche Albanien aus.

Da war es denn so weit gekommen, daß man nur noch durch fremde Hülfe, und zwar nun doch die des Abendlandes, errettet werden konnte.

Wie hätte nicht auch endlich die Welt der lateinischen Kirche, von den Türken bereits in Ungarn selber angegriffen, in Italien bedroht, sich wider sie erheben sollen?

Noch besaßen die Lateiner unzweifelhaft das Uebergewicht zur See; so eben bildete sich im europäischen Osten, wo die Jagellonen, welche Litthauen mit Polen vereinigt hatten, jetzt auch den Ungarn einen König gaben, eine Landmacht aus, welche wohl geeignet schien, den Osmanen die Spitze zu bieten. Die Fürsten der Serben und Bosnier säumten keinen Augenblick, sich an dieselbe anzuschließen.

Und so gewaltig erschien die dadurch gebildete und dann vornehmlich durch die Bemühungen des serbischen Fürsten Georg Brankowitsch, der in allem seinem Unglück den Ruf eines weisen und braven Mannes behauptet hatte und jetzt die Schätze nicht sparte, die er in besseren Tagen gesammelt, in Gang gebrachte Vereinigung, — so glücklich und entscheidend waren die Erfolge besonders des langen Feldzuges, in welchem Johann Hunyad das Christfest auf den eroberten Schneefeldern des Hämus feierte, daß die Türken unsicher wurden und im Frieden zu Szegedin (Juli 1444) ganz Serbien zurückgaben.[2])

Es hätte sich denken lassen, daß, wenn die abendländischen Mächte die kleinen Despotate, die sich noch auf diesem Boden ge-

1) In einer Notiz von J. Torzelo 1439, die sich aber auf etwas frühere Zeit bezieht – denn der Verfasser war zwölf Jahre am türkischen Hofe gewesen, Tom. V. 544, heißt es, daß der Herr von Rassia 15,000 M. im Frieden halte und sich gleich einer Unternehmung gegen die Türken beigesellen werde. Aus einer anderen Notiz ersehen wir (V, 1457), daß dieses Heer schon viel schwächer geworden war.

2) Aeneas Sylvius, de statu Europae, cap. IV: Consternati ac perculsi metu, perinde ac totus oriens conjurasset, pacem petiere.

halten, deren eines jetzt das Kaiserthum von Constantinopel selber bildete, unterstützt und zugleich den Sultan zur See beschäftigt und gefährdet hätten, daß alsdann hier noch ein erträglicher Zustand würde erhalten, die Gelegenheit einer allgemeinen Herstellung haben abgewartet werden können.

Allein in Italien wünschte man sich der türkischen Gefahr auf einmal, und zwar hauptsächlich durch eine neue Anstrengung der schon im Siege begriffenen östlichen Mächte, zu entledigen; der Papst zu Rom setzte sein oberpriesterliches Ansehen ein, um den geschlossenen Vertrag wieder zu vernichten. Ein besseres Gefühl war dagegen; aber der Legat der römischen Kirche ließ kein Mittel unbenutzt, die Befehle seines Herrn zu vollziehen, und riß zwar nicht etwa auch die Serben, die der Sache nicht trauten, aber doch die Ungarn und Polen zu einem neuen Unternehmen fort.[1])

Und hätte dann nur die Seemacht, die wirklich am Hellespont erschien, den Sultan, der indeß nach Asien gegangen war, daselbst zurückgehalten! Aber, sei es Unachtsamkeit oder Feigheit oder Verrath, man ließ ihn unangegriffen zurückkommen.[2])

So geschah, daß die ungarisch-polnischen Truppen unerwartet und an ungünstiger Stelle, bei Warna, von einer überlegenen Macht angegriffen wurden. Die feindlichen Reiter schienen ihnen wie auf Fittigen daherzustürmen; unüberwindlich zeigte sich das um den Sultan geschaarte Fußvolk. Die Christen wurden völlig geschlagen. (Nov. 1444).

Niemals aber gab es wohl eine Schlacht von einer unglücklicheren Bedeutung auf lange Jahrhunderte hin. Noch heute leben jene Völker unter dem Gesetz, welches ihnen in Folge derselben auferlegt wurde.

Die Despotate in Griechenland und Albanien, das Kaiserthum eingeschlossen, wurden eines nach dem anderen unterdrückt. Ihr Widerstand konnte den unvermeidlichen Ruin nur einen Augenblick aufhalten. Wie aber hätten die slawischen Königthümer bestehen sollen? Es ist wie ein schmerzliches Schicksal, daß ihr Fall noch mit dem Hader der kirchlichen Parteien erfüllt ist. Ein serbisches Lied erzählt, Georg Brankowitsch habe einst bei Johann Hunyad angefragt, wie er es mit der Religion zu halten gedenke, wenn er

1) Aeneas Sylvius ib.: (Papa) novum instaurari bellum cum precibus tum minis extorsit.

2) Dukas: Come la bona fortuna de Morat volse, trovò spatio libero da le galie appresso lo stomio.

siege; Hunyad habe nicht geleugnet, daß er dann das Land römisch-katholisch zu machen gedenke. Hierauf habe Georg dieselbe Frage an den Sultan gerichtet; der aber habe geantwortet, er werde neben jede Moschee eine Kirche bauen und den Eingeborenen überlassen, ob sie sich beugen wollen, wie dort, oder sich kreuzen, wie hier herkömmlich. Das war wenigstens die allgemeine Meinung, daß es vorzuziehen sei, unter den Türken bei dem angestammten Glauben zu bleiben, statt sich dem lateinischen Ritus anzuschließen.[1]) Georg, dem man noch in seinem neunzigsten Jahre Zumuthungen zum Uebertritt machte, wies sie standhaft zurück; als nach seinem Tode wenigstens die Frauen seiner Familie darauf eingingen, beschleunigten sie damit nur ihr Verderben. Die letzte Fürstin, Helena Paläologa, trug ihr Reich dem römischen Stuhle zu Lehen auf; aber darüber empörte sich ihre eigene Umgebung gegen sie; die serbischen Leute riefen selber die Osmanen in ihre Festungen, um sie nicht an einen Cardinal der römischen Kirche übergehen zu sehen. Der König von Bosnien, der die Absicht hatte, sich mit einer serbischen Fürstentochter zu vermählen und beide Länder unter dem Schutze des Papstes zu vereinigen, machte dasselbe Anerbieten einer Lehnsabhängigkeit, aber mit demselben Erfolg. Die patarenische Secte, die Bosnien erfüllte, die seit Jahrhunderten von Rom aus bekämpft, gegen die zu wiederholten Malen das Kreuz gepredigt worden, hegte ebenfalls die Meinung, daß sie eher unter der osmanischen als unter der römischen Herrschaft bestehen könne.[2]) Bei dem nächsten Angriff der Türken vertheidigten sich die Anhänger derselben nicht mehr; binnen 8 Tagen sind 70 Festen an die Osmanen übergegangen: der König selbst gerieth in ihre Gewalt.

Wohl möglich, daß sich dieses Schicksal hätte vermeiden lassen, wenn sich die Länder früher dem System der Abendländer zugesellt hätten; aber dazu hätte überhaupt alles anders gekommen sein müssen. Und Ungarn, das demselben von Anfang angehörte, ward doch bald darauf zum größten Theile von den Osmanen erobert.

Jedoch auch die Serben und Bosnier, die es vorzogen, sich den Türken zu unterwerfen, hatten keine Ahnung davon, was sie thaten, welches Schicksal sie unter dieser Herrschaft erwartete.

1) Kaiser Friedrich giebt in der Urkunde, durch welche er die Grafen von Cilley ihrer Lehnspflicht gegen das Reich erledigt (13. Aug. 1443), als Grund an, daß sie „gen den Bosnern Turken und andern Ungleubigen, die die Christenheit an denselben Orten teglich und swerlich anfechten, groß zu schaffen." Bosnier, Türken und andre Ungläubige! —

2) Schimek, Geschichte von Bosnien 145, 147.

Der letzte Fürst der Bosnier, der seines Lebens versichert worden, ward dennoch auf den Grund, daß man den Ungläubigen sein Wort nicht zu halten brauche, von dem fanatischen Scheich, der diesen Ausspruch gab, mit eigener Hand ermordet.[1])

Bald sahen die Großen des Landes, die man anfieng zu vernichten, sowie das königliche Haus ihre einzige Rettung in der Annahme des Muhammedanismus selbst. Das Testament der letzten Fürstin, die sich nach Rom geflüchtet und dort bei ihrem Tode ihr Erbrecht auf das Land dem römischen Papste übertrug, der es dann, Schwert und Schuh berührend die ihm überbracht wurden, annahm, gründet sich darauf, daß ihre Kinder, Sohn und Tochter, zum Islam übergegangen und dadurch unfähig geworden seien, ihr nachzufolgen. Das Beispiel der Fürsten, die Gefahr, wenn man nicht übertrat, auf der einen, die Aussicht auf Theilnahme an der öffentlichen Gewalt, wenn man es that, auf der anderen Seite, brachten nach und nach die vornehmsten Geschlechter zu dem nämlichen Schritte. Sie wurden erblich in ihren Schlössern und behielten, solange sie vereinigt waren, den größten Einfluß in der Provinz; zuweilen ist ihnen sogar ein eingeborner Wesir bewilligt worden. Aber dadurch trennten sie sich von ihrer Nation, die ihnen zum Trotz dem alten Glauben treu blieb, dafür aber, von Staat und Waffen ausgeschlossen, eben so gut zur Rajah wurde, wie dies allen Christen im türkischen Reiche geschah.

In der Herzegowina ward dies System dadurch gemildert, daß sich einige christlichen Oberhäupter mit einer bewaffneten Bevölkerung aufrechterhielten; sie erlangten von Zeit zu Zeit durch Berate der Pforte gesetzliche Anerkennung, und die Pascha's mußten Rücksicht auf sie nehmen.

In dem eigentlichen Serbien, an der Morawa, Kolubara und Donau, ward dagegen das System in seiner ganzen Strenge eingeführt. Hier, wo das Heer des Großherrn beinahe Jahr für Jahr zu dem Kriege an den ungarischen Grenzen durchzog, konnte sich keine Selbständigkeit erhalten: wir finden wohl, daß die Bauern von Belgrad nach Constantinopel aufgeboten wurden, um auf den großherrlichen Wiesen in der Heuernte zu frohnen. Das Land war unter die Spahi ausgetheilt, denen die Einwohner zu persönlichen und sachlichen Diensten auf das härteste verpflichtet waren. Sie durften keine Waffen führen: bei ausbrechenden Bewegungen finden wir sie nur mit langen Stäben gerüstet. Pferde mochten sie nicht

1) Neschri bei Hammer, Geschichte der Osmanen II, 552.

halten, weil sie ihnen von den Türken weggenommen wurden. Ein Reisender des 16. Jahrhunderts bezeichnet sie als arme gefangene Leute, deren keiner den Kopf erheben dürfe. Alle fünf Jahre ward der Knabenzins eingefordert, der die Blüthe und Hoffnung der Nation zu unmittelbarem Dienste des Großherrn abführte und ihre Kräfte gegen sie selber kehrte.

Allmählich trat nun wohl ein Umschwung in den Weltgeschicken ein.

Die Verbindung Ungarns mit Oestreich und dadurch mit dem Reiche und der Kriegsmacht der Deutschen, welche dem Vordringen der Osmanen vornehmlich Schranken setzte, bewirkte endlich, nachdem die religiösen Entzweiungen die Kräfte und Geister zwar getheilt, aber entwickelt hatten, nicht ohne lebendige Theilnahme auch der protestantischen Fürsten, die Befreiung dieses Landes von den Türken. Ein großer Theil der serbischen Nation, der schon früher in die Grenzen des alten Ungarns eingewandert, ward dadurch unmittelbar von den Osmanen losgerissen. Mit Freuden ward diese Aussicht auch von den übrigen Stammesgenossen jenseit der Sawe ergriffen. Sie boten dem Kaiser Leopold die Hülfe ihrer Nation an, und man weiß, wie viel dieselbe zu dem Fortgang der kaiserlichen Waffen beitrug: im Frieden von Passarowitz blieb ein großer Theil von Serbien in den Händen der Kaiserlichen, und die Regierung trug Sorge, die Cultur des Landes dadurch zu befördern, daß sie die Bauern vom Soldatenzwang befreite und deutsche Pflanzungen begünstigte.

Wir haben hier nicht zu entwickeln, wie es kam, daß diese Unternehmungen nicht allein in Stillstand geriethen, sondern sogar rückgängig wurden, so daß selbst die eroberten serbischen Bezirke nach zwanzig Jahren herausgegeben werden mußten. Jedermann weiß, daß dies mehr durch die Verflechtungen der europäischen Politik geschah, als durch türkische Machterhebung; aber wir dürfen bemerken, daß diese neue Katastrophe den Zustand der dortigen christlichen Bevölkerung noch um vieles verschlimmerte.

Nicht allein, daß man an den Unterthanen, die nicht auswanderten, ihren Abfall rächte, große Landstriche in andere Hände gab; der vornehmste und tiefgreifendste Nachtheil zeigte sich in dem geistlichen Verhältniß.

Bisher hatte sich unter den Osmanen der serbische Patriarchat mit den serbischen Bisthümern noch erhalten. Er gewährte der Nation wenigstens in Bezug auf die Kirche einen gewissen Antheil

an der öffentlichen Gewalt und gab der Rajah dem Großherrn gegenüber eine Repräsentation, die doch nicht ganz verachtet werden durfte.

Es war an und für sich ein sehr angemessener Plan Kaiser Leopolds I, diese mächtige kirchliche Autorität für sich zu gewinnen, sie unter kaiserliche Obhut zu nehmen. Die ganze illyrische Nation kam dadurch zu dem Kaiser in eine Art von Schutzverhältniß. Eben darum erhob sie sich im Jahre 1689 so bereitwillig zu Gunsten des Kaisers, weil ihr Patriarch Arseni Czernowich ihr darin mit seinem Beispiele voranging. Er schloß sich mit ein paar tausend Gläubigen, die sich alle mit dem Kreuz bezeichnet hatten, dem kaiserlichen Feldlager an.[1])

Nur hätten diese Pläne nun auch in vollem Umfang in Vollziehung gesetzt werden müssen.

Aber schon Arseni Czernowich sah sich durch den Gang der Dinge genöthigt, den alten erzbischöflichen Sitz zu verlassen und nach Oestreich auszuwandern. Er that das als ein großes nationales Oberhaupt. Siebenunddreißigtausend Familien folgten ihm und siedelten sich im Gebiet der Ungarn an, wo ihnen der Kaiser ihre religiöse Unabhängigkeit durch stattliche Privilegien sicherte.

Man darf sich nicht wundern, wenn die Türken die Einwirkung eines so offenbar ihnen feindseligen kirchlichen Oberen in ihr Gebiet nicht dulden wollten. Sie suchten jede Verbindung mit ihm unmöglich zu machen und setzten selber einen serbischen Patriarchen zu Ipek.

Zu welchen inneren Stürmen es hiebei kam, sieht man aus einem Ereigniß, das für Montenegro entscheidend wurde. Der von dem ausgewanderten Patriarchen geweihte Metropolit von Montenegro, Daniel, aus dem Hause Petrowich, dem Stamme Njeguschi, ward von den Türken, sowie er sich aus seinem Gebiet wagte, gefangen genommen und nur um ein schweres Lösegeld losgelassen. Schon drang der Islam, unter der Gunst der Regierung, auch in Montenegro ein. Daniel, um sich wenigstens zu Hause vor demselben sicherzustellen, überredete die christlichen Montenegriner, sich ihrer muhammedanischen Brüder mit Gewalt zu entledigen. Alle, welche nicht zum Christenthum übertraten oder sich durch die Flucht retteten, wurden auf Einen Tag überfallen und ermordet. Täusche sich Nie-

1) Man sagte dem Befehlshaber zu Canischa, das deutsche Reich werde nicht ruhen, bis „beide Meere, das schwarze und das weiße," die Reichsgrenzen geworden. Neu eröffnete ottomanische Pforte, Fortsetzung p. 527.

mand: nicht anders hat sich dort der griechisch-christliche Glaube unangetastet erhalten! Der Bischof, der das Recht ausübte, immer noch bei Lebzeiten seinen Nachfolger zu ernennen, wie dort auch die Würde von Priestern und Erbpriestern forterbt, ward seitdem zum Oberhaupt seiner Nation.

Das nationale Priesterthum bildete ein nicht geringes Mittel des Widerstandes.

Noch einmal, bei dem neuen Vorrücken der Oestreicher im Jahre 1737,[1]) erhoben sich Albanesen und Serben in großer Anzahl: man will ihrer gegen 20000 rechnen; aber sie wurden von den Osmanen an der Kolubara eingeholt und sämmtlich niedergehauen.

In kurzem zeigte sich, daß es so großer Bewegungen, wie diese Kriege waren, gar nicht einmal bedurfte, um hier einen kirchlich nationalen Abfall hervorzurufen.

Einem Betrüger, der sich für Peter III ausgab, gelang es, sich in Montenegro Glauben und ein Ansehen zu verschaffen, welches sich weit in das türkische Gebiet erstreckte. Mehrere Bischöfe erkannten ihn an; der damalige Patriarch der serbischen Kirche in Ipek schickte ihm ein kostbares Pferd zum Ehrengeschenk. Hierauf zogen die Wesire von Bosnien und Rumelien gegen ihn ins Feld und beschränkten sein Ansehen wenigstens auf Montenegro: der Patriarch von Ipek mußte selbst dahin flüchtig werden.

Seitdem beschloß die Pforte keinen serbischen Patriarchen mehr wählen zu lassen; sie verband seine Würde mit dem Patriarchat von Constantinopel, über den sie eine unbezweifelte Gewalt ausübte;[2]) dieser sendete dann griechische Bischöfe, um die serbischen Kirchen zu verwalten.

Für die Nation aber war dies ein großer Verlust. Mit der kirchlichen Selbständigkeit büßte sie noch den letzten Antheil an dem öffentlichen Leben ein, der zugleich einen Antrieb zu höherer Cultur in sich geschlossen hatte. Nun erst war sie dem türkisch gewordenen Constantinopel völlig unterworfen.

1) In dem Leben des Generals Seckendorf, dem gute Nachrichten zu Grunde liegen, wird versichert (II, 107), der Patriarch von Ipek und der Erzbischof von Ochrida hätten damals den Wunsch ausgedrückt, zugleich weltliche Herren ihrer Diöcesen zu werden und Sitz und Stimme am deutschen Reichstage zu bekommen.

2) In dem Berat für den Patriarchen zu Constantinopel, welches Muradgea d'Ohsson Tableau de l'empire ottoman V, p. 120 mittheilt, wird des Hattischerifs gedacht, durch den dies geschah. Jener übernahm den Tribut von jährlich 63000 Aspern, welchen Ipek bisher gezahlt hatte.

Drittes Capitel.

Grundzüge der osmanischen Einrichtungen in Serbien.

Die Aufgabe einer Geschichte der Religionen wäre, nicht allein Vorstellungen, Gebräuche, hierarchische Institute, sondern auch den politischen Einfluß nachzuweisen, den sie auf die verschiedenen Nationen ausgeübt haben.

So lange Jahrhunderte haben Islam und Christenheit miteinander in Kampf gelegen, sich einander gegenüber entwickelt. Welches ist politisch der vornehmste Unterschied der Zustände, die unter ihrer Einwirkung hervorgegangen sind?

Man kann an dem Gange, den die Dinge in der abendländischen Christenheit genommen haben, vieles aussetzen, verwerfen: aber das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Kirche zur Bildung der Nationalitäten unendlich viel beigetragen hat.

Wie ließe sich, um ein Beispiel anzuführen, bei den verschiedenartigen Elementen der Bevölkerung, die im Alterthum in Gallien vorhanden waren, bei alle den mannichfaltigen Einwanderungen und Eroberungen, welche dieses Land in dem Mittelalter erfahren hat, die Begründung einer so starken nationalen Einheit, wie die französische ist, ohne den Einfluß der christlichen Religion und Kirche nur denken!

Freilich gehörte zu der vereinigenden Kraft der Hierarchie auch der Gegensatz gegen ihre Uebermacht, zu der Einwirkung von außen die freie Bewegung von innen her, zu dem Gehorsam der Widerspruch. Nachdem die Nationalität einmal fest begründet war, konnte sie durch keine Meinungsverschiedenheit zerstört werden, die auf der Grundlage derselben erst möglich wurde.

Ganz anders im Orient!

Wie einst unter den Kalifen, wie in dem mongolischen Reiche in Indien, so finden wir in den weiten Gebieten, welche die Osmanen beherrschen, überall den Gegensatz der Gläubigen, denen die Religion den Anspruch auf die Herrschaft giebt, und der Ungläubigen, welche ebenfalls der Religion halber zur Dienstbarkeit verdammt sind.

Der Islam verstärkt die Ansprüche der herrschenden Kriegsleute durch die Einbildung, ausschließlich die wahre Religion zu besitzen; er könnte, wie die Dinge sich einmal gestaltet haben, die Existenz einer unterworfenen ungläubigen Nation gar nicht entbehren; auch ist er damit bei allem sonstigen Eifer im Allgemeinen zufrieden: „denn wen Gott dem Irrthum übergiebt", sagt der Koran, „für den wirst du kein Mittel der Erleuchtung ausfindig machen." Wenn wirklich, wie man behauptet, einst ein Sultan den Gedanken gehegt hat, seine christlichen Unterthanen auszurotten, so ist er durch die Vorstellung zurückgehalten worden, daß die Dienste derselben ihm unentbehrlich seien. In diesem Gegensatz des Glaubens und Unglaubens geht dann alles Staatswesen auf: die beiden Grundbestandtheile desselben werden einander ewig widerstreiten; an die Bildung einer Nation ist nicht zu denken.

Wir wollen nicht tiefer untersuchen, wie dies mit den Prinzipien der beiden Religionen zusammenhängt, mit dem charakteristischen Unterschied, daß das Christenthum seinem inneren Wesen nach populärer Natur ist und im Gegensatz gegen die heidnischen Staatsgewalten zuerst im Volke Platz griff, während der Islam von Anfang an mit dem Schwert ausgebreitet wurde, — mit der ursprünglichen, nur zuweilen verdeckten, aber immer durchwirkenden Wahrheit des einen, der Unwahrheit des anderen Glaubens; genug, es ist so und giebt den beiden Systemen ihren Charakter.

Das Christenthum sucht die Nationen zu bekehren; der Islam sucht die Erde zu erobern: denn „die Erde ist Gottes und er verleiht sie, wem er will."

Was in dem altrömischen Reiche mehr als eine juridische Hypothese erscheint, daß das Grundeigenthum dem Staate oder dem Kaiser gehöre, dem Einzelnen nur Besitz und Genuß,[1]) ist in dem osmanischen Reiche voller, auf die religiöse Vorstellung gegründeter

1) Gajus: in eo solo (provinciarum) dominium populi Romani est vel Caesaris; nos autem possessionem tantum et usumfructum habere videmur.

Ernst: „alles Land gehört dem Kalifen, dem Schatten und Stellvertreter Gottes auf Erden."

Einst, als er den Willen Gottes und des Propheten vollzog, den reinen Glauben auszubreiten, hat er das Land, welches er eroberte, unter die rechtgläubigen Kriegsleute ausgetheilt, die ihm dabei Dienste leisteten, wohl auch einigen erblich, den meisten als Besoldung in Form des Lehens.

Wie viele Veränderungen in friedlicheren Zeiten auch eingetreten sein mögen, so blieb das doch im Allgemeinen immer, wie es anfangs eingerichtet worden.

Die ganze Oberfläche des Reiches war im achtzehnten Jahrhundert, wie im sechzehnten, den Timarli und Spahi ausgetheilt: man wollte ihrer gegen 132000 Mann zählen. [1])

Die Truppe der Janitscharen, die man auf anderthalbhunderttausend Eingeschriebene rechnete, wiewohl sie freilich bei weitem weniger dienstthuende Mitglieder in sich schloß, bildete eine große, alle Provinzen des Reiches zusammenhaltende Gemeinschaft. Die von jeher dazu berechtigten Orta's aus der Abtheilung Dschemaat standen den Pascha's in den Festungen zur Seite; die Schlüssel derselben waren ihnen anvertraut.

Das angesiedelte rechtgläubige Heer, eine Kriegerkaste, deren Vorrecht auf der Religion beruht, zu unterhalten, ihm zu dienen, war nun, wie in allen anderen Provinzen, so auch in Serbien die Bestimmung der Rajah: sie hatte das Land zu bauen, die Lasten zu tragen. Betrachten wir, welches diese waren.

Dem Sultan zahlt der Unterthan, der durch seine Widersetzlichkeit dem Tode oder der Gefangenschaft verfallen wäre, den Satzungen des Korans gemäß das Kopfgeld. „Bedrängt sie," heißt es dort von den Ungläubigen, „bis sie Kopfsteuer geben und gedemüthigt werden." Auf diesen Vers haben sich die osmanischen Sultane ausdrücklich bezogen, wenn sie einmal, wie Ahmed II, in den Fall kamen, die Steuer aufs neue in Ordnung bringen zu müssen. [2]) Alles, was männlich, von dem siebenten Jahre bis in das hohe Alter, war verpflichtet, dieselbe zu zahlen. Die Teskern, bestempelte Quittungen, die aus Constantinopel gesendet wurden,

1) Eton, Survey of the turkish empire 1798: „from the concording testimony of several persons who had the most intimate acquaintance with it", nennt diese Zahl.

2) Rescripte Ahmeds II bei Hammer, Staatsverfassung I, 332.

dienten zugleich denen, welche sie empfingen, als Beweise anerkannter Unterthänigkeit, als Sicherheitskarten und Reisepässe.

In den serbischen Gebieten gab es noch einzelne Bezirke, welche unter christlichen Knesen standen, wie die Kraina unter der erblichen Herrschaft der Karapandschitsch, die dann ein fürstliches Ansehen genossen und, wenn auch nicht, wie man sagt, das Privilegium, daß nie ein beschlagenes Türkenpferd ihren Boden betreten dürfe, doch das Recht hatten, keinen Spahi noch die Ansiedelung eines geborenen Türken in ihrem Gebiete zu dulden; einem Beg, der in Kladowo wohnte, zahlten sie den herkömmlichen Tribut. Nicht viel anders besaßen die Raschkowitsch eine Zeit lang Stariwla. Von wechselnden Knesen ward Kliutsch regiert. In dem eigentlichen Paschalik Belgrad aber, dem vorzugsweise sogenannten Serfwijaleti, waren die Spahi als Grundbesitzer der Dörfer angesehen. Gegen früher hatten sie den Vortheil, daß ihre Rechte nach und nach erblich geworden; aber daher mochte es auch rühren, daß solche genauer als früher bestimmt waren. Die Spahi empfingen den Zehnten von allem, was das Feld oder der Weingarten oder der Bienenkorb ertrug, und eine kleine Abgabe von jedem Stück Vieh. Auch sie ihrerseits hatten eine Steuer, die man Glawnitza nannte, von jedem Ehepaar zwei Piaster, zu fordern. Um widerwärtigen Nachforschungen nach dem Ertrage zu entgehen, schlug man bereits einen Theil der Zehnten zu der Glawnitza. Es gab Gegenden, in welchen man übereingekommen war dem Spahi von jedem Ehepaare, es mochte reich oder arm sein, für alle seine Gebühren zehn Piaster des Jahres zu zahlen, was sich auch dieser gern gefallen ließ, da er nun wußte, worauf er zu rechnen hatte. Nur sehr uneigentlich können die Spahi als ein Adel betrachtet werden. In den Dörfern hatten sie weder eine Wohnung noch ein abgesondertes Gut; sie hatten keinen Anspruch auf Gerichtsbarkeit und Frohne; sie konnten die Unterthanen nicht nur nicht eigenmächtig verjagen, sondern denselben auch nicht einmal verbieten, wegzuziehen und sich anderswo anzusiedeln. Was sie zu fordern hatten, war gleichsam eine erbliche Besoldung, für welche die Verpflichtung, in den Krieg zu gehen, unverändert fortdauerte. Nie waren ihnen eigentliche Eigenthumsrechte bewilligt worden: für einen bestimmten Dienst war ihnen eine bestimmte Nutzung gewährt.

Eine Anzahl Dörfer hatte der Großherr sich selbst vorbehalten.

Ueberdies war der Pascha zu unterhalten, und die Verwaltung des Paschaliks machte einige allgemeinen Einkünfte nothwendig.

Wie die Frohnden überhaupt anfangs sehr drückend gewesen sind, so finden wir wohl, daß die Bauern in Serbien auch dem Pascha aus jedem Dorfe 100 Tage des Jahres frohnden mußten. In Constantinopel hielt man ein Register der frohnepflichtigen Häuser im Reiche. Von so beschwerlichen Pflichten hören wir gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts nichts mehr. Auch eine Naturalabgabe an Getreide, die der Pascha früher immer zu Weihnacht einzog, war abgekommen. Dagegen hatte er jährlich eine gewisse Summe Geldes von der Landschaft zu fordern. Sie war im Allgemeinen durch das Herkommen festgesetzt; doch konnte sie nach Befinden wohl auch erhöht werden. Mit Beirath der Knesen ward sie auf die verschiedenen Bezirke und in diesen alsdann auf die Dörfer, auf die Haushaltungen umgelegt.[1]) Einen Kataster hatte man nicht: man richtete sich nach dem im Allgemeinen und persönlich bekannten Verhältniß.

Von diesem Einkommen ward ein Theil nach Constantinopel gesendet; hauptsächlich aber diente es zur Bestreitung der Provinzialbedürfnisse, unter anderen auch zur Besoldung der Janitscharen, die aber, seitdem man ihnen Vortheile bei den Eingangszöllen gewährt hatte,[2]) sich zugleich dem Gewerbe widmeten und die angesehensten, reichsten Leute im Lande waren.

Nun aber ist der Großherr nicht allein das Haupt des Krieges, sondern als der Kalif des Propheten auch der Ausführer des Korans, in welchem sich Religion und Gesetz durchdringen. Als er 1784 auf die weltliche Herrschaft der Krim Verzicht leisten mußte, behielt er sich doch die geistliche vor und fuhr fort, Molla und Kadi zur Handhabung derselben dahin zu senden. In Serbien hatte ein Molla der zweiten Ordnung seinen Sitz zu Belgrad; in kleineren Städten waren die Kadi zur Rechtspflege über Moslimen und Christen. Für ihren Unterhalt waren die Kadi hauptsächlich auf die letzteren angewiesen, auf die Gefälle, die ihnen aus juridisch-administrativen Befugnissen bei dem Absterben eines Hausvaters, oder bei gerichtlichem Kauf und Verkauf zukamen, auf die Sporteln bei den Händeln, die vor sie gebracht wurden. Man sah, daß es ihnen lieb war, wenn Unordnungen vorfielen. Dem Kadi stand ein von dem Pascha eingesetzter Vollstrecker der Urtheile, ein Mussellim zur Seite,

1) Daher hat sie auch ihren Namen, von dem Worte poresati, in Kerbholz schneiden, zertheilen; vgl. Wuks serbisches Wörterbuch p. 607.

2) Porter, Observations sur les Turcs, französische Uebersetzung, II, 127, schreibt diese Privilegien und die Veränderung Mahmud dem I zu.

der gar oft, da er die Gewalt ausübte, ein größeres Ansehen genoß als der friedliche Richter.

Die religiösen Geschäfte der Christen besorgte der Bischof; doch hatte auch dieser, seitdem das Bisthum an die Griechen gekommen, ein engeres Verhältniß zur Staatsgewalt als zu seinen Pflegebefohlenen.

Schon in seiner äußeren Erscheinung gesellte er sich mehr den Türken zu. Man sah ihn prächtig einherreiten, mit den Zeichen der Macht, die ihm durch großherrliches Berat verliehen worden, dem Schwert und dem Busdowan, ausgerüstet.

Was seiner Stellung aber ihren Charakter verlieh, war das finanzielle Interesse.

Der Patriarchat zu Constantinopel, die heilige Kirche, bildet zugleich ein Creditinstitut, bei dem die Capitalisten gern ihre Gelder anlegen. Man bestreitet damit die Tributzahlungen an die Pforte, regelmäßiger und unregelmäßiger Art, die ansehnlichen Geschenke, mit denen man die Gunst der Mitglieder der Verwaltung zu erkaufen gewohnt ist. Die Zinsen kommen, wie aus manchen anderen Gefällen, so hauptsächlich aus den Beiträgen der Bischöfe auf. Jeder eintretende Bischof muß sich als Schuldner einer bestimmten Summe bekennen, die sich nach dem Ertrage seiner Diöcese richtet, und für die richtige Abtragung der Zinsen derselben haften.[1]) Die Scheine, die er darüber ausstellt, Hofschuldscheine genannt, gehen als eine Art von Staatspapier von Hand in Hand und sind sehr geschätzt, da der Stellvertreter des Patriarchen oder auch des Bischofs, auf dessen Namen sie lauten, nicht versäumen darf, die Zinsen abzutragen. Es wäre den Bischöfen nicht zu rathen, das Schuldcapital abzuzahlen, zu dem sie sich bekennen; sie würden dadurch die Verwaltung der heiligen Kirche eher in Verlegenheit setzen: nach ihrem Ableben bleibt dasselbe auf der Kirche haften. Da nun die Bischöfe überdies einen nicht unbedeutenden Aufwand machen müssen, um ihren Rang in der Reihe der Herren aufrechtzuerhalten, so ward ihre Verwaltung schon für die griechische Rajah drückend, wie viel mehr aber für die serbische, der sie als Fremde erschienen! Sie ließen sich nicht allein von den Popen, die sie weihten, ebenfalls eine Kaufsumme geben, für die sie dieselben auf ihre

1) Zalloni, Essai sur les Fanariotes p. 158: „des obligations qui supportent l'intérêt des dix pour cent par an, et qu'on désigne sous le nom des avlikies-omoloyes". Vgl. Maurer, das griechische Volk, I, 398.

Pfarrgebühren anwiesen, sondern sie hoben in Serbien auch eine eigene Steuer von jedem Haushalt, genannt Dimnitza, Rauchfangsteuer, kraft eines Fermans, worin deren Beitreibung durch bewaffnete Diener gestattet und gegen jeden entgegenlaufenden Anspruch der Grundherren in Schutz genommen ward.

Es ist bekannt, daß auch bei Besetzung der Paschaliks das Geldgeschäft lange Zeit die vornehmste Rücksicht bildete, daß reiche Fanarioten oder armenische Wechsler, sich für die Zahlung der von den Bezirken für die Pforte aufzubringenden Gelder verbürgend, auch auf die Ernennung der Paschas den größten Einfluß ausübten und dann deren Verwaltung durch Secretäre, die sie ihnen mitgaben, beaufsichtigten; — vom Scheik-el-Islam kauften sie die Patente der Kadi's zu hunderten und verkauften sie dann mit großem Gewinn an solche, welche die juridische Schule bis zu dem erforderlichen Grade durchgemacht hatten. Der Unterschied für die bischöflichen Stellen bestand hauptsächlich darin, daß die Fanarioten sie an ihre eigenen Glaubensgenossen bringen konnten.

Wenn man überlegt, daß diese drei Aemter, des Pascha, des Kadi und des Bischofs, Administration, gerichtliche und geistliche Gewalt darstellen, sämmtlich um Geld zu haben, und die Besitzer derselben angewiesen sind, sich durch die Rechte, die ihnen gegen das Volk zustehen, schadlos zu halten, daß auch die Gebühren der Spahi eine Besoldung für bestimmte Dienste bleiben, so erscheinen Land und Leute staatswirthschaftlich gleichsam als ein großes Capital, dessen Zinsen in höchstem Bezuge der Regierung gebühren, welche dieselben einigen für die Landesvertheidigung als Besoldung, anderen Beamten aber fast als Pächtern verliehen hat.

Die Rajah, allen Antheils an der öffentlichen Gewalt entkleidet, erscheint nur noch als ein Gegenstand der Verwaltung, als das Mittel, den Staat zu realisiren, der sie unterjocht hatte, durch Erhaltung seiner Miliz, seiner Beamten, ja des Hofes.

Nicht immer ward auch nur diese Ordnung der Dinge vollkommen ins Werk gesetzt.

Oft sehen wir die Osmanen untereinander in Entzweiung. Die Spahi, die immer im Lande bleiben, haben ein anderes Interesse als der Pascha, der nur eine kurze Zeit daselbst verweilt; die Janitscharen, die durch den Zusammenhang der Corporation, der sich über das ganze Reich erstreckt, stark sind, stehen mit beiden in Widerspruch; und ein Glück, wenn sie sich gegenseitig in Zaum

halten! Wo nicht, so macht ein Jeder seinen Anspruch, den er als ein persönliches Recht begreift, mit aller Gewaltsamkeit geltend.

Auch auf der christlichen Seite unterwarf sich nicht ein Jeder. Wer vor dem Kadi nicht erscheinen mochte, wen die Türken, sei es, daß er etwas verbrochen hatte, oder daß man ihm ohne rechtlichen Vorwand übelwollte, mit dem Tode bedroheten, der floh in die Wälder und wurde Räuber, Heiducke. Die Heiducken sind mit den italienischen Fuorusciti, Banditi, mit den Bandolieren einiger spanischen Provinzen zu vergleichen. Daß es aber Ungläubige waren, wider deren Staat sie sich auflehnten, gab ihnen ein noch stärkeres Gefühl der Berechtigung, als diese haben konnten. Sie lauerten den Türken, welche die Straße zogen, vornehmlich den Geldsendungen, welche nach Constantinopel gingen, auf; das hinderte sie aber nicht, auf das Lob der Ehrlichkeit und Treue Anspruch zu machen. Es kamen ihrer nicht Zwei zusammen, ohne daß der Eine Arambascha, Hauptmann, geworden wäre; oft aber sammelten sie sich zu kleinen Schaaren. Sie hatten ihre Jatatzi, Hehler, bei denen sie im Winter einzeln Aufnahme fanden und die Dienste von Tagelöhnern oder Hirten versahen. Mit dem Frühjahre begaben sie sich wieder in die Wälder, sammelten sich zu ihren Schaaren, und wenn aus ihrer Zahl Einer fehlte, hielten sie sich alle in Gemeinschaft für verbunden, seinen Tod zu rächen.

Kein Zweifel, daß dies Heiduckenwesen eine gewisse Bewegung in die Nation brachte, Erinnerungen weckte, die Kriegslust lebendig erhielt; aber bisher war es noch allemal bei Seite gebracht worden. In der Regel nahm auch die christliche Bevölkerung, die selbst nicht sehr gewissenhaft geschont ward und den angerichteten Schaden nur immer wieder ersetzen mußte, gegen sie Partei.

Trotz dieser Unordnungen blieb es doch im Ganzen bei dem einmal eingerichteten Zustande: der Herrschaft der Bekenner des Islam, der Unterwerfung der Christen.

Der Unterschied, den die Religion machte, war um so auffallender, da er mit dem Unterschiede des Stammes nicht zusammenfiel. Die Spahi wenigstens, obwohl sie keinesweges von dem alten Landesadel stammten, waren doch größtentheils von serbischer Herkunft und Sprache.

Niemand aber hielt es für eine willkürliche, von persönlichem Affect herrührende Ungerechtigkeit, wenn die christlichen Unterthanen von Staat und Krieg und öffentlichem Leben ausgeschlossen wurden.

So war es immer gewesen; es hing, wie gesagt, mit dem Prinzip des Islam zusammen.

In dem Buch der sultanischen Befehle, welches ein Oberrichter zu Bagdad im fünften Jahrhundert der Hedschra verfaßt hat, werden die Pflichten der Gauern, d. i. der nichtmoslimischen Unterthanen, angeführt.[1] „Sie müssen sich durch ihre Kleider unterscheiden; ihre Gebäude dürfen nicht höher sein als die der Moslimen; man darf den Schall ihrer Glocken nicht hören; sie dürfen weder Pferde noch Dromedare besteigen.“ Noch im 18. Jahrhundert ist ein Befehl Omars erneuert worden, worin den Ungläubigen verboten ward, das gelehrte Arabische zu lernen oder ihren Kindern den Koran zu lehren. Vor allem aber, und dies versteht sich so sehr von selbst, daß es kaum mehr erwähnt wird, sie dürfen keine Waffen tragen.[2] Sie sind die waffenlose Heerde, die Rajah, deren Pflicht Gehorsam ist und niedriges Wesen.

So war es im Allgemeinen in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in Serbien.

Die Türken im Lande, sowohl die Vornehmeren als die Geringeren, die sich allmählich um sie gesammelt, betrachteten sich doch in Masse als die Herren der Rajah. Wie den Krieg, so behielten sie sich auch die Gewerbe vor, die damit zusammenhangen, gleich unseren nordischen Altvordern oder ihren eigenen orientalischen Vorfahren, unter denen wohl einmal der Sohn eines Schmiedes eine Dynastie gegründet hat.

Manchen sah man seinen seidenen Aermel zurückstreifen und das Pferd beschlagen; er schien sich dennoch eine Art von Edelmann. Andere Gewerbe überließen sie mit Verachtung christlichen Handwerkern: kein Türke wäre z. B. Kürschner geworden. Alles, was gut läßt und anständig ist, zierliche Waffen, reiche Kleidung, große Häuser, nahmen sie ausschließend in Anspruch; ihnen blieb die grüne Farbe vorbehalten.

Am drückendsten war die persönliche Begegnung. Nie durfte ein Serbe in die Stadt einreiten; nur zu Fuß zu erscheinen war ihm erlaubt, und jedem anrufenden Türken mußte er Handdienste leisten. Begegnete er einem Türken draußen, so mußte er anhalten, ausweichen, wenn er etwa, um sich gegen die Räuber zu wehren,

1) Mawerdi bei Hammer, Verwaltung des Califates p. 112.

2) Das türkische Gesetzbuch ist jedoch sehr ausdrücklich Code militaire bei d'Ohsson Suppl. I, 106: Il doit s'interdire le port des armes, l'usage des chevaux et de toute autre monture.

kleine Waffen trug, diese bedecken. Beleidigungen hinzunehmen, war seine Pflicht, sie zu erwiedern, strafwürdiges Verbrechen.

Glücklicherweise machte die Landesverfassung eine Trennung der beiden Bevölkerungen möglich. Wenn gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Fremder Serbien betrat, so mußte ihm nichts so sehr auffallen als der Unterschied zwischen Stadt und Land. In den Städten, größeren und kleineren, Festungen und Palanken, wohnten die Türken, auf dem Lande die Serben.

Wie der Pascha, um seines Vortheils willen, nicht litt, daß einzelne Türken das Land durchstreiften, so hatten die Serben in der Lage der Dinge Antrieb genug, um die Städte zu vermeiden. Mancher Serbe ward 60 Jahr alt, ohne je eine Stadt gesehen zu haben.

Da geschah nun aber, daß sich in dieser Entfernung Lebensformen ausbilden konnten, welche den nationalen Geist ununterjocht und lebendig erhielten.

Viertes Capitel.

Zustände, Sinnesweise und Poesie der serbischen Nation.

Weit hinauf in den Bergschluchten, in den Thälern, welche Flüsse und Bäche bilden, oder durch die Tiefe der Waldungen hin, erstrecken sich die Dörfer der Serben; wenn sie vierzig, funfzig Häuser haben, breiten sie sich wohl über einen Raum aus, wie ihn Wien mit seinen Vorstädten einnimmt.

Die Wohnungen liegen einzeln, entfernt von einander; jede schließt eine besondere Gemeinschaft ein. Um das eigentliche Haus her, einen von Lehmwänden eingefaßten, mit getrocknetem Lindenbast und Heu bedeckten Raum, in dessen Mitte der Herd ist, hat man Kammern angelegt — Klijet oder Wajat —, oft von gehobelten Bretern inwendig verziert, aber ohne Herd. Das Haus ist vorzugsweise für Vater und Mutter; zuweilen hat es ein abgesondertes Zimmer, wo diese schlafen; die Kammern sind für die jüngeren Ehepaare. Alle Glieder der Familie machen eine einzige Haushaltung aus: sie arbeiten und essen miteinander und sammeln sich in den Winterabenden um das Feuer. Auch wenn der Vater stirbt, bleiben die Brüder, indem sie den Geschicktesten aus ihrer Mitte zum Hausherrn, Starjeschina, wählen, so lange bei einander, bis eine allzustarke Vermehrung Absonderung gebietet. Oft bildet ein Haus eine ganze Gasse.

Es bedarf nur wenig fremder Hülfe. Die Männer richten sich selbst die Gebäude auf, verfertigen sich in hergebrachter Weise Pflug und Wagen, schnitzen das Joch ihres Zugviehes, legen Reife um die Fässer und bereiten sich ihre Schuhe von rohem Leder. Für die übrige Kleidung sorgen die Frauen, welche Wolle und Flachs spinnen, Leinwand und Tuch weben und mit Krapp zu färben

verstehen. Die Lebensmittel, die sie brauchen, bringt ihnen ihr Grund und Boden hervor, so daß sie nichts einkaufen, als etwa das Salz. An Handwerkern ist dem Dorfe vornehmlich ein Schmied nöthig, der die Werkzeuge fertiget. Die Mühlen gehören mehreren Häusern gemeinschaftlich, und jedes hat seinen Tag.

Der sich selbst genügende, in sich abgeschlossene Familienhaushalt, der unter den Türken auch dadurch erhalten ward, daß ihm die meisten Auflagen zur Last fielen, war die Grundlage des fortdauernden nationalen Lebens. Das individuelle Dasein tritt vor demselben gleichsam in den Hintergrund. Niemand feiert seinen Namenstag, seinen Geburtstag; jedes Haus hat seinen Schutzheiligen, und dessen Tag begeht es mit Fest und Schmaus.

Bei den alten Germanen war es ein eigenthümliches Hervorheben der mütterlichen Verwandtschaft, was die Familie zusammenhielt, wie denn der Mutterbruder in der alten Sitte eine große Rolle spielte;[1]) in dem slawisch-serbischen Stamme waltet mehr ein besonders lebendiges Gefühl des geschwisterlichen Zusammenhanges vor. Der Bruder ist stolz auf den Besitz einer Schwester; die Schwester schwört bei dem Namen ihres Bruders. Den Verstorbenen beklagt nicht die Gattin; Mutter und Schwestern beklagen ihn und pflegen sein Grab. In einigen Orten hat sich der sonderbare Gebrauch erhalten, wenn von zwei Brüdern, deren Geburtstag in denselben Monat fällt, der eine stirbt, den Ueberlebenden an den Todten zu fesseln, so lange, bis er einen fremden Jüngling rufen läßt; diesen nimmt er an Bruders Statt an und wird von ihm gelöst.

Diesen Ideen entspricht eine der eigenthümlichsten Sitten des serbischen Stammes, die Verbrüderung. Kirchliche Einsegnung ist zwar dabei in dem eigentlichen Serbien nicht gebräuchlich; aber in der That verbindet man sich im Namen Gottes und des heiligen Johannes zu wechselseitiger Treue und Hülfe für das ganze Leben. Man meint am sichersten den zu wählen, von dem man etwa geträumt hat: man habe ihn in irgend einer Noth um Hülfe gebeten. Die Verbundenen nennen sich Brüder in Gott, Wahlbrüder, Pobratimi. In Altorschowa und Negotin pflegt man am zweiten Montage nach Ostern des Morgens den Rasen auf den Gräbern zu erneuern; hierauf kommen Nachmittags die jungen Leute zusammen

1) Tacitus: Sororum filiis idem apud avunculum qui ad patrem honor.

und flechten grüne Kränze. Je zwei Jünglinge und Mädchen verbinden sich dann, indem sie sich durch diese Kränze küssen und sie zuletzt tauschen. Jedoch ihre Verbindung — denn noch sind sie jung — gilt nur bis auf das nächste Jahr: es ist noch nicht die Verbrüderung auf immer, sondern erst ein Versuch dazu; den nächsten Ostermontag, wenn sie einander kennen gelernt haben, erneuern oder wechseln sie dieselbe.

Während diese Verbindung den, der sie schließt, allein angeht, wird dagegen eine andere, die Heirath, um so mehr als eine gemeinsame Sache der Familien angesehen. Die Hausväter beider Theile machen sie miteinander aus; und nicht ohne Geschenke, die zuweilen sehr ansehnlich ausfallen müssen, durch eine Art Kauf, wird ein so nützliches Mitglied der Haushaltung, wie ein erwachsenes Mädchen ist, von einer an die andere verabfolgt. Der Bruder überantwortet die Braut dem feierlichen Zuge, der sie nach dem fremden Hause abzuholen gekommen ist; hier wird sie von Schwester oder Schwägerin empfangen. Ein Kind schmücken, mit dem Spinnrocken die Wände berühren, welche sie so oft bei diesem Werkzeug fleißig sehen sollen, mit Brod und Wein und Wasser unter dem Arm und in den Händen an den Tisch treten, den sie so oft zu besorgen haben wird, das sind die symbolischen Ceremonien, mit denen sie in die neue Gemeinschaft hinübergeht. Der Mund, der wenig und nur Gutes reden soll, ist ihr durch ein Stück Zucker gefesselt. Noch ist sie fremd, noch ein Jahr lang heißt sie Braut. Durch einen von der Sitte gebotenen Ausdruck fortwährender Verschämtheit ist sie selbst von ihrem Gatten getrennt. In Gesellschaft Anderer spricht sie kaum mit ihm, geschweige daß sie sich einen Scherz erlauben dürfte. Nur mit den Jahren, als Mutter reiferer Kinder, wird sie ein ebenbürtiges Mitglied der Familie, in die sie eingetreten ist.

Bei dem starken Gefühle der Blutsverwandtschaft, welches hier obwaltet, ist es merkwürdig, daß eine unter Völkern ähnlichen Zustandes nicht ungewöhnliche Aeußerung desselben, die bei den nächsten Stammesverwandten, den Montenegrinern, eine so große Rolle spielt, die Blutrache, hier nicht üblich ist. Das mag wohl daher rühren, weil große Geschlechter, Stämme, hier überhaupt nicht vorhanden sind, in Folge der gewaltsamen Zustände vielleicht nicht entstehen oder sich doch nicht haben erhalten können. Die Verbindung der Familien zu einer Gemeinde ist mehr politischer Art, als daß sie auf gemeinschaftlichen Stamm und Ursprung gegründet wäre Das Dorf, wo eine Mordthat vorgefallen, ward von den

Türken, die darin weniger ein Verbrechen als einen Verlust sahen, zu einem Ersatz, der Zahlung von Blutgeld, genannt Krwnina,[1]) das auf 1000 Piaster bestimmt war, angehalten. War dies einmal gezahlt, so ließ die Gemeinde den Mörder ruhig wiederkommen. Es war schon genug, wenn er sich mit der Familie des Erschlagenen versöhnte, was unter diesen Umständen nicht sehr schwer sein konnte, da die Rache neue Verluste für die Gemeinde herbeigeführt hätte.

Dabei war aber die Verbindung, die das Dorf bildete, eine sehr enge.

Es hatte das Recht, seine Aeltesten (Kmeten), seinen Dorfknes (Seoski Knes) selbst zu wählen, und diese genossen dann eben so viel Ansehen wie Vertrauen. Die Poresa war eine gemeinschaftliche Last, und ihre Vertheilung beruhte auf billiger Uebereinkunft Aller untereinander.

Wie das Haus einen Hauspatron verehrt, so das Dorf einen gemeinschaftlichen Heiligen. An dessen Festtage versammelt man sich auf einem geräumigen Platz, einer Anhöhe vor dem Ort. Die Geistlichen erscheinen und weihen Wasser und Oel; unter ihrer Anführung, mit Kreuzen und Bildern zieht man durch die Felder und an einigen Orten von Haus zu Hause.

So ersetzte man sich, was nach den Grundsätzen der Türken in den meisten Dörfern fehlen mußte, die Kirchen.

Vielleicht eben darum, weil diese fehlten, waren die Popen, die nun kein anderes Geschäft hatten, als bei Taufe, Trauung, Todesfällen aus dem Ritual zu beten und aus dem Kalender die Festtage anzugeben, weit davon entfernt, das Ansehen zu genießen, dessen sich der niedere Clerus im Abendlande leicht erfreut.

Die Taxe, welche die Popen für ihre Pfarrhandlungen empfingen, ernährte sie nicht; ein Glück, wenn sie in ihrem Dorfe zugleich ihr Erbgut hatten, wo sie auch wie die Anderen mähten, ackerten, Holz machten; sonst ging es ihnen übel genug. „Mein Vater," fragt ein Knabe den Popen, „hütest du auch deine Ochsen?" „Mein Sohn," antwortet dieser, „wenn sie noch mein wären!"

Dagegen wandte sich die allgemeine Verehrung den Mönchen und den Klöstern zu. Es hat sich eingeführt, daß man die Beichte, welche ohne Zweifel von allen kirchlichen Handlungen am meisten

1) Aehnliche Anordnungen enthält schon das Gesetz Duschans § 32, 44 (wenn wir der Redaction von Engel so weit folgen dürfen). Es wäre zu untersuchen, wie viel von den türkischen Anordnungen den alten Einwohnern ursprünglich war, und worin der Zusatz liegt.

den Geistlichen in Ansehen zu erhalten und ihm Einwirkung auf die Laien zu verschaffen vermag, ausschließend bei den Mönchen ablegt. An gewissen Tagen versammelt man sich hiezu in den versteckten Schlupfwinkeln des Waldgebirges, wo die Klöster einsam liegen. Doch denkt man nicht allein an die religiöse Handlung; die Tage sind zugleich festliche Versammlungen des ganzen Bezirkes, der sich zu dem Kloster hält. Oft kommt man schon den Abend zuvor und bringt die Nacht beim Feuer zu. Nachdem die Morgenstunden der Beichte und Communion gewidmet worden, folgen Nachmittags Markt und Verkehr, Spiel und Tanz der Jugend — es ist die Gelegenheit, wo ein heirathslustiger junger Mann sich seine Braut sucht —, während die Aeltesten zusammensitzen und sich berathen.

Unabhängigkeit aber und durchgreifenden eigenen Einfluß haben auch die Mönche nicht. Sie sind ein wenig besser unterrichtet als die Popen, doch ohne eigentliche Studien, auch ohne Verbindung mit leitenden Oberen oder engeren Ordenszusammenhang; sie leben von den Almosen der Gläubigen; die Knesen müssen ihre Kirchen in baulichem Stand erhalten. Es ist vielleicht ohne Beispiel, daß dafür auch die Knesen, ursprünglich eigentlich doch nichts anders als die vornehmsten Bauern der Dörfer, den Vorsteher des Klosters aus den Mönchen zu ernennen das herkömmliche Recht haben, heiße er nun Igumen oder Archimandrit.

Ist es nicht, als würde jene Idee einer nationalen Kirche, wie sie unter den alten Königen hervortrat, wenigstens in diesen unteren Kreisen noch immer festgehalten?

In wie vielen Geschichten hat man der häufigen Klosterstiftungen der serbischen Könige gespottet! Aber während der Staat, den sie gründeten, zertrümmert worden ist, haben diese Stiftungen das Meiste beigetragen, zugleich Nationalität und Religion in dem nun einmal zwischen beiden gegründeten Verhältnisse zu erhalten. Nicht mit Unrecht hat man den Uebertritt der Bosnier zum Islam auch daher geleitet, weil es dort weniger solche Stiftungen gegeben hat.

Nachdem der Patriarchat von Ipek vernichtet worden, genossen die Klöster der alten Könige, besonders das unfern von Ipek gelegene Kloster Detschiani, wo der Vater Stephan Duschans jene Kirche von Marmor errichten lassen, eine alle serbischen Stämme verbindende Verehrung. Zuweilen haben die Türken eben deshalb — denn auch den Glauben betrachteten sie als eine Quelle der Ein=

nahme — sich starke Erpressungen gegen dasselbe zu Schulden kommen lassen; sie wußten doch, daß die Freigebigkeit der Gläubigen sie abtragen würde.

Von der Nationalität dieser Kirche giebt auch das einen Beweis, daß sich da die alteinheimischen Namen immer aufrechterhalten haben, während in anderen slawischen Völkern die Namen der Heiligen des Kalenders den Sieg davontrugen.

Damit mag es aber auch zusammenhängen, daß die kirchlich christliche Weltanschauung dort nicht vollkommen zur Herrschaft gelangte.

In den Volksmeinungen aller europäischen Länder finden sich Spuren alter Naturverehrung, meistens aber nur als zerstreute Trümmer, ohne Zusammenhang, unverstanden und unverständlich.

Bei den Serben wird das ganze Jahr von Gebräuchen durchzogen, die auf den geheimnißvollen Zusammenhang deuten, in welchem der Mensch, namentlich bei so einfachem Landleben, mit der Natur steht. Folgen wir dem Gange derselben einen Augenblick mit unserer Betrachtung.

Im Winter, zuletzt vor den Fasten, hat man das große Todtenfest begangen: ein Jeder hat das Andenken seiner Verstorbenen gefeiert; wie aber der Palmsonntag kommt, gedenkt man des erneuerten Lebens. Den Sonnabend zuvor versammeln sich Mädchen auf einer Anhöhe und singen Lieder von der Erweckung des Lazarus; am Sonntag, früh vor Sonnenaufgang, versammeln sie sich an dem Orte, wo sie Wasser schöpfen; hier tanzen sie ihren Reigen und singen ein Lied, wie das Wasser trübe werde vom Geweihe des Hirsches und klar von seinem Auge. Mit diesen Andeutungen, wie wir sehen, beginnen sie. Frei von Eis und geschmolzenem Schnee, ist das Wasser der erste Bote des verjüngten Jahres.

Am Vorabend des Georgitages — Ende April — suchen die Frauen schon junge Blumen und Kräuter; sie fangen das Wasser auf, welches von dem Mühlrade abgespült worden, werfen jene hinein und lassen beides die Nacht über stehen, um sich des Morgens darin zu baden. Ist es nicht, als wollte man sich den Einwirkungen der erwachenden Natur selbst übergeben? Sie glauben um so gesunder zu bleiben.

Bald kommt Pfingsten, das Fest der Kralitze. Zehn bis funfzehn Jungfrauen, von denen eine den Fahnenträger, eine den König, eine aber, verschleiert, die Königin, Kralitza, vorstellt, von einer

Hofdame bedient, durchziehen tanzend und singend das Dorf, indem sie vor jedem Hause verweilen. Der Inhalt der meisten ihrer Lieder, der sich auf Vermählung, Wahl, glückliches Beisammensein, Freude an den Kindern zu beziehen pflegt, der Refrain aller ihrer Verse „Leljo", ein Wort, das man für den Namen einer altslawischen Liebesgottheit hält, auch das Lied, unter dem sie einhergehen, von den Wilen, weiblichen Dämonen, die unter dem wachsenden Fruchtbaume tanzen, von Radischa, wahrscheinlich einem männlichen Dämon, der, vor ihnen her den Thau von den Blumen und Blättern abschüttelnd, um eine der Wilen wirbt: „bei seiner Mutter in der Kühle sitzend, solle sie am goldnen Rocken Seide spinnen", — Alles athmet frische freie Frühlingsluft, verhüllte und sittige Liebesregung, genährt von dem Mitgefühl der nunmehr in ihrer Blüthe stehenden Natur.

Die Jahresentwickelung bringt nun den längsten Tag heran, die Zeit der Sonnenwende, die das Volk einst in ganz Europa mit Feuer zu begehen liebte.[1]) In Serbien hält man dafür, das Fest St. Johannis sei so groß, daß die Sonne dreimal vor Ehrfurcht stehen bleibe. Den Vorabend begehen die Hirten, indem sie Birkenrinde zu Fackeln binden und mit den brennenden zuerst die Hürde der Schafe, die Einzäunung, innerhalb deren die Ochsen stehen, umschreiten, alsdann auf die Berge steigen und sie dort, ihre Spiele treibend, verbrennen lassen.

Da ist nur zweierlei für die Ernte zu fürchten: allzugroße Dürre und heftige Ungewitter. Bei anhaltendem Mangel an Regen wird irgend ein Mädchen, unbekleidet, mit Gras, Kräutern und Blumen dergestalt umwunden, daß man selbst von ihrem Gesichte beinahe nichts sieht. Sie ist gleichsam ein wandelndes Gras und zieht von Haus zu Hause; sie heißt die Dodola. Symbolisch gießt die Hausfrau einen Eimer Wasser über sie aus; ihre Begleiterinnen singen ein Gebet um Regen; man ist seiner Sache fast gewiß: ein Lied ist ausdrücklich darauf eingerichtet, daß die Wolken den Zug übereilen und vor ihm her Reben und Korn benetzen.

Um Regen bittet man; das Ungewitter hat man sogleich den größten Heiligen anheimgegeben. Elias, dessen Auffahrt die Bibel meldet, ist hier zu einer Art von Donnergott geworden: er heißt

1) Ein Edict des Rathes von Nürnberg vom 20. Juni 1653, angeführt von J. Grimm, Deutsche Mythologie 351, verbietet sie als alte heidnische böse Gewohnheit, ein abergläubisches heidnisches Werk.

der Donnerer; die feuerige Maria sendet die Blitze; Panteleimon beherrscht die Stürme. Die Tage, die der Verehrung dieser Heiligen besonders gewidmet sind, fallen zwischen den 20. und 28. Juli.

Hierauf ist man in Feld und Garten beschäftigt, die Frucht, die das Jahr getragen hat, einzubringen; wird es Winter, so denkt man an ein künftiges Jahr. Die Kräfte, welche dann sich sammeln, sind es doch, von denen das kommende Gedeihen abhängt. Am Abend vor St. Barbara kocht man allerlei Getreidearten in einem Topfe, läßt ihn die Nacht über beim Feuer stehen; am anderen Morgen sieht man nach, auf welcher Seite des Gefäßes die gekochte Masse höher emporgetrieben worden ist: nach dieser hin beackert man das brachliegende Feld.

Auf diese Weise fühlt das Volk sich abhängig von den Gewalten der Natur. Noch schwört man sogar bei Sonne und Erde: Tako mi Suntza, Tako mi Semlje: „so mir Sonne, so mir Erde!" ist eine sehr gebräuchliche Betheuerung.

Dabei aber zweifelt man nicht, daß Alles von Gott unmittelbar abhänge; nicht leicht fängt man eine Arbeit an, ohne im Namen Gottes. Man würde für eine Sünde halten, etwas zu versprechen, ohne den Zusatz: wenn Gott will! Die Sprache selbst hat sich dahin ausgebildet, und wir bemerken eine der sonderbarsten Auslassungen. Den Reisenden fragt man nicht: wo willst du hin? auch nicht: wo willst du hin, wenn es Gott gefällt? sondern man sagt nur: wenn es Gott gefällt, und läßt die eigentliche Frage ganz weg. Wenn man das dreimalige Gebet des Tages hält, früh, vor dem Abendessen und vor dem Schlafengehen, so bedient man sich nicht herkömmlicher Formeln, man gedenkt selbst bei Tisch nicht etwa des Gedeihens der Speise, sondern ein Jeder sucht dem höchsten Wesen sein Anliegen, seinen besonderen Wunsch in eignen Worten vorzutragen. Der Trinkspruch der Serben lautet: „zum Ruhme Gottes!" Bei keinem Weingelage dürfte der obenan zu sitzen wagen, der nicht ein schönes Gebet zu sprechen wüßte. Immer indeß denkt sich ein Jeder unter besonderer Protection seines Heiligen. Zu dem Fest des Hauspatrons ladet man mit den Worten ein: „Auch Euer Haus ist Gottes; wir bitten Euch, zu Abend zu kommen; was der Heilige gebracht hat, werden wir nicht verbergen."

Der Mensch, der in Mühseligkeit dahin lebt und sich von einem Unberechenbaren und Uebermächtigen, welches außer ihm ist, um so mehr abhängig sieht, je weniger er die Natur kennt, hat das Bedürfniß, sich die unmittelbare Hülfe höherer Gewalten so

nahe zu denken wie möglich. Dadurch aber ist nicht ausgeschlossen, daß sich über Aberglauben und Irrthum ein reinerer Gedanke von dem höchsten Wesen, das wir alle verehren und anbeten, lebendig und wirsam erhalte. Ich finde der Betrachtung würdig, wie sich diese beiden Elemente in der serbischen Weihnachtsfeier berühren.

An dem Christabend, wenn die Arbeiten gethan sind, geht der Hausvater in das Holz und haut sich eine gerade junge Eiche. Diese bringt er mit dem Gruß: guten Abend und glückselige Weihnachten, in das Haus. Man antwortet ihm: Gott verleihe sie dir, du Glücklicher und Ehrenreicher, und beschüttet ihn mit Getreide. Dann legt man den Baum, den man Badnjak nennt, in die Kohlen. An dem Morgen, welchen man mit Pistolenschüssen begrüßt, erscheint der für jedes Haus schon im voraus bestimmte Besucher; aus einem Handschuh wirft er Getreide durch die Thüre und ruft: Christ ist geboren! Aus dem Hause antwortet Jemand, der dem Besucher ebenfalls Getreide entgegenwirft: In Wahrheit, er ist geboren! Darauf tritt jener näher, und indem er mit der Schürzange auf den noch in den Kohlen liegenden Badnjak schlägt, daß die Funken umhersprühen, ruft er aus: Wie viel Funken, so viel Kinder, Pferde, Ziegen, Schafe, Schweine, Bienenstöcke, so viel Glück und Segen! Die Hausfrau umhüllt den Besucher mit einer Decke des Bettes, auf dem man schläft; die Ueberbleibsel des Badnjak trägt man in den Baumgarten. In die Kirche geht man nicht; zur Mahlzeit aber stellt sich ein jeder mit der brennenden Wachskerze in der Hand ein. Diese haltend, betet man; man küßt einander mit den Worten: Gottes Frieden! Christ ist in Wahrheit geboren; wir beten ihn an. Als wollte man die enge Vereinigung aller Glieder des Hauses anzeigen, sammelt der Hausvater die Kerzen noch brennend, und an einander klebend steckt er sie in eine Schüssel, die man eben mit der Tschesnitza und allerlei Getreide angefüllt hereingebracht hat, und löscht sie mit Körnern aus. Die Tschesnitza ist ein ungesäuerter Wecken in herkömmlicher Form; wer, wenn man sie bricht, das Stück Geld bekommt, welches hineingeknetet worden, für den hofft man vor den Anderen auf ein glückliches Jahr. Der Tisch wird nicht abgeräumt, noch die Stube gekehrt: es ist ein dreitägiger Freitisch für Jedermann, der da kommt. Bis Neujahr bleibt der Gruß: Christ ist geboren! und der Gegengruß: In Wahrheit, er ist geboren!

So feiert man Weihnachten. Wir lassen es dahingestellt sein, ob nicht der allmählich verglühende Badnjak ursprünglich einen

Gegensatz gegen das Johannisfeuer auf den Bergen bildet, ebenso symbolisch wie dieses für den Gang des Jahres, für die Sonne, die, wie ein Lied sagt, auch ihr Wort nicht hält, im Winter nicht so lange leuchtet wie im Sommer; auch forschen wir nicht nach, ob nicht die Körner, mit denen man den Hausvater empfängt und die Kerzen verlöscht, mit denen der Besucher seine gute Botschaft ankündigt, alle gute Gabe bedeuten mögen, die man Gott verdankt; aber merkwürdig ist auf jeden Fall, wie hier der Mensch das größte Ereigniß, in welchem ihm die Religion das Verhältniß Gottes zu der Welt darstellt, mit seinem geringfügigen Bedürfniß, mit seinen schlechterdings irdischen Wünschen in Verbindung bringt, und zwar ohne die Würde des Festes hiedurch zu erdrücken. Mit einer gewissen Einfachheit und Größe tritt es mitten in dies beschränkte Dasein. Erregt es Wünsche, so stimmt es doch zu gastfreiem Empfange; die göttliche Erscheinung verbindet die Glieder des Hauses zu einmüthiger Verehrung und anbetender Eintracht.

Neben den erhaltenden Mächten aber, die man verehrt, erkennt man auch verderbliche Einwirkungen, feindselige Kräfte an.

Wohl auffallend, wie diese, bei so vielen Nationen anthropomorphosirt, den unsteten Geistern der Verstorbenen zugeschrieben, mit Gespenster- und Hexenwesen in Verbindung gebracht werden.

In Serbien ist der Glaube an den Vampyr zu Hause. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß er mit der in der griechischen Kirche herkömmlichen Vorstellung von der Unverweslichkeit der Leiber der in dem Kirchenbann Gestorbenen zusammenhängt, die dann von dem bösen Geist eingenommen werden, an einsamen Orten erscheinen und Menschen umbringen. In Serbien dachte man jedoch nicht mehr an die kirchliche Beziehung, auch nicht daran, daß der Vampyr selber für ein verbrecherisches Leben Strafe leide, wie ein Dichter diese Idee ausgebildet hat, sondern nur an die Gefahr, die den Lebenden daher drohe. Man hielt dafür, daß der Vampyr bei Nacht aus seinem Grabe hervorgehe, in die Wohnungen der Lebenden dringe und hier das Blut aus den Schlafenden sauge, mit dem er sich nähre. Baldiger Tod ist hievon die unausbleibliche Folge, und jeder, der so gestorben, wird wieder zum Vampyr: ganze Dörfer, sagen sie, seien darüber zu Grunde gegangen; sie drohen ihre Wohnorte zu verlassen, wenn man ihnen nicht gestatten will, sich auf ihre Weise sicherzustellen. Sie denken aber dabei nicht, wie die Griechen, an Absolution; die Aeltesten der Dörfer lassen die Gräber eröffnen; da durchstoßen sie das Herz, welches noch des

Blutes bedarf, mit einem Pfahl von Weißdorn, verbrennen den Leib zu Asche und werfen sie in den Fluß.[1])

In dem gefahrlosen Gange eines mit der Natur engverbundenen Lebens giebt nichts der Aufmerksamkeit mehr zu schaffen, als plötzliche Todesfälle, die rasch nacheinander eintreten, und die Phantasie ist geschäftig, sie durch Einwirkungen von jenseit des Grabes her zu erklären.

Von den Hexen, Wjeschtizen, glaubt man, daß sie ihren Körper zurücklassen und, wie die Geister überhaupt, feuerig daherfliegen. Ungesehen nähern sie sich den Schlafenden, die sie dem Tode bestimmt, öffnen ihnen mit einem Zauberstabe die linke Seite der Brust, und indem sie ihnen einen bestimmten Tag des Todes zudenken, nehmen sie ihnen das Herz heraus und fressen es; die Brust schließt sich wieder. So lange kann der Beschädigte noch leben, als die Hexe, das Herz verzehrend, ihm verstatten wollte; dann aber ist der Quell seines Athems unwiederbringlich versiegt.

Auch die Pest denken sich die Serben, wie Litthauer und Neugriechen, persönlich. Frauengestalten mit weißem Schleier tragen die Krankheit von Ort zu Ort, von Haus zu Hause, und viele Pestkranke verschwören sich hoch und theuer, solche leider gesehen, ja mit ihnen gesprochen zu haben; diese Frauen selbst sind die Pest. Doch ist ihr Erscheinen nicht ihrem bösen Willen oder dem Zufall oder einer anderen bösartigen Einwirkung zuzuschreiben; man glaubt, Gott selbst, wenn die Sünden zu groß geworden, sende sie aus fernem Lande.

Noch nach einer ganz anderen Seite hin, da, wo der Lauf der Natur durch das Ungewöhnliche, durch Genius oder Thatkraft durchbrochen wird, ruft man das Wunder zu Hülfe. Das eigenthümlichste Gebilde serbischer Phantasie bleiben immer die Wilen. Schnell und schön, die Haare im Winde flatternd, hat man sie gesehen; in tiefen Waldungen, an den Flüssen wohnen sie. Man weiß nicht recht, ob man sie für unsterblich erklären, oder ihnen die

1) Curieuse und sehr wunderbare Relation von denen sich neuer Dingen in Servien erzeigenden Blut-Saugern oder Vampyrs, 1732, eine kleine Schrift, die auf zwei amtlichen, zur Zeit der östreichischen Regierung in Serbien nach Belgrad erstatteten Berichten von den Jahren 1725 und 1732 beruht. Der letzte, der an Prinz Carl Alexander von Würtemberg, damals Gouverneur von Belgrad, erstattet wurde, ist sehr ausführlich und mit der Unterschrift eines Oberstlieutenants, eines Fähnrichs und dreier Feldscherer bekräftigt. Da der Prinz sich in Stuttgart aufhielt, ward die Sache in Deutschland bekannt, und man fürchtete schon, die Vampyrs würden sich auch dahin verbreiten.

Möglichkeit des Todes zugestehen soll; aber sie sind mächtiger als die Menschen und wissen die Zukunft. Es giebt deren, die mit ihnen umgehen können; schon bei der Geburt waren sie bezeichnet; sie wissen mehr als andere Leute. Diejenigen, welche die zwölf Schulen durchgemacht haben, werden auf Wrsino kolo von ihnen eingeweiht; dann können sie Wetter machen und Wolken führen. Auch den Helden der Nation finden wir mit der Wile verbrüdert. Andere aber, gewöhnliche Menschen, müssen sie meiden. Sollte man auf den Platz gerathen, wo sie unsichtbar Kolo tanzen oder essen, so hat man ihren Zorn zu fürchten. Selbst von den Schülern, welche sie weihen, ist ihnen der zwölfte verfallen, und gleich bei der Weihe behalten sie ihn.

Wahn und Aberglaube, aber zugleich Naturgefühl und sinnvolle Dichtung.

Wir befinden uns schon im Reiche der serbischen Poesie, auf die wir nun zu reden kommen. Sie beruht auf diesen Vorstellungen und drückt sie aus; sie ist, wie diese selbst, ganz national, gleichsam eine unbewußte Hervorbringung der gemeinschaftlichen Anlagen und Richtungen. Auch von den neuesten Liedern wüßte Niemand den Dichter anzugeben; man vermeidet, sogar dafür zu gelten, und in der That wird wenig darnach gefragt. Da sie in einer steten Verwandlung begriffen sind, da eben das Lied, welches fast mißfällt, wenn es von minder Begabten vorgetragen wird, in dem Munde eines glücklicheren Sängers, in welchem nationaler Sinn und Geist lebendiger sind, rührt und hinreißt, kommt so viel nicht darauf an.[1]) Man hat bemerkt, daß es in dem serbischen Ungarn gleichsam Schulen gebe, in welchen die Blinden diese Lieder lernen; allein das ist schon nicht mehr das Rechte. In den Bergen von Serbien und der Herzegowina braucht man sie nicht lange zu lernen: Jedermann weiß sie von Jugend auf.

In dem Gebirge findet sich die Gusle, das Instrument, mit welchem man das Lied begleitet, beinahe in jedem Hause. Wenn man sich in den Winterabenden um das Feuer sammelt und die

1) Wenn man in einigen Theilen der Homerischen Gedichte eine unergiebigere poetische Ader wahrnimmt als in den anderen, so möchten wir, nach den Erfahrungen, die bei dem Sammeln der serbischen Lieder gemacht worden sind, daraus schließen, daß in dem Momente des Ueberganges aus dem mündlichen Vortrag in die Schrift für einige Gesänge nicht so gute Rhapsoden zu finden waren wie für die übrigen. Man darf den Sänger nicht als einen Declamator denken; er hat vielmehr das ihm durch Ueberlieferung bekannte Gedicht mit eigener poetischer Kraft zu reproduciren.

Weiber spinnen, stimmt der den Gesang an, wer es am besten versteht. Die Greise, welche erwachsene Söhne haben und sich der angestrengten Arbeit entziehen dürfen, tragen die Lieder ihren Enkeln vor, die sich dann mit Freuden diesem Eindruck hingeben, der ihnen die erste Kenntniß der Welt beibringt. Selbst dem Igumen des Klosters ist es keine Schande, zur Gusle zu singen. Es ist aber mehr ein Sagen als ein Singen: der eintönige Klang des Instrumentes, das nur Eine Saite hat, fällt erst zu Ende des Verses ein. In dem Gebirge, wo die Menschen einfacher, größer, wilder sind, hört man das Heldenlied, unveränderlich in seinen fünf Trochäen mit dem bestimmten Einschnitt nach dem zweiten Fuße, fast jeder Vers mit geschlossenem Sinne; je tiefer man kommt, nach der Donau und Sawe hinunter, je enger beisammen das Dorf, je geschmeidiger, freundlicher und auch kleiner der Menschenschlag wird, desto mehr verschwindet die Gusle, desto mehr tritt, vornehmlich zum Tanz, das Liebeslied hervor, gelenker und flüssiger, indem es den Daktylus auf mannichfaltige Weise dem Trochäus hinzugefügt, in seiner Art nicht minder national.

In den größeren Versammlungen herrscht das Heldenlied; in den Wirthshäusern, wo man das Kartenspiel noch nicht kennt, bildet es die vornehmste Unterhaltung, und derjenige singt, wer die Gusle zuerst ergriffen hat oder sie am besten zu begleiten weiß. Bei den Festen, den Zusammenkünften an den Klöstern treten alsdann diejenigen hervor, welche sich dem Gesange ausschließend gewidmet haben, in Serbien allerdings auch die Blinden, die jedoch mehr Verbreiter als Erfinder des Liedes sind, zuweilen, wie Philipp Wischnitsch aus Bosnien, Leute von wahrhaft dichterischer Gabe. Sie versammeln ihren Kreis um sich und rühren ihn oft bis zu Thränen.

Noch haben sich auch diejenigen Serben, welche zum Islam übergegangen, der Neigung zu dieser Poesie nicht entziehen können. Oft haben beide Theile das nämliche Heldenlied, nur daß jeder seine eigenen Glaubensgenossen siegen läßt. Die Herren würden sich zwar nicht mit dem Gesange befassen; aber sie hören ihn gern; in Sarajewo haben sie einst einen gefangenen Christen bloß darum vom Kadi losgebeten, weil ihnen seine Lieder gefielen. Den Unterschied der Religion überwindet die Poesie: sie verknüpft den ganzen Stamm, sie lebt in dem gesammten Volke. Die Berge, in denen der Knabe das Vieh weidet, die Ebenen, wo man das Getreide mäht, die Wälder, durch die der Reisende seinen Weg hat, erschallen von Gesang. Er begleitet alle Geschäfte.

Und was ist nun der Gegenstand dieser Lieder, die so vielfach in das Leben verflochten sind und sich fast unbewußt aus demselben erheben?

Was man lebt, spricht man aus. Hier, wo an kein fremdes Vorbild zu denken ist, entfaltet sich das innere geistige Dasein, von welchem Thun und Lassen ausgeht, in eigener Ursprünglichkeit auch in dem Worte. In dem Lichte des allgemeinen gleichsam eingebornen Gedankens, welcher der Grund des Lebens ist, faßt die Poesie die Erscheinungen desselben auf und bringt sie nochmals hervor: naturgetreu, abbildend, jedoch in reineren Formen und verständlicher, zugleich individuell und symbolisch.

Das serbische Lied führt uns zunächst in die häuslichen Zustände des Volkes ein.

Es thut dem Ackersmann seine Ehre an, „der schwarze Hände hat, aber weißes Brod ißt"; gern verweilt es bei dem Greise, dessen Bart ehrwürdig wallt, dessen Seele, wenn er von dem Kirchgang kommt, so rein gestimmt ist, daß sie dem Hauch, der Blume, einem Duft verglichen wird; am liebsten aber beschäftigt es sich mit den Neigungen, welche die Familie erbauen und zusammenhalten. Der Sänger erfreut sich an der Jungfrau, die noch tanzt und spielt und Blume ist; er begleitet ihre aufkeimende Zuneigung von dem Augenblicke an, wo sie sich derselben zuerst bewußt wird und sie nur dem Kranze anvertraut, den sie in den Bach wirft, bis dahin, wo sie dem Jüngling gesteht: auf ihn schauend sei sie so schlank emporgewachsen — bis zu der Zufriedenheit des Beisammenseins, die auf unübertreffliche Weise geschildert wird. Reizende Bilder, auf dem leichten Hintergrunde einer Landschaft reinlich ausgeführt. Gerade hier, wo das Leben rauh erscheint, hebt die Poesie die verborgenen Momente, die man sich nicht zu gestehen wagt, mit Sorgfalt hervor. Jedoch sie verheimlicht uns nicht, wie anders es darnach wird: wie die Hausfrau den Strauß, den sie sonst des Abends ins Wasser steckte, wo er sich entfaltete, jetzt dem Kinde giebt, das ihn in den Kehricht wirft; wie böse wohl die Schwiegermütter sind; das Gezänk der Schwägerinnen: die Schwalbe preist den Kuckuck glücklich, daß er es nicht zu hören brauche. Ein durchgehender Zug ist die Vergleichung der verschiedenen Neigungen. Der Geliebte wird vielleicht dem Bruder vorgezogen, der Bruder aber dem Gatten; die Eifersucht der Gemahlin gegen die Schwester sehen wir bis zu Mord und Entsetzen fortgehen. Lebhaft wird uns die Heiligkeit der Bundesbrüderschaft vorgestellt. Wehe dem, der seine Bundesschwester

zu verführen oder sich der ähnlichen Verbindung der Pathenschaft zu unlauteren Zwecken zu bedienen suchte! Alles, was in dem Leben eigenthümlich hervortritt, Hochzeitzug und Hochzeitgeschenk, das Fest im Dorfe, wo die Männer sitzen und zechen, die Knaben ihre Wurfsteine schleudern, die Mädchen den Kolo tanzen, wird uns vorgeführt. Die Verhältnisse des Hauses trägt man auf die himmlische Familie über.

Erhebt sich alsdann das Gedicht, das Heldenthum zu preisen, so kann dies kein anderes sein — denn man kennt kein anderes — als ein räuberisches. Es ist dadurch gerechtfertigt, daß es sich gegen die Türken richtet, welche nicht nur irrgläubig sind, sondern unzuverlässig, voll Trug und unrechtmäßiger Weise in Besitz gelangt: Raub, sagt man, brachte ihr Gut zusammen, Raub nimmt es wieder. Auf dem Grenzlande lebt der Räuber wie der Falke, der durch die Luft fliegt; man vergegenwärtigt sich die tausendfältige Gefahr, in der er schwebt, die Felswand, hinter der er lauert, den Versteck, in welchem er bis nahe zum Hungertode aushält, und sein siegreiches Hervorbrechen. Man schildert ihn, wie er die Flinte, die diesen Sängern ganz die poetischen Dienste leistet wie den alten Dichtern der Bogen, in der Mitte ergreift, auf das rechte Knie fällt, das Gewehr auf das linke legt, mit dem Auge sicher zielt; die Wunde wird uns mit schonungsloser Anatomie eröffnet. Diese Gesänge sind voll einer rohen Anschaulichkeit. Jedoch sie enthalten auch noch etwas Anderes. Dort, wo die Liebe geschildert wird, geschieht dies nicht, ohne daß neben tiefer Zärtlichkeit für den Getreuen auch die heftigste Verwünschung des Ungetreuen, unerschöpflich in Fluch, hervorträte; wie dort der Haß zur Liebe, gesellt sich hier zur Rohheit die Milde. Oft wird auch dem Unterliegenden eine schöne Aufmerksamkeit gewidmet. Der Herr pflegt seinen Gefangenen, führt ihn hinaus, daß er sich an der Sonne erwärme, und entläßt ihn endlich, wie es heißt, mit der einzigen Bürgschaft Gottes für sein Lösegeld. Die junge Gemahlin, die er nach Hause führt, steigt nicht eher vom Rosse, als bis man ihr die Schlüssel zu dem Kerker überliefert, aus dem sie die Gefangenen befreien will. Diese Gesinnung, in der sich das Entgegengesetzte vereint, in welcher etwa Bundesbrüder ihren Dolch zugleich in den Leib der Türkin senken, die sie beide lieben, um sich nicht ihrerhalb zu entzweien, in welcher der Greis, indem ihm der Kopf dessen gebracht wird, der seinen Sohn gemordet hat, ausruft: Heil mir heute und ewig! — und in Frieden verscheidet,

wird uns in ihrer ganzen unverhüllten Wahrheit vor die Augen gelegt. So ist der Mensch auf dieser Stufe der Entwickelung, so ist der Mensch dieses Stammes; wie der Held, so sein Sänger Die Poesie legt sich wie ein verwandtes Element um das Leben her und spiegelt uns die Erscheinungen desselben ab, nicht alle und jede, aber die erheblicheren in ihrer eigensten Natur, durch das Unwesentliche minder gestört und um so deutlicher.

Da ist wohl der Betrachtung werth, wie die Geschichte der Nation, von dem Gedicht ergriffen, hierdurch erst in einen nationalen Besitz verwandelt und für das lebendige Andenken gerettet worden ist.

Frühere Zeiten hat man fast vergessen; die Erinnerung haftet an dem letzten Glanze des Volkes und seinem Untergange fest, dessen auch wir hauptsächlich gedachten. In einigen großen Liederkreisen wird er uns geschildert.

Zuerst stellt sich uns Stephan Duschan dar, und zwar ganz wie die Geschichte ihn zeigt, in der Mitte einiger großen Geschlechter, mit denen er wohlbedächtig umzugehen hat. Sie treten sogleich in dem Charakter auf, den die folgenden Ereignisse fordern: die Jugowitschen stolz und heftig, die Merljawtschewitschen mit Dämonen, mit der Wile im Bunde. Die letzten sehen wir unmittelbar nach Duschans Tode sich der höchsten Gewalt bemächtigen. Die Geschichte meldet, daß dies der Unfähigkeit des schwachen Urosch zuzuschreiben war: das Lied stellt ihn als ein Kind von 40 Tagen bei seines Vaters Tode vor. Nicht aber Allen aus jenem Geschlechte gefällt die Gewaltsamkeit. Aus eben demselben stammt der Held der Nation, Marko Kraljewitsch, der sich vor Niemandem fürchtet, außer allein vor dem wahrhaftigen Gotte. Dieser spricht dem Vater und den Oheimen das Reich ab und giebt es dem, welchem es gebührt. Kann man einen Helden glänzender einführen? Er erwirbt dafür Fluch und Segen, die sich beide erfüllen, und eben dadurch wird uns die weitere Entwickelung in der Ferne gezeigt.[1])

Es ist ihm angedroht, daß er den Türken dienen soll. Ein zweiter Kreis von Liedern, die Lasaritza, beschreibt, wie das Land in die Hände derselben geräth. Wie die Geschichte, so gedenkt auch das Gedicht des inneren Zwiespaltes und des Verrathes, der an diesem größten Unglück Schuld war. Zugleich aber liegt ein

1) Zu diesem ersten Kreise würden die Lieder bei Wuk, Bd. II, Nr. 5, 6, 8—10 zu rechnen sein.

schmerzliches Gefühl der Unvermeidlichkeit dieses Ausganges über dem Gedicht. Der tadelloseste, schönste und edelste der Helden Lasars, Milosch, kündigt es an; dem König wird es durch himmlische Boten gemeldet, und er entsühnt sein Volk vor der Schlacht; — nichtsdestominder wird die Tapferkeit der Streiter herrlich gerühmt und der Verräther verflucht. Rührend wird der Tod der Gefallenen begangen.[1])

Marko war nicht in der Schlacht; es bleibt uns verborgen, weshalb; ihm ist ein dritter Kreis dieser Lieder gewidmet. Nicht wie ein Mensch, gleich den übrigen Helden, sondern wunderbar wird er geschildert: er lebt 160 Jahre; eben so lange reitet er sein Pferd, das er aus dem Becken mit Wein tränkt, aus welchem er selber trinkt, — auf dem er sitzt, Drache auf Drachen; ihn kann kein Säbel und keine Keule tödten; der Wile, die ihm den Gefährten zum Tode verwundet, setzt er auf seinem Thier viele Lanzen hoch in die Luft nach, erreicht sie mit dem Kolben und läßt sie nicht los, ehe sie ihn um Bundesbrüderschaft ersucht, ihm Hülfe in jeder Noth gelobt und ihm den Freund geheilt hat. Nachdem die Sage diesen Helden so wunderbar ausgerüstet, was läßt sie ihn vollbringen? — Er dient den Türken. Wir finden, daß er von anderen benachbarten Königen in demselben Augenblick zu gottesdienstlichen Festen eingeladen wird, wo ihn der Sultan zum Krieg auffordert; seiner Lehnspflicht eingedenk, geht er in den Krieg. Dabei läßt er sich nun nicht, wie Andere, ungleiches Recht gefallen: er tödtet den Wesir, der seinem Falken den Flügel gebrochen, sammt dessen zwölf Begleitern; er rächt seines Vaters Tod an dem Mörder; dann tritt er wohl noch in Zorneswuth mit verkehrtem Pelz und seinem Kolben in das Zelt des Sultans, der vor ihm erschrickt, zurückschreitet und ihn mit Worten und Geschenken zu begütigen sucht. Allein wie dem sei, er dient; in mannichfaltigen Abenteuern wird es uns wiederholt. Bald ist es ein Mohr, der dem Sultan Tribut und Tochter abzwingt, bald ein Albanese, dämonisch aus-

1) Nr. 17—21, 23, 24. Milosch blieb immer sehr berühmt. Ducas gedenkt desselben historisch rühmlich. Bei den Bulgaren fand Gerlach 1578 sein Gedächtniß blühen. Als Curipeschiz 1530 über das Amselfeld reiste, hörte er so viel von ihm, daß er ihm eine eigene Erzählung widmet (Itinerarium Wegrayss etc. 1531 Bogen E), ausführlich und erdichtet, in der wir die älteste Spur der noch blühenden serbischen Poesie zu erkennen glauben. Einer früheren Epoche möchten die Sagen bei dem Presbyter Diocleas angehören.

gerüstet, der aus seinem Thurme Schifffahrt und Pilgerschaft und die Herbeiführung des Tributes hemmt, mit welchen Marko einen Kampf bestehen muß, den kein Anderer bestehen will; er folgt dem türkischen Heere bis nach Arabien. Es ist, als habe die Nation in diesem Helden ihre eigene Dienstbarkeit aus jener Zeit darstellen wollen, wo das serbische Heer nach der Schlacht bei Kossowo fast alle Jahre in die Kriege Bajesids zog, jedoch selbständig und nicht ohne ihm jeden Augenblick noch furchtbar zu erscheinen. Die Nation wär voll unermeßlicher Kraft, ungebrochen an Muth; aber sie diente. Dies stellt sie an ihrem Helden dar, den sie mit allen Zügen der nationalen Gesinnung, auch den barbarischen einer blutigen, mit Goldgier gemischten Grausamkeit, ausgerüstet, auf den sie vielleicht auch den Ruhm älterer Heroen gesammelt hat. Das Ereigniß, welches ihre Unterwerfung nach sich zog, konnte sie auf eine der Historie näher verwandte Weise darstellen; den lange Zeiträume erfüllenden Zustand der Knechtschaft kann sie nur mythisch vergegenwärtigen. Etliche dichten, wie der Unverwundbare endlich von Gott, „dem alten Tödter," getödtet worden; ein Gedicht voll Einfalt und erhabenen Gefühls der Einsamkeit. Andre hoffen, er lebe noch; als Marko die erste Flinte gesehen und ihre sichere Wirkung wahrgenommen, habe er sich in eine Höhle des Waldgebirges zurückgezogen; da hange sein Säbel und fresse sein Pferd Moos, und er sei entschlafen; falle der Säbel nieder und habe das Pferd kein Moos mehr, so werde er erwachen und wiederkommen.

Alle diese Sagen treten uns nicht in zusammenhängender Aufeinanderfolge entgegen, sondern in Liedern, deren jedes seinen eignen Mittelpunkt hat, die nie von dem bewußten Geist eines einzigen Poeten durchgebildet und vereinigt worden sind. Doch ist in allen Ein Ton, Ein Sinn, eine einzige, zugleich poetische und volksthümliche Weltansicht, und die höhere Einheit der allgemeinen Fabel läßt sich nicht verkennen. Sie faßt dieser Nation die Erinnerung an ihre Größe und an den Verlust ihrer Selbständigkeit in lebendiger und immer neuer Ueberlieferung zusammen.

Gar manches spätere Ereigniß hat man in ähnlicher Weise angeschlossen. An die Thaten Hunyads, den die Serben als ihren Landsmann ansprechen, ist in einigen Liedern voll sinnreicher Mythe Erinnerung aufbehalten; den ältesten Räuber hat man nicht vergessen; den Uskoken, insofern sie wider die Türken gekämpft haben — denn von ihren Seefahrten finden wir nichts —, sind einige

Lieder gewidmet; bis zu den Siegen der Montenegriner hat das Lied die Historie begleitet.

Wenn im Lande Ruhe war, so sieht man doch, daß der Geist des Volkes sich unaufhörlich mit Bildern des Krieges gegen eben diejenigen beschäftigte, denen es gehorchte. Endlich kam die Zeit, wo auch dieser kriegathmende Geist wieder zu eigener Thätigkeit aufgerufen ward, in Folge von Ereignissen, die auf einem ganz anderen Zusammenhange beruhten, hauptsächlich auf dem veränderten Verhältnisse der Osmanen sowohl in sich als zur übrigen Welt.

Fünftes Capitel.

Ursprung der neueren Bewegungen in der Türkei.

Wie lange Zeit schon und wie oft hat man den Zerfall des osmanischen Reiches in verschiedene Paschaliks vorhergesagt, kommen zu sehen gemeint!

Und in der That, gar nicht selten haben mächtige Pascha's, in Bagdad, oder Acre, oder Widdin, oder Janina, den Tribut zu senden verweigert oder sich in offene Empörung gesetzt. Manche Landschaften, wie Aegypten oder Bosnien, haben sich lange Zeit in einer bis auf einen gewissen Grad unabhängigen Verfassung zu erhalten gewußt. Das Beispiel, welches die Barbaresken, freilich in der Ferne und unter sonst veränderten Verhältnissen, gegeben, schien auch von Anderen befolgt werden zu müssen.

Indessen hat sich noch immer gefunden, daß der Sultan Mittel besaß, die Empörungen zu erdrücken und die Einheit des Reiches zu behaupten.

Das unvordenkliche Ansehen einer Dynastie, mit der seit so vielen Jahrhunderten niemals eine andere in jenen Ländern zu wetteifern vermocht hat, die Vereinigung geistlicher und weltlicher Macht in Einer Hand, die keinen Widerstand in den Gemüthern aufkommen läßt, der Zusammenhang der militärischen Institutionen von einem Ende des Reiches zum anderen, die der nun einmal gebildeten Sinnesweise nicht unangemessene Einrichtung juridischer und geistlicher Aemter, die Festsetzung selbst eines beinahe erblich gewordenen Einflusses einiger großen Ulemafamilien, — alles dies bewirkt, daß die Bande, die eine Provinz mit der anderen und alle mit dem Mittelpunkt verbinden, nicht so leicht zerrissen werden können.

Die innere Möglichkeit einer durchgreifenden Veränderung im türkischen Reiche lag vielmehr auf einer anderen Seite.

An dem Beispiele von Serbien sehen wir recht, welche Gegen=

sätze es in sich schloß: — Völker von unvertilgbarem Selbstgefühl, eigenthümlich starker Gesinnung, lebendiger Erinnerung an vergangene Größe, durch den obersten Grundsatz des Staates von diesem ausgeschlossen, zur Dienstbarkeit verdammt, — ihnen gegenüber eine ihre Bekenner zur Herrschaft berechtigende, mit Selbstüberhebung erfüllende und zur Gewaltsamkeit antreibende Religion.

Wohl konnte die unterjochte Rajah an und für sich nicht daran denken, sich zu befreien; dazu war sie viel zu schwach, getheilt, von den Feinden, die zugleich ihre Herren waren, viel zu sorgsam an jeder Stelle beobachtet.

Wie aber dann, wenn die christlichen Mächte, die in wetteifernder Entwickelung aller ihrer Kräfte begriffen waren und sich nach und nach zu einer nicht mehr zweifelhaften Ueberlegenheit über das türkische Wesen erhoben, den von den Osmanen unterjochten Christen die Hand zu reichen sich entschlossen?

Darum war die Erhebung des russischen Reiches den Osmanen so furchtbar. Das bloße Dasein einer griechisch-gläubigen Monarchie, vor deren emporsteigendem Glanze der Halbmond verbleichte, machte den Gehorsam der Rajah zweifelhaft.

Als im Jahr 1770 die erste russische Flotte auf dem ägeischen Meere erschien, erhoben sich die Griechen — mit nur zu kühnem und raschem Entschluß — auf den Inseln und dem festen Lande. Der Name Athen, der bis dahin allein von den Alterthumskundigen genannt ward, bekam wieder Bedeutung für die Politik und für die Zeitgenossen.

Noch allgemeinere, namentlich für die binnenländischen Christen von slawischem Stamme bedeutendere Aussichten eröffnete aber der Krieg, der im Jahr 1788 ausbrach.

Oestreich, welches den serbischen Patriarchat bei sich aufgenommen und unter dem toleranten Joseph alle Unionsbedrängnisse gegen die Griechisch-gläubigen vermied, vereinigte sich mit Rußland zu einem Angriff auf die Pforte, dessen Absicht, der Herrschaft derselben in Europa ein Ende zu machen, „die Menschheit", wie Kaiser Joseph sagte, „an diesen Barbaren zu rächen," gar nicht verhehlt ward, und der sich wirklich in jedem Feldzug gefährlicher entwickelte.

Auch diesmal blieben die Griechen nicht ohne Regung: eine größtentheils von ihnen bemannte und ausgerüstete Flotte unter Lampros Katzonis erschien in See; in Albanien und Macedonien bemerkte man Bewegungen; auf das entschiedenste aber nahmen die Serben Theil.

Kaiser Joseph hatte den guten Gedanken, aus den Serben, die sich ihm anschließen würden, ein Freicorps zu bilden; und bald wuchs dies zu einer ansehnlichen Schaar zu Pferd und zu Fuß an, welche im Kriege die besten Dienste leistete, schon bei der Belagerung von Belgrad im Jahr 1789, noch mehr aber, als man diese Stadt erobert hatte und das Land in Besitz nahm. Oberst Mihaljewitsch, der das Freicorps serbischer Emigranten befehligte, stellte sich bei Jagodina und Kjupria auf; auf Wegen, wo noch nie ein Heer gezogen oder Geschütz geführt worden, drang er nach Karanowaz vor und entriß es den Türken; im Januar 1790 erschien er vor Kruschewaz, stellte seine Leute unter dem Klange zugleich türkischer und östreichischer Instrumente in Schlachtordnung und nahm die Stadt; die alten Kirchen, welche die Herrlichkeit des Knesen Lasar bezeugen, der hier seinen vornehmsten Sitz hatte, seitdem aber den Türken zur Stallung ihrer Pferde dienen müssen, wurden gereinigt, geweiht und erschollen wieder von christlichen Lobgesängen.[1]) Nicht mit Unrecht rühmen die Kaiserlichen in ihren Berichten, daß sie einen großen Theil des alten Königreiches Serbien erobert hätten. Die Einwohner hielten für gewiß, daß sie diesmal Unterthanen des Kaisers zu Wien bleiben würden: sie hatten sich überall mit Hingebung angeschlossen, in den meisten Bezirken die Huldigung geleistet, hie und da die eroberten Orte zugleich mit den kaiserlichen Truppen gegen den nun gemeinschaftlichen Feind zu vertheidigen übernommen.[2])

Allein auch diesmal sollte es nicht so weit kommen, wie sie hofften.

Sobald es den Anschein nahm, als könnten die Entwürfe der Kaiserhöfe sich vollziehen, erwachte in dem übrigen Europa die Besorgniß, durch eine so weitaussehende Vergrößerung ihrer Gebiete das allgemeine Gleichgewicht gestört zu sehen; die alte Eifersucht, die sich immer dem Gewinnenden entgegensetzt, erhob sich zu

1) Ausführliche Geschichte des Krieges zwischen Rußland, Oestreich und der Türkei. Wien 1791, 92. Bd. V, p. 30, 61.

2) Man hat eine Eingabe vom September 1790, in welcher eine Anzahl von serbischen Knesen und Mönchen dem serbischen Kirchencongreß in Temeswar erklärt: sie seien bereit, dem Kaiser das Land für ewige Zeit zu erwerben, ihm zu übergeben und gegen jeden Feind zu vertheidigen, damit er ihre Heimath nur nicht den Türken zurückgebe. — Fänden sie bei ihm keine Hülfe, so würden sie genöthigt sein, sich unter den Schutz einer anderen Macht zu begeben. Kallay, Geschichte der Serben, aus dem Ungarischen von Schwicker I, S. 281.

Gunsten der Osmanen, und bald zeigte sich, daß man sie nicht würde zu Grunde gehen lassen.

Zweifelhafter war es, ob man ihnen auch ihre alten Grenzen zurückgeben würde. Von den europäischen Mächten war wenigstens die, welche einer einseitigen Vergrößerung von Oestreich am lebhaftesten widersprach, Preußen, dafür nicht entschieden. Es gehörte zu den Ideen der damaligen preußischen Politik, die unter der Leitung von Hertzberg noch die Richtung festhielt, welche ihr Friedrich II. gegeben, gegen einige Zugeständnisse zu Gunsten von Preußen an der polnischen Grenze und andere damit zusammenhangenden Gebietsveränderungen die Macht von Oestreich an der Donau zu erweitern, ihm Moldau und Wallachei und, wenn dies nicht möglich sei, doch die serbischen Bezirke, die es nach dem Frieden von Passarowitz besessen, wieder zu verschaffen.[1]

Hiebei fand aber Preußen bei seinen eigenen Verbündeten, Holland und England, keine Unterstützung. Eine Zeitlang beschäftigte die Frage über die Herstellung des stricten Status quo oder die Zulässigkeit einiger Abänderungen die Cabinette;[2] da aber die Gefahr, die von Frankreich her dem gesammten europäischen Gemeinwesen drohte, jeden Augenblick dringender wurde, so beschloß man am Ende, um nur vor allem wieder zum Frieden zu gelangen, auf jede Abänderung zu verzichten und Serbien ganz den Türken zurückzugeben.

Ausschließend mit den Fragen über die Machtverhältnisse beschäftigt, dachte man nicht daran, daß dort eine christliche Bevölkerung sich der allgemeinen Theilnahme werth gezeigt hatte. Man begnügte sich, Amnestie für diejenigen festzusetzen, welche hier oder in einer anderen türkischen Provinz von dem Großherrn abgefallen und auf die Seite des Kaisers getreten seien: sie sollten ruhig zu ihren Besitzungen zurückkehren können.[3] So gab man Serbien mit allen Festungen dem Sultan zurück.

Jedoch wird Niemand glauben, daß damit auch der alte Zustand in sich selbst wiederhergestellt worden sei.

Die türkischen Commissare, welche das Land übernahmen, äußerten ein mit besorgter Voraussicht der Dinge, die daraus ent=

1) Vgl. Précis de la carrière diplomatique du comte de Herzberg. Zeitschrift für Geschichtswissenschaft von Ad. Schmidt I, p. 28. Die deutschen Mächte und der Fürstenbund. Ausg. 2. S. W. Bd. 31—32, S. 348 ff.

2) Vergl. Die deutschen Mächte und der Fürstenbund a. a. O., S. 416.

3) Traité fait à Sistowa 4 Août 1791; Martens V, 244.

springen könnten, gemischtes Erstaunen, als sie aus einer Festung, die ihnen übergeben werden sollte, eine serbische Compagnie in vollen Waffen ausrücken und das militärische Exercitium der kaiserlichen Armee mit Geschicklichkeit vollziehen sahen. „Ihr Nachbarn," rief einer von ihnen aus, „was habt ihr aus unserer Rajah gemacht?" Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was man sagt, die Serben hätten noch zuletzt sich unter einem Offizier vom Freicorps zu erheben oder ihn sich zum Fürsten auszubitten gedacht; eine junge Serbin, der dieser huldigte, sei schon in vorlautem Scherz als künftige Fürstin begrüßt worden; — das aber leuchtet ein, daß der einmal aufgerufene Geist nationaler Unabhängigkeit nicht sogleich wieder gedämpft werden konnte: diejenigen, welche siegreiche Waffen gegen die Türken getragen, nährten ihr Selbstgefühl an dieser Erinnerung.

Da nun auch Rußland seinerseits im Frieden zu Jassy den Stipulationen, welche zu Gunsten der christlichen Einwohner in der Moldau und Walachei und auf den Inseln des Archipelagus schon früher getroffen worden, neuen Nachdruck gab, so sieht man wohl, wie mächtig die Elemente des Widerstandes und der Unabhängigkeit der christlichen Nationen in der europäischen Türkei in Folge jenes Krieges anwuchsen.

Aber er hatte auch noch eine andere Wirkung, von ganz verschiedener, man könnte fast sagen, entgegengesetzter Art.

Seit einiger Zeit war der türkischen Regierung die Ueberlegenheit ihrer Nachbarn und ihre eigene Unfähigkeit, in ihrem damaligen Zustand denselben zu widerstehen, zum Bewußtsein gekommen. Doch verzweifelte sie fast, sich selber zu helfen. Sultan Mustafa III rief aus: „Umgestürzt ist das Reich; denket nicht, daß es sich unter uns wiederherstellen werde." Auf das Aeußerste gefaßt, ließ sich wohl ein Wesir Abdulhamids vernehmen, auch in Asien gebe es schattige Thäler, wo man sich Kiosken bauen könne.

Nicht so bald aber verlor das Volk von Constantinopel sein Vertrauen auf das alte Glück. Es leitete die erlittenen Unfälle von der persönlichen Untauglichkeit seiner Führer her und richtete mit hoffnungsvoller Erwartung seine Augen auf den Thronfolger Selim, dem es alle Tugenden zuschrieb, die der Koran preist:[1]) auf den öffentlichen Plätzen hörte man rufen, der sei es, der das Reich in seinen früheren Glanz wiederherstellen werde.

1) „che sia valoroso, attaccatissimo alla sua religione, intraprendente et avido di gloria militare." Zulian, Relatione di Constantinopoli 1789.

Und wirklich faßte Selim, wie er den Thron bestieg, diesen Gedanken. Die Uebermacht seiner christlichen Nachbarn, die sich in eben diesem Jahre — 1789 — unzweifelhafter zeigte als jemals früher, mahnte auch dringender als je, einen Versuch dazu zu machen. Nur griff er die Sache ganz anders an, als die Meinung seines Volkes war.

Das Volk hoffte ihn an der Spitze der Janitscharen und Spahi wie einen alten Sultan ins Feld ziehen und alle Feinde niederwerfen zu sehen, im Sinne der heiligen Bücher und der rechtgläubigen Moslimen. Selim dagegen, der die Ursache der Unfälle in der Ueberlegenheit der militärischen Mittel und der Kriegsübung der Feinde sah, beschloß, zuerst die osmanischen Truppen denselben ähnlich zu machen, um sie künftig einmal mit besserer Zuversicht wieder ins Feld führen zu können.

Daß dies geschehen müsse, war schon längst die Ansicht derjenigen europäischen Mächte, die in dem Sultan, wenn er nur einigermaßen widerstandsfähig sei, einen nützlichen Bundesgenossen gegen die Macht von Oestreich und besonders von Rußland zu finden hofften. Namentlich hegte man in Frankreich diesen Gedanken.

Wir wollen hier nicht der Versuche Bonnevals oder Totts, der im Gefolge eines französischen Gesandten nach Constantinopel kam, gedenken; wichtiger ist es, daß wir im Jahre 1785 eine ganze Anzahl französischer Offiziere in der Türkei finden, fortwährend im Sold ihres Hofes und mit Eifer beschäftigt, militärische Reformen einzuführen. [1])

Sie gossen den Türken Kanonen und lehrten sie richten und abfeuern; kleine Verschanzungen wurden aufgeworfen, um Angriff und Vertheidigung daran zu üben; neue Schiffe nach französischem Muster, jedoch mit Beibehaltung dessen, was in den türkischen brauchbar war, wurden gebaut; man erinnert sich, mit welchem Eifer der Kapudan-Pascha, Gazi-Hassan, damals leicht der berühmteste Mann in der Levante, an allem Theil nahm, was der türkischen Marine

1) Relatione di Constantinopoli del bailo Agostino Garzoni contenuta in due dispacci del medesimo del 10 Nov. 1785: La Francia, che sempre ha presso cura per la sussistenza di questo impero, si avvidde che tolto il principal baloardo della Crimea dovevasi riconoscer come vacillante il suo destino. Allarmatasi perciò spedì a questa corte un copioso numero di officiali tutti pagati dalla corte stessa d'ogni genere e professione per introdur ordine disciplina e scienza tra li Turchi per renderli atti ad resistere alli attacci delli loro nemici.

aufhelfen konnte. Da es schon in jener Zeit der vornehmste Gesichtspunkt der Franzosen war, die Seemacht der Russen auf das schwarze Meer zu beschränken, bauten sie den Türken ein paar Forts auf beiden Seiten des Canals, zu Kila und zu Riva,[1] die Vedetten, wie man gesagt hat, von Constantinopel; eine Batterie errichteten sie an der Einfahrt selbst. Ihre Absicht war, das ganze türkische Fortificationswesen umzugestalten.

An diese Versuche knüpfte Sultan Selim, sowie der Friede eingetreten war, seine Verbesserungen an.

Für die Marine kaufte er Musterschiffe aus England; doch waren seine Schiffsbaumeister meistens Franzosen; in kurzem belebten sich die Rheden von Sinope, Rhodus und Constantinopel.

Das ganze Geschützwesen ward umgebildet; man nahm die Dimensionen der französischen Stücke an, besonders für das Feldgeschütz.

Die Vertheidigung der Grenzen suchte man durch Verbesserung der Festungen, wie wir denn einen englischen General zu Ismail thätig finden, und noch mehr durch Bildung von Ingenieurs vorzubereiten. Nicht selten besuchte Selim III selbst die Schule in Sulitze, die hiezu bestimmt war, ließ sich Pläne und Instrumente vorlegen und ermunterte die Zöglinge. Manches gute französische Buch, z. B. auch eine Schrift von Vauban, war ins Türkische übersetzt und gedruckt worden; doch hatte man auch einen Lehrer des Französischen angestellt, und in der Bibliothek fand sich unter anderem die Encyclopädie.[2]

So sehr dies alles den ererbten Begriffen der Moslimen entgegenläuft, ließen sie es sich doch gefallen, da es die Institute, auf die ihr Staat gegründet ist, nicht unmittelbar verletzte.

Ein größeres Aufsehen erregte es schon, als der Sultan seine Artilleristen, Topdschi, ein Corps, das in naher Beziehung zu den Janitscharen stand, zu reformiren unternahm; bald aber zeigte sich, daß er dabei nicht stehen bleiben werde.

Man erzählt, ein russischer Gefangener, von Geburt ein Türke, der aber den russischen Dienst ziemlich begriffen, habe zuerst zum Vergnügen des Großwesirs eine Truppe von Renegaten auf euro-

1) Garzoni: ne' siti ch'erano affatto esposti ed abbandonati. Vgl. Andreossy, Voyage à l'embouchure de la mer-noire, 115, 319.

2) Juchereau de S. Denys, Révolutions de Constantinople en 1807 et 1808. I, p. 78. Macfarlane versichert, daß dessen Nachrichten ihm bestätigt worden seien.

päische Weise eingeübt; endlich sei auch der Sultan gekommen, um zu sehen, wie die Ungläubigen zu fechten pflegen, und von dem Anblick in hohem Grade eingenommen worden. [1])

Omer ist der Name dieses osmanischen Lefort. Er befehligte eine Zeitlang die Truppe der Tufenkdschi, die er einrichtete.

Der Erfolg, den Omer Aga hatte, bestärkte Selim in dem Vorsatz, das europäische Exercitium im türkischen Heere und zwar zunächst bei dem regelmäßigen Fußvolk, den Janitscharen, einzuführen. Eine venezianische Relation versichert mit Bestimmtheit, daß darüber im Jahr 1793 im Diwan ernstlich berathen worden sei. [2])

Nun liegt aber am Tage, was ein Vorhaben dieser Art auf sich hatte.

Die Janitscharen, die ihre Stellen wie Pfründen ansahen, nur an den Tagen der Soldzahlung in Reih' und Glied erschienen, in den Städten, wo sie garnisonirten, zugleich die Herrschaft ausübten und Gewerbe betrieben, diese auf ihre ursprüngliche Bestimmung zurückzuführen und dem Zwange des europäischen Dienstes zu unterwerfen, war ein Unternehmen nicht allein von unendlicher Schwierigkeit, sondern auch von der größten politischen Bedeutung.

In einem Reiche, dessen gesammter Zustand, durch Eroberung und gewaltsame Besitznahme gegründet, auf der unmittelbaren Herrschaft des Kriegerstandes beruht, muß jede militärische Veränderung ohnehin zugleich eine politische sein.

Eben die Janitscharen bildeten eines der wichtigen Glieder in der Kette der alt-osmanischen Einrichtungen für Krieg und Frieden.

Aber auch in allen anderen Zweigen dachte Selim auf durchgreifende Aenderungen. Die erblich gewordenen großen Lehen sollten aufhören, ihre Erträge bei dem ersten Todesfall in die Reichscasse fließen, um hier zur Besoldung anderer Truppen angewendet werden zu können. Der Pascha sollte nicht mehr Herr in seiner Provinz sein; nur auf drei Jahre sollte seine Bestallung lauten und nicht erneuert werden, wenn sich der Inhaber nicht auch bemüht habe, die Bevölkerung der Provinz zufriedenzustellen. Ein Gedanke tauchte auf, dessen Ausführung dem ganzen türkischen Staatswesen eine andere Form gegeben haben würde: mit Beseitigung aller Pachtung

1) Survey of the turkish Empire 1798, p. 99. Vgl. d'Ohsson VII, 371.

2) Niccolò Foscarini: Il divisamento pure di rendere addestrati i Gianizzeri negli esercizi militari occupava i pensieri del consiglio.

eine Regie großherrlicher Einkünfte durch Beamte der Regierung einzuführen.

Schon war die Macht des Wesirats beschränkt, der Diwan der Form eines europäischen geheimen Staatsrathes angenähert.[1]) Er bestand aus zwölf höheren Beamten, welche der Großwesir in allen wichtigen Fragen zu Rathe ziehen sollte. Ein Mitglied des Diwans finden wir besonders beauftragt, gewisse indirecten Auflagen einzubringen, welche zur Erhaltung der neu eingerichteten Truppen, die nach und nach auch mit Reiterei vermehrt wurden und ein nicht unansehnliches Corps bildeten, dienen sollten.

Ich will nicht näher auf den Fortschritt dieser Einrichtungen eingehen. Mit der Zeit wird man wohl auch bei uns das Werk des Reichsgeschichtschreibers Nuri über jene Jahre zu lesen bekommen, in welchem, soviel wir hören, von den neuen Einrichtungen (Nizami-Dschedid) ausführlich die Rede sein soll. Man wird dann den Zusammenhang derselben deutlicher einsehen, als es aus den Berichten europäischer Reisenden und Gesandten allein möglich ist.

Für uns ist es genug, wenn wir bemerken, wie gewaltig nun auch der eigentlich moslimische Theil des türkischen Staatswesens, die herrschende religiös-kriegerische Corporation, durch die aus den Erfolgen des letzten Krieges hervorgegangenen Entwürfe Selims III von Anfang seiner Regierung an in Bewegung gesetzt wurde.

Der Geist der Reformen, der das 18te Jahrhundert belebte, ergriff auch die Türkei.

In dieser Hinsicht mag Selim wohl mit Fürsten wie Gustav III, Clemens XIV, Joseph II, oder mit Staatsmännern wie Pombal, Aranda, Struensee, mehr oder minder seinen Zeitgenossen, verglichen werden.

Nennen wir Namen wie diese, so brauchen wir nicht weiter auszuführen, welche Gefahren mit Unternehmungen dieser Art für den Staat, den sie betreffen, und für die Personen, die sie wagen, verbunden sind.

1) Foscarini: La prima ed essenziale (innovazione del Sultano Selim) fu quella di diminuire la somma autorità del visirato con l'istituzione del nuovo consiglio di stato, in seguito — aumentato dal numero degli individui che lo compongono e che lasciai in uno stato di somma attività, ed abbenchè possa dirsi che l'istituzione di esso consiglio abbia prodotto un essenziale cambiamento nella costituzione di quel governo, pareva a tutti probabile che sarebbe per continuarsi.

In der Türkei waren sie von doppelter Stärke. Die allgemeine Erschütterung der herrschenden Classe mußte hinwieder die Tendenzen der Unabhängigkeit in den unterwürfigen Nationen befördern. Verwickelungen ganz neuer Art mußten daraus entspringen und sind daraus entsprungen. Die gesammte neuere Geschichte der Türkei beruht darauf. Auch die Bewegung von Serbien schreibt sich daher.

Sechstes Capitel.

Ursprung der Unruhen in Serbien.

Unter allen Janitscharen im Reiche konnte es keine dem Sultan widerwärtigeren geben als die in Belgrad.

Außer mannichfaltigen anderen Mißbräuchen, welche hier so stark im Schwange gingen wie irgendwo, hatten sie sich in eine Art von Kampf mit den übrigen Türken, dem Pascha und den Spahi, eingelassen, welcher sie zu einer diese ausschließenden und um so gewaltsameren Herrschaft über das Land führen zu müssen schien. Schon nannten sich ihre Anführer Dahi, nach dem Beispiele der Barbaresken Deys, die dort ebenfalls im Kampfe mit den Pascha's aus ihrer empörerischen Schaar emporgestiegen waren, in Tripolis noch vor nicht gar langer Zeit.[1] Neben Janitscharen-Aga's, wie Achmet, wegen seiner Verwegenheit Deli-achmet genannt, der über ein Gefolge von 1000 Mann gebot, hatte ein Pascha nichts zu bedeuten; man weiß, daß Kaiser Joseph lieber mit den Aga's Festsetzungen traf als mit dem Pascha. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges war Mechmet Ali Seimowitsch mit 14 anderen Spahi von den Janitscharen Achmets umgebracht worden, und Niemand hatte gewagt, ihn dafür zur Strafe zu ziehen: er war dennoch im türkischen Heere bei Kjupria, das zum Entsatz von Belgrad bestimmt war, erschienen.

Indessen ward Belgrad weder mit seiner Hülfe entsetzt noch von seinen Genossen vertheidigt.

Nachdem es durch die Vermittelung der europäischen Mächte wieder in die Hände der Türken zurückgekommen war, dachte der

1) Wahl, Encyclopädie I, XXIV, 351, bemerkt, daß dieses Wort schon einst in der alten Republik von Mekka, dann bei den Ismaeliern einen Oberen bedeutet habe.

Sultan sich zunächst hier dieser beschwerlichen Theilnehmer an der Macht zu entledigen.

Der für Belgrad bestimmte neue Pascha, Ebu-Bekir, ward mit einem Ferman ausgerüstet, welcher den Janitscharen Belgrad und das ganze Paschalik zu meiden gebot. Aber gleich im ersten Augenblick waren sie wieder so mächtig eingedrungen, daß sich dieser Befehl nur durch einen Act der List und Gewalt ausführen ließ. Ehe Ebu-Bekir es wagen konnte, den Ferman auch nur zu verkündigen, mußte er sich jenes ihres mächtigsten Oberhauptes entledigt haben. Als er an den Grenzen des Paschaliks in Nisch anlangte, eilten die Spahi, ihn zu begrüßen. Auch die andern früheren Landesbesitzer erschienen daselbst, unter ihnen Deli-achmet. Er war von einem so zahlreichen Gefolge umgeben, daß man sich nicht sogleich an ihn wagte. Erst als er zur zweiten Audienz mit wenig Gefolge die Treppe hinaufstieg, getrauete man sich, ihn anzugreifen, jedoch auch dann nicht anders als meuchelmörderisch: ein lauernder Diener des Pascha erschoß ihn rücklings. Alsobald ward jener Ferman verkündet und nunmehr auch ausgeführt. Die Spahi kehrten zum Genuß ihres Zehnten und ihrer Glawnitza zurück; die ausgewanderten Serben konnten nun eher auf die Ausführung der ihnen zu Gunsten getroffenen Stipulationen rechnen und nahmen ihre alten Güter wieder ein; die Besitzungen der Janitscharen dagegen wurden als Krongüter betrachtet; sie selber suchten Zuflucht in den benachbarten Gebieten.

Anders war es nicht: nur durch Hinterlist und blutige Gewalt konnte der Gerechtigkeit Geltung verschafft werden.

Man kann sich um so weniger wundern, wenn dann auch die Gezüchtigten widerstrebten und bei den Genossen ihrer Ansprüche hie und da Rückhalt fanden. Den Janitscharen kam damals besonders der Aufstand des Paßwan Oglu in Widdin zu statten.

Es läßt sich zwar nicht mit Gewißheit nachweisen, daß dieser seinen Ursprung daher genommen.

Soviel wir wissen, hatte sich Osman Paßwan Oglu zuerst im Kriege von 1788 an der Spitze einer Schaar von Freiwilligen hervorgethan, sich dann aber mit Gewalt in Besitz seiner angestammten Güter gesetzt, aus denen schon sein Vater war verjagt worden.

Es waren zunächst andere Kriegsleute, mit denen er sich verbündete: — Soldatenschaaren, Krdschalien genannt, die nach dem Frieden aus den Diensten der Pforte entlassen worden, aber keine Lust hatten, das Waffenhandwerk sofort niederzulegen, und die nun

Macedonien und Bulgarien unsicher machten, überall ihre Dienste anboten, wo ein Pascha mit dem Großherrn, eine Landschaft mit dem Pascha zerfallen war, oder auch auf eigene Hand plünderten und brandschatzten. Als sie erst eine der größeren Städte von Macedonien (Moskopolis oder Voskopolis) zerstört hatten, eilten die andern, sich mit ihnen durch eine Art von Tribut abzufinden. Ihr Stolz war, auf stattlichen Pferden, in Gold und Silber, mit kostbaren Waffen daherzureiten; in ihrem Gefolge waren Sklavinnen, Gjuwendi, in männlicher Kleidung, die sie nicht allein in den Stunden der Muße durch Spiel und Tanz vergnügten, sondern ihnen auch in die Schlacht nachfolgten, um ihnen etwa die Pferde zu halten, wenn man zu Fuß kämpfte; da diese Truppen nie Gottesdienst hielten, so nahmen sie Jedermann auf, Christ wie Muhammedaner. Sie standen, wie anderes Kriegsvolk, regelmäßig unter ihren Bimbaschen, Anführern über Tausend, und Buljukbaschen, kleineren Hauptleuten; einem Jeden, welcher gewaltsame Herrschaft aufrichten wollte, waren sie willkommen, sowie er ihnen.

Mit diesen hauptsächlich finden wir Paßwan Oglu in Verbindung; er sagte ihnen: „euer sei die Beute, mein bleibe der Ruhm"; nachdem er eine Zeitlang einen Pascha neben sich gelitten, verjagte er denselben und forderte selbst die drei Roßschweife. Er nahm 10000 Krdschalien in Widdin bei sich auf.

Dabei ist aber nicht zu leugnen, daß er sich — er selbst ein Mann, der ererbte Lehen zurückforderte — als ein Gegner aller Neuerungen aufstellte, die aus Serbien verjagten Janitscharen bei sich aufnahm und ihre Sache zu der seinen machte; er ließ seinen Namen in ihre Listen eintragen.

Vielleicht hängt dies damit zusammen, daß der Befehlshaber der Janitscharen in Widdin unter allen Serhad-Agas derselben den höchsten Rang hatte, zum Andenken des Turnadschi-Baschi, den einst Bajessid I mit der 68sten Orta der Dschemaat daselbst eingesetzt hatte. Dieser Name erbte dort als Titel fort. [1])

Ueberdies aber gab Widerstand gegen Neuerungen, die gar bald von der osmanischen Bevölkerung als anti-religiös betrachtet wurden, — wie man denn durch eine eigene Schrift beweisen mußte, daß Bajonnette und leichte Artillerie nicht gegen den Koran seien, — einem ehrgeizigen Gewalthaber eine große Stellung.

Olivier, der sich damals in Constantinopel aufhielt, versichert:

1) d'Ohsson VII, p. 310.

von den dasigen Janitscharen sei dem Sultan förmlich verweigert worden, gegen Paßwan ins Feld zu gehen.[1])

Und nur vergebens sendete die Pforte im Jahr 1798 ein anderes Heer aus asiatischen und europäischen Truppen gegen ihn. Er soll gesagt haben, auch er hätte 100000 Mann aufbringen können; doch ziehe er es vor, mit 10000 zu siegen. Wirklich war die geringere Zahl sein Vortheil. Unter den herangekommenen Paschas waltete wenig Einigkeit; er konnte den günstigen Augenblick mit voller Kraft benutzen; als einst ein langanhaltender Regen die unter Hütten und Zelten lagernden Feinde übel zugerichtet hatte, brachen die Krdschalien, die in der wohlversorgten Stadt frisch und muthig geblieben waren, hervor und sprengten die Ermatteten auseinander. Seitdem war Paßwan Oglu seinen Nachbarn weit und breit überaus furchtbar. Zuweilen war er Meister von Czernetz, Nikopel, Krajowa; wenn er diese Orte dann auch wieder verlor, so geschah es nicht ohne die größten Anstrengungen der Türken und Walachen. Viele flüchteten aus der kleinen Walachei nach Siebenbürgen; Andere wurden des Einverständnisses mit ihm verdächtig gehalten und dafür gezüchtigt;[2]) in Bulgarien gerieth alles in Verwirrung und gegenseitige Erbitterung, bis endlich die Pforte sich entschloß, Frieden zu machen und dem Paßwan wirklich die drei Roßschweife zu senden.

Mit diesen Ereignissen standen nun die Schicksale von Serbien in mannichfacher Beziehung.

Ebu=Bekir und dessen Nachfolger Hadschi=Mustafa, welche die Janitscharen entfernt hielten, verwalteten das Land in einem der Gewaltsamkeit derselben entgegengesetzten Sinne. Ruhig wohnte die Rajah, glücklich, endlich einmal unter einem gerechten und milden Regimente zu stehen.

Das Land blühte und ward durch Viehzucht reich — dieselbe, die vor dem Durchbrechen der großen Forsten und der Einführung einer bessern Landescultur auch in England und Deutschland vorherrschte, die Zucht der Schweine: — man hat berechnet, daß es

1) Voyage dans l'empire Othoman. Les soldats disaient hautement, qu'ils ne feraient jamais la guerre à un Musulman qui n'avait selon eux d'autres torts que celui de vouloir empêcher que l'on ne portât atteinte à leurs droits.

2) Engel, Neuere Geschichte der Walachei II, 67. Er verweist über Paßwan Oglu auf Seetzen in Zachs monatlicher Correspondenz 1803, August, dessen Nachrichten jedoch nur sehr dürftig sind.

bloß in seinem Verkehr mit Oestreich jährlich über 1,300000 Gulden gewonnen habe. Hadschi-Mustafa zeigte so viel wohlmeinende Fürsorge, daß man ihn Srpska Maika, die serbische Mutter, genannt hat. Es schadete Niemandem, im Freicorps unter dem Kaiser Dienste gethan zu haben. Alexa Nenadowitsch, der darin die Stelle eines Offiziers bekleidet hatte, ward doch zum Oberknesen ernannt. Als Paßwan Oglu auch Serbien zu bedrängen anfing, vielleicht auf Antrieb der Janitscharen, Kladowo einnahm, sich der Insel Poretsch zu bemächtigen suchte, trug Hadschi-Mustafa kein Bedenken, die Serben selbst zu den Waffen zu rufen. Er stellte ihnen vor, es sei ihnen besser, einen Theil ihrer Viehheerden zu verkaufen und sich dafür mit Waffen zu versehen, als Alles an den Feind zu verlieren. Noch waren viele Waffen von dem letzten Kriege her im Lande, und mit Freuden zog man sie hervor. Da bekam der Geist, der unter Oestreich erweckt worden, Nahrung unter der Anführung eines türkischen Pascha. Die Knesen selbst rüsteten ein Heer aus, dessen Bimbascha, Stanko Arambaschitsch, der Sohn eines Räuberhauptmanns, sich einen Namen machte. Abermals siegten die Serben über die Türken, noch zur Seite anderer Türken, doch diesen keineswegs vollkommen unterthänig. Stanko gab den türkischen Befehlshabern in diesem Heere nicht nach; einem, der ihm einst seinen Gefangenen niedergehauen, vergalt er das mit einer ähnlichen That. Vereint wehrten Pascha und Landschaft — denn es galt ihren gemeinschaftlichen Vortheil — Paßwan Oglu und die mit ihm verbundenen Janitscharen ab.

Welche Bedeutung hatte es da, daß die Pforte nicht allein sich bewogen fand, mit Paßwan Oglu ein gütliches Abkommen zu treffen, sondern sich dabei auch eine Bedingung zu Gunsten der aus Belgrad verjagten Janitscharen gefallen ließ! Der Stolz der Osmanli empörte sich bei dem Gedanken, daß rechtgläubige alte Moslimen aus einem Paschalik entfernt sein und dagegen die christlichen Unterthanen daselbst emporkommen sollten. Der Mufti gab eine Erklärung: es laufe wider das Gesetz, Gläubige zu Gunsten der Rajah aus ihrem Eigenthum zu vertreiben. Hierauf befahl der Diwan dem Pascha, die Janitscharen, obwohl sie durch einen Ferman verbannt und Gehülfen eines Empörers in offenem Aufruhr gewesen waren, wiederaufzunehmen. Hadschi-Mustafa würde mit seiner gesetzmäßigen Regierung in Widerspruch gerathen sein und sich schwerer Ahndung ausgesetzt haben, hätte er sich weigern wollen. Die Janitscharen kehrten zurück.

Es leuchtet ein, welches Unheil daraus erfolgen mußte.

Anfangs zwar drangen die Janitscharen bei dem Pascha nicht viel auf die Rückgabe ihrer Güter, drohten nicht mit Gewalt und waren zufrieden, bei der Mauth oder beim Hofstaate eine Anstellung zu finden. Aber bald fingen sie an, sich auf ihre alte Weise zu regen; zuerst, wie natürlich, die Rajah wurde dies gewahr.

In Swileuwa, im Schabazer Bezirk, wohnte ein unbescholtener Mann, Oberknes seiner Kneschina, Namens Ranko. Als einst die Poresa zu vertheilen war, forderte ein Janitschar von Schabaz, Bego Nowljanin, von ihm eine Erhöhung derselben um ein paar hundert Piaster zu eigenen Gunsten. Schon die Forderung zeigt, in welchem Zustande man war; Ranko hatte den Muth, sie abzuschlagen. Nicht ungerächt aber dachte der Janitschar dies zu lassen. In dem Dorfe wagte er den Knesen nicht aufzusuchen; sowie derselbe aber in Schabaz erschien, ging er ihm mit einigen Begleitern in das Wirthshaus nach und erschoß ihn. Der Pascha war nicht gemeint, dies zu dulden, die alten Unordnungen wieder einreißen zu lassen. Er schickte eine kleine Truppenschaar, 600 Mann stark, gegen den Janitscharen, der sich indeß mit täglich wachsendem Anhange der Feste von Schabaz bemeistert hatte, und ließ ihn dort belagern. Bego Nowljanin rettete sich durch die Flucht nach Bosnien. Die Anstrengungen aber, die Hadschi-Mustafa gemacht, denselben zu bestrafen, zogen nun den Haß und die Wuth der ganzen Körperschaft auf ihn selber.

Wahrscheinlich geschah es auf ihre Veranlassung, daß Paßwan Oglu seine Feindseligkeiten gegen das Paschalik noch einmal erneuerte. Der Pascha war genöthigt, um die Grenzen zu vertheidigen, seine besten Leute aus Türken und Serben unter seinem eignen Sohne Derwisch Beg ins Feld zu schicken. Eben dies hatten die Janitscharen gewünscht. Sie ergriffen den günstigen Augenblick, bemächtigten sich Belgrads und schlossen den Pascha in der oberen Festung ein. Hier hätte er sich wohl halten können, bis sein Sohn, dem er augenblicklich Nachricht gab, zurückgekommen wäre, wenn nicht ein Buljukbascha seiner Krdschalien — denn auch er hatte deren —, von den Janitscharen gewonnen, sie durch einen Abzugsgraben in die Festung eingeführt hätte. An dem Tage, wo Derwisch Beg mit dem Heere in Grozka, nahe bei Belgrad, ankam, war sein Vater gefangen worden. Zuerst ward Hadschi Mustafa nun von den Janitscharen genöthigt, durch einen eigenen Befehl dies Heer zu entfernen; und

kaum waren dann die Serben auseinander gegangen, die Türken nach Nisch abgezogen, so ward er in seiner Festung erschlagen. Die Janitscharen meldeten der Pforte: Hadschi Mustafa sei ein Untürke gewesen, der es mit der Rajah gehalten, und habe jetzt seinen Lohn empfangen. Sie baten um einen neuen Pascha.

Nicht als ob sie einem solchen besser zu gehorchen gedacht hätten: sie hatten den Mord begangen, um die Gewalt an sich selbst zu bringen. Vier Oberhäupter der Janitscharen, Fotschitsch Mechmet Aga, Aganlia, Mula Jussuf und Kutschuk Ali, theilten die oberste Macht; sie nahmen aufs neue den Titel Dahi an. Einem Jeden war ein besonderer Landestheil angewiesen; jedoch saßen sie in Belgrad beisammen und übten von da — den nicht selten entstehenden Streit wußte der Vater des Mechmet Aga, der alte Fotscho, immer beizulegen — eine gemeinschaftliche Gewalt aus. Dem neu angekommenen Pascha, Aga Hassan, ließen sie nur so viel Macht, als sie für gut fanden; sie bestimmten und erhoben Poresa und andere Abgaben und führten eine neue Regierung ein.

An den Janitscharen, von denen sie ohnehin umgeben wurden, war es ihnen nicht genug: sie sammelten eine zweite bewaffnete Macht um sich. Bosnier und Albanesen kamen auf das Gerücht ihrer Erhebung zahlreich herbei, halbnackte Menschen, Leute, die früherhin Schiffe gezogen; jetzt aber ritten sie bald auf arabischen Hengsten daher, im Sammet, Gold und Silber gekleidet, gegen Jedermann übermüthig, nur ihren Herren vollkommen unterthänig. Man brauchte dieselben nicht sowohl zu irgend einer Waffenthat, als zur Ausübung der Herrschaft.

Die Dahi sendeten ihre vornehmeren Genossen, besonders Janitscharen, unter dem Namen Kabadahien in die Bezirkstädte, wo sie — denn kein Kadi hätte ein Wort zu sagen gewagt — die Zügel der Gewalt straffer anzogen und sich als Herren geberdeten. In den Dörfern erschienen Subaschen als Executoren der richterlichen und obrigkeitlichen Gewalt, oft von jenem bosnischen Gesindel, welches nunmehr das Recht über Leben und Tod ausübte, sich von dem Bauer nährte und bereicherte und auf den ersten Wink den Gebietern zuflog. Eine Einrichtung beinahe wie in Aegypten, wo die Mamluken in Cairo vereinigt das Land nach seinen Bezirken unter sich getheilt hatten und durch ihre Kiaschefs regieren ließen, ohne sich um den Pascha viel zu kümmern, der von Constantinopel geschickt ward.

Aber noch weiter ging man hier. Vielleicht die größte Ver=

änderung in Serbien war, daß sich die Janitscharen als Grundherren im Lande aufzustellen trachteten. Unter dem Titel Tschitlukſahibien nahmen sie das Eigenthum von Grund und Boden in den Dörfern in Anspruch; zuweilen errichteten sie sich dort ansehnliche Landhäuser. Außer den früheren Lasten forderten sie noch das Neuntel des Ertrages und zwangen die Einwohner zur Frohne. Die Spahi, die sich nicht mit ihnen verglichen, wurden verjagt.

Was bisher kraft der alten Ordnungen des Reiches sorgfältig vermieden worden, war hiedurch im Grunde geschehen: Land und Leute erschienen als das Eigenthum Einzelner. Und fast sah es aus, als sollte ein System der Usurpation in allen diesen Provinzen gegründet werden. Auf dieselbe Weise hatte sich Paßwan Oglu befestigt: von ihm schreibt sich die Einführung der Subaschen her. In Bosnien schritt Alibeg Widaitsch von Swornik zu ähnlichen Unternehmungen. Er durchzog die Dörfer, ließ die Einwohner binden und durch einen Schein erklären, Grund und Boden an ihn verkauft zu haben; mit diesem Rechtstitel versehen, trat er selbst als Tschitlukſahibia auf und stellte in den Dörfern Subaschen an. Der Verein eigenmächtiger Oberhäupter, der sich jetzt in Serbien in Besitz gesetzt hatte, stand mit beiden in der genauesten Verbindung. Sowie die Dahi unter Paßwan Oglu gedient hatten, kam Alibeg nach Belgrad, sich in ihre Gemeinschaft aufnehmen zu lassen.

Den Neuerungen des Sultans gegenüber, die im Sinne der Alleinherrschaft unternommen waren, schien sich hier ein anderes System in ganz entgegengesetzter Art auszubilden, auf der Grundlage der Mißbräuche und persönlicher Gewalt, die jener eben brechen wollte. Und wehe dem, der in ihrem Kreise es wagte, ihnen entgegenzutreten!

Alibeg Widaitsch erweckte die Eifersucht seiner eigenen Verwandten, und diese empörten den Bezirk der Spretscha gegen ihn. Allein mit einiger Hülfe der Dahi war er stark genug, sich zu halten und die in Aufstand Getretenen zu bestrafen. Plündern und Brandschatzen, Gefangennehmen und Stranguliren war hierauf dort an der Tagesordnung.

Im Belgrader Bezirk dachte ein alter Beamter Hadschi-Mustafa's, Asam Beg, früher Defterkiaja, Sachwalter der Kammer, sich mit seinen Freunden und den Spahi, nicht ohne Hülfe der Rajah, gegen die Dahi zu erheben; schon hatte er sich Munition verschafft und vertheilte sie unter das Volk; aber einer seiner Vertrauten, sein

eigener Bruder, brach allezufrüh los, und Alles wurde vereitelt. Hierauf geschah, was nach mißlungenen Empörungen zu geschehen pflegt: der Druck ward um so härter. Die Spahi mußten jetzt sämmtlich aus dem Lande weichen; nur dann und wann auf den Grenzen wagte sich einer als ein Flüchtling in sein Dorf. Die Subaschen erlaubten sich jede Gewaltthat. Oft nahmen sie dem Bauer sein Feierkleid, um ihr Pferd damit zu decken; sie störten den Gottesdienst; sie zwangen die Frauen, den Kolo vor ihrem Hause zu tanzen und schleppten die schönsten fort.

Die angeborene Rohheit der einst Vertriebenen und jetzt wieder in Besitz Gelangten ward durch Rachsucht erhöht; es war wie in einem bürgerlichen Kriege, wo keine höchste Gewalt mehr in Betrachtung kommt.

Wohl suchten die geflüchteten Spahi Hülfe in Constantinopel; auch die Knesen hatten noch so viel Muth, in einem Kloster zusammenzukommen und eine Schrift an den Großherrn aufzusetzen. Sie klagten ihm, daß sie, durch die Dahi völlig beraubt, schon dahin gebracht worden seien, sich mit bloßem Bast gürten zu müssen; noch seien die Gewaltthäter aber nicht zufrieden: man greife ihnen ihre Seele an, Religion und Ehre; kein Mann sei seiner Frau, kein Vater seiner Tochter, kein Bruder seiner Schwester Herr; Kloster, Kirche, Mönch, Pope, Alles werde beschimpft. „Bist du noch unser Zar," riefen sie aus, „so komm und befreie uns von den Uebelthätern; willst du uns nicht erretten, so thue es uns wenigstens kund, auf daß wir uns entschließen, in Gebirge und Waldungen zu fliehen oder unser Leben in den Flüssen zu endigen." Nicht ungehört blieben ihre Klagen, zumal da ein Widaitsch, Ibraim Aga, der von seinem Neffen Alibeg verwundet worden, und jener Asam Beg, dem der Aufruhr mißlungen, beide nach Constantinopel geflüchtet waren und die Klagen des Volkes unterstützten. Der Erfolg gereichte indessen nur zu größerem Verderben. Gleich als habe der Großherr nichts als Drohungen zu Gunsten seiner Unterthanen übrig, bedeutete er die Dahi, wofern nicht eine Aenderung ihres Wandels erfolge, werde er ein Kriegsheer senden, jedoch nicht ein türkisches Heer — denn leid sei dem Gläubigen, wider den Gläubigen zu fechten —, sondern Leute anderer Nation und anderer Religion: das solle ihnen thun, wie noch an keinem Türken geschehen sei. Man weiß, daß hierauf die Dahi untereinander fragten: welches Heer der Großherr meinen könne, Oestreicher oder Russen? — Es

sei nicht zu glauben, daß er Fremde in sein Reich einladen werde. „Bei Gott", riefen sie aus, „die Rajah meint er!" Sie glaubten, er werde Derwisch Beg, den Sohn Mustafa's, oder Asam Beg senden, um die Serben unter ihren Knesen und Kriegshäuptern wider sie zu führen. Sie beschlossen, dem zuvorzukommen, in die Nahien zu gehen und Alle hinzurichten, die ihnen gefährlich sein könnten.

Es war im Februar 1804, als sie zu diesem grausenvollen Werke schritten, ein Jeder in seinem Landesantheil. Sie vollzogen es Anfangs ohne Schwierigkeit. Sobald entweder sie selbst oder ihre Schergen in ein Dorf kamen, gingen ihnen die Einwohner wie gewöhnlich entgegen, um sie mit Lebensmitteln zu bedienen oder ihre Pferde zu besorgen. — Hiebei hatten sie gute Gelegenheit, wen sie wollten, zu ergreifen. Es war ihnen nicht an den Knesen, den Kmeten genug, sondern wer irgend Ansehen besaß, sei es, daß er es durch Kriegsthaten oder Beredtsamkeit oder Reichthum erworben hatte, war ihnen verfallen. Der Erste, den sie tödteten, war der Knes Stanoje von Begalitza; ihm folgten Mark Tscharapitsch, Stephan von Seoke, Theophan von Oraschje unfern Smederewo, Alles Knesen dann die gewesenen Buljukbaschen Janko Gagitsch von Boletsch, Matthias von Kragujewaz, der Igumen des Klosters Morawzi, Hadschi-Gero: denn mit nichten schützte das geistliche Amt. Schon etwas früher war der Archimandrit Ruwim vom Kolster Bogowadja geflüchtet, und Alexa Nenadowitsch, welcher wegen eines über die unerträgliche Landesnoth nach Oestreich geschriebenen Briefes, der den Türken in die Hände gefallen, verdächtig geworden war, hatte denselben dem Archimandriten, der durch seine Entfernung gesichert schien, Schuldgegeben. Jetzt kam dieser zur unglücklichen Stunde zurück. Alexa ließ ihn an die Todesgefahr erinnern, in der er sich befinde. Ruwim antwortete: „Alexa weiß nicht, was fremdes Land und fremdes Haus ist; an ihm ist jetzt die Reihe, das zu versuchen." Sie hofften beide, gerettet zu werden: Alexa weil man ihn versichert hatte, daß man ihm jenen Brief nicht mehr zuschreibe, Ruwim, weil sein Neffe, ein Maler, im Hause eines Dahi arbeitete. Jedoch beide wurden getödtet, obwohl Häupter der Nation: Alexa von Fotschitsch, Ruwim unter entsetzlichen Martern von Aganlia. Die Knesen Elias Birtschanin, Peter von Ressawa, Raiza von Sabrdje und viele Anderen — wer wollte sie alle nennen? — folgten ihnen im Tode nach. Entsetzen war in

dem Lande. Da man nicht wußte, wer zum Tode bestimmt sei, da sich das Gerücht ausbreitete, die ganze Bevölkerung solle ausgerottet werden, fürchtete auch der Aermste für sein Leben. In den Dörfern gingen nur Greise und Kinder den Türken entgegen: die Rüstigen flohen in die Gebirge, in die Schlupfwinkel der Heiducken.

Siebentes Capitel.

Empörung wider die Dahi.

Auch in der Unterwerfung einer Nation giebt es Grade. Wir haben die Serben seit dem Tode des Stephan Duschan von Stufe zu Stufe herabkommen, ihre politische Selbständigkeit nach außen, allen Antheil am öffentlichen Leben im Innern, in Staat und Kirche verlieren sehen. Jeder Moment vorübergehender Freiheit hatte eine neue Beraubung zur Folge gehabt. Wahrhaftig, Vieles kann der Mensch ertragen! Immer etwas Aergeres kam auf die Bahn. Jetzt, nach der kurzen Erholung unter Oestreich und dem erträglichen Zustand, der seit einigen Jahren stattgefunden, sahen sich Alle mit dem Tode oder mit persönlicher Knechtschaft unter usurpatorischen Gewaltherren bedroht. Wir wissen, es war nationales Leben in diesem Volk, ein Gefühl seiner selbst, erweckt und belebt in den letzten Kriegen, namentlich auch in glücklichen Unternehmungen gegen dieselben Janitscharen, von denen sie jetzt dem Verderben geweiht waren. An den Grenzen von Sein und Nichtsein, an die man gekommen, mußte dies Bewußtsein erwachen, sich erheben, oder es war überhaupt nicht.

Spätere Betrachtung kann den Gedanken fassen, daß damit ein neuer Lauf der nationalen Entwickelung eröffnet wurde.

Die Bauern und Hirten, welche jetzt von ihren Häusern in die Berge geflüchtet, dachten zunächst nur, dahin zurückzukehren, ohne für Leib und Leben fürchten zu müssen. Wollten sie dies aber, so mußten sie den allgemeinen Landeskrieg beginnen und einer Gewalt, die auf eine so ruchlose Weise ausgeübt wurde, mit eigner Kraft ein Ende machen.

Dazu waren sie alle entschlossen.

Das Land, wie es sich gegen Donau und Sawe herabsenkt, zerfällt in drei große Abtheilungen. Die bedeutendste ist die mittlere,

vorzugsweise die Waldgegend, Schumadia, genannt. Was hievon das breite, oft überschwemmte Thal der Morawa auf der einen, auf der anderen Seite aber die Anfangs reißende und alsdann mit langen Sumpfstrecken umgebene Kolubara scheiden, bildet die beiden anderen Landestheile. In jedem ging die Bewegung von anderen Führern aus.

Zuerst in der Schumadia trafen sich drei Volkshäupter, Georg Petrowitsch, von den Türken Kara Georg genannt, Janko Katitsch und Wasso Tscharapitsch. Der erste war in dem Augenblick entronnen, als man ihn ergreifen wollte. Er war eben im Begriff, Schweine, die er bereits aufgekauft, um sie nach Oesterreich zu verhandeln — denn dies war sein Gewerbe, das am reichlichsten lohnende und angesehenste, welches man im Lande hatte —, zusammenzutreiben, als er die Türken, die ihn suchten, kommen sah. Er ließ sein Vieh auseinander laufen; mit den Hirten, die er zu seinem Geschäfte gemiethet, floh er in die Wälder. Er hatte im Freicorps gedient, war dann Heiducke gewesen — wir werden näher mit ihm bekannt werden — und als einer der unternehmendsten Männer des Landes angesehen, wie er denn einer der reichsten war. Der zweite, Katitsch, hatte als Buljukbascha wider Paßwan Oglu den Krieg und die waffenfähigen Leute seines Landes kennen gelernt; er war weise, beredt und tapfer. Wasso war begierig, den Tod seines Bruders Mark Tscharapitsch zu rächen. Sie kamen überein, nicht zu warten, bis sie, von den Henkern und Stallknechten der Dahi gebunden, den Tod erleiden würden, sondern ihn lieber als freie Männer selbst zu suchen. Viele Anderen sammelten sich zu ihnen, lauter Menschen, die es für eine Sünde hielten, zu sterben, ohne einen Feind gleichsam mitzunehmen; sie beschlossen, ein Jeder seinen Kopf um einen anderen Kopf zu verkaufen. Freudig kamen die Heiducken herzu, unter denen Glawasch und Weliko die berufensten waren. Weliko hatte während des Winters als Schafknecht gedient und als solcher eine Frau genommen. Jetzt suchte er seine Waffen und seinen Heiduckenschmuck hervor. „Weh mir," rief die Frau aus, als sie ihn darin sah, „ich habe einen Räuber geheirathet!" Er tröstete sie damit, daß jetzt Jedermann ein Räuber geworden sei, und brach auf, seine Gefährten zu suchen. Es war ein nicht unbedeutender Haufe Heiducken und Flüchtlinge, der sich zuerst auf das Dorf Sibnitza in dem Belgrader Bezirke, aus welchem Katitsch und Tscharapitsch gebürtig waren, warf. Man zündete die Wohnung des Subaschen an, tödtete und plünderte die Türken, die man fand,

und führte die waffenfähigen Serben mit sich fort. Nach allen Seiten flogen Eilboten: „wer eine Flinte tragen könne, solle zu einem bewaffneten Haufen stoßen; die Wohnungen der Subaschen solle man zerstören, Weiber und Kinder nach den Bergen in die Verhacke bringen." So geschah auch. Wollte einer nicht, so zwang man ihn.

Auf diese Nachricht erhob sich das Land jenseit der Kolubara. Jacob Nenadowitsch, von dem ein Lied sagt, sein Bruder Alexa habe ihm sterbend aufgetragen, ihn zu rächen, trat am glänzendsten hervor. Luka Lasarewitsch, Bruder Ranko's, achtete nicht, daß er einen Bart trug und Pope war, und griff zu den Waffen. Unter den Heiducken in diesem Landstrich war keiner so gefürchtet wie Kjurtschia. Als er einst bei dem ersten Schuß, den er in seinem Leben that, das Ziel traf, wonach viele Türken vergeblich angelegt hatten, ward er diesen so verhaßt, daß sie ihm nach dem Leben standen und ihn nöthigten, in das Gebirge zu fliehen. Jetzt kam er herab und trug die Fahne vor Jacob, als dieser zum ersten Mal auszog.

Um die nämliche Zeit regte man sich jenseit der Morawa. Milenko von Klitschewaz, Bekannter Katitschs von dem Kriege gegen Paßwan Oglu her, war ein Mann, von Natur zur Ruhe geneigt, aber nicht so sehr, daß er sich über die Gefahr verblendet hätte, in welche ihn sein Ansehen und sein Reichthum setzten. Mit ihm erhob sich Peter Theodorowitsch Dobrinjaz, damals und noch lange nachher durch gemeinschaftliches Interesse mit ihm verbunden.

In allen drei Bezirken waren die Türken auf der Stelle aus den Dörfern verjagt. Die Sieger zögerten nicht lange und griffen die kleinen Städte, genannt Palanken, an. Sie fanden auch hier keinen Widerstand; sie nahmen zuerst Rudnik und brannten es auf, dann nach der Reihe die andern; die türkische Bevölkerung eilte, sich in den festen Plätzen zu sichern.

So begann die Empörung der Serben; in Einem Augenblicke war das ganze Land, alle zwölf Nahien, Dörfer und Palanken in den Händen derer, die so eben vertilgt werden zu müssen geschienen.

Die Serben sagten untereinander: „jedes Haus hat ein Haupt; auch die Nation muß wissen, wem sie zu folgen hat." In einer Versammlung der Vornehmsten aus der Schumadia schlug man hiezu Anfangs Glawasch vor, der sich bei der Verjagung der Türken fast am thätigsten erwiesen hatte; doch dieser entgegnete: einem Heiducken, wie er sei, der weder Haus noch Feld, noch sonst etwas zu verlieren habe, werde die Nation niemals vertrauen. Man verfiel

auf den Knes Theodosi von Oraschje im Kragujewazer Bezirke. „Gott mit Euch," sprach dieser, „was fällt euch ein? Dem Heiducken können wohl die Knesen einen Freibrief verschaffen: wer nimmt sich aber, wenn die Türken wiederkommen, der Knesen an?" Da nun weder die Heiducken, wie allerdings richtig war, genugsames Vertrauen genossen, noch auch die Knesen ihren friedlichen Ruf daran wagen wollten, so mußte man wohl auf einen verfallen, der Heiducke gewesen und dann doch auch friedliches Gewerbe getrieben, wie denn auch das Heer aus beiden Bestandtheilen zusammengesetzt war. In dieser Lage war Kara Georg; ihn schlug Theodosi vor. Zwar wendete Georg ein: er verstehe nicht zu regieren; die Knesen versetzten: sie würden ihm Rath ertheilen; — Jener fuhr fort: sein Jähzorn mache ihn ungeschickt: er werde sich nicht lange Zeit nehmen, zu ermahnen, sondern auf der Stelle umbringen wollen; diese versicherten ihm: solche Schärfe sei eben jetzt vonnöthen. So ward Kara Georg Commandant der Serben,[1]) zwar weder mit einer fürstlichen Gewalt über das Land, noch auch nur mit einer feldherrlichen über das Heer — denn viele Gleiche waren um ihn —, und nur in der Schumadia erkannte man ihn eigentlich als Haupt an; aber da dieses der größte Landstrich ist, so fiel ihm schon dadurch ein überwiegendes Ansehen auch über die anderen zu.

Noch war die Macht der Dahi mehr beleidigt und gefährdet als gebrochen; noch hatten sie die Festungen inne, von wo das Land immer beherrscht worden war, und die ihnen persönliche Sicherheit gaben. Sie meinten wohl, die Rajah werde sich mit Versprechungen begnügen und ein gütliches Abkommen treffen. Aber schon fühlte sich diese zu stark, und zu entsetzliche Gräuel waren geschehen, als daß es noch möglich gewesen wäre.

Gleich bei der ersten Zusammenkunft in Drlupa wurden, während die Häupter beider Theile sich besprachen, die Begleiter derselben handgemein mit einander, und nicht ohne Blut kam man vom Platze. Später versuchte Fotschitsch sein Glück, eben so vergebens. Als endlich der Metropolit Leonti, der den Serben fast so verhaßt war als die Türken selbst, mit neuen Anträgen aus Belgrad kam, erklärte man schlechtweg, ohne die Auslieferung der Dahi sei kein Friede zu hoffen.

Indem erschien, durch die erste Nachricht von den ausgebrochenen Unruhen herbeigelockt, eine Schaar von tausend Krdschalien unter

1) Er führte die Worte Commandant Serbie in seinem Siegel; erst später nannte er sich Werhowni woschd (oberster Anführer).

ihrem Anführer, Guschanz Ali, an den Grenzen des Landes. Sie wären nicht abgeneigt gewesen, mit den Serben gemeinschaftliche Sache zu machen; doch hatten diese keine Lust, Türken unter sich zu sehen, mit welchem Namen sich der Begriff eines Herrn fast ununterscheidbar verbunden hatte. Aber die Dahi durften nicht zaudern. So bedenklich es scheinen konnte, einen nicht allzu wohlberufenen Parteigänger in ihre Hauptstadt aufzunehmen, zwang sie doch das Bedürfniß hiezu, und sie glaubten, für ihre Sicherheit genug gesorgt zu haben, indem sie ihm seine Quartiere noch vor der eigentlichen Stadt im Wratschar anwiesen.

Und schon kam ihnen unverdächtigere Hülfe in offenem Felde. Ihr bosnischer Freund Alibeg Widaitsch wollte ihnen vergelten, was sie ihm vor dem Jahre gethan: er rückte mit einer Mannschaft herbei, die weder selber zweifelte, noch ihn zweifeln ließ, daß sie diesen Aufruhr vollkommen dämpfen werde. Als sie durch Losnitza zogen, hörte man Manchen fragen, ob das die nämlichen Serben seien, deren sonst funfzig, wenn sie bewaffnet eine Braut zur Hochzeit geführt, sobald sie ihn gesehen, die Pistolen mit dem Mantel zu bedecken, oder von den Pferden zu steigen gewohnt gewesen; ein einziger Türke werde auch jetzt genug sein gegen ihrer funfzig. Alibeg hielt es nicht der Mühe werth, persönlich wider so elende Feinde ins Feld zu gehen; er blieb, nach Sitte der Wesire, in Schabaz und überließ den Subaschen, das Heer gegen die Empörten zu deren Züchtigung vorwärts zu führen. Aber die Serben, die nicht zum ersten Mal zu Felde lagen, wußten ihm zu begegnen. Sie hatten die Klugheit, als die Feinde anrückten, die Schanze, die sie gerade in Swileuwa bauten, die aber noch nicht haltbar war, lieber zu räumen; die Türken, die dies der Furcht zuschreiben mochten, säumten nicht, sie zu besetzen; dann kehrten die Serben um und umzingelten die Schanze. Hiedurch gewannen sie auf der Stelle die Oberhand. Eingeschlossen, ohne Lebensmittel, von dem unablässigen Feuern und stets anrückenden neuen Haufen mit gewissem Verderben bedroht, erklärten die Türken endlich, ihre Absicht sei nicht gewesen, zu schlagen: nur von der Lage der Dinge sich zu unterrichten, seien sie gekommen. Hierauf gestattete man den Bosniern den Abzug, nicht den mit ihnen gekommenen Belgradern. Indem aber die einen mit den anderen zu entweichen versuchten, geschah, daß von beiden kaum der zehnte Mann sich rettete. Ganz veränderter Meinung kehrten die übrig gebliebenen Türken durch Losnitza zurück. Jeder Serbe, erzählten sie, habe einen breiten,

schildähnlichen und wie ein Schild schützenden Pfahl mit sich getragen und ihn vorrückend immer vor sich in die Erde gepflanzt; dahinter mit seiner Flinte sicher, habe er so unaufhörlich geschossen, als greife er nur in einen Sack voll Munition und werfe die Kugeln mit den Händen gegen die Feinde. Die Moslimen dieses Bezirkes sendeten Weiber und Kinder über die Drina.

Muthiger durch diesen Erfolg, trugen die Serben kein Bedenken mehr, ihre Feinde in den Festungen aufzusuchen. Das Heer der Schumadia griff Belgrad an; jenseit der Kolubara lagerte sich Jacob Nenadowitsch vor Schabaz, jenseit der Morawa Milenko vor Poscharewaz, welches die Dahi in der Eile befestigt hatten.

Vor Schabaz wurden die Serben bald noch einmal von Bosnien her bedroht.

Ein Kabadahia der Dahi, Namens Noschina, hatte noch vor dem Aufruhr seine Familie in Bosnien besucht; jetzt, da er selbst mit den achtzig prächtigen Krdschalien, die ihn umgaben, zurückkehren zu können verzweifelte, brachte er gegen tausend Mann zusammen, um nicht allein gewiß durchzubringen, sondern auch vielleicht den Haufen, der Schabaz belagerte, zu zersprengen. Nur ungefähr 200 Heiducken, die unter Kjurtschia beim Kloster Tschokeschina standen, hatte er zuvor zu überwältigen, eine so geringe Anzahl und auch, nachdem ihr Jacob eine kleine Verstärkung zugeführt, noch immer so schwach, daß Kjurtschia das Kloster halten zu können verzweifelte. „Ein verbranntes Kloster", sagte er, „kann man wieder aufbauen, einen getödteten Menschen nicht ins Leben zurückrufen". Jacob sah besser, daß es sich hier nicht um Klostermauern, sondern um Fortsetzung der Belagerung einer der wichtigsten Festungen handele. „Glaubst du", antwortete er dem Heiducken, „daß des Menschen Same in dir untergehen werde?" Kjurtschia wandte ihm entrüstet den Rücken, verließ das Kloster und begab sich ins Gebirge. Auch die Andern ließen sich von Jacob nicht überreden, die Mauern zu vertheidigen; nur in Wald und Gebirge waren sie zu schlagen gewohnt; sie wollten nicht, wie sie sagten, eingesperrt wie die Weiber den Tod erwarten. Aber dazu entschlossen sie sich wirklich, auf einer nahen Anhöhe der vielleicht fünfmal überlegenen Mehrzahl ihrer Feinde zu harren. Ein Thermopylä serbischer Heiducken! Man wird ihnen nicht zutrauen, daß sie den Tod ohne Aussicht auf Entsatz erwarteten. Jacob hatte sich aufgemacht, um ihnen mehr Hülfe herbeizuführen; aber ehe er wieder herbeikommen konnte, war alles entschieden. Die Heiducken wurden auf ihrem Berge

umzingelt, wo sie sich dann vom Morgen bis zum Abend auf das tapferste schlugen, bis ihnen das Pulver allmählich ausging, die Flinten von häufigem Laden minder brauchbar wurden, Viele getödtet waren und die Andern, bereits verstümmelt und noch hinter ihrem Baume sitzend, dann und wann hervorschossen. Dann, auf den Abend mit neuem Zuzug verstärkt, griffen die Türken in ernstlichem Sturme an und tödteten die tapferen Männer insgesammt. Aber nicht vergebens waren sie gestorben. Noschina hatte den Hügel erobert, aber dabei einen so großen Verlust erlitten, daß er nicht hoffen durfte, vor Schabaz etwas auszurichten.

Eben damals vielmehr ward Schabaz, zumal da sich Jacob Nenadowitsch, zwar um theueren Preis, doch zu nicht geringer Vermehrung seines Ansehens, eine Kanone verschafft hatte, so hart bedrängt, daß es die erste von den Festungen war, die einen Vertrag einging. Noch ehe Jacob von Tschokeschina zurückgekommen, überlieferte sie sich an dessen Neffen, den Prota (d. i. Erzpriester), Alexa's Sohn. Die Bedingung war, daß die gewaltthätigen Theilnehmer an der Dahiherrschaft das Land räumen mußten; die Andern konnten bleiben; jedoch sollten sie nicht in die Nahia kommen.

Mit jener Kanone, mit dem Volk, welches man von Schabaz abführte, sowie mit dem, das man vor Belgrad fürs erste entbehren konnte, erschienen hierauf Jacob und Kara Georg, um Milenko zu unterstützen, vor Poscharewaz. Sowie die Besatzung dieses Platzes sich beschossen sah, bat sie um freien Abzug, den man ihr jedoch nur bewilligte, nachdem sie ihre besten arabischen Pferde und ihre am schönsten mit Silber beschlagenen Handscharen dem Anführer ausgeliefert hatte. Das siegreiche Heer rückte vor Smederewo; die Türken mußten versprechen, nicht in die Nahia zu kommen und sich übrigens ganz nach dem zu richten, was man in Belgrad ausmachen werde. Und nunmehr mit gesammter Macht warfen sich die Serben auf Belgrad. Das ganze Feld von der Sawe bis zur Donau ward von ihrer Mannschaft bedeckt. Zunächst an der Sawe lag Jacob, an der Donau Tscharapitsch, zwischen ihnen Georg und Katitsch, jeder in seinen eignen Schanzen. Auch Kjurtschia, mit Jacob nach kurzer Aussöhnung wegen der Vertheilung der Beute von Poscharewaz schon wieder entzweit, erschien zwar; doch errichtete er eine Schanze für sich und ließ seine eigene Fahne wehen. Nicht lange hielt er aus. Es schien ihm eine unerträgliche Beeinträchtigung, daß der Oberanführer einen seiner Gefährten strafte; hierüber brach er auf und zog davon.

An seine Stelle bekamen die Serben bald darauf einen Theilnehmer ganz anderer Art an ihrer Belagerung. Der Heiducke verließ sie; der Pascha von Bosnien kam ihnen zu Hülfe.

Es war den Serben nicht ganz unerwartet, daß er anlangte. So weit kannten sie die öffentlichen Verhältnisse, um zu wissen, daß die Dahi keineswegs die Freunde des Großherrn waren. Unaufhörlich ließen die verjagten Spahi sie wissen, daß diesem vielmehr durch Bekämpfung derselben ein Dienst geschehe. Schon stritten einige unverdächtigen Türken in ihren Reihen; ein gewesener Bimbascha des Hadschi-Mustafa theilte Munition unter sie aus und feuerte sie an, gut zu zielen: auf jeden Schuß müsse ein Feind fallen. Ja, ein alter türkischer Priester erschien in ihrem Lager, und ihm schreibt man die Erdichtung eines das Unternehmen billigenden Fermans zu, den man an den Schanzen angeschlagen sah, der aber in der That niemals von Constantinopel gekommen war.

Wenngleich sich aber der Diwan zu keiner so unzweideutigen Erklärung herbeiließ, so konnte man doch dort auf die Länge nicht verkennen, welch ein ungemeines Interesse für die ganze Regierung des Großherrn sich an diesen Kampf knüpfe. Es war doch ein Anfang, die Macht der Janitscharen zu brechen, welche die Ausführung jeder allgemeinen Maßregel verhinderte. Der Großwesir faßte den richtigen Gedanken, die Erhebung des Volkes durch die Theilnahme einer höheren Gewalt in den Weg der Ordnung zu leiten und zugleich die Sache zu Ende zu bringen. Indem er dem Asambeg, der sich noch in Constantinopel aufhielt, um die Sache der vertriebenen Spahi zu führen, die Erlaubniß gab, diese um sich zu sammeln, den Knesen Johann Raschkowitsch, der eben in der Hauptstadt war, mit dem Auftrag, Proviant für die serbische Armee einzukaufen, zum Zollaufseher — Basergjanbaschi — in Belgrad ernannte, befahl er zugleich dem Pascha von Bosnien, Bekir, die Leitung der ganzen Angelegenheit zu übernehmen, die Dahi zu entfernen, die Ruhe herzustellen.

Davon, was Asambeg und Raschkowitsch gethan, ist nicht viel zu sagen. Entscheidenden Erfolg aber hatte es, daß Bekir mit 3000 Mann von Bosnien anlangte. Mit allen Ehren empfingen ihn die Serben. Sie sendeten ihm die Knesen an der Landesgrenze entgegen und setzten die Nachtquartiere für ihn in Bereitschaft; in ihrem Lager begrüßten sie ihn mit einer schönen Salve; neben den andern Anführern lagerte auch er, unfern des Wratschar, am weißen Brunnen.

Allerdings fand er die Sachen etwas anders, als er sich vor-

gestellt hatte. Er war gerade nach Schabaz gekommen, als auch Kjurtschia mit seiner Fahne dort angelangt war. Ein alter Türke, als er den Namen des bekannten Heiducken hörte, der jetzt eine Fahne führte, rief aus: mein Bart ist weiß geworden, und muß ich jetzt zum ersten Male Räubers Fahne fliegen sehen? So bemerkte man auch an den anderen eine schmerzliche Verwunderung. Statt einer gehorsamen Rajah traf Bekir vor Belgrad ein zu allem Widerstand gerüstetes Kriegsheer, Anführer prangend in Schmuck und Waffen, die sie den Türken als Beute abgewonnen.

Was er aber darüber auch denken mochte, den Dahi ward bange, da sie nun einen Pascha mit der Rajah verbündet sahen, da es nun doch wahr geworden, was man ihnen gedrohet hatte, daß ein Heer anderer Religion unter großherrlicher Autorität wider sie kommen sollte. Die größte Gefahr aber lag darin, daß ihr eigner Söldner, Guschanz Ali, mit beiden Feinden unverhohlen unterhandelte. Als ein vertrauter Diener desselben, scheinbar mit ihm entzweit, aber ohne Zweifel auf seine Veranstaltung ihnen meldete, sein Herr sei entschlossen, die Belagerer einzulassen, hielten sie es für einen Gewinn, mit dem Rest ihrer Schätze zu entfliehen. Auf einem Schaik fuhren sie die Donau nach Neu-Orschowa hinunter. Den Augenblick ihrer Entfernung benutzte Guschanz, um sich zum Meister der eigentlichen Feste zu machen. Er unterließ nicht, die vornehmsten Einwohner, unter dem Vorwand ihrer Freundschaft für die Dahi, zu plündern. Vor dem Großherrn aber hatte er so viel Ehrfurcht, daß er den Pascha von Bosnien ohne Weigerung in die Stadt aufnahm.

Feige Tyrannen waren diese Dahi; doch umsonst hatten sie sich geflüchtet. Da sich die Serben nicht eher zufriedengeben wollten, bis sie die Köpfe derselben in ihren Händen sähen, so befahl der Pascha dem Commandanten von Orschowa, den Aufgebrachten die Feinde des Großherrn preiszugeben. Einst bei Nacht wurden einige Serben unter Milenko in die Feste gelassen. Der Commandant zeigte ihnen ein Haus mit hellen Fenstern, darin die Dahi seien. Sie griffen es an; einige Schüsse wurden gewechselt: bald brachte Milenko die Köpfe der vier Dahi ins serbische Lager.

Hierauf erklärte Bekir, nun sei alles geschehen, was man wünschen könne: die Serben möchten wieder nach Hause gehen, an ihren Pflug, zu ihren Heerden.

Achtes Capitel.

Entwickelung des Gegensatzes gegen den Großherrn.

Die Serben hatten ihr Unternehmen nicht aus Begierde nach Neuerungen angefangen, nicht aus einer vielleicht unrichtigen Vorstellung von einem hervorzubringenden vollkommeneren Zustande, sondern harte Noth und eigentliche Lebensgefahr hatten sie in die Waffen gebracht: wider die offenbaren Feinde ihres Oberherrn waren sie aufgestanden.

Dessenungeachtet hieß es viel gefordert, daß sie nun, nachdem sie diese besiegt hatten, in ihre alten Verhältnisse zurücktreten sollten.

Noch war nicht einmal der Krieg geendigt.

Waren auch die Dahi umgekommen, so war doch ihr System noch keineswegs vernichtet. Ihre Subaschen und Kabadahien behaupteten sich noch in den südlichen Festungen des Paschaliks. In Uschize hatten sich ein gewisser Omer Aga, von Widdin aus Paßwan Oglu's Dienst gekommen, und der uns wohlbekannte Bego Nowljanin, der aus Bosnien kam, eine eben so unbeschränkte wie unrechtmäßige Gewalt angemaßt; in Karanowaz, im Bezirk Poschega, hatten vielleicht die gewaltthätigsten von allen Subaschen Zuflucht gefunden.

Bekir täuschte sich, wenn er meinte, auch nur in Belgrad Herr geworden zu sein.

Guschanz Ali, der ihm die Stadt geöffnet, aber die Schlüssel der oberen Festung für sich behielt, forderte ungestüm seinen Sold, welcher ihm von den Dahi nicht gezahlt worden sei, ihm, der doch die Festung den Sommer über gegen die Rajah vertheidigt habe. Bekir durfte sich wirklich von Belgrad nicht entfernen, ehe sich

die Serben auf des Wesirs Bitten bequemten, einen Theil des Soldes, der gegen sie verdient worden war, selbst abzutragen. [1])

Darum verließen aber die Krdschalien die Festung mitnichten. Sie zerfielen sogar unter einander in Parteien und fochten ihre Fehde aus, ohne daß man sie daran zu hindern auch nur versuchen konnte; der Neffe des Commandanten von Neu-Orschowa, Redschep, und Guschanz Ali hofften beide, das Paschalik dereinst zu erlangen, und stritten darum; Guschanz verjagte endlich den künftigen Nebenbuhler. So wenig ward die Ordnung hergestellt oder ein nur irgend haltbarer Zustand eingeführt.

Wäre dies aber auch der Fall gewesen, so würden doch die Serben nicht wieder in das alte Verhältniß haben zurücktreten können. Sollten die, welche jetzt schon zum dritten Mal im Kampfe gegen Türken den Sieg erfochten hatten, auch künftig vor denen vom Pferde steigen und die Waffen verbergen, deren Vorfahren vor Jahrhunderten einmal Sieger geblieben waren? Sollten sie ferner zu jedem Knechtesdienst verpflichtet sein, sobald sie in die Städte kamen, welche sie jetzt selbst erobert hatten? Wer siegreiche Waffen in der Hand hat, wird allemal auch Gewalt in Anspruch nehmen. Mehr als Pascha und Spahi hielt man diejenigen jetzt für wahre Oberhäupter, welche in dem Kampfe vorangegangen waren, Männer, deren Macht sich von ihnen selbst herschrieb, die zahlreiche Gefährten, Momken genannt, zu jedem Dienste bereit, um sich hatten, nicht geneigt, das Vergnügen des Befehlens aufzugeben, welches sie seit kurzem genossen. Hatten sie auch ursprünglich nicht die Absicht ge-

1) Die Nachbarn wußten sich diese Dinge nicht auszulegen. Sie erzählten von einem eigentlichen Vertrage zwischen Bekir und den Serben: endlich sei sogar Bekir zu den Serben übergegangen. Diese Berichte breiteten sie aus. Bredow, Chronik des 19ten Jahrhunderts. 1804. S. 347. Was man hievon sonst erzählt hat, ist ungefähr eben so richtig wie das Vorgeben, Bekir habe einen Türken zum Meuchelmord Kara Georgs gedungen, der, gleich als ob er wichtige Geheimnisse mittheilen wolle, sich dem Anführer genähert, alsdann seine Pistole auf ihn abgefeuert, doch ihn nur an der Wange gestreift habe. Hievon ist wahr, daß Kara Georg eine Narbe an der Wange hatte; das Uebrige verhält sich so: Ein Kloster-Igumen führte eine von den Türken erbeutete Keule; die Momken Kara Georgs baten ihn vergeblich darum; sie riefen endlich ihren Herrn zu Hülfe, und dieser machte Anstalt, dem Igumen die Keule mit Gewalt abzunehmen. Der aber sagte: „von dem Scharkow (so hieß er) haben auch die Türken nichts mit Gewalt erlangt“, zog sein Schwert und hieb Kara Georg ins Gesicht. Hierauf ward er von den Momken umgebracht.

habt, sich einen anderen Zustand zu bilden, so war dies doch durch den Gang der Dinge selber geschehen.

Daß man das zu beiden Seiten fühlte, bewirkte Mißtrauen und Hader selbst gegen solche, mit denen man sonst in gutem Vernehmen hätte stehen müssen, z. B. gegen den in Belgrad zurückgebliebenen Pascha Soliman. Er machte sich den serbischen Oberhäuptern so verdächtig, daß sie nicht wagten, in Gesellschaft nach Belgrad zu gehen; und kaum geschah dies zufällig, so sahen sie oder glaubten zu sehen, daß er sie zusammen zurückbehalten und ihnen ans Leben wolle; sie stellten sich an, als sei ihre Absicht, die Teskeren des Haradsch aus der Stadt abzuholen, um diesen Tribut einzutreiben, und hielten sich später überzeugt, nur durch eine solche Nothlüge seien sie glücklich davongekommen.

Wohl stellte sich in diesem Augenblick ein Beispiel der Vermittelung der obwaltenden Gegensätze ganz in der Nähe dar.

Wie einst die Usurpation, so hatte sich jetzt der Aufstand in die diesseit der Drina gelegenen bosnischen Bezirke ausgebreitet. Es war durch Kjurtschia geschehen. In der Schabazer Nahia, wo wir ihn verließen, that er seinem Hasse gegen Jacob Nenadowitsch dadurch Genüge, daß er alle Beamten absetzte, die dieser aufgestellt hatte; alsdann begab er sich über die Grenze. Sowie er nur das Schloß des Alibeg Widaitsch aufgebrannt und dann seine Momken in die umliegenden Landschaften Jadar und Radjewina ausgebreitet hatte, erhob sich das Volk zur Empörung nnd verjagte die Türken allenthalben.

Ihm selbst zwar, dem Kjurtschia, schlug dies zum Verderben aus. Denn da die Türken gar bald wieder kamen und, nicht zufrieden, Jadar zu verwüsten, nach Schabaz vordrangen, ohne daß er sie abhalten konnte, machte ihm Jacob sowohl dies als einige Gewaltthätigkeiten seiner Leute zum Verbrechen und bewirkte, daß ein Todesurtheil gegen ihn gefällt wurde. Um es auszuführen, lud er den Heiducken, unter dem Vorwand, er wolle sich mit ihm über die Vertheidigung der Landesgrenzen berathen, nach Nowoselo ein, und ohne Verdacht, ohne viel an den alten Hader zu denken, erschien dieser mit vier Momken bei Jacob, der mehr als tausend Mann um sich hatte. Den Abend aß und schwatzte man; den anderen Tag vergriff man sich zuerst an einem Momken. Eben ruhte Kjurtschia. Aufgeweckt und da er sein Pferd schon in den Händen der Feinde sah, suchte er, eine seiner Flinten in der Hand, mitten durch ihre Reihen zu einer nahen Hütte zu gelangen, wo er den Rücken

freigehabt hätte. Schon mit Wunden bedeckt, als er dort ankam, jagte er noch die hinaus, die darin waren, setzte sich nieder, wehrte sich unablässig, verblutete und starb. Das erste Opfer innerer Zwietracht, ein Held, dessen seine Landsleute mit Bewunderung gedenken.

Ihm demnach brachte sein Unternehmen den Tod; den Bezirken aber half es zu einem gesetzmäßigen Zustande. Ein angesehener Greis von Swornik, Mehemet Kapetan, von jeher ein Widersacher der Neuerungen des Alibeg, zwar gegen siebzig Jahre alt, aber noch rüstig und schlachtlustig, erschien in ihrer Mitte und erklärte sich bereit, mit seinen fünf Söhnen den Türken selbst entgegenzugehen. Durch dessen Beistand, obwohl er zuletzt innewurde, daß die Leute auch ihm nur ungern folgten, sowie durch die Bemühungen der eingebornen Landeshäupter Antonie Bogitschewitsch und Jephtimi Sawitsch gelangten diese Bezirke zuerst zu einem friedlichen Zustande. Subaschen und Tschitluksahibien wurden abgeschafft; der Pascha versprach: nur Ein Mal im Jahre zur Einziehung seiner Gebühr solle der Grundherr in das Land kommen, sonst kein Türke, selbst dann nicht, wenn man wider Serbien ins Feld rücke; in diesem Falle werde man einen anderen Weg nehmen. Man gab sich gegenseitig Geiseln. Die Einwohner versprachen, Poresa und Haradsch zu zahlen; er gestattete ihnen dafür, sich untereinander zu richten und zu regieren, im Größten wie im Kleinsten. So wurden Jadar und Radjewina eingerichtet.

Und konnte es nun nicht scheinen, als würden auch die Serben im Paschalik Belgrad sich mit ähnlichen Zugeständnissen begnügen? Sie dachten nicht daran, und Niemand darf sich darüber wundern.

Auf eine ganz andere Weise, als die Leute von Jadar und Radjewina, unter unvergleichlich größerer Gefahr und Anstrengung hatten die Serben im Paschalik Belgrad ihre Erhebung durchgeführt. Und bei weitem mehr kam auf sie an. Schon einmal waren sie durch die Unzuverlässigkeit der höchsten Gewalt, als diese die Janitscharen, die sie verjagt hatten, zurückkommen ließ, in das schwerste Unglück verwickelt worden. Wer stand ihnen dafür, daß bei dem fortdauernden Schwanken derselben nicht auch ein zweites Mal die ihnen entgegengesetzte Faction zum Uebergewicht gelangen und alles, was ihnen zu Theil geworden, rückgängig machen werde?

Niemand kann ihnen verargen, wenn sie auf eine zuverlässigere Sicherheit für die Zukunft Bedacht nahmen.

Da kam ihnen aber ein Gedanke, der von der größten Bedeutung geworden ist, sowohl an und für sich, als durch die Art und Weise, wie er ausgeführt ward, der Gedanke, eine christliche Macht um Vermittelung anzurufen.

Eine Zeit lang standen sie an, ob sie sich an Oestreich oder an Rußland wenden sollten.

Unter dem Hause Oestreich wohnten so viele Stammgenossen; — es hatte früher immer Anlaß zu den nationalen Erhebungen gegeben, diese Länder schon einmal beherrscht, und noch in dem letzten Kriege den Grund zu der Waffentüchtigkeit der Einwohner gelegt. Viele waren zur Stelle, welche Joseph dem II. gehuldigt oder unter ihm die Waffen getragen.

Aber man erinnerte sich auch, daß Oestreich den ergriffenen Besitz doch niemals behauptet, Land und Volk immer wieder den Türken zurückgegeben hatte. Auch jetzt wendete es seine ganze Aufmerksamkeit nach dem Westen; es nahm seine gesammte Kraft zu einem bevorstehenden neuen Kampfe gegen das französische Kaiserthum, der in Italien und Deutschland auf Leben und Tod geführt werden mußte, zusammen.

Auf der anderen Seite war der Name von Rußland im Laufe des letzten Jahrhunderts bei allen Griechisch-gläubigen zu hohem Ansehen gelangt; hauptsächlich aber, dies Reich befand sich schon seit einigen Jahrzehnten zu Moldau und Walachei in einem Verhältniß, wie man es für Serbien herbeizuführen wünschte. Freiheit der Religion und ein erträgliches Maß der Abgaben waren den beiden Fürstenthümern von der Pforte in wiederholten Conventionen mit Rußland zugesagt worden. Noch in frischem Andenken stand der Hattischerif vom 23. October 1802, worin die Pforte auch der dortigen Regierung eine größere Festigkeit verlieh, den Fürsten nicht ohne Rücksprache mit Rußland abzusetzen,[1]) keine Türken, außer den Handeltreibenden, dahin kommen zu lassen versprach. Vor kurzem hatte der neue Fürst eine auf den Grund der Paßwan-Ogluschen Verwüstungen von Rußland ausgewirkte Contributionsbefreiung ins Werk gesetzt. So wesentliche Dienste, ihren Nachbarn damals geleistet, bewirkten, daß auch die Serben nach einigem Bedenken sich entschlossen, sich an Rußland zu wenden. Schon im August 1804 gingen drei Abgeordnete, Prota Nenadowitsch, Johann Protitsch und Peter Tscharbaklia, nach Petersburg ab. Im Februar

1) Auszug bei Engel, Neuere Geschichte der Walachei p. 73.

1805 kamen sie zurück und brachten eine im Ganzen sehr günstige Antwort mit. Der russische Hof forderte die Serben auf, ihre Wünsche nur erst in Constantinopel vorzutragen, und versprach, sie dort zu unterstützen.[1])

Es gab den Serben ein ganz neues Vertrauen zu ihrer Sache, daß sie nun Rückhalt an einer großen christlichen Macht hatten; und nicht gering waren die Forderungen, die sie aufstellten.

Im April 1805 ward eine Zusammenkunft der Serben in Ostruschniza oder vielmehr in Petjani bei Ostruschniza gehalten. Es erschienen hier Türken von Belgrad; es erschienen auch im Namen der Pforte und, wie man sagt, mit dem Auftrage, den Oberhäuptern Berate von Oberknesen zu versprechen, Abgeordnete der Hospodare der Moldau und Walachei. In der Nothwendigkeit, den Krieg gegen Guschanz Ali in Belgrad und gegen die Anhänger der Dahi in den südlichen Festungen fortzusetzen, zugleich aber in dem Lande eine haltbare Ordnung zu schaffen, traten die Serben mit Forderungen hervor, welche die ganze Lage, die Gegenwart und die Zukunft umfaßten. Sie forderten vor Allem, durch Intervention eines Pfortencommissars (Muhasil), Befreiung von der Besatzung, die noch in Belgrad lag, inbegriffen die alten Landeseigenthümer, die Spahi; dann wollten sie auf ewig die getreue Rajah des Sultans sein. Sie wollten Haradsch, Poresa und andere Steuern auch ferner zahlen, jedoch ohne Dazwischenkunft der Türken, in ganzer Summe, der auch die den Spahi zukommende Gebühr hinzuzufügen sei. Haben sie sich hiedurch der Einwirkung der Türken erledigt, so fordern sie zugleich eine Landesorganisation aus ihrer eigenen Mitte: zwölf Oberknesen, einen für jede Nahia, und einen Hauptknesen, alle von dem Volke gewählt, aber durch Berate des Großherrn bestätigt. Der Hauptknes soll zur Handhabung der Ordnung eine bestimmte Anzahl von Momken halten dürfen. Sollte derselbe wegen Unfähigkeit oder aus irgend einem anderen Grunde entfernt werden, so solle dem Volke einzig und

1) So erzählt auch der ausführliche Bericht von Matthaeus Nenadowitsch über seine Reise, aus welchem Kallay S. 434 einen lesenswürdigen Auszug mitgetheilt hat. Man ersieht daraus, daß Tschardaklia ein österreichischer Serbe war, der im Freicorps gedient hatte, in einer Epoche, in welcher Rußland und Oesterreich eine Erhebung der Serben gemeinschaftlich begünstigten.

allein die Wahl eines anderen überlassen bleiben.[1]) Alles Anträge von eminenter Tragweite. Dem Lande wäre eine faktische Selbständigkeit zu Theil geworden, die nur durch die Verpflichtung, dem Sultan getreu zu sein, verhindert wurde, auch eine politische Geltung zu erlangen. Forderungen dieser Art zu bewilligen, hatten nun aber die anwesenden Türken oder Hospodare keine Vollmacht und konnten sie nicht haben. Den Hospodaren hat man in Constantinopel immer Schuld gegeben, daß die Serben von ihnen in ihrer Hartnäckigkeit bestärkt worden seien. Wären die Forderungen bewilligt worden, so würde der oberste Vorsteher der Serben ungefähr eine Stellung erlangt haben, wie sie die Hospodare selbst hatten. Zur Unterstützung ihres Begehrens gaben die Serben den Abgeordneten ein Document sonderbarster Art mit: eine Aufzählung aller Kosten, die ihnen der vorige Krieg im Dienste des Großherrn verursacht habe. Sie berechneten darin, was zu drei Malen an Guschanz Ali, was an Bekir und Soliman Pascha und für dieselben ausgegeben worden sei, was ihnen der Aufenthalt von drei Pascha's in Belgrad gekostet, nicht minder endlich, wie hoch sich der Aufwand ihrer eignen Rüstung belaufen habe, eine Summe, zusammen von mehr als zwei Millionen Piastern. Hiemit sollten wenigstens alle Ansprüche auf rückständige Abgaben beseitigt werden.

Um aber dieser Forderung größeren Nachdruck zu geben, beschlossen die Serben in Petjani auch, den Angriff auf den Rest ihrer Feinde in den südlichen Festungen keinen Augenblick länger zu verschieben.

Zuerst erschien Kara Georg vor Karanowaz. Dieser Platz ward nicht allein von den Subaschen, die sich dahin zurückgezogen, sondern auch von Hülfstruppen aus Nowipasar und anderen Kriegsleuten, die der Ruf herbeigeführt hatte, sehr wohl vertheidigt. Ein Sturm, den Georg wagte, ward abgeschlagen, und bei dem Rückzug verlor er sogar die größte Flinte, die er mit sich führte, sein Eigenthum. Dagegen führte ihn diesmal Unterhandlung zum Ziel. Er stellte dem Pascha von Nowipasar vor, er habe es nur mit den Türken aus dem Belgrader Paschalik zu thun; und bald sendete dieser wirklich seinen Silihdar ins serbische Lager, auf den Abzug aller Türken anzutragen. Leicht gestanden das die Serben zu, die nur bemüht waren, die Größe ihres Verlustes zu verbergen. Die Türken insgesammt zogen ab; Kara Georg erhielt nicht allein seine Flinte

1) Vgl. den Auszug eines Artikels aus der serbischen Zeitschrift „Globubitza" bei Kallay, serb. Gesch. I, S. 455.

zurück, sondern auch einen schönen arabischen Hengst mit prächtiger Scharlachdecke zum Geschenk.

Da machte sich auch Jacob Nenadowitsch gegen Uschize auf den Weg. Indem er bei dem Bezirk Sokol vorüber zog, erhob sich ihm zur Hülfe der Archimandrit vom Kloster Ratscha, Melety. Zwar das Bergschloß, genannt Sokol, der Falke, von dem der ganze Bezirk seinen Namen hat — so hoch und kühn ist es über die Felsen gebaut —, versuchten sie nicht zu bestürmen. Leicht aber versetzten sie das Land auch hier in den Zustand der Insurrection. Durch Melety und Milan Obrenowitsch von Rudnik verstärkt, rückte Jacob mit einer Schaar von 3000 Mann und zwei Kanonen vor; denn noch eine hatte er sich verschafft: eine für dieses Land schon sehr stattliche Macht, die dem Omer Aga sehr furchtbar schien. Zwanzig alte Türken, unschuldig an allen Gräueln, welche man begangen hatte, gingen den Heranziehenden entgegen, um sie womöglich zu begütigen. Im Gebirge Zrnokossa trafen diese auf Jacob. Anfangs wollten sie nicht glauben, daß er wirklich Kanonen mit sich führe, wie der Ruf meldete, und als sie dieselben sahen, hofften sie noch, sie seien von Holz. Als sie aber näher traten, sie betasteten und nicht mehr leugnen konnten, daß es wahre und rechte Kanonen seien, traten ihnen die Thränen in die Augen. „Wohin willst du?" fragten sie Jacob, „warum kommt des Großherrn Rajah, die Festung des Großherrn zu beschießen?" Jacob entgegnete: nicht wider die Festung des Zaren komme er, sondern wider dessen Rebellen, Omer Aga und Bego; ja, von dem Zaren selbst habe er seine Kanonen; er werde Niemanden beschädigen, wofern man ihm die Uebelthäter überantworte. Sie erwiederten: ihr Gesetz erlaube ihnen nicht, ihre Glaubensgenossen an Andersgläubige auszuliefern.

So griff sie Jacob mit einander an. Sobald es ihm gelungen, Feuer in die Stadt zu werfen — in den hölzernen Häusern, bei der trockenen Jahreszeit griff es reißend um sich —, flohen Omer und Bego Nowljanin; die Uebrigen ergaben sich (1805, 20. Juli). Sie versprachen, nicht in die Nahia zu kommen, welcher Jacob vielmehr einen eigenen Woiwoden vorsetzte. Für die Erlaubniß, in der Stadt zu bleiben, gaben sie ihrem Besieger 50000 Piaster und 80 arabische Pferde.

Dadurch war nun auch der Süden in den Zustand gebracht, der sonst im Lande obwaltete. Die Festungen hatten überall capitulirt; aber sie waren noch nicht besetzt. Daß die Macht der Dahi

vernichtet war, sahen die der alten Ordnung der Dinge zugethanen und dem Sultan ergebenen Türken so gut wie die Serben selbst als einen Vortheil an. Nun aber erhob sich auch allenthalben die Frage, wie sich beide Theile gegen einander verhalten würden. Die Türken waren von dem Lande ausgeschlossen; doch hatten sie ihre Rechte auf Beherrschung desselben nicht aufgegeben; die Serben dagegen erhoben den Anspruch, auch die Festungen in die Hände zu bekommen.

Eben diese entgegengesetzten Ansprüche waren es, über welche der Großherr — denn indeß war die serbische Gesandtschaft nach Constantinopel gelangt —, indem deren Forderungen ihm vorgelegt wurden, zu entscheiden hatte.

Erheben wir uns zu einer Anschauung des gesammten Zustandes des osmanischen Reiches, so dürfen wir sagen, daß dies einer der wichtigsten Momente war, die seit Jahrhunderten in dem Innern desselben vorgekommen sind.

Eben damals war auch die reformirende Tendenz, deren Ursprung wir oben wahrnahmen, zu einer gewissen Reife gediehen.

Im Jahre 1804 waren die Topdschi völlig außer Verhältniß zu den Janitscharen gesetzt; man sah zwei Nizamidschedid-Escadrons unter rother und weißer Standarte ihre Uebungen machen; die Infanterie hatte Flinten mit Bajonnetten ganz nach französischem Muster; von den Pascha's folgte wenigstens einer, Abdurrhaman in Karamanien, mit allem Eifer dem Beispiele nach, das ihm der Sultan gab.

Und da nun diese neue Miliz bei Verfolgung räuberischer Banden, die Rumelien durchzogen, die besten Dienste leistete, so wagte Selim III. im März 1805 den entscheidenden Schritt: er ließ eine Verordnung ausgehen, daß allenthalben aus der Mitte der Janitscharen und überhaupt aus den jungen Männern des Reiches die besten und stärksten ausgesucht werden sollten, um unter den Nizamidschedid zu dienen. 1)

Zu derselben Zeit, als die in Dahien und Kabadahien repräsentirte Macht der Janitscharen an einer Stelle, wo sie sich besonders festzusetzen versucht, von der Gewalt der empörten Rajah gebrochen wurde, traf sie von oben her dieser andere, auf ihren völligen Ruin berechnete Schlag.

Jene Räuberhorden, welche von den Nizamidschedid bekämpft

1) Juchereau de St. Denis II, 26.

wurden, wie die Krdschalien von den Serben, waren mehr ihre Verbündeten als ihre Feinde.

Allein noch hatten sie dem Sultan alle die Theilnahme entgegenzusetzen, die das Volk dem Gewohnten zu widmen pflegt.

Man weiß, daß ein Kadi, der einen Versuch machte, den großherrlichen Befehl zu vollziehen, darüber erwürgt worden ist; Adrianopel setzte sich in Aufruhr; die Janitscharen hatten Kräfte genug, den neu eingeübten Truppen des Sultans Schaaren von Zehntausend entgegenzustellen.

Es leuchtet ein, daß der Sultan sich hätte glücklich preisen können, wenn ihm auch in anderen Provinzen eine tapfere Rajah in die Hand gearbeitet hätte, wie die serbische; und doppelt wichtig wird die Frage, ob er nicht wenigstens diese an sich ziehen, sich mit ihr ernstlich hätte verbünden sollen.

Welche andere Hülfe haben Fürsten, die gegen übermächtig beschränkende Privilegien in Kampf geriethen, jemals angewendet, als die Theilnahme und Mitwirkung der unteren Stände?

Das Unglück Selims und des türkischen Reiches war, daß er es nicht konnte, daß seine Stellung es ihm nicht erlaubte. Er war nicht wie ein anderer Fürst, dem alle seine Unterthanen gleich angehören: er war vor Allem das Oberhaupt der Moslimen.

Denn, wie berührt, nicht auf eine Vereinigung und Durchdringung verschiedener Elemente ist dieser Staat begründet, sondern auf den Gegensatz zweier Bevölkerungen, von denen die eine zum Herrschen, die andere zum Dienen bestimmt ist.

Daß die Rajah, welche dienen soll, sich bewaffnen und dadurch in ein Verhältniß der Gleichheit zu den Bekennern der herrschenden Religion treten will, ist nicht allein den Moslimen beider Parteien, Reformern und Altgesinnten, unerträglich zu hören, sondern es läuft wider die Grundgesetze des Reiches, wider den Begriff des Kalifates und der höchsten Gewalt selber.

Wir haben bemerkt, wie man es dem Hadschi-Mustafa als ein Verbrechen anrechnete, daß er die Serben gegen Paßwan Oglu ins Feld geführt hatte; auf dem Unterschied von Gläubigen und Ungläubigen beruhte jener Fetwa des Mufti, der die Wiederaufnahme der Janitscharen in Belgrad entschied; nichts machte auch auf die sonst friedlichen Türken so großen Eindruck, als die Fahne der Heiducken, das Geschütz, welches die Rajah heranführte.

Alles zuzugestehen, was die Serben zu Ostruschniza begehrt,

konnte man dem Großherrn nicht zumuthen. Er hatte wohl Grund, ihnen die Einräumung der Festungen an den Grenzen zu verweigern. Allein andere Zugeständnisse zuverlässiger, sie sichernder Art war er ihnen ohne allen Zweifel schuldig. Oder durfte er die Waffen verdammen, die sie in seinem Interesse geführt, durch die er einer seiner Gewalt höchst gefährlichen Usurpation erledigt worden war?

So groß der Widerspruch ist, der darin liegt, Selim III. that es dennoch.

Gleich als seien die Serben Uebelthäter und Verbrecher an seiner Hoheit, ließ er anstatt aller Antwort ihre Abgeordneten unter Wache stellen und gab dem Pascha von Nisch, Afis, den Auftrag, die Rajah zu entwaffnen. Eine Feindseligkeit von ganz anderer Art als die bisherigen, die von dem Großherrn selbst ausging, den Beifall der Osmanen für sich hatte und dann auch mit allem Ernste vorbereitet wurde.

Wie man erzählt, trug einer der Abgeordneten, Stephan Schiwkowitsch, ein begüterter und der türkischen wie der griechischen Sprache wohlkundiger Handelsmann, der seinen Landsleuten durch Herbeischaffung der Munition bereits früher wesentliche Dienste geleistet, auch jetzt nicht wenig bei, daß dem Afis Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Indem er in Constantinopel vorstellte, man müsse den Serben kundthun, daß Afis in der That auf Befehl der Pforte vorrücke — nur so werde man Blutvergießen vermeiden —, bewirkte er, daß er selbst hiezu entsendet ward. In Serbien sagte er jedoch nur den Oberhäuptern die Wahrheit; den Uebrigen meldete er mit guter Miene, Afis habe Auftrag, mit nicht mehr als dreihundert Mann nach Serbien zu kommen; führe er ein größeres Heer, so sei man berechtigt, ihm zu widerstehen. Endlich, Guschanz Ali machte er glauben, trotz aller Verwendung für diesen Anführer sei doch dem Afis das Paschalik durch Bestechung zu Theil geworden. Guschanz antwortete: „Wohlan, so schlagt ihn denn heraus!" und bequemte sich indessen, mit seinen Krdschalien in Belgrad, auch einer geringeren Blockirungsarmee gegenüber, ruhig zu bleiben.

So geschah es, daß die Serben sich rüsten konnten, Afis im Nothfall mit gewaffneter Hand abzuweisen. An den äußersten Grenzen des Paschaliks, zwischen Kjupria und Parakyn, stellten sich Milenko und Peter Dobrinjaz mit 2500 Mann und einer eisernen Kanone auf. Sie errichteten zwei Schanzen, eine größere und eine kleinere. Hinter ihnen, an dem linken Ufer der Morawa, in den

Bergen von Jagodina, lagerte Kara Georg mit dem Volke der Schumadia.

Nicht sogleich indeß, wie Afis erschien, kam es zum Schlagen. Die Serben forderten Anfangs nur, daß er den gewöhnlichen Weg über Jagodina einschlagen möchte, den bisher alle Pascha's gezogen waren; nur auf diesem sei für seine Verpflegung gesorgt. Afis, der wohl wissen mochte, daß auf eben demselben noch ein anderes serbisches Heer seiner warte, bestand darauf, an dem rechten Ufer der Morawa nach der Donau hinabzugehen. Die Serben entgegneten: das Land sei daselbst durch den Krieg zu Grunde gerichtet und könne kein Heer ernähren. Afis fuhr auf: „soll ich die Räuber fragen, welchen Weg ich nach Belgrad nehmen soll?" Man sagt, er habe Stricke mit gehabt, um die Anführer zu binden, für die Anderen aber, denen er die schönen Schwerter und turbanähnlichen Kopfbedeckungen, die sie trugen, verübelte, Brodmesser und Bauernmützen: denn das gebühre ihnen. Er versuchte sich zuerst wider die kleinere Schanze und nahm sie in der That trotz der eisernen Kanone, mit der die Serben schossen. Als sich aber die größere den ganzen Tag hielt, so daß die Türken den Verlust, den sie erlitten, mit Schrecken ansahen, als die Kundschafter meldeten, Kara Georg komme mit ganzer Macht, mindestens 10,000 Mann — mit etwa 5000 war derselbe in der That von den Bergen ins Thal gestiegen —, dachte Afis auf seinen Rückzug. In der Nacht ließ er die Fahnen, mit denen er die belagerte Schanze im Kreise umgeben hatte, abnehmen und, damit sein Abzug nicht bemerkt würde, an ihrer Stelle belaubte Baumäste einstecken; hierauf entfernte er sich nach Parakyn.

An dem Morgen erschien Kara Georg. Als er das Land verlassen fand, rückte er bis auf eine Anhöhe vor Parakyn und begrüßte den Feind mit einigen Schüssen. Er ließ ihm sagen: sei er ein Held, so möge er in die Ebene herabkommen; warum wolle man den armen Leuten im Orte, welche nichts gethan, ihre Häuser verbrennen?

Kara Georg wünschte eines Angriffs auf Parakyn auch darum überhoben zu sein, weil es dem Pascha von Leskowaz gehörte, gegen den er einige Verpflichtungen hatte.

Und schon fand es Afis bedenklich, auch nur hinter diesen Mauern Stand zu halten. Er verzweifelte, seine Unternehmung durchzuführen, und nahm seinen Rückzug nach Nisch, unglücklich in seinem Herzen, daß er vor einer Rajah weichen mußte. Seinen bald

darauf erfolgten Tod schreibt man der Kränkung zu, die er hierüber empfunden habe.

Da war aber nun doch geschehen, was man bisher vermieden hatte. Es ließ sich nicht mehr sagen, der Großherr halte es mit der Rajah, nachdem ein Heer, das er nach Serbien gesendet, an den Grenzen des Landes mit Gewalt zurückgewiesen worden war.

Der Krieg, der gegen die Dahi begonnen worden, nahm einen anderen Anlauf. Aus den Irrungen des Tages erhoben sich die alten nationalen Gegensätze.

Neuntes Capitel.

Befreiungskrieg der Serben 1806, 1807.

Schon gegen Ende des Jahres 1805 brach zwischen den Serben, die das Land innehatten, und den Türken, die unter jenen anfänglichen Verträgen in den Festungen geblieben, allenthalben offene Feindseligkeit aus. Als einst der Woiwode des Bezirks von Smederewo, Gjuscha Wulitschewitsch, diese Stadt besuchte, gerieth er — denn er war gut gekleidet und ging etwas hochmüthig in seinen Waffen daher — mit den türkischen Einwohnern, die dies nicht leiden wollten, in Streit und ward von ihnen erschlagen. Unverweilt brachen die Serben auf, sich zu rächen, nicht an den Thätern, sondern an der ganzen Stadt. Sie griffen dieselbe an, bombardirten sie und nahmen sie ein. Sie besetzten sie jetzt in aller Form, was sie vor dem Jahr noch nicht gethan. Darauf geriethen die Türken in den übrigen Festungen sowohl in Zorn als in Furcht; sie suchten sich zugleich sicherzustellen und zu rächen. In Schabaz tödteten sie viele Serben, die außerhalb der Werke wohnten, nahmen bosnische Hülfstruppen auf und befestigten sich; in Uschize that man Aehnliches; auch in Belgrad hatte Guschanz Ali bis jetzt unter dem ausdrücklichen oder stillschweigend angenommenen Vertrage mit den Serben gelebt, daß er seine Lebensmittel von ihnen empfangen und sie dagegen nicht beunruhigen sollte; jetzt aber fiel er bald zu Wasser wider die serbischen Schanzen in Ostruschniza aus, bald zu Lande auf ihre Dörfer Scharkowo und Schelesnik, und gegen Neujahr 1806 kam es hier zu einem ordentlichen Schlagen.

Indem aber erscholl auch schon von fern her der Kriegsruf. Der Großherr zeigte sich ernstlich entschlossen, die Serben zu Paaren zu treiben. Wenn sie sich nach fremden Garantien umgesehen, so war eben dies für ihn ein Antrieb, sie mit aller Kraft zu unter-

drücken, ehe die Verbindung, welche sie einzugehen begonnen, einen gefährlichen Charakter annähme. Den Auftrag, welchen ein Pascha von Nisch nicht hatte ausführen können, ertheilte er jetzt mächtigeren Anführern, dem Wesir von Bosnien, Bekir, und dem Pascha Ibrahim von Scutari, die widerspänstige Rajah in Serbien endlich zu entwaffnen und zu züchtigen. Mit den tapfersten Truppen des Reiches, jener mit den Bosniaken und Herzegowinern, dieser mit Albanesen und Rumelioten, waren sie auf verschiedenen Seiten zu erwarten.

Die Serben versäumten nicht, sich hiegegen in gute Bereitschaft zu setzen.

Sie waren nun überhaupt schon ganz kriegerisch eingerichtet. Es gab keinen Soldatenstand in Serbien: Jedermann war Krieger. In dringenden Fällen sendete jedes Haus alle seine waffenfähigen Mitglieder ins Feld, in minder dringenden von zweien eins, von dreien zwei, so daß die Landwirthschaft indeß fortgesetzt werden konnte. War in einem Hause nur Ein Mann, so wechselte dieser mit seinem Nachbar von Woche zu Woche ab. Sie waren weit entfernt, Sold zu empfangen oder zu begehren; ein Jeder trug seine eigenen Waffen, und in seinen besten Kleidern brach er auf; die Lebensmittel schickten die Weiber nach. Aus jedem Dorfe einige Leute, vom Feldbienst ausgenommen, hatten die Verpflichtung, diese Zufuhr auf Pferden in Saumlast wöchentlich zweimal zu besorgen, mochte man an entfernten Orten oder in der Nähe schlagen.

Um dem Feinde zu begegnen, stieg Raditsch Petrowitsch, ein alter Waffengefährte Kara Georgs, der seine Hauptmannspension in Syrmien aufgegeben hatte und gekommen war, dem Freunde zu dienen, das südliche Gebirge hinauf und verbreitete den Aufstand von Ort zu Ort, so daß er hoffen durfte, die Engpässe mit geringer Mannschaft vertheidigen zu können. Auf der anderen Seite nahm Milenko die Insel der Donau, Poretsch, ein, welche dort, wo dieser Fluß mit reißendem Ungestüm das eiserne Thor durchsetzt, die Schifffahrt beherrscht. Von Nisch her bietet die Ebene, in welcher die bulgarische Morawa der großen Morawa zuströmt, den leichtesten Eingang in das Land dar; dahin begab sich Peter Dobrinjaz, nachdem Parakyn jetzt ohne Bedenken eingenommen worden; gerade auf der Straße, an dem rechten Ufer der bulgarischen Morawa, legte er Deligrad an; in seinem Rücken eroberte und besetzte Mladen Kruschewaz. Den Bosniaken schloß zwar der Vertrag, den sie ein=

gegangen waren, die beiden Bezirke Jadar und Radjewina; doch stand ihnen die Matschwa offen; hier errichtete Jacob Nenadowitsch unter anderen auch in Zrnabara eine Schanze gegen sie.

So war man ziemlich gerüstet; doch hatte man keine Ahnung, wie hart und gefährlich sich der Kampf entwickeln sollte.

Die ersten Angriffe der Bosnier, die mit dem Frühjahr an der Drina erschienen, waren noch leichterer Art. Oberhalb jener Bezirke setzte Osman-Dshora gegen Sokol über die Drina und legte gar manchen Hof in Asche; doch ließ er sich bald von den Serben überraschen und kam mit einem großen Theile seiner Leute um. Gefährlicher war der rüstige alte Mehemet Kapetan, schon lange mit seinen Nebenbuhlern versöhnt und nun auch kein Freund der Serben mehr, der in die Matschwa einbrach. Glücklicherweise aber hatte dieser Bezirk in Stojan Tschupitsch einen sehr geeigneten Vertheidiger. Tschupitsch hatte seine Leute ganz in seiner Gewalt. Er pflegte wohl einem von ihnen die Pfeife vertraulich aus dem Munde zu nehmen und sie weiter zu rauchen; doch hörte man ihn auch sagen: er habe einen Jeden todt auf seiner Zunge; er übte sein Strafrecht unerbittlich aus, grausam, lächelnd. Er war ein alter Gefährte des Kjurtschia, sehr mager, von ungemeiner Kühnheit, der sich in der Menge seiner Momken und im Rufe seiner Thaten gefiel. Trefflich begegnete er jetzt auf dem Felde Salasch, unfern von seinem Geburtsort Notschai, der Ueberzahl des Mehemet. Er hat erzählt, wie er diesen schon selbst erreicht gehabt, als sich der Alte umkehrte, ihm auf das geschickteste die Lanze entwand und davonsprengte. Als ihm ein Sänger bei Tisch ein Lied auf diesen Sieg vortrug, berichtigte er einiges und schenkte dem Dichter ein türkisches Pferd.

Das war jedoch nur ein leichter Anfang gewesen; mit ganz anderer Macht erneuerten die Türken im Sommer ihre Angriffe. Bei Sokol setzte Hadschi-Beg von Srebrnitza über; die Hauptmacht, gegen 30000 Mann stark, erschien neuerdings in der Matschwa. Zwar der Wesir führte sie nicht selbst an; aber er sandte zwei, die ihn wohl ersetzen konnten, den Seraskier Kulin Kapetan, einen jungen Kriegsanführer von eben so viel Grausamkeit als tapferer Gesinnung, und den alten Mehemet.

Dies Heer ward schon den Einwohnern von Jadar, obgleich diese durch ihren Vertrag gesichert sein sollten, entsetzlich. Kulin Kapetan ließ ruhige Dörfer, aus denen ihm Zufuhr gebracht wurde, plündern, die Vorsteher umbringen, die Wehrlosen als Ge=

fangene wegführen; immer wird man sich des Knes Jwan erinnern, der sein ganzes Vermögen hergab, um seine Landesgenossen auszulösen. Er hat darauf stets die Türken fürchten, endlich fliehen und sein Leben durch Taglöhnerarbeit fristen müssen.

Wie viel mehr aber hatten da die anderen erklärten Feinde von jener Kriegsmacht zu fürchten! Jacob Nenadowitsch, bei weitem zu schwach, um dieselbe in offenem Feld zu bestehen, fand sich bewogen, seinen Neffen Prota und Stojan Tschupitsch zur Unterhandlung in das feindliche Lager zu senden. Das war jedoch nicht eben der beste Rath. Kulin wollte von keiner Bedingung hören. „Siehst du", sagte er zu Prota, „diesen unzähligen Haufen? Unter Allen, die du siehst, ist keiner, der sich fürchtete, mit bloßer Hand gegen die Schneide des geschwungenen Schwertes zu greifen." Statt auf Unterhandlung einzugehen, forderte er die Schleifung der Schanze von Zrnabara, und da die Abgeordneten das nicht bewilligen konnten, hielt er sie selber zurück. Und schon dies war für ihn ein nicht geringer Vortheil. Da die Türken ein paar Anführer in ihrem Gewahrsam hatten, konnten sie sicherer in serbischem Gebiet vorrücken. Das serbische Volk dagegen wurde an seinen Oberhäuptern irre; daß Unterhandlungen versucht worden, schien demselben nichts anderes zu bedeuten, als daß man sich ergeben wollte. Als sich die Osmanen in den Bezirken von Schabaz und Waljewo ausbreiteten, ließen sich die Mannschaften, die aus diesen Nahien gebürtig waren, nicht mehr im Felde halten: ein Jeder wollte nach seinem Hause, nach Weib und Kind sehen; Alles zerstreute sich. Hierauf bedeckte sich die Sawe mit Flüchtlingen, die in ihren Kähnen das östreichische Ufer suchten; auf dem serbischen aber wütheten Mord und Plünderung; die Unbewaffneten wurden als Sklaven abgeführt, das Vieh ward weggetrieben. Viele Dörfer beugten ihren Nacken und empfingen Knesen aus türkischen Händen. Das Volk klagte laut über die Anführer: warum habe man den Krieg angefangen, wenn man doch gewußt, daß man sich nicht halten könne? Man habe das Gerücht verbreitet, nicht wider den Sultan streite man, und nun sende dieser ein so großes Heer, daß an keinen Widerstand zu denken sei. Die Oberhäupter waren in Gefahr, von dem Volke ermordet zu werden, und mußten sich mit ihren Momken in die Wälder verstecken. Kulin rückte bis Ustje, auf dem Wege nach Belgrad, nahe an die Kolubara vor. Angefeuert durch diese Erfolge, suchte sich Hadschi-Beg von Sokol her einen Weg über das Gebirge zu bahnen.

Wie höchst gefährlich war es, daß in demselben Augenblick auch Ibrahim Pascha von Scutari mit einem Heere, welches man auf 40000 Mann schätzte, an der anderen Grenze bei Nisch erschien!

Schien es nicht in der That ein thörichtes Unterfangen, daß die kaum bewaffnete Rajah einer einzelnen Provinz sich der Heeresmacht, wenn nicht des Reiches, doch so mächtiger und kriegerischer Befehlshaber widersetzen wollte?

In dieser Gefahr verdiente sich Kara Georg seinen Namen und Rang als Oberbefehlshaber.

Indem er der großen bosnischen Heeresmacht etwa 1500 Mann unter Katitsch entgegenstellte, denen es auch an günstiger Stelle gelang, sie fürs erste aufzuhalten, obwohl nicht ohne den Verlust des trefflichen Katitsch selbst, ging er mit einer nicht größeren Anzahl auf Hadschi-Beg los, der von Sokol kam. Er traf ihn bei Pezka und warf ihn dergestalt zurück, daß von demselben keine Wiederkunft zu besorgen war. Und nun brach er über das Gebirge in die von den Bosniaken schon eingenommenen Bezirke ein. Er tödtete die Knesen, welche von diesen eingesetzt worden; er schonte auch derer nicht, die zur Ueberlieferung gerathen; was geflüchtet war und die Waffen tragen konnte, zog er an sich. Dagegen hob er die hervor, die in diesem Schrecken nicht auch den Muth verloren hatten. Unter anderen kam damals Milosch Stoitschewitsch von Pozerje zu ihm, der eben erst die Dienste eines Schreibers bei einem Buljukbascha in Potzerina, Ilia Markowitsch, gethan hatte, ein junger Mensch, bei den Popen erzogen, klein, blond, freundlich, aber von tapferem Herzen. Sein Herr hatte sich den Türken ergeben, seine Mutter war in die Sklaverei abgeführt worden; er aber war mit wenigen Momken in die Gebirge geflüchtet. Mit denen trat er jetzt vor Kara Georg. Dieser sprach: „du bist mein Sohn und sollst mir Woiwode von Pozerje sein.“ Sein Name erinnerte ihn an den alten Milosch von Pozerje, des Kraljewitsch Waffenbruder; oft hat man den jungen Woiwoden mit dem alten Helden verglichen. Miteinander zogen sie vorwärts und bewirkten, daß das Volk sich allenthalben wieder erhob. Bald hielten jetzt die Türken, in Rücken und Flanken bedroht, für nützlich, sich nach Schabaz zurückzuziehen; etwa eine Stunde Weges von da, bei Mischar, langte Kara Georg mit 7000 Mann zu Fuß und 2000 Mann zu Pferde an und schlug ihnen gegenüber nach dem Kriegsgebrauch des Landes unverweilt eine Schanze auf. Er hatte eine Bombe und drei Kanonen.

Hier mußte es nun zu einem entscheidenden Kampfe kommen. Die Türken waren noch stolz genug, Unterwerfung und Auslieferung der Waffen zu fordern; die Serben antworteten: „wollt ihr unsere Waffen, hier sind sie! kommt und holt sie euch!"

Zwei Morgen nach einander zogen die Türken von ihrem Lager bei Schabaz aus, stürmten die serbische Schanze, schlugen den Tag über und zogen, ohne etwas ausgerichtet zu haben, an dem Abend wieder in ihr Lager zurück. Zwar waren sie erstaunt; doch zweifelten sie noch nicht an dem Erfolge ihrer Uebermacht. Sie ließen den Serben sagen: „Zwei Tage habt ihr euch gut gehalten; aber noch einmal mit ganzer Kraft wollen wir es versuchen; darauf wird es ankommen, ob wir das Land bis zur Drina räumen, oder aber euch bis nach Smederewo jagen." Sie ließen geschehen, daß Viele von jenseit der Sawe herüberkamen, um auf den Höhen, von den Bäumen herab der Schlacht zuzuschauen; jetzt, sagten sie, werde man zeigen, wie man mit Heiducken verfahre.

Es war in dem Anfang des August 1806, daß die Heere sich miteinander maßen. In der Nacht vor dem Schlachttage sendete Kara Georg seine Reiter in den nahen Wald, um bei dem ersten Schuß von seiner Seite, jedoch nicht früher, dem Feinde in den Rücken zu fallen. In der Schanze befahl er nicht zu schießen, ehe die Türken so nahe gekommen seien, daß man sie nicht mehr verfehlen könne. Bei Tagesanbruch erhob sich der Seraskier mit gesammter Macht aus seinem Lager vor Schabaz; die tapfersten Begs von Bosnien trugen die Fahnen dem Heere voraus; ruhig, mit geladenem Gewehr harrten ihrer die Serben. Erst als die Türken in den Bereich der serbischen Flinten gekommen, gab Kara Georg das Zeichen; alle Vordermänner zielten; sie trafen, wie diese Schützen sich ausdrücken, sämmtlich ins Fleisch: die Fahnen stürzten; große Verwirrung richteten die Kanonen an. Da gleich hierauf die Reiter von hinten dahersprengten und einhieben, Kara Georg aber die Schanze eröffnete und mit seinem Fußvolk in die feindlichen Reihen brach, war in einem Augenblick die Unordnung der Türken vollkommen und ihre Niederlage entschieden.

Die bedeutendsten Anführer des Heeres, Sinan-Pascha von Goraschde, der Kapetan von Derwenta, der Seraskier selbst, Kulin, kamen um; hier endlich fiel auch Mehemet Kapetan mit zweien seiner Söhne; die Blüthe von Bosnien war bei den Fahnen erlegen. Die Serben hatten fast keinen Verlust; nur der kühne Pope, Luka Lasarewitsch, bei allzuverwegener Verfolgung, trug eine starke Wunde

davon. Die Türken aber waren so übel zugerichtet, daß die Anführer, so viele ihrer übrig geblieben, noch in der Nacht beschlossen, einen Theil ihres Volkes nach Schabaz zu werfen und die Uebrigen unverweilt über die Drina zu führen. Aber dieser Rückzug kostete ihnen vielleicht nicht weniger als die Schlacht: in dem Walde Kitog truppweise ziehend, wurden sie allenthalben angefallen; man nahm ihnen eine reiche Beute und alle die Gefangenen ab, die sie noch nicht über die Drina geschafft hatten. Hier erbeutete Milosch von Pozerje den Säbel Kulins, das glänzendste Siegeszeichen; er befreite auch seine Mutter und brachte sie in seine Heimath zurück.

Während dieser große Sieg erkämpft wurde, hatten Andere, vornehmlich Peter Dobrinjaz, dem Lande gleich ersprießliche Dienste geleistet. Doch stärker war die Macht, die Ibrahim Pascha von Scutari herbeigeführt, als die bosnische; aber sie fand, wenn nicht eben so glänzenden, doch eben so nachdrücklichen Widerstand. Auf ihrem Wege, an glücklich gewählter Stelle, war jene Schanze zu Deligrad [1]) errichtet worden, welche Peter Dobrinjaz, dessen berühmteste That das ist, sechs Wochen lang vertheidigte, während einige in der Nähe unter Mladen und Glawasch aufgestellten Haufen den Pascha durch kleine Angriffe beschäftigten. Er konnte keinen Schritt vorwärts thun.

So war geschehen, was man kaum hätte erwarten sollen: der Kampf zwischen Serben und Türken ward zu Gunsten der ersteren entschieden. Die fortdauernden Unruhen im Innern des Reiches gereichten ihnen zum Vortheil; dennoch sind die anrückenden türkischen Haufen den Streitkräften der Serben immer weit überlegen gewesen; höchst ehrenwerth war der Widerstand, den diese leisteten.

Und sogleich schien ihnen der Lohn dafür zu Theil werden zu sollen.

1) Wir enthalten uns hier des Details, weil wir über die Vorfälle an diesen Grenzen keine ausführlicheren Nachrichten finden. Die Chronik des 19ten Jahnhunderts erzählt, wie gegen 3 Pascha's, Bim, Delie, Sacsi, dort Jacob Levich und Stanoila Alas commandirt haben (1806, p. 429). Sie meint unfehlbar Stanoje Glawasch und Jacoblewitsch, Woiwoden von Lewatsch. Die Pascha's aber sind aus Bimbascha, Anführer über Tausend, und Delibascha, Anführer der Deli, hervorgegangen. Wir bemerken, daß wir Bascha schreiben und nicht Baschi, obwohl das letztere ohne Zweifel richtiger wäre; denn da die Würden, welche die Türken mit Bimbaschi, Bulukbaschi, die Serben aber mit Bimbascha, Buljukbascha bezeichnen, die nämlichen sind, würde es lächerlich sein, verschiedene Benennungen brauchen zu wollen. Wir folgen hier, wie sonst, der serbischen Aussprache.

Als Kara Georg nach jenem Siege an der Sawe sich im späten Sommer 1806 mit einem Theile seines Volkes der östlichen Grenze näherte, bot Ibrahim, wie er denn dazu volle Macht hatte, die Hand zum Frieden.

Es schien ihm ohne Zweifel jetzt auch für die Türken unerläßliche Nothwendigkeit, auf eine Ausgleichung dieser Sache einzugehen. In dem Streite mit den Serben allein, bei so großen Anstrengungen, waren sie unterlegen; wie viel gefährlicher wurden diese, wenn Rußland, mit welchem eben ein Krieg zu erwarten war, in ihnen einen sicheren Bundesgenossen fand!

Auf einer Zusammenkunft in Smederewo wurden die Serben gar bald so weit gebracht, daß sie eine Gesandtschaft, zwei Knesen und einen in den Weltgeschäften erfahrenen Bulgaren, Peter Itschko, mit ihren Vorschlägen nach Constantinopel sandten.[1]

Man wird es in der Ordnung finden, daß sie nach den herrlichen Siegen, die sie erfochten hatten, ihres Sinnes blieben und die Forderungen wiederholten, die sie schon aufgestellt hatten. Und so geschickt führte Peter Itschko ihre Sache, daß es wirklich einen Augenblick gab, wo dieselben als gewährt angesehen werden konnten. Peter Itschko hatte einst einem türkischen Gesandten in Berlin als Dolmetscher gedient; er hatte hier die Hauptsprachen der europäischen Völker sich zu eigen gemacht und ihre Interessen kennen gelernt; nachdem er dann in Belgrad die Geschäfte europäischer Kaufleute geführt und dabei in gutes Ansehen gelangt war, hatte er die Stellung eines unparteischen Vermittlers genommen: Hadschi-Mustafa regierte nicht ohne seinen Einfluß und Rath; als die Dahi unter Theilnahme eines türkischen Pascha's belagert wurden, sah man sein Zelt neben Kara Georg im Felde von Belgrad. Nie aber hatte sein vermittelndes Talent eine größere Bedeutung und einen größeren Erfolg als jetzt. So dringend stellte er die Gefahr eines Einverständnisses der Serben mit den Russen, die eben in die Walachei und Moldau einzurücken begannen, der Pforte dar, daß diese sich wirklich zu Zugeständnissen herbeiließ, die, der Strenge ihres Regierungsprinzipes entgegenlaufend, als höchst außerordentlich

1) Ueber die Zeit dieser Verhandlungen sind einige Zweifel erhoben worden (Kallay, Geschichte der Serben, aus dem Ungarischen von Schwicker. I. S. 578). Ich folge der historischen Ueberlieferung, wie sie sich mündlich fortgepflanzt hatte. Höchst unwahrscheinlich würde es sein, daß die Türken große Concessionen gemacht haben sollten, ohne große Niederlagen erlitten zu haben und durch eine allgemeine politische Combination gefährdet zu sein.

bezeichnet werden müssen. Bereits Ende October kehrte Peter Itschko nach Smederewo zurück und trug den Serben vor, daß ihnen die Pforte den alleinigen Besitz ihres Landes, eine eigene Regierung, ja selbst die Besetzung der Festungen gestatten wolle; nur zum Zeichen fortdauernder Oberherrlichkeit behalte sie sich vor, daß ein Muhasil mit 150 Türken in Belgrad wohne; statt aller bisherigen Lasten solle man des Jahres 1800 Beutel, d. i. 900,000 Piaster, etwa 600,000 Gulden, zu zahlen haben; von eben dieser Summe werde die Pforte auch die Ansprüche der bisherigen Grundherren, der Spahi, befriedigen. In Wahrheit alles, was die Serben begehren konnten; es entsprach den Forderungen, die sie das Jahr zuvor aufgestellt hatten. Von den Bedrängnissen, die mit dem Einsammeln der mancherlei Abgaben, mit der Anwesenheit der darauf angewiesenen Türken verknüpft waren, sollten sie befreit, sie sollten Besitzer des Landes werden, das sie bisher für andre gebaut; sie sollten die Waffen führen und die Festungen unter türkischer Oberhoheit bewahren. Für beide Theile ein großer Augenblick. Auf diesem Wege war es möglich, eine unmittelbare Allianz der Serben mit Rußland zu vermeiden. Die Serben bedachten sich nicht lange, die Bedingungen anzunehmen. Unverweilt begab sich Peter Itschko mit zwei andern Knesen zurück, um die Bestätigung des Diwans auszuwirken. Wer hätte an derselben zweifeln sollen? Gleich mit den Abgeordneten war der für Belgrad bestimmte Muhasil in Smederewo angelangt.

Allein indessen hatten bei der Pforte andere Rathschläge das Uebergewicht bekommen. Sehr möglich, daß der Gang der europäischen Angelegenheiten, deren Beziehungen zu den osmanischen wir noch weiter betrachten werden, die siegreichen Fortschritte ihres Verbündeten Napoleon gegen Preußen im Spätjahr 1806 die Besorgnisse der Türken vor den Russen verminderten und die Zuversicht auch zu ihrem Glücke erneuerten. Nothwendig aber mußten sich, als die Sache zur letzten Entscheidung gedieh, noch einmal alle entgegengesetzten Interessen mit neuer Stärke regen. Es schien doch eine Ungerechtigkeit, die Spahi, welche nichts verbrochen hatten, von ihrem sicheren Eigenthume hinweg auf eine Summe anzuweisen, deren Anwendung bei der Lage der türkischen Finanzen immer zweifelhaft blieb. Der Spruch des Mufti, der die Janitscharen zurückgeführt hatte, stand dem geradezu entgegen. Ich denke, nicht so leicht würden die Ulema's es zugegeben haben. Und wenn man die Festungen in die Hände der Serben gab, war man denn

ihrer Treue so sicher? War die Gefahr, in die man sich stürzte, nicht vielleicht noch größer, als die, welche man vermeiden wollte?

Genug, der Diwan benutzte die Gelegenheit einer wiederholten Berathung, als die Ratification des Vertrages erfolgen sollte, um ihn zu verwerfen.

Der Friede des Peter Itschko ist darum nicht in Vergessenheit gerathen; er ist immer als das Ideal eines Abkommens zwischen Serben und Türken betrachtet worden.

Daß er aber nicht durchzusetzen war, bewirkte nun, daß die Dinge, welche keine geistige Ueberlegenheit zu leiten übernahm, sich weiter entwickelten, wie sie eben konnten.

Die Serben waren durch die Unterhandlung eher angetrieben als abgehalten worden, sich vor den Festungen zu zeigen; der Krieg dieses Jahres hatte vor den Festungen angefangen: wie jeder begonnene Gedanke, heischt auch der Sieg seine Vollendung. Zuerst erschienen sie, zum Zeichen, daß der Friede abgeschlossen sei, mit ihrem Muhasil vor Belgrad und Schabaz und forderten dem gemäß eine Uebergabe der Plätze. Jedoch ihre Versicherungen machten weder in der einen noch in der anderen Beziehung Eindruck auf die Türken. Auch Bekir-Pascha traf keine Anstalt, wie sie verlangten, seine Bosniaken von Schabaz abzurufen. Wollten sie die Festungen haben, wie sie denn schlechterdings beabsichtigten und wie auch das Volk, ungeduldig, länger in den Belagerungsschanzen zu überwintern, forderte, so mußten sie dieselben aufs neue erobern.

Und zuerst beschloß Kara Georg, sich ernstlich an Belgrad zu wagen, das er mit seinen Freunden, Tscharapitsch, Glawasch und Miloje, von der Donau bis zur Sawe umschlossen hielt.

Unter den Krdschalien Guschanz Ali's hatte ein Albanese, griechischer Religion, Namens Konda, Anfangs viel zur Vertheidigung Belgrads gegen die Serben beigetragen; als sich aber der Krieg zur Feindseligkeit zwischen Türken und Christen entwickelte, war er zu den Serben übergegangen. Viele andere hatten das Nämliche gethan; von allen aber war Konda der nützlichste: so geschickt und kühn zeigte er sich allenthalben; auch war er schon Bimbascha geworden. Dieser Mann erbot sich jetzt, die Einnahme der Stadt durch eine kühne That zu befördern. Mit Usun Mirko, einem Serben, der eben so groß und stark war, wie Konda klein und gewandt, und mit fünf anderen Männern, ihnen in Tapferkeit und Entschlossenheit zu vergleichen, begab er sich am 12. December 1806 kurz vor Tagesanbruch an den Festungsgraben, durch welchen

allein die äußere Stadt vertheidigt wird. Er wußte genau, an welcher Stelle man zwischen den Wachhütten, die allenthalben aufgeworfen waren, hindurchkommen konnte, und brachte seine Gefährten glücklich mit sich hinüber, ohne bemerkt zu werden. Um nicht aufzufallen, wenn er unmittelbar von dem Graben an das Thor käme, ging er zuerst ein Stück Weges nach der Stadt hinein; dann kehrte er um und schritt gerade auf das Christenthor los. Es begegnete ihm wohl ein Wachposten und rief, wer sie seien? Konda antwortete: „Momken des Uesürbeg“ (eines Krdschalienführers); er redete türkisch und erweckte keinen Verdacht. So gelangte er ohne Anstoß in den Rücken der Thorwache, und nunmehr, unverweilt, fiel er über diese her. Es war der Tag, wo das Bairamfest anfängt; als man in der Stadt schießen hörte, hielt man das für eine Begrüßung des Festes. Konda hatte Zeit, die Wache, obwohl sich dieselbe auf das tapferste wehrte und ihm vier von seinen Gefährten tödtete, dennoch zu überwältigen und alsdann, wenngleich selbst verwundet, mit Mirko, der auch verwundet war, und dem einzigen unverletzt gebliebenen Serben das Thor aufzuhauen. Da stürzte Miloje herein; in der Verwirrung, welche durch dessen Anfall in der Nähe entstand, überstieg auch Kara Georg die Gräben: die Türken erwachten und flogen zur Vertheidigung herbei. Es begann ein verzweifelter Kampf. Da aus allen Häusern geschossen ward und nicht jedes gestürmt werden konnte, legten die Serben Feuer an, so daß die Vertheidiger auf die Straßen flüchteten und in das Schwert ihrer Feinde fielen. In diesem Kampfe fiel Tscharapitsch, der bei dem Stambulthor hereingebrochen; um 10 Uhr war die Stadt erobert; der Kern der Truppen hatte sich in die eigentliche Festung geworfen.

Diese zu nehmen, war allerdings nicht das Werk eines Augenblicks. Da man aber kein Bedenken trug, die neutrale Kriegsinsel in der Donau südlichem Theil, von der selbst die anwesenden Oestreicher nicht sogleich zu sagen wußten, ob sie nicht wirklich türkisches Gebiet sei, zu besetzen, und hierdurch in den Stand kam, der Festung die Zufuhr abzuschneiden — von eben dieser Insel aus hat einst Sultan Soliman zuerst Belgrad erobert —, sah sich Guschanz Ali noch im December genöthigt, zu capituliren. Mit seinen Krdschalien fuhr er auf acht großen Schiffen nach Widdin hinunter.

Zunächst hatte dies nur den Erfolg, daß Soliman-Pascha gleichsam Herr in seiner Festung wurde; freiwillig ließen ihn dort die Serben.

Anfänglich schien es überhaupt, als werde das Verfahren der Serben ungewöhnlich mild sein. Ueber dem Verbot der Plünderung hielt Kara Georg bei der Einnahme von Belgrad so streng, daß er zwei Ungehorsame tödten und ihre Gliedmaßen an den Thoren der Stadt aufhängen ließ. Gastfreundschaftlich nahm er diejenigen auf, welche sich aus der Festung in seinen Schutz begaben.

Indessen waren wohl die Türken insgesammt schon damals dem Tode bestimmt. Als Guschanz Ali auf seinen Schiffen Poretsch vorüberfuhr, ward er von der Batterie, die Milenko daselbst errichtet hatte, beschossen; nur durch die reißende Schnelligkeit des Stromes entkam er. Aber die Serben waren so voll Wuth, daß sie ihm auf Schaiks nachsetzten, ja die Flüchtigen, welche auf östreichischem Gebiete ans Land stiegen, auch dort verfolgten und noch mit ihnen schlugen. Wie sehr beschämte sie Guschanz! Obwohl auch die Momken, welche ihm seine Pferde zu Lande nach Widdin hatten geleiten sollen, auf dem Wege angefallen, beraubt und getödtet worden waren, sendete er doch die Geiseln, die man ihm mitgegeben, unbeschädigt nach Belgrad.

Die Serben indeß fuhren in ihrem Vornehmen fort. Sie wollten die Türken weder in der Festung dulden — denn es seien eben so viele Feinde und Verräther — noch auch fliehen lassen: seien das nicht die Anhänger der Dahi, von denen sie so viele Bedrängnisse erfahren, an denen ihnen noch Blutrache zu nehmen übrig? Seien nicht ihr Schmuck, ihr Reichthum ein Raub aus dem Lande?

Daher, als Soliman auf die Anzeige, daß man ihm weiter keine Zufuhr leisten könne, um freien Abzug bat, gestattete man ihm denselben zwar und gab ihm selbst Geleit mit; allein kaum hatte er sich (am 7. März 1807) mit seinen 200 Janitscharen und den Familien, welche sich an ihn angeschlossen, einige Stunden weit entfernt, so ward er von einem Hinterhalt angefallen; sein Geleit, statt ihn zu vertheidigen, machte vielmehr mit den Angreifenden gemeine Sache; von seinem ganzen Zuge entkam nicht Einer. Augenblicklich verbreitete sich das Gemetzel nach Belgrad. Zwei Tage lang suchte man die Türken, die sich zu verstecken eilten, auf und machte sie nieder. Wer am dritten Tage noch lebte — meistens Arme, Bettler —, ward nach Widdin geschafft. Einige ließen sich taufen. Von der Beute dieser blutigen Tage wurden Mladen, Miloje, Knes Sima Markowitsch, Wule Ilitsch und andere reich. In so entsetzlichen Gräueln entlud sich der langverhaltene,

durch wechselseitige Beleidigung, durch den Krieg noch verstärkte, endlich aufflammende Türkenhaß!

Hievon hat man kein Lied. Die alten Knesen schüttelten den Kopf und sagten: es sei nicht wohlgethan, und man werde dafür zu büßen haben. Jedoch sagten sie das heimlich; sonst hätten sie fürchten müssen, selber für türkisch gesinnt zu gelten und in Lebensgefahr zu kommen.

Ihre jüngeren, durch die glücklichen Erfolge vorwärts getriebenen Landsleute dagegen eilten, als sei nichts geschehen, ihren Krieg fortzusetzen.

Noch im Februar war Schabaz gefallen und hatte ähnliche Gräuel erfahren.

Jetzt griff Kara Georg mit dem Volk der Schumadia Uschize an. Nachdem die Türken sich hier des Vertrages mit den Serben wieder entledigt, hatten sie Schanzen um die Stadt her angelegt, und zuerst diese mußten gestürmt werden. Es war hiebei, daß sich Milosch Obrenowitsch zuerst hervorthat; er erhielt eine gefährliche Wunde in die Brust. Uschize ist nach Belgrad die volkreichste Stadt des Paschaliks, und es war ein nicht geringer Vortheil der Serben, daß es im Juni 1807 in ihre Hände fiel. Jetzt ward es den Türken nicht wieder anvertraut.

Und schon waren die Sieger mit ihrem eigenen alten Gebiete nicht mehr zufrieden.

Jacob, der ohne Mühe die jetzt schon gleichsam zum Lande gehörigen Bezirke Idar und Radjewina eingenommen, ließ nichts unversucht, um womöglich Bosnien jenseit der Drina in Aufruhr zu bringen. Zuerst sendete er ein paar Abgeordnete mit Proclamationen hinüber; doch waren seine Leute schlecht gewählt: der eine von ihnen war ein Räuber, der sich dem Trunk ergeben hatte — er ließ sich im Rausche überfallen —, der andere ein Mönch, welcher sein Leben alsdann nicht allein wagen wollte. Jacob ließ hierauf einige Bewaffneten hinübergehen, denen es auch gelang, nachdem sie einen Einsammler des Haradsch getödtet, ein paar Dörfer in Empörung zu bringen; die erste Ankunft der Türken aber stellte die Ruhe wieder her. Endlich hatte Jacob ein Schiff erbaut, durch welches die Verbindung zwischen beiden Ufern erhalten werden konnte; er setzte gegen tausend Mann an das jenseitige über und ließ sie hart am Flusse eine Schanze errichten, die er mit Kanonen versah; jedoch wenn er hoffte, von diesem festen Punkte aus eine Bewegung der bosnischen Christen hervorzurufen, so eilten die

Türken, dieser zu begegnen. Sie berannten erst diese Schanze; dann setzten sie selbst auf das serbische Ufer über. Statt einen Erfolg seines Angriffs zu sehen, mußte Jacob darauf denken, sich zu vertheidigen und Losnitza zu decken.

Georg säumte nicht, ihm hierbei zu Hülfe zu kommen. Er sendete ihm von Uschize einen Theil seiner Leute, wohlberittenes, gut gekleidetes Volk, unter einem tapferen Anführer Miloje, der denn nicht verhehlte, daß er sich aus den Türken wenig mache, daß er sie schaarenweise gefangenzunehmen gedenke. Es fehlte jedoch viel, daß es ihm so gut gelungen wäre; die slawischen wie die albanesischen Muhammedaner sind außerordentlich tapfere Leute. Gleich von seiner ersten Unternehmung kam Miloje ohne Kopfbedeckung, nur durch seinen schnellen Araber gerettet zurück und erntete Spott statt Ruhmes. Während des übrigen Sommers schlug man bald auf freiem Felde, bald an der Schanze, welche die Türken aufgeworfen, ganze Tage lang, ohne Erfolg oder Entscheidung. Gegen den Herbst gingen die Türken über die Drina zurück.

Indessen hatte Milenko seine Augen auf die Kraina geworfen, wo bei der allgemeinen Entzweiung der alte Friede auch nicht mehr ausgehalten, die Karapandschitsch geflüchtet waren. Aber auch er fand vielen Widerstand an Molla-Pascha, dem Nachfolger Paßwan Oglu's, und selbst mit Kara Georgs und einiger russischen Hülfe, die, von Isaiew geführt, hier zuerst erschien, konnte er nichts Entscheidendes ausrichten; er mußte sich begnügen, das Gebirge Mirotsch zwischen Poretsch und der Kraina besetzt zu halten.

Bedeutende Fortschritte machte dagegen in jenen Gegenden ein Anderer, dem man es nicht zugetraut hätte, der Heiducke Weliko. Er bat nur um eine Fahne und eine offene Erlaubniß, Freiwillige zu sammeln: nichts weiter werde er brauchen, um seine Heimath Zrnareka zu erobern. Man wußte schon, er werde sich nicht halten lassen, und gab ihm, was er forderte. Gar bald machte er, daß man von ihm hörte. So gering auch die Mannschaft war, die er Anfangs zusammenbrachte, wagte er doch, einen Beg in Podgoraz zu belagern; indem er viele mit Stroh angefüllte Fässer hoch aufeinander thürmte und sie anzündete, dergestalt, daß das Feuer in die Burg schlug, zwang er ihn, sich zu ergeben. Ihn selbst ließ er nach Widdin geleiten; aber Kleider und Pferd tauschte er erst mit ihm und nahm das Geld, welches er bei ihm fand. Dann versammelte er seine Mannschaften; obwohl selbst nur ein untergeordneter Anführer, ernannte er Fahnenträger, Buljukbaschen, ja

einen Bimbascha. Einen Theil der Beute vertheilte er, einen anderen schickte er nach Belgrad, und da er denn, statt wie Andere Geld zu fordern, sogar dessen sendete, so ließ man ihm hier seine Anmaßung durchgehen. Schon genug, wenn es ihm gelang, sich zu behaupten. Auch als die Türken mit einer ohne Vergleich überlegenen Macht von Widdin gegen ihn ausrückten, wäre er um keinen Preis gewichen. Er wußte sich ihrer durch einen kühnen Streich zu erwehren. In der Nacht schlich er sich mit seinen Momken bis in die Mitte ihres Lagers. Indem er hier auf türkisch schrie: Weliko sei da und siege, griff er zugleich die Erwachenden, Erschrockenen an und jagte sie alle auseinander. Diese Thaten hielt er für eine genügende Begründung einer rechtmäßigen Herrschaft; er schaltete seitdem als Gospodar in Zrnareka.

Und so war, wenn auch nicht alles und jedes, wozu man schritt, gleich guten Fortgang hatte, das große Unternehmen doch in der Hauptsache über alles Erwarten glücklich gelungen.

Die Türken waren aus dem Paschalik Belgrad verjagt; die frei gewordene und bewaffnete Rajah hatte das Land und die Festungen inne; schon hatte sie auch jenseit jener Grenzen Jadar und Radjewina, das Gebirge Mirotsch und Zrnareka eingenommen.

Zugleich war hiedurch das alte Verhältniß der Unterthänigkeit, in dem man sie seit Jahrhunderten kannte, factisch aufgelöst. Es ist bezeichnend, daß eben in den Tagen jenes Blutbades von Belgrad die Teskeren des Haradsch anlangten, dessen Zahlung der Großherr noch einmal erwartete; Peter Jtschko brachte sie statt der Bestätigung seines Vertrages von Constantinopel mit. Indessen waren auch die Serben so weit gekommen, daß sie meinten, niemals wieder Haradsch zahlen zu müssen.

Die natürliche Tendenz der christlichen Populationen, sich von den Osmanen zu befreien, stellte sich in ihnen plötzlich siegreich und gewaltig auf.

Betrachten wir, wie sie, nachdem sie die türkische Regierung gestürzt, sich nun untereinander einrichteten

Zehntes Capitel.

Einrichtung einer serbischen Regierung.

Von einer Erhebung gegen Empörer und Usurpatoren waren die Serben zu eigenen Anforderungen an die höchste Gewalt, von diesen aber, da sie wider das herkömmliche Verhältniß muhammedanischer und christlicher Bevölkerung liefen und nicht befriedigt, sondern bestraft werden sollten, zu bewaffnetem Widerstande gegen den Oberherrn, zu gewaltsamer Verjagung der Türken fortgeschritten. Sie waren nunmehr wieder für sich und hatten ihr Land in eigenen Händen.

Da hätte man glauben sollen, daß sich aus jener friedlichen Verfassung der Dörfer unter ihrem Seoski Knes, der Kneschinen unter dem Oberknes, auf natürlichem Wege eine ähnliche für Bezirke und Land hervorbilden würde, eine Regierung der Aeltesten, der Vorsteher und Richter, wie sie vielleicht in den frühesten Zeiten der Nation bei ihrer Einwanderung stattgehabt hat.

Dies würde möglich gewesen sein, wenn die Regierung der Türken auf einmal, vielleicht durch irgend eine europäische Macht, die dann dem Lande seine Freiheit gelassen hätte, wäre vertilgt worden, nicht aber so, wie die Dinge gegangen waren.

Indem man in stürmischer Bewegung die Waffen ergriffen, unter der Anführung kühner und kriegsgewaltiger Oberhäupter, die dann wirklich den Sieg davongetragen, war diesen auch die Gewalt zugefallen, und man war aus einer friedlichen Verfassung in eine kriegerische gerathen.

Wir berührten, wie in den Dörfern alles kriegerisch geworden war, die Leute sich selber ausrüsteten und beköstigten und dergestalt als freie Männer, die ihre eigene Sache verfochten, im Felde erschienen.

Aber sie gingen nicht unter ihren Knesen zu Felde, noch wählten sie ihre Anführer, sondern diese, größere und kleinere Buljukbaschen wurden ihnen von den Woiwoden, die sich allenthalben erhoben hatten, gesetzt.

Die mächtigeren Kriegshäupter, die sich Woiwoden nannten, waren aber nicht allein Befehlshaber der Bezirke, sondern sie hatten auch ein eigenthümliches Gefolge, die Momken, die einzige Mannschaft zu Pferde, die es im Lande gab. Die Momken waren ansässige Leute, Kinder aus guten Familien, die bei dem Herrn aßen, von ihm mit Pferden und schönen Kleidern versorgt, zwar nicht besoldet, aber wohlbeschenkt wurden und seine Beute theilten, ihm dafür in Leben und Tod verpflichtet, stets seine Begleitung ausmachten. Sie dienten ihm ebenso gut gegen andere Feinde als gegen die Türken. Mancher hatte ihrer funfzig.

Man kann leicht erachten, daß diese Umgebung den Woiwoden das Ansehen mehr von Herren als von Vorstehern gab. Neben ihnen hatte kein Knes etwas zu bedeuten. Einige maßten sich die Grenzzölle in ihrem Gebiete eigenmächtig an; andere nahmen die unbeweglichen Güter, die den Türken gehört hatten, für sich ein; wenn sie die Poresa, die noch zuweilen erhoben ward, austheilten, schlugen sie etwas zu eigenen Gunsten darauf; sie forderten die Zehnten ein und zwangen die Bauern selbst zur Frohne. Wie sehr ihre Würde schon fast als ein persönlicher Besitz betrachtet wurde, ergiebt sich daraus, daß man bei einem Todesfalle den Sohn oder selbst einen unfähigen Bruder dem Verstorbenen nachfolgen ließ.

Doch auch diese Woiwoden waren nicht unabhängig. Wenn irgend ein bürgerlicher Zustand zerreißt und ein neuer sich gründet, so wird sich die Macht immer unmittelbar an die Thaten knüpfen. Der eigentlich Gewaltigen waren nur wenige, nur so viele, als seit dem Anfange der Empörung als Oberhäupter aufgetreten, dem Volke siegreich vorangegangen waren.

Jacob Nenadowitsch hatte den Bezirk Waljewo in Aufruhr gebracht und Schabaz erobert, Luka Lasarewitsch, welcher daselbst Woiwode wurde, machte sich nur langsam und sehr allmählich von ihm los. Als Jacob Uschize zum ersten Male einnahm, ernannte er sofort einen Woiwoden daselbst; in dem Jahre 1807 besetzte er ohne Widerstand die beiden bosnischen Bezirke Jadar und Radjewina und betrachtete sich nun hier wie in jenen anderen Landschaften als Herrn.

Milenko und Peter Dobrinjaz hatten miteinander, der letzte

jedoch anfangs in untergeordnetem Verhältniß, Poscharewaz empört. Von da aus hatte jener die Insel Poretsch und deren Bezirk, Peter aber einen Landstrich um Parakyn her erobert. Ressawa war vornehmlich mit ihnen verbündet. Jenseit der Morawa übten sie ein unabhängiges Ansehen aus; sie wurden als Gospodare begrüßt, wie Jacob Nenadowitsch.

In der Schumadia war Kara Georg ein solches Oberhaupt. Seit Katitsch und Tscharapitsch, die seine Macht ursprünglich theilten, gefallen waren, wurde er in Grozka und Belgrad so gut wie in Kragujewaz gefürchtet. Poschega war durch ihn erobert. Nur Milan zu Rudnik und Wuiza, des getödteten Gjuscha Bruder und Nachfolger zu Smederewo, konnten auf ein unabhängiges Ansehen neben ihm Anspruch machen.

Mußte es nicht scheinen, als werde sich alles in Gospodarschaften, gleichsam Capitänschaften von Klephten, auflösen und dadurch Auseinanderstreben der persönlichen Interessen veranlaßt, der Grund zu baldigem Zerfall gelegt werden?

Man kann es als ein Glück bezeichnen, daß die Autorität Kara Georgs nicht allein, da sie sich auf den größten Landestheil, auf die Schumadia, gründete, schon an sich ein gewisses Uebergewicht hatte, sondern sich nach und nach über das ganze Land ausbreitete, und zwar auf dieselbe Weise, wie hier überhaupt die Macht begründet wurde.

Wenn in früheren Zeiten Kara Georg offenen Widerspruch fand, so daß Jacob Nenadowitsch einst im Lager vor Belgrad wider ihn trommeln ließ und ihm unumwunden erklärte, an der Kolubara höre seine feldherrliche Macht auf, so wurde das nach und nach anders. Die Ereignisse von 1806 gaben dem Oberanführer ein entschiedenes Uebergewicht. Als er Potzerina wieder einnahm, ernannte er auch einen Woiwoden daselbst, weit jenseit der Kolubara; er erschien darauf hülfreich über der Morawa und gewann auch dort Einfluß; die Eroberung von Belgrad verschaffte ihm ein allgemeines Ansehen. Seine Freunde führten da die Regierung, und alle die besoldeten Truppen, Bekjaren, die man in Belgrad hielt — größtentheils Krdschalien, die von Guschanz übergegangen waren —, konnten als unmittelbar ihm unterworfen angesehen werden. Auch über das Geschütz, welches man sich entweder durch Kauf oder die unerwartete Geschicklichkeit eines gewissen Milosaw Petrowitsch[1]) ver-

1) Immer merkwürdig ist dieser Milosaw: Die Geschichte der Erfindungen beginnt zuweilen in einzelnen Menschen von Neuem. Milosaw war ein

schafft hatte — das in den Festungen vorgefundene, mußte erst brauchbar gemacht werden —, verfügte Kara Georg. Ihn umgaben die meisten Momken; er hatte den größten Kriegsruhm. Obwohl die Anderen noch immer mehr neben als unter ihm standen, war er doch im Jahr 1807 ihnen allen überlegen.

Auch gab es für die wichtigsten Sachen eine allgemeine Versammlung. Alle Jahre, gegen Neujahr, kamen sämmtliche Woiwoden mit ihren Gefolgen zu einem Landtage, genannt Skupschtina,[1]) zusammen. Hier beschloß man nicht allein, was in dem nächsten Frühjahr zu unternehmen sein werde, sondern ein Jeder wies nach, wie viel er auf Munition, Kundschafter, Pflege der Verwundeten aufgewendet hatte, und legte seine Rechnungen vor; hier bestimmte man die neue Poresa. Waren Klagen über Jemanden eingelaufen, so untersuchte man sie hier, und mehr als ein Mal hat man einen Woiwoden eingesperrt. Die nothwendigsten Geschäfte, wie des Krieges, so der Finanzen und des Gerichtes, wurden unmittelbar von der Skupschtina abgethan.

Eine Einrichtung, die, wenn wir so entlegene und in ihrer Bedeutung so verschiedene Dinge mit einander vergleichen dürfen, an das Maifeld der fränkischen Hausmeier erinnert, wo ebenfalls die Anführer des Heeres an der Spitze ihrer Mannen zusammenkamen, um über Krieg und Staat Beschluß zu fassen.

Einigermaßen war hiedurch das Gemeinwesen der Kriegsanführer geordnet. An Meinungsverschiedenheiten zwischen den Mächtigsten, dem Oberanführer und den übrigen Gospodaren, fehlte es natürlich nicht; das Verhältniß der Macht, welches in der Skupschtina recht eigentlich zur Anschauung kam, gab bei den Berathungen den Ausschlag.

Schuhmacherlehrling im Banat, als er einem Uhrmacher, in dessen Hause er zufällig wohnte, seine Kunstgriffe so gut absah, daß er in einen anderen Ort ging und als Uhrmacher zu leben begann. Er begab sich von hier nach Serbien und erbot sich, Kanonen zu gießen, wenn man ihm das Metall schmelze. Anfangs schien es ihm nicht glücken zu wollen. Beim ersten Versuche stockte die noch nicht genug geschmolzene Masse; beim zweiten floß sie zwar, doch reichte sie nicht zu; und schon war Milosaw in Gefahr, als Betrüger mit dem Leben zu büßen; jedoch der dritte gerieth ihm gut. Seitdem hatte er in einer Abtheilung seiner Wohnung die Grube zum Guß, in der anderen Holz und Werkzeuge zu den Rädern, in der dritten ungeheuere Ambosse, auf denen er die Instrumente selbst machte: er verfertigte Alles vom Größten bis zum Kleinsten; aber überdies hatte er in seinem Schlafzimmer stets eine Menge Uhren: dies Handwerk konnte er nicht unterlassen.

1) Das Wort kommt von skupiti, versammeln.

Aber eine Regierung konnte das noch nicht heißen. Die Woiwoden hatten weder Lust, noch wären sie im Stande gewesen, die täglich vorkommenden Händel zu erledigen. Den größten Theil des Jahres waren sie im Felde gegen den Feind beschäftigt.

Und hatten nicht auch — denn unmöglich konnte der Krieg sein eigener Zweck sein — die friedlichen Genossenschaften in Dörfern, Kneschinen und Nahien, auf denen Alles beruhte, ein Recht, an den öffentlichen Angelegenheiten Theil zu nehmen?

Nun, wir brauchen nicht zu beweisen, daß es eine regelmäßige, wohlgeordnete Regierung geben mußte. Auch war darauf bald im Anfang Bedacht genommen worden. Als die Deputirten, welche nach Petersburg gingen, durch Charkow kamen, fanden sie dort einen theilweisen Landsmann der ungarischen Serben, Philippowitsch, Doctor der Rechte. Des Klima's ungewohnt, ohnehin kränklich, wünschte derselbe, nach den Ufern der Donau zurückzukehren, und schloß sich an die Abgeordneten an. Dieser war es, der die Serben zuerst auf die Nothwendigkeit einer stehenden Behörde für Gericht und Verwaltung aufmerksam machte und dafür besonders Jacob Nenadowitsch, nicht ohne Hülfe des Prota, gewann.[1] Auch Kara Georg, der in seinem östreichischen Dienste eine gewisse Neigung zu Regel und Ordnung eingesogen, ward dafür gestimmt. Auf einer Skupschtina zu Borak ging der Beschluß durch, eine Einrichtung wie die vorgeschlagene zu treffen.

Hierauf, schon gegen das Ende des Jahres 1805, Anfangs in Blagowjeschtenije, dann in Bogowadja (beides Klöstern), trat eine Friedensbehörde des serbischen Landes zusammen, genannt Synod oder Sowiet (Rath, Senat). Nach der Eroberung von Smederewo ward sie dorthin, als aber auch Belgrad eingenommen war, in diese Hauptstadt des serbischen Landes verlegt.

Der Senat bestand aus zwölf Mitgliedern, nach der Zahl der Bezirke. Die Idee blieb, daß ein jedes Mitglied in dem Bezirke gewählt, denselben repräsentiren oder vielmehr ihm besonders angehören sollte. Der Sowietnik bezog eine kleine Besoldung aus der allgemeinen Casse, die aber durch Naturallieferungen

1) Nach einer Erzählung, die von Nenadowitsch stammt, ist der Gedanke von dem russischen Minister Czartoriski an die Hand gegeben, weil sich Rußland nicht mit Privatpersonen, wohl aber mit einer Nationalbehörde verbinden könne (Kallay S. 484). Dabei würde dann das Bedürfniß für die inneren Angelegenheiten in den Hintergrund treten. Nach der ursprünglichen Ueberlieferung waren diese die Hauptsache.

ergänzt werden mußte, wenn er davon leben sollte, und diese leistete ihm der Bezirk auf sehr patriarchalische Weise: der Sowietnik empfing nur dann Wein, wenn seine Nahia solchen hervorbrachte; dagegen versäumte keine, ihrem Repräsentanten zu Weihnacht ein paar Kühe zum Einschlachten zu schicken; das Haus, worin er wohnte, ward als Eigenthum des Bezirkes betrachtet, und jeder Einwohner desselben hatte das Recht, daselbst zu wohnen, wenn er zur Stadt kam. Dafür war dann das Senatsmitglied auch verpflichtet, die Geschäfte seines Bezirkes sich besonders angelegen sein zu lassen, soweit sein vornehmster Beruf, sich den allgemeinen Angelegenheiten des Landes zu widmen, es gestattete.

Der Mann, der den ersten Gedanken des Senates gegeben, Philippowitsch, übernahm auch zuerst als Secretär die Leitung desselben; er hat dies ganz angemessen gethan und ein reines Andenken zurückgelassen.

Der Senat faßte unter ihm manchen wichtigen Beschluß. Er ordnete den Verkauf der unbeweglichen Güter an, welche die Türken in den Städten besessen hatten; er suchte den Zehnten für die Erhaltung der Truppen abzusondern. Wir haben ein Schreiben, worin er Peter Dobrinjaz ernstlich bedeutet, von der Poscharewazer Ueberfuhre abzustehen: der Senat werde sie mit einem eigenen Beamten besetzen; Peter sei Woiwode und möge sich begnügen, seine Leute anzuführen, von diesen Dingen aber seine Hand zurückziehen. Auch andere finanzielle Anordnungen traf er: er bestimmte die Steuern und setzte die Taxen für die kirchlichen Handlungen fest. Von allem, was er unternahm, wohl das Wichtigste sind seine Einrichtungen in Hinsicht der Schulen und der Gerechtigkeitspflege.

Die einzigen Schulen im Lande, mehr Vorbereitungen zum geistlichen Amte, in denen man ein nothdürftiges Lesen lehrte, als eigentliche Schulen, waren vorher bei den Klöstern und Popen gewesen. Die Schüler, Djaks, waren wie die Knaben, welche ein Handwerk erlernen, ihrem Meister zu jeder Dienstleistung verpflichtet und mehr mit dem Hüten des Viehes und bei der Arbeit des Ackers als mit Studien beschäftigt. Jetzt errichtete man nicht allein in jeder Bezirksstadt eine kleine Schule, um einige Elementarkenntnisse mitzutheilen, sondern auch auf Antrieb des Jugowitsch in Belgrad eine große Schule (Welika Schkola) mit drei Lehrern, in welcher historische und mathematische Wissenschaften, auch ein wenig Gesetzkunde getrieben wurden. Jugowitsch, früher Professor zu Carlowiz, lehrte selbst dort eine Zeit lang; wie er, waren auch seine Gehülfen

österreichische Serben. Bei allen Unvollkommenheiten hat diese Schule[1]) doch einen merklichen Einfluß auf spätere Jahre gehabt.

Für den Augenblick noch wichtiger war die Einsetzung richterlicher Behörden. Den Kmeten des Dorfes verblieb ein kleiner Gerichtskreis; in jeder Bezirksstadt, wo früher der Kadi gewohnt hatte, ward ein Magistrat von einem Vorsteher, einem Beisitzer und einem Schreiber eingeführt. Sowie der Senat den letzten mit den nöthigen Instructionen sendete, behielt er sich die Appellationen vor.

Bemerken wir, wie hiedurch in dem von den Türken befreiten Lande unverzüglich Anfänge der Cultur gepflanzt wurden, zunächst nach dem Muster des benachbarten Oestreichs, aber durch nationalen Antrieb, in eigenthümlichen Formen. Der Senat, der ihre Pflege übernahm, diente zugleich der Einheit der Gewalt. Er schien das Land zu repräsentiren, wie jeder Senator seine Nahia.

Und war hiedurch nicht auch zugleich der Eigenmacht der Kriegsanführer ein Gegengewicht gegeben?

Es hätte so scheinen können; doch war es nicht so. Schon der Ursprung dieser Senatoren machte es fast unmöglich. Zwar lag es im Entwurf, daß jeder Sowietnik nach freier Wahl von seinem Bezirke gesendet würde; allein wie hätte man irgendwo den Vorschlag des Gospodars abzulehnen gewagt? Von dem Gospodar hing die Wahl und, da es auf ihn ankam, wie viel er einem Freunde von dem Ertrage des Bezirkes zukommen lassen wollte, auch die bequeme Existenz des Sowietniks ab. Konnte nun ein solcher gegen den Vortheil seines Wählers und Beschützers sein? Sollte etwa Jacob Nenadowitsch von seinem Neffen Prota, der eine Zeit lang Präsident im Senate war, angegriffen werden? In den Geschäften selbst liegt allerdings ein gewisser Anspruch auf allgemeinere Wirksamkeit; schon das Dasein einer centralen Behörde giebt ihr Rechte; doch fehlte viel, daß diese immer Anerkennung gefunden hätten. Trotz der Beschlüsse des Senates behaupteten sich einige Woiwoden in dem Besitze der Grenzzölle oder türkischer Güter; er vermochte die Magistrate nicht unabhängig von den Kriegsanführern zu machen. Es ist in diesen ein Selbstgefühl, wie gelungene Kriegsthaten leicht verleihen: von friedlichen Menschen wollen sich die Woiwoden nicht befehlen lassen. Man weiß wohl, wie Kara Georg gleich im Anfang, als man einige Verordnungen gemacht hatte, die ihm miß=

1) Schüler derselben waren Protitsch, Maxim Rankowitsch (Senator), Lasar Arsenowitsch, Boschko Thadditsch.

fielen, hinausging, seine Momken versammelte und sie mit den Flinten wider die Fenster des Sitzungssaales anlegen ließ. Leicht sei es, rief er aus, in geheizten Zimmern Gesetze geben; wer aber werde vorausgehen, wenn das türkische Heer wieder erscheine?

Nur dann erkannten die Kriegsleute den Senat mit Freuden an, wenn sie etwa selber Förderung von ihm erwarteten. Weliko empfing vom Sowiet die Fahne, mit der er Zrnareka eroberte.

Aber auch noch ein anderer Uebelstand entsprang aus der Art, wie der Senat zusammengesetzt worden.

Die Gospodare hatten gehofft, er solle ihnen zur Beschränkung des Oberanführers dienen, Kara Georg dagegen, er solle ihm die Nebenbuhler beherrschen helfen; da die Sowietniks in diesem Sinne gewählt worden, mußte der Hader, der die Herren theilte, nothwendig auch im Senate erscheinen. Wenden wir unseren Blick noch auf die Irrungen, die hieraus entstanden.

Von den Senatoren hielten sich besonders Iwan Jugowitsch, nach dem allzufrühen Tode des Philippowitsch dessen Nachfolger im Secretariat, in Geschicklichkeit und Kenntniß vielleicht ihm gleich, aber nicht in tadelloser Haltung, und Mladen Milowanowitsch, Abgeordneter für Kragujewaz, zu Kara Georg. Mladen war durch Landsmannschaft, ähnliche Schicksale — denn auch er hatte im östreichischen Kriege gedient und war darauf Heiducke gewesen — und durch das nämliche Gewerbe mit dem Oberanführer verbunden; zuletzt hatte er auch seinen Neffen mit dessen Tochter verheirathet. Zuweilen ward ihm die Anführung mehrerer kleinen Woiwoden anvertraut; doch war der Krieg nicht eigentlich seine Sache. Er war sehr groß, stark und etwas unbeweglich; man fand seine Anwesenheit im Felde nicht heilbringend. Im Rathe aber war er an seiner Stelle. Er wußte seine Meinung immer mit einer so überzeugenden Beredtsamkeit vorzutragen, daß man ihm nicht zu widersprechen wagte. Im Jahre 1807 hatte er die Geschäfte ganz in seinen Händen: man sagte, Mladen allein sei der Senat; doch bediente er sich dieser Macht keinesweges immer ohne Tadel.

Auf das engste war er mit Miloje, einem anderen alten Genossen im Gewerbe, verbunden; und diese beiden, die in Einem Hause wohnten, beherrschten durch die Hülfe der Bekjaren und Momken Belgrad. Wie ihnen gleich bei der Plünderung der beste Theil der Beute zugefallen, so fuhren sie fort, sich der brauchbarsten Häuser und Gewölbe in der Stadt, der einträglichsten Magazine, Grundstücke auf dem Lande zu bemächtigen. Indem sie die Mauth

von Belgrad und Ostruschnitza immerwährend behaupteten, brachten sie den größten Theil des auswärtigen Verkehrs in ihre Hände. Es ist wahr, sie pachteten die Mauth, sie kauften jene Häuser und Grundstücke, doch um einen Preis, der ihnen selber gefiel, und um wenig geringer ward ihre Gewaltthat. Oft nöthigten sie die Bauern zu Frohndiensten. Ohne ihre Theilnahme hätte Niemand leicht einen wichtigen Handel angefangen.

Ein Verfahren, welches daran erinnert, daß das Land noch vor kurzem unter einer sehr gewaltsamen Herrschaft gestanden, die man beinahe nachahmen zu wollen schien. Es war recht gut, daß es eine Partei gab, die fast ein persönliches Interesse hatte, sich dagegenzusetzen.

Abram Lukitsch, aus dem Bezirke Rudnik und Poschega, ein Freund Milans, Iwan Protitsch, aus der Nahia Milenko's, Poscharewaz, zeigten sich vornehmlich eifrig dabei und setzten endlich den Beschluß durch, Mladen müsse sich aus Belgrad entfernen. Alle Sowietniks bekräftigten dies mit ihrer Unterschrift oder ihrem Siegel; Kara Georg gab es zu. Mladen ward beauftragt, die Bekjaren nach Deligrad zu führen, und machte sich auf den Weg. Den Räthen war außerdem Jugowitsch verhaßt; auch dieser mußte vor ihnen weichen.

Bald aber meinte Kara Georg, und zwar um noch dringenderer Verhältnisse willen, Grund zu haben, auch den anderen nicht völlig freie Hand zu lassen.

In Folge der mit Rußland eingegangenen Verbindungen war der russische Staatsrath Rodofinikin auf den Wunsch serbischer Abgeordneten in Belgrad erschienen. Von Anfang an hatte das Kara Georg nicht gebilligt: er wendete ein, daß Rodofinikin ein Grieche sei; aber immer sind die Griechen den Serben verdächtig, ja verhaßt gewesen, und man stand eben damals mit dem Metropoliten Leonti, auch einem Griechen, in gespanntem Verhältniß. Seine Einwendung kam jedoch zu spät: schon waren die Deputirten mit dem Staatsrath auf der Reise.

Als nun Rodofinikin, der hievon schwerlich etwas ahnte, nach seiner Ankunft nicht allein mit Leonti in freundschaftliche Verbindung trat, sondern an den Serben gar Manches tadelte, das Momkenwesen, die gewaltsame Macht der Woiwoden, die er einzuschränken und zu besolden rieth, erhob sich in Vielen Widerwille und Verdacht gegen ihn. Kara Georg meinte nicht anders als, er sei mit seinen Nebenbuhlern verbündet; Mladen und Jugowitsch stellten

ihm vor, man greife sie nur an, um ihn zu stürzen, und darin seien Rodofinikin und Leonti mit den einheimischen Gegnern einverstanden. Die Absicht der beiden Griechen gehe jedoch noch weiter: sie seien Willens, Serbien einer griechischen Regierung zu unterwerfen, wie in der Moldau und Walachei bestehe, und hiezu von den Fanarioten gewonnen. Jugowitsch wußte hierüber viel zu erzählen. Von zwei aus Constantinopel, angeblich um Friedensanträge zu machen, angekommenen Abgeordneten, denen man zurückzukehren geboten habe, sei dennoch einer, des Namens Nicolaus, in Belgrad geblieben und in Leonti's Dienste getreten; in dessen Gesellschaft habe sich der Metropolit, sogar mitten im Winter, selbst aufgemacht, unter dem Schein, als wolle er seine Dimnitza erheben, aber in der That, um die Menge wider ihre Oberhäupter aufzuwiegeln; er habe dem Volke vorgestellt, „warum es sich für diese schlage, für Leute, deren Absicht es sei, reich zu werden und alsdann mit ihrem Reichthum zu fliehen, die Bauern aber den Türken preiszugeben? besser wäre es, sich zu unterwerfen." Man dürfe nicht glauben, fügte Jugowitsch hinzu, daß Rodofinikin nicht im Einverständniß sei; warum hätte er sonst, als neue Abgeordnete von Constantinopel in der Kraina erschienen, sich selbst den Auftrag verschafft, mit denselben zu unterhandeln? Er habe sich mit Leonti und Nicolaus zu ihnen begeben; da sei aber keine Unterhandlung gepflogen worden: geheime Absichten habe man paarweise zusammenstehend verabredet.

Kara Georg sah es hierauf fast als eine Pflicht der Vaterlandsliebe an — denn was hätte dem Lande Widerwärtigeres begegnen können, als unter die räuberische Herrschaft der Fanarioten zu gerathen —, seine eigene Gewalt zu behaupten. Jenen Nicolaus ließ er auf der Stelle entfernen, und auch Leonti empfand seinen Unwillen. Hauptsächlich sorgte er dafür, um einen Einfluß so gefährlicher Art nicht in dem Senat Herr werden zu lassen, daß seine beiden Freunde ihre Sitze darin wieder einnahmen. Und Niemand wagte, sich ihm zu widersetzen. Mladen besuchte zwar die Sitzungen nur dann und wann; doch hatte er mehr Einfluß und war gefürchteter als jemals.

So mancherlei Gegensätze, der friedlichen Verwaltung und der Kriegshäupter, der Gospodare und des Oberanführers, Irrungen über innere und äußere Verhältnisse, bewegten dies in den Anfängen seiner Bildung begriffene Staatswesen. Indessen vermochten sie die Einheit desselben nicht zu zersetzen. Diese erhielt sich durch die allerdings noch sehr gemäßigte Autorität des Oberanführers, die

sich aber bereits über alle Landestheile erstreckte, in der Skupschtina die Oberhand hatte, im Senate die Entscheidung hervorbrachte. Waffenglück und Sieg hatten sie gegründet; nicht ohne Gewandtheit und natürliche Gabe konnte sie aufrechterhalten werden. Kara Georg wird nicht allein als Vorkämpfer gegen die Türken, sondern auch als der Begründer einer umfassenden nationalen Gewalt im Lande unvergeßlich sein. Er ward mit Recht als das Haupt der Nation angesehen. Er ist wohl werth, daß wir einen Augenblick bei seiner Person verweilen.

Georg Petrowitsch, Kara oder Zrni, der schwarze, genannt, war zwischen 1760 und 1770 in dem Bezirk Kragujewaz, in dem Dorfe Wischewzi einem Bauern, Namens Petroni, geboren worden und noch in früher Jugend mit seinen Eltern höher ins Gebirge nach Topola hinaufgezogen. Gleich an der ersten Bewegung des Landes, die sich, in Erwartung eines Einfalles der Oestreicher, im Jahre 1787 erhob, nahm er einen Antheil, der für sein ganzes Leben entscheidend wurde. Er sah sich genöthigt, zu fliehen, und da er seinen Vater[1]) nicht unter den Türken zurücklassen wollte, nahm er auch sein ganzes bewegliches Eigenthum und sein Vieh mit; so ging er der Sawe zu. Je näher sie aber diesem Flusse kamen, desto banger wurde dem Vater, (der von Anfang an sich lieber ergeben hätte, wie so viele Andere), und oft rieth er zur Rückkehr, noch einmal und am dringendsten, als sie schon die Sawe vor sich sahen: „wir wollen uns demüthigen", sagte er, „und wir werden Verzeihung erhalten; gehe nicht nach Deutschland, mein Sohn; so wahr dir mein Brod gedeihen möge, gehe nicht!" Georg blieb unerbittlich; auch der Vater war endlich fest entschlossen. Er sprach: „gehe denn allein hinüber; ich bleibe in diesem Lande." „Wie", antwortete Kara Georg, „soll ich erleben, daß dich die Türken langsam zu Tode martern? Besser ist es, ich bringe dich auf der Stelle um." Er griff zur Pistole, schoß den Vater nieder und ließ dem noch Zuckenden durch einen Gefährten den Todesstoß geben. Im nächsten Dorfe sagte er zu den Leuten: „begrabt mir den Alten da draußen; trinkt ihm auch für seine Seele ein Todtenmahl." Dazu schenkte er ihnen das Vieh, welches er mit sich führte, und ging über die Sawe.

1) Man hat gesagt, es sei der Stiefvater gewesen; wir sind durch einen der genauesten Bekannten Kara Georgs von der Wahrheit unterrichtet. Auch ist jene Erfindung keine Milderung: mindere Liebe würde die nächstfolgende That grausamer erscheinen lassen.

Diese That, mit der er den Beginn seiner männlichen Jahre bezeichnete, warf ihn aus dem Gange des gewöhnlichen Lebens hinaus. Mit dem Freicorps kam er als Feldwebel zurück; doch da er sich bei einer Austheilung von Ehrenmünzen ungerechterweise übergangen glaubte, begab er sich als Heiducke in die Gebirge. Er versöhnte sich darauf mit seinem Obersten Mihaljewitsch, ging nach dem Frieden mit nach Oestreich und wurde Waldhüter im Kloster Kruschedol. Auf immer aber gefiel es ihm auch in Oestreich nicht; da er unter Hadschi-Mustafa in Serbien nichts zu fürchten brauchte, kehrte er dahin zurück und nahm sich seitdem in seinem Gewerbe (dem Schweinehandel) auf. Die Gewaltthaten der Dahi rissen ihn in die Bewegungen fort, in denen ihm eine so bedeutende Rolle zufiel.

Er war ein sehr ungewöhnlicher Mensch. Er saß wohl Tage lang, ohne ein Wort zu reden, und kaute so hin an seinen Nägeln. Zuweilen, wenn man ihn sprechen wollte, drehte er den Kopf um und antwortete nichts.

Wenn er Wein trank, so ward er gesprächig. War er erst heiter, so führte er wohl einen Kolotanz an.

Auf Pracht und Glanz gab er nichts; in seinem größten Glücke sah man ihn immer in seinen alten blauen Beinkleidern, in seinem abgetragenen kurzen Pelze, in seiner wohlbekannten schwarzen Mütze. Auch seine Tochter sah man, während ihr Vater fürstliche Gewalt ausübte, ihre Wasserkessel tragen wie andere Mädchen im Dorfe. Und dennoch, sonderbar, war er nicht unempfänglich für den Reiz des Goldes.

In Topola hätte man ihn für einen Bauern gehalten. Er rodete mit seinen Momken ein Stück Waldes aus oder leitete Wasser nach einer Mühle; dann fischten sie mit einander im Bache Jasenitza. Er pflügte und ackerte; seinen russischen Orden hat er verdorben, als er einen Reif um ein Gefäß schlug. In der Schlacht erst ward er zum Kriegsmann. Wenn ihn die Serben in der Mitte seiner Momken daherkommen sahen — er war leicht zu erkennen, ein Mensch von größter Statur, mager und breitschulterig, durch eine große Narbe im Gesicht gezeichnet, mit tiefliegenden, kleinen, blitzenden Augen —, so faßten sie Muth. Er sprang vom Pferde; denn er stritt am liebsten zu Fuß. Obwohl ihm die rechte Hand von einer Wunde, die er einst als Heiducke bekommen, krumm geblieben war, wußte er doch sein Gewehr trefflich zu handhaben. Wo er erschien, geriethen die Türken in Furcht; man glaubte nicht anders, als daß der Sieg mit ihm sei.

In friedlichen Angelegenheiten zeigte er, wie berührt, eine gewisse Neigung zu regelmäßigem Geschäftsgang und, obwohl er nicht schreiben konnte, zu den Kanzleien; er ließ den Sachen gern und lange ihren Lauf; wenn sie ihm aber einmal sehr nahe kamen, so war selbst seine Gerechtigkeit gewaltsam und entsetzlich. Auf seinen Namen trauend, nahm sich sein einziger Bruder nicht wenig heraus, und lange sah er ihm zu; als derselbe aber endlich einem Mädchen Gewalt anthat und die Verwandten laut klagten, eben um solcher Dinge willen sei man gegen die Türken aufgestanden, ward er so entrüstet, daß er diesen einzigen Bruder, den er liebte, für seine Uebelthat an der Thüre des Hauses aufknüpfen ließ. Er verbot der Mutter, darüber zu weinen.

So war er wohl übrigens gutmüthig; doch glaubte er leicht, was ihm Einer vom Anderen Nachtheiliges sagte, hatte er sich gleich kurz vorher vom Gegentheil überzeugt gehalten; und war er einmal gereizt, gerieth er in Zorn, so war er nicht mehr zu bändigen. Er nahm sich nicht die Zeit, seinen Momken zu sagen: „schlagt ihn todt;" er selbst erschlug seinen Gegner und schonte Niemanden. Den Knes Theodosi, dem er seine Würde verdankte, hat er dessenungeachtet getödtet. War es vorüber, so weinte er wohl und sprach: „Gott strafe den, wer am Streite Schuld war!" Doch war er nicht rachgierig. Hatte er einmal verziehen, so dachte er nie wieder an die empfangenen Beleidigungen.

So war Kara Georg, eine Natur von ungemeiner Kraft, ihrer selbst kaum bewußt, hinbrütend in dunklem Gefühl ihres Daseins, bis der Augenblick sie aufweckt, dann aber von höchst energischer Thätigkeit, ebensowohl im Bösen als im Guten.

Es ist etwas den nationalen Helden, welche die Lieder feiern, Verwandtes in ihm.

So sehr er Barbar sein mochte, hatte er doch jetzt in Wahrheit etwas in der Welt zu bedeuten. Er stellte das Prinzip der Emancipation der unter die Herrschaft der Türken gerathenen christlichen Nationen von dem Staat und der Gewalt derselben dar, und Alle richteten ihre Augen auf ihn.

Noch war nichts befestigt oder anerkannt; man war noch mitten im Kriege, der nur zuweilen mehr, zuweilen minder eifrig geführt ward, wie das die Lage der europäischen Angelegenheiten mit sich brachte. Allmählich ließen sich diese so an, daß sie für den Fortgang der Serben die beste Aussicht gewährten.

Elftes Capitel.

Beziehungen Serbiens zu den allgemeinen Verhältnissen Europa's und der Türkei.

Der große Kampf, den Europa seit dem Umsturz des alten Königthums in Frankreich in sich selbst bestand, berührte zwar das osmanische Reich, welches auf ganz anders gearteten Grundlagen beruht, nicht durch constitutionelle Sympathien und Antipathien, wirkte aber nothwendig durch die Wechselfälle des Krieges und der Politik auf seine äußeren Beziehungen und seine innere Lage mächtig ein.

An und für sich war eine Staatsveränderung in Frankreich dem Diwan sehr willkommen. Er rechnete darauf, daß diese Macht nun eine entschiedenere Sprache und Haltung gegen Oestreich, in welchem die Osmanen noch einen Feind sahen, nehmen würde, als es die alte Regierung zu thun gewagt hatte.

Nun geschah zwar, daß der Geist der Eroberung, der die revolutionirte Nation ergriff, sich auch auf den Orient warf. Ihr großer General Napoleon Bonaparte faßte den Gedanken, ein orientalisches Reich zu gründen, nahm Aegypten in Besitz und fiel in Syrien ein. Daraus erfolgte nothwendig, daß die Pforte Partei gegen Frankreich ergriff und der zweiten Coalition beitrat. Man sah eine vereinigte türkisch-russische Escadre an den italienischen Küsten erscheinen; der Kalif von Rum, wie sich der Sultan wohl bezeichnete, machte Anstrengungen, den Papst zu Rom wiederherzustellen.

Endlich aber fand es Napoleon rathsamer, Frankreich zu beherrschen, als in einem entfernten Lande mit allen Kräften der Welt zu schlagen, denen er, von dem Mutterland abgeschnitten, zuletzt hätte unterliegen müssen; er gab Aegypten wie Syrien auf und schickte sich an, statt eines orientalischen ein occidentalisches Reich aufzurichten.

Hierauf stellte sich bald ein besseres Verhältniß zwischen Frankreich und der Pforte her. Da Napoleon die Integrität ihres Gebietes anerkannte, trug auch sie kein Bedenken, die alten Vorrechte zu erneuern, die den Franzosen unter der Regierung ihrer Könige bewilligt worden waren, und ihnen sogar die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meere zu gestatten. Sie konnte es ohne Bedenken thun, da zwar der Krieg zwischen Holland und Frankreich fortdauerte, aber auf dem europäischen Continente der Friede noch gehalten, wenigstens sein Bruch vermieden wurde. Mit diesem Zustande hingen die ersten Einwirkungen von Oestreich und Rußland auf das Verhältniß zwischen Serbien und der Türkei, deren schon oben vorübergehend gedacht worden ist, zusammen. Oestreich war im Streite zwischen den Dahi und den Serben auf der Seite der letzteren. Es machte einige Vermittelungsversuche zu Gunsten der Serben, durch welche diese zu der Meinung veranlaßt wurden, Oestreich werde sich ihrer mit voller Energie annehmen, wenn man sich ihm vollkommen anschließe. Kara Georg machte dem Kaiser Franz das Anerbieten, ihm die serbischen Festungen, selbst Belgrad, wenn er sich desselben bemeistere, zu überlassen und das ganze Land der öftreichischen Botmäßigkeit zu unterwerfen. Das geschah aber in einer Zeit, in welcher die Uebergriffe Napoleons in Deutschland und Italien die Aufmerksamkeit des Wiener Hofes vollkommen in Anspruch nahmen und die Grundlagen zu einer dritten Coalition gelegt wurden. Bei der zweiten hatte die Türkei mitgewirkt; bei der dritten wollte man wenigstens ihre Feindseligkeiten nicht zu fürchten haben. Kaiser Franz wies das Anerbieten zurück,[1]) benutzte es aber, um die Pforte darauf aufmerksam zu machen, welche Abfallsgelüste Serbien hege, und sie aufzufordern, denselben durch Beilegung der dortigen Irrungen zuvorzukommen. Oestreich hatte noch einen anderen Grund, die serbischen Anträge abzulehnen, der in den eigenen inneren Verhältnissen der Monarchie lag.

Jene serbische Bevölkerung, welche einst im Jahre 1690 in das östreichische Gebiet aufgenommen worden war, wurde von der Bewegung ihrer Stammesverwandten im Paschalik Belgrad auf das lebhafteste angeregt. Es war der Metropolit von Karlowitz, Stratimirowitsch, welcher, obgleich äußerlich im besten Vernehmen mit dem Hofe zu Wien, dennoch den Gedanken faßte, daß ein slawo-serbisches Reich, und zwar unter der Protektion von Rußland, welches auf eine solche

1) Memorandum an Kaiser Franz vom 25. Mai 1804. Kallay S. 422.

Allianz von Natur angewiesen sei, aufgerichtet werden könne, in vollkommener Unabhängigkeit der Religion den Katholiken und der Nationalität den Griechen gegenüber, Gedanken, die sich wie politische Träume ausnehmen, denen aber doch eine mächtige Realität zu Grunde liegt. Der Metropolit hat eine Denkschrift in diesem Sinne verfaßt,[1] die durch Vermittelung eines russischen Geistlichen, der damals bei der Gemahlin des Palatins von Ungarn, Joseph, lebte, auch an den russischen Minister Czartoriski gelangt, von diesem aber einfach zurückgegeben worden ist. Denn zu Combinationen dieser Art war damals weder Zeit noch Raum. Bei der obenerwähnten Sendung des Prota Nenadowitsch nach Rußland haben aber diese Ideen mitgewirkt. An derselben hat ein zu den Serben übergetretener Hauptmann, der durch seine Gemahlin mit jenem Hofe der Großfürstin in Ungarn zusammenhing, Antheil; und die Eindrücke, die der Prota von seiner Reise mit sich brachte, galten besonders dem Glanze der Religion, den er in Kiew und Moskau wahrgenommen hatte. Man darf wohl diese Interessen, die sich noch unter der Oberfläche der Begebenheiten regten, nicht vergessen, wenn man die letzteren selbst verstehen will. Damals aber kann ihnen keine besondere Einwirkung zugeschrieben werden. Oestreich gab vielmehr dem russischen Hofe selbst von seinen Beziehungen zu Serbien und seinen Mittheilungen nach Constantinopel in Bezug auf dieselben Nachricht.

In Rußland nun war man mit Oestreich vollkommen darin einverstanden, daß den serbischen Unruhen ein Ende gemacht werden müsse; aber der russische Hof mißbilligte es, daß dort von den Abfallsgelüsten der Serben die Rede war: denn dadurch werde die Entrüstung der Türken wachgerufen; sie würden um so mehr mit aller ihrer Macht gegen die Serben zu Werke gehen, was doch schon deswegen nicht zu wünschen wäre, weil alsdann die Serben mit Frankreich in unheilvolle Verbindung treten dürften. Man müsse also Alles anwenden, um eine gütliche Uebereinkunft zwischen der Türkei und Serbien zu erzielen, die Serben zufriedenzustellen, jedoch auch die Türken nicht zu reizen. Das war nun keineswegs den Serben oder auch den Türken alles bekannt; aber wir bemerkten schon, daß die Verwendung der beiden Mächte doch auch nach beiden Seiten hin großen Einfluß hatte. Die Türken hatten sich gemäßigt, die Serben wurden immer kühner in ihren Ansprüchen. Aber diese gingen zu weit, um in einem Augenblicke, wo Alles zu einem europäischen Kriege

1) Denkschrift von Stratimirowitsch Juni 1804, bei Kallay I, S. 430 ff.

rüstete, von den Türken angenommen werden zu können. Türken und Serben standen einander wieder in vollen Waffen entgegen, als die Nachricht von der Schlacht bei Austerlitz erscholl. Daß die Russen geschlagen worden, machte der Bevölkerung von Constantinopel ein ungemeines Vergnügen. Jetzt begann auch die Pforte, Zutrauen zu den Gestirnen Napoleons zu fassen; nun erst erkannte sie ihn als Padischah der Franzosen an. Napoleon erklärte dem Botschafter, der ihm geschickt ward: Glück und Unglück des einen Theils seien die des andern; ihre Feinde seien ihnen gemein; der Sultan sei sein ältester und sein nützlichster Verbündeter.[1]) Auf seine Fahnen schrieb er jetzt auch das Wort: Integrität der Pforte, welches er in einem den Russen entgegengesetzten Sinne zur Geltung zu bringen suchte. Auch die Russen wollten die Integrität der Pforte nicht verletzen; aus ihren vertraulichen Mittheilungen an Oestreich ergiebt sich, daß sie die Aufrechterhaltung derselben als eine Nothwendigkeit der europäischen Politik betrachteten. Allein sie verstanden das Wort so, daß ihnen dadurch ihr bisher auf die christliche Bevölkerung ausgeübter Einfluß gesichert werde. Eben diesen wollte Napoleon vernichten; dadurch trat zwischen beiden Mächten eine Differenz ein, die auch in den Verhandlungen derselben mit Preußen zur Sprache kam. Man darf wohl aussprechen, daß es die türkischen Verhältnisse beinahe nicht weniger als die deutschen waren, welche den Krieg von 1806 veranlaßten. Nach langem Schwanken erklärte sich Preußen für die russische Auffassung; es sah einen rechtmäßigen Anlaß zum Kriege gegen die Pforte, wenn diese die bisherigen Vorrechte der Russen in Bezug auf die christlichen Unterthanen zurücknehme: käme es darüber zu einem Bruche zwischen Frankreich und Rußland, so werde sich Preußen auf die russische Seite stellen.[2]) Der in den türkischen Provinzen von Rußland geübte Einfluß betraf nun aber auch die Serben. Ein Zugeständniß von selbständigen Gerechtsamen, wie es die Serben im Sommer 1805 in Anspruch nahmen, wäre ganz im Sinne der russischen Politik gewesen. Dem aber stellte sich nun der französische Einfluß entgegen. Jene großen Unternehmungen, zu denen die Türken in Serbien im Sommer 1806 schritten, waren zugleich gegen die russische Politik gerichtet; die Siege, welche Kara Georg erfocht, konnten zu=

1) Réponse de l'empereur à l'ambassadeur extraordinaire de la Sublime Porte, Paris 5 Juin 1806. Correspondance de Napoléon I, Nr. 10, 315, vol. XII, p. 529.

2) Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg I, S. 578. 608.

gleich als Vortheile der Russen betrachtet werden. Umsomehr aber trat dies hervor, als in Folge des Preßburger Friedens die Franzosen auch Dalmatien in Besitz genommen hatten und von da aus unmittelbaren Einfluß in den benachbarten türkischen Gebieten gewannen. England und Rußland aber waren entschlossen, ihnen denselben nicht zu gestatten. Die beiden Verbündeten hätten lieber diese Küstenlande zu einem Angriff auf das damals französische nördliche Italien zu benutzen gewünscht. Die Russen, die Corfu innehatten, verbündeten sich, um die Buchten von Cattaro iu Besitz zu nehmen, mit den Montenegrinern, die sich in Masse erhoben und die heranrückenden Franzosen, wenn nicht in große Gefahr, doch in ernstliche Verlegenheit brachten. England hätte in dieser Zeit nichts dawider gehabt, wenn sich Rußland auch Belgrads bemächtigt hätte.

Diese Tendenzen, die nicht verborgen bleiben konnten, machten es zunächst dem General Sebastiani, den Napoleon nach Constantinopel schickte, um so leichter, den Diwan ganz auf die französische Seite zu ziehen. Die Verbindungen Rußlands mit den christlichen Unterthanen des osmanischen Reiches waren eines der mächtigsten Motive, die er in Bewegung setzte. Er wußte sehr gut, was er that, als er die Pforte zur Absetzung der Hospodare in der Moldau und Walachei bewog, denen man unter anderem auch ein geheimes Einverständniß mit den Serben Schuld gab. Da die Tractate bestimmten, daß dies ohne Rücksprache mit Rußland nicht geschehen dürfe, so mußte darüber der offene Krieg mit dieser Macht ausbrechen. Und bemerken wir wohl, welche unermeßlichen Vortheile hiemit erreicht wurden. Nicht allein fand Rußland dadurch eine Beschäftigung, welche die volle Entwickelung seiner Streitkräfte zu Gunsten von Preußen verhinderte, wie denn sofort ein starkes Heer in die Moldau einrückte, sondern durch diese jetzt einseitigen Unternehmungen der Russen in den Gebieten der unteren Donau ward auch Oestreich mit Eifersucht erfüllt. Nach den Documenten, die darüber bekannt geworden sind, kann man nicht zweifeln, daß darin einer der vornehmsten Beweggründe für Oestreich lag, sich der Allianz zwischen Preußen und Rußland nicht anzuschließen.[1]) Ist ihm doch sogar

1) Ich denke, dies ist das vornehmste Ergebniß des Historical memoir of a mission to the court of Vienna in 1806 by S. Robert Adair. p. 104, p. 108. Denn das glaubte man ohnehin nicht mehr, daß Fox jemals habe Sicilien an Napoleon überlassen wollen. Vgl. Denkwürdigkeiten des Staatskanzlers Fürsten Hardenberg I. S. 629.

ein Antrag gemacht worden, sich mit Frankreich und der Türkei zu vereinigen, den es freilich noch weniger annehmen konnte. Indessen ward das Verhältniß zwischen Franzosen und Türken immer enger. Der Sieg Napoleons bei Jena erschien als ein zugleich für die Türken errungener Vortheil. So faßte Napoleon selbst die Weltstellung auf, die er nunmehr einnahm. Ueber Preußen triumphirend, rief er den Türken zu: das Schicksal stelle die Fortdauer ihres Reiches in Aussicht; er selbst, Napoleon, habe die Mission, die Türkei zu retten.[1]) Aus seinem Hauptquartier in Posen benachrichtigt er den Sultan von der Empörung der Polen, welche ihre Unabhängigkeit in Besitz nehmen; und fordert ihn auf, ebenso die seine zu behaupten. „Verjage" sagt er ihm, „die Hospodare, die du für Verräther erklärt hast; versage den Serben die Concessionen, welche sie, die Waffen in der Hand, von dir forden."[2]) In diesem Sinne wurde Sebastiani instruirt, der sich damals als Gesandter in Constantinopel befand; er soll dem Sultan die Integrität des Reiches in dem Sinne versprechen, wie sie dieselbe verstanden, mit besonderem Bezug auf die Donaufürstenthümer und Serbien.[3]) Die große Wendung der Dinge trug dazu bei, daß die Pforte, den Drohungen der Engländer zum Trotz, im Dezember 1806 mit aller Feierlichkeit religiöser Ceremonie Krieg gegen Rußland erklärte. Die Türken sollen sich geschmeichelt haben, französischen Truppen an dem Dniester oder gar an der Donau zu begegnen, unter dieser großen Conjunctur die Krim wieder zu erobern. Als die Engländer ihre Drohungen wahr machten und mit einem nicht unbedeutenden Geschwader vor Constantinopel erschienen, war der Diwan standhaft genug, ihre Forderungen zu verwerfen. Dieselben, welche sie dazu anfeuerten und dabei festhielten, vor allen Sebastiani und sein kriegs-

1) Les destins ont promis la durée de votre empire; j'ai la mission de le sauver, et je mets en commun avec vous mes victoires. Au Sultan Selim. Berlin, 11 novembre 1806. Correspondance de Napoléon Ier N. 11,232. vol. XIII p. 638.

2) N'accorde pas aux Serviens ces concessions qu'ils te demandent, les armes à la main. Camp impérial de Posen, Ier décembre 1806. Corr. N. 11, 338. vol. XIV p. 5.

3) Vous êtes autorisé à signer un traité secret offensiv et défensiv par lequel je garantirai à la Porte l'intégrité de ses provinces de Moldachie et de Wallachie, et de la Servie. Posen Ier décembre 1806. Corr. N. 11, 337, vol. XIV. p. 5.

kundiges Gefolge,[1]) unterstützten denn auch oder leiteten vielmehr die Vertheidigungsanstalten, vor denen die englische Kriegsmacht, sonst überall siegreich, sich hier zurückzog. Hierauf finden wir den Fortgang der türkischen Waffen gegen die Russen in den Bulletins Napoleons erwähnt wie die eigenen Erfolge. Als die Rede von einem Friedenscongreß war, forderte Napoleon die Zulassung osmanischer Bevollmächtigten. Am 28. Mai 1807 ward ihm auf Schloß Finkenstein der türkische Gesandte vorgestellt. Napoleon sagte demselben, er und der Großherr seien jetzt unzertrennlich, wie die rechte und die linke Hand.[2])

Fragen wir nun nach den Beziehungen, in welche die europäischen Mächte hiedurch zu den inneren Verhältnissen der Türkei geriethen, so fällt es nicht schwer, dieselben wahrzunehmen.

Wir berührten schon, wie Rußland in immer engere Verbindung mit den Serben getreten war, so daß es zuletzt denselben in der Kraina mit einer Truppenabtheilung zu Hülfe kam. Wir haben einen Brief von dem dortigen Kriegsschauplatz, worin Kara Georg mit Freuden erzählt, „wie man den Türken 1500 Mann auf dem Platze getödtet, acht Schanzen sammt allen Kanonen und Bomben genommen, eine Casse voll Ducaten erbeutet habe: arabische Hengste und kostbare Pferdegeschirre gebe es in Ueberfluß; wer noch entkommen, habe nichts als das Leben davon gebracht: auf einer walachischen Stute sei der Pascha geflüchtet"; er weiß die Tapferkeit der Russen nicht genug zu rühmen. Wenn gleich daraus übrigens kein besonderer Erfolg entsprang, so ward doch eine gute Waffenbrüderschaft begründet.

Eben so standen die Russen im Frühjahr 1807 den Montenegrinern bei einem Angriff auf die türkischen Festungen Nikschitschi und Klobug bei. Die Montenegriner widmeten überhaupt dem Kaiser von Rußland eine selbst unter solchen Umständen noch unerwartete Hingebung: in einer ihrer Petitionen haben sie sich als seine Unterthanen bezeichnet.[3])

1) Bignon T. VI, p. 193: L'ambassadeur de France est en même tems le premier ministre et le connétable du Grand Seigneur. Adair 4. April 1807: General Sebastiani is completely master at Constantinople, presides over the deliberation of the divan, and directs all their measures.

2) 77me bulletin de la grande armée Finckenstein le 28. Mai 1807. Es heißt da zwar nur: on assure, aber das ist schon Zeugniß genug. Vgl. Thibaudeau Empire.

3) Sujets fidèles de Vre Mé. Rapport de Stroganoff à l'empereur Alexandre. Lebensbilder II, p. 194.

Auch die griechischen Armatolen, die ihrer Bedeutung von Jahr zu Jahr mehr inne wurden, jener Enthymios Blachavas, der sich schon damals mit dem Gedanken einer allgemeinen Befreiung Griechenlands trug,[1]) standen in gutem Verhältniß zu den Russen; denen Parga in diesem Augenblick noch einmal seine Rettung vor Ali Pascha verdankte.

Dagegen war Napoleon mit Ali Pascha, der mit dem jetzt in Constantinopel herrschenden System einverstanden war, in unaufhörlicher Verbindung. Er rühmt sich irgendwo, daß er Kanonen zu seiner Verfügung gestellt;[2]) und es sieht ganz so aus, als sei ein gemeinschaftlicher Angriff auf die sieben Inseln im Werke gewesen. Die Montenegriner versichern, daß bei jenem ihren Anfall auf Klobug Franzosen von Ragusa her den Türken zu Hülfe gekommen seien. Französische Offiziere sollen den Widerstand geleitet haben, den die Bosnier im Jahr 1807 den Serben entgegensetzten: diese vermutheten es hauptsächlich darum, weil das bosnische Geschütz um vieles besser bedient und um vieles wirksamer war als früher. Mit Bestimmtheit läßt es sich nicht behaupten[3]); der Lage der Dinge entspricht es ganz gut.

Napoleon, der von seinem egyptischen Feldzug her von der Tüchtigkeit türkischer Soldaten einen hohen Begriff hatte, rief den Sultan wohl auf, das Serail zu verlassen, sich an die Spitze seiner Schaaren zu stellen und die schönen Tage der Monarchie wieder zu beginnen. Er hielt dafür, daß dies eben auf dem Wege, den Selim eingeschlagen, dem der militärischen Reformen, möglich sei, und bestärkte ihn nach Kräften darin. Hatte er doch einst in seiner Jugend, als die Umstände in Frankreich nicht günstig für ihn zu liegen schienen, den Entwurf gehegt, bei der militärischen Regeneration des türkischen Reiches selber Hand anzulegen. Es ist eine Note, die er damals geschrieben, vorhanden, die auf dem Gedanken

1) Emerson History of modern Greece II, 500.

2) Déja des canons ont été mis à la disposition du Pacha de Janina. Au Sultan Sélim. Osterode le 7 avril 1807, Corr. N. 12, 777. vol. XIV p. 17.

3) Wenigstens hat man in dem Hauptquartiere des Jacob Nenadowitsch nie etwas von gefangenen französischen Artilleristen gesehen oder gehört, von denen ein ohne Zweifel erdichteter Armeebericht (östreichische militärische Zeitschrift 1821) so viel zu melden weiß. Wahr ist, daß auch die Serben vermutheten, weil das Geschütz der Türken besser traf als gewöhnlich, es seien französische Offiziere bei ihnen.

beruht, daß es eine politische Nothwendigkeit für Frankreich sei, die Streitkräfte der Türkei zu heben und sie ihren Nachbarn wieder furchtbar zu machen: derselbe Gedanke, den er in diesem Augenblicke aussprach. So eben hatte die Anwesenheit französischer Ingenieure und Artillerieoffiziere die Vertheidigung von Constantinopel gegen die Engländer möglich gemacht, und es zeigte sich, was die Türken unter guter Führung zu leisten vermochten.

So waren die großen Mächte von Europa den beiden einander widerstreitenden Tendenzen in dem osmanischen Reiche mit ihren Sympathien zugewandt: die Verbündeten für die Erhebung und Entwickelung der Populationen, die Franzosen für die militärische Reform der Türken.

Es gab aber in dem Reiche, wie angedeutet, noch eine dritte, den beiden anderen entgegengesetzte Tendenz, die der Erhaltung des alten islamitischen Systemes, ohne alle Reform, in unbedingter Herrschaft über die Rajah, und noch einmal erhob sich dieselbe in diesem Augenblicke.

Wir wissen: es fehlte viel, daß Selim III. seinen Befehl, die Janitscharen nach europäischer Weise zu discipliniren, hätte ausführen können. Nur durch einen Act der Vernichtung der widerspenstigen Oberhäupter, einen förmlichen Krieg gegen die Provinzen, wo sie die Oberhand hatten, wäre es möglich gewesen. Zu einem solchen mangelte ihm, was einem reformirenden Fürsten vor allem nothwendig ist, die Theilnahme der untergeordneten von den Privilegien ausgeschlossenen Classen, die er vielmehr, durch die religiöse Natur seiner Macht gezwungen, fortfahren mußte zu bekämpfen: die muhamedanischen Unterthanen, die er wirklich einigermaßen organisirte, konnten seine Sache nicht ausfechten. Als die caramanischen Truppen kurz vor dem Ausbruch des russischen Krieges, aber wohl in Voraussicht desselben, nach der Donau zogen, stellten sich ihnen an günstiger Stelle, in Babaeski, — an der Yena, — die vereinigten Krdschalien und Janitscharen entgegen und brachten ihnen eine Niederlage bei, von der sie sich niemals wieder erholen konnten.[1] Daß hierauf der Sultan mit Hülfe der Franzosen die Hauptstadt vertheidigt hatte, mochte den strengen Moslimen übrigens willkommen sein, aber es empörte ihren Stolz und erweckte ihre Besorgniß, er werde sich nun immer mehr den Fremden und ihren Einrichtungen zuneigen. Wirklich wagte der Sultan, von der Nähe der Engländer

1) 10. August 1806. Juchereau de St. Denys Revolutions de Constantinople II, 30.

und der Russen, denn auch deren Flotte hatte sich zurückgezogen, befreit, von den Franzosen unterstützt und weiterer Hülfe versichert, endlich noch einmal, an die Umbildung der Janitscharen ernstlich Hand anzulegen; hierüber aber erhob sich der Geist des alten Islam in dem ungebrochenen wilden stolzen Trotz, der ihm eigen war: der erste Schritt, den der Sultan that, bei den Lazen und arnautischen Jamaks, in den Schlössern am Bosporus, erweckte den offenen Aufruhr in seiner Hauptstadt gegen ihn: die Janitscharen stürzten ihre Feldkessel um, zum Zeichen, daß sie von diesem Sultan keine Nahrung mehr annehmen würden; — nichts war vorbereitet, um sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen: weder die Topdschi, an welche Selim so viel gewendet, noch auch der Mufti, den er eingesetzt, waren auf seiner Seite. Und so mußten zuerst die Minister welche die Neuerungen gut geheißen mit dem Tode büßen; dann ward der Sultan selbst, weil er sich christlichen Lastern ergeben und die heiligen Ordnungen des Koran verletzt habe, für abgesetzt erklärt: er erfuhr das Loos so vieler andern reformirenden Fürsten die nicht außerordentliche Kräfte einzusetzen vermochten, daß er den Mächten unterlag, die er angriff. Mehr als ein Jahr hindurch bewegten diese Unruhen in mancherlei Wechselfällen Constantinopel: ein Anhänger Selims, Mustafa Bairaktar, der sich selbst zum Wesir eingesetzt, nahm eine Zeitlang, und zwar mit größerer Schonung des Bestehenden, die Reformbestrebungen auf; aber auch gegen ihn empörten sich die Janitscharen; auch ihm gaben die Ulema Schuld, daß er die rechtgläubige Nation den Ungläubigen ähnlich machen und zuletzt unterwerfen wolle; nach langen und oft zweifelhaften Kämpfen unterlag zuletzt auch er mit allen seinen Freunden. Das alte religiös-militärische System, mit seinen erblich gewordenen Gerechtsamen und Mißbräuchen, ward durch den dreimaligen Sieg, den es erfochten, über den caramanischen Pascha, den Sultan, und den reformirenden Wesir, so stark, wie es nur jemals gewesen. Mochte der junge Mahmud, der einzige Sprosse der osmanischen Familie, der noch übrig war, die Gedanken seines Oheims Selim bereits in sich eingesogen haben, so mußte er sie tief verbergen. An Reformen, wie dieser sie vorgehabt, war auf lange Zeit hinaus nicht mehr zu denken.[1])

1) Juchereau de St. Denys II, 238: On renonça à jamais aux institutions militaires des Francs, — on prononça anathème contre ceux qui en parleraient, — l'ancien ordre des choses fut rétabli: les janissaires et les oulémas reprirent leur droits et leur influence politique.

Und indessen hatten sich auch die politischen Verhältnisse zu Europa umgewandelt.

Im Frieden von Tilsit gab Napoleon die Sache der Türken auf. Es kann wohl nicht als ein bloßer Vorwand betrachtet werden, wenn er den Sturz seines Verbündeten Selim als Motiv angab. Wahr ist es allerdings, die in Constantinopel zur Gewalt gelangten Machthaber hatten eine antifranzösische Gesinnung kundgegeben. Dadurch, daß die Veränderung zugleich gegen die Russen anging, wurde eine gewisse Identität der französischen und russischen Interessen hervorgerufen. Aber auch die größten Bewunderer Napoleons behaupten nicht, daß dies sein Beweggrund gewesen sei, der vielmehr darin lag, daß er Rußland zu seiner Feindseligkeit gegen England heranzuziehen für wichtiger hielt.[1] Er war überhaupt in eine Machtentwickelung getreten, wo er die Traditionen der altfranzösischen Politik vollkommen verließ und die alten Verbündeten ihren Gegnern aufopferte, wofern der eigene momentane Vortheil es erheischte. Zuerst dachte er jetzt, sich selbst einige Provinzen der europäischen Türkei im Bunde mit Rußland anzueignen: auch Oestreich ward einst zur Gemeinschaft an einer Theilung dieses Reiches eingeladen; dann war sein Sinn, für die Erwerbungen, die er den Russen an der Seite der Türkei zugestehe, sich einen Ersatz in Deutschland auszubedingen, wozu er sich Schlesien ausersehen hatte; bald aber nahm sein Ehrgeiz eine noch umfassendere Richtung auf Spanien: es war ihm genug, wenn man ihn nur dort seine Beute ungestört vorfolgen ließ: dafür trug er kein Bedenken, Moldau und Walachei der Besitznahme von Rußland definitiv zu überlassen. In Folge des Friedens von Tilsit war ein Stillstand geschlossen worden, doch hatten die Unterhandlungen, die man pflog, bei einem so großen Anspruch zu keinem Resultat führen können. Am 12. October 1808, zu Erfurt, versprach Napoleon, wenn die Abtretung dieser beiden Provinzen ferner verweigert werden und der Krieg darüber wieder ausbrechen sollte, an einem solchen keinen Theil zu nehmen, so lange ihn nur die Pforte allein führe; sollte sich aber eine andre europäische Macht hineinmischen, alsdann mit Rußland sogar gemein-

1) Bignon untersucht bei Betrachtung des Friedens von Tilsit VI, 346, ob „le reproche fait à Napoléon d'avoir sacrifié la Turquie" gegründet sei. Er antwortet: Tout se réduit à savoir, quel était en 1807 le parti le plus utile à la France, ou de procurer à la Turquie une complète satisfaction ou de faire entrer la Russie dans le système continental. Le choix alors ne pouvait pas être douteux.

schaftliche Sache zu machen. Die Vorrückung der russischen Grenzen bis zur Donau ward ausdrücklich gebilligt: mit England sollte kein Friede geschlossen werden, wenn es nicht die Einverleibung der Moldau und Walachei, so wie Finnlands, in das russische Reich anerkenne.[1])

Es kann hier nicht unsre Absicht sein, die Pläne und wechselnden Tendenzen, wie sie sich in diesem merkwürdigen Augenblick gestalteten, wo es nur noch drei große Mächte zu geben schien, England, Frankreich und Rußland, auch nur in Bezug auf die Türkei zu begleiten, um so weniger, da sie doch zu keinem Erfolge geführt haben: es konnte uns nur darauf ankommen, die großen Verhältnisse wahrzunehmen, gleichsam die Constellationen, unter welchen die Serben ihren Krieg gegen die Pforte weiter führten.

Diese waren gegen früher doch nicht wenig verändert.

Die Entzweiung zwischen einem reformirenden Sultan und den rebellischen politisch-militärischen Gewalten des Reiches, von der ihr Unternehmen ausgegangen, konnte ihnen nicht mehr zu Statten kommen. Es war das ganze altgewohnte osmanische Regiment, das ihnen wieder aufgelegt werden sollte, und dem sie Widerstand zu leisten hatten.

Dagegen fanden sie, als der Krieg, wie man nicht anders erwarten konnte, im Jahr 1809 wieder ausbrach, an den Russen entschiedenere Verbündete als früher. Welch einen Rückhalt mußte es ihnen gegen die Türken darbieten, wenn die Fürstenthümer, wie zu Erfurt festgesetzt worden, den Russen auf immer verblieben.

Aber auch so lange das noch nicht entschieden war, hatten sie den Vortheil, daß sie von Napoleon, der die Küstenlande beherrschte, keine Feindseligkeiten zu befürchten brauchten: es stand nicht zu erwarten, daß die bosnischen Kanonen jemals wieder von französischen Artilleristen geleitet werden würden.

1) Article 5, 10 des Tractates, bei Bignon histoire de France depuis la paix de Tilsit T. II, ch. I.

Zwölftes Capitel.

Feldzüge von 1809 und 1810. Weitester Umfang der Grenzen.

Gleich das Lied, welches den Anfang des Aufstandes besingt, droht den Bosniern mit einem Tage, da man die Drina überschreiten und Bosnien heimsuchen werde.

Schon im Jahre 1807 ward dies unternommen, aber wir sahen, mit geringem Erfolg. Im Jahre 1809 erneuerte man diesen Versuch, besser gerüstet als zuvor, sogar mit einigen auf europäischen Fuß eingerichteten Mannschaften versehen, unter den begünstigenden Umständen, deren wir gedachten, mit besserer Aussicht, und im Anfang mit glänzendem Glücke.

Knes Sima, den Kara Georg an die Stelle des an einer Wunde krank liegenden Jacob Nenadowitsch gesetzt, ließ die Drina an drei Stellen überschreiten und die festen Plätze, die sich in der Nähe des Ueberganges befanden, Beljina und Janja, Srebrniza, und höher oben Wischegrad, umzingeln oder ernstlich angreifen; mit der vornehmsten Macht stieg er das bosnische Gebirge hinan. Die Türken leisteten tapferen Widerstand — hier ist Meho Orugdschitsch, dessen ein Lied ausführlich gedenkt, getödtet worden, und oft hernach hat Luka Lasarewitsch das Schwert gezeigt, das jener getragen, mit der Inschrift: Carolus VI. — doch wichen sie zurück. So weit die Serben vordrangen, erhob sich die bosnische Rajah, an ihrer Spitze Männer so guten Namens, wie jener Knes Jwan, welcher die Gefangenen Kulins losgekauft hatte.

Und zu einer noch kühneren Unternehmung machte sich indeß Kara Georg auf.

Man hat einen prächtigen poetischen Lobspruch des damaligen Wladika von Montenegro auf die Tapferkeit und die Eintracht der

Serben, vor deren Waffen die türkischen Bethäuser fallen, und die Hodscha entweichen: auf Kara Georg, der das Banner des Kaisers Nemanjitsch wieder fliegen läßt, den die Wile mit Lorbeer kränzt — ein Lohn, nicht um Geld zu erwerben, sondern nur mit großen Thaten: doch ist der Held mit dem Genuß des erworbenen Glückes noch nicht zufrieden, sondern er hat sich vorgenommen, die Türken über Bosnien und Herzegowina hinauszudrängen, und sich dann mit Montenegro zu vereinigen, das seit alten Zeiten mitten inne zwischen Türken und Katholiken in seiner bluterrungenen Freiheit ruht.

In der That war eben dies im Frühjahr 1809 die Absicht Kara Georgs, und das Lied zeigt, wie freudig er erwartet wurde.

Er überstieg das hohe Gebirge bei Sjenitza, um zunächst die entfernten Glaubensgenossen in den alten Sitzen des serbischen Reiches, an der Raschka, am Lim oberhalb seines Einflusses in die Drina, zu erreichen.

Die Türken setzten sich ihm mit starker Macht in einer ihnen sehr günstigen Oertlichkeit auf der Bergebene Suwobol entgegen. Es sind hier weite Flächen, auf denen sich die türkische Reiterei trefflich tummeln kann; Kara Georg, der aus Mangel an Pferden immer die Ebenen gemieden, sah sich hier mit Schrecken umzingelt. Er sammelte die neu organisirten Truppen um seine Kanonen; doch hätten ihn diese nicht gerettet. Zum Glück hatte er auch einige Reiter, und einer von diesen, Wule Ilitsch von Smederewo war es, der mit einer verwegenen Kriegslist den Ausschlag gab. Auf seinem guten Araber, von Momken und Bekjaren begleitet, stürzte er sich in den Feind, indem er immer auf türkisch rief: die Türken fliehen; und brachte dadurch eine Unordnung hervor, die dann verursachte, daß der Pascha eine vollkommene Niederlage erlitt.

Hierauf nun konnte Kara Georg seinen Weg fortsetzen. Er stürmte Sjenitza, dessen Trümmer späteren Reisenden gezeigt wurden, und rückte in den Gebieten von Wasojewitsch und Drobnjake vor. Ueberall erhoben sich die christlichen Einwohner: bald erschienen auch die ersten Montenegriner, ihre siegreichen Stammesgenossen zu bewillkommnen. Was sie am meisten bewunderten, waren die Kanonen, welche diese bei sich führten: Mancher hatte deren noch nie gesehen. Ein serbischer Woiwode blieb bei ihnen. Und so war wirklich eine Verbindung zwischen Serbien und Montenegro zu Stande gebracht; wie jener Theil von Bosnien, so gerieth Herzegowina in Aufstand: es ließ sich an eine Erhebung der gesammten

Bevölkerung serbischen Stammes und christlichen Glaubens und an einen allgemeinen Angriff auf die Mohamedaner in Bosnien denken. Kara Georg begab sich zunächst gegen Nowipasar, welches dort den Mittelpunkt der Landstraßen und des Verkehrs bildet, und die Verbindung zwischen Rumelien und Bosnien fast ausschließlich vermittelt; er trieb auch hier die Besatzung in die obere Festung, die ihm nicht lange mehr Widerstand leisten zu können schien.

Allein hier erreichten ihn die unerwünschtesten Nachrichten von dem niederen Lande.

Durch Ueberschwemmungen begünstigt, welche die Russen eine Zeit lang abhielten, über die Donau zu kommen, warfen sich die Türken mit aller ihrer Kraft von Nisch her auf die serbischen Grenzen bei Alexinaz.

Nun hatte früher Peter Dobrinjaz die Vertheidigung dieser Marken mehr als ein Mal glücklich und ruhmvoll geleitet: auch jetzt war er mit einem großen Theil seiner Landesgenossen zugegen. Den Oberbefehl aber vertraute Kara Georg dies Mal auf Mladens Empfehlung dem Miloje an, einem Mann, welchem Peter nicht gehorchen mochte, und der auch selbst den Haß, den er diesem und allen seinen Anhängern widmete, nicht zu bezwingen wußte. Der Kampf, der bisher nur im Senat erschienen, versetzte sich dergestalt an diese am meisten gefährdete Grenze.

Zuerst griffen die Türken im Juni 1809 die Schanze bei Kamenitza an, welche der Ressawer Knes, Stephan Singelitsch, ein Freund Peters, mit 3000 Mann vertheidigte. Wie heldenmüthig auch der Knes widerstand, so bedurfte er dennoch Hülfe: diese, in unbegreiflicher Verblendung, verweigerte ihm Miloje. Als dann endlich die Türken über die Leichname ihrer Todten hinweg die Gräben überstiegen, die Schanzen erklommen und bereits im Handgemenge die Oberhand hatten, verzweifelte Stephan, sich zu behaupten: in die Hände der Türken aber wollte er weder lebendig, noch auch todt gerathen: er zündete sein Pulver an und sprengte die gesammte Schanze, sich selbst mit Freund und Feind, in die Luft.

Die Schädel der gefallenen Serben fügten die Türken in die Steine ein, aus denen sie dort am Wege einen Thurm errichteten.

Hierauf fanden sie keinen Widerstand weiter. Miloje, der in seinem prahlerischen Wahn sich geschmeichelt hatte, Nisch zu erobern und daselbst seinen Wohnsitz zu nehmen, sah sich durch die Uebermacht der Feinde jetzt selbst gezwungen, aus seinen Befestigungen

zu weichen, Geschütz und Gepäck zurück zu lassen und nach Deligrad zu fliehen. Peter Dobrinjaz kehrte eben von einem Streifzuge zurück, als es so weit gekommen war: er fühlte keine Lust, sich für Miloje zu schlagen; er sagte zu seinen Leuten: „rettet, was ihr retten könnt!" und ließ sie aus einander gehen.

Vor der Citadelle von Nowipasar erhielt Kara Georg diese Nachrichten. Allem Vordringen in Feindesland machte die eigene Gefahr ein Ende. Eilends beschied er den Knes Sima aus Bosnien, Milenko, der indeß mit russischer Hülfe Kladowo belagerte, mit ihrer Macht an die Morawa; er gab die Belagerung, mit der er beschäftigt war, sowie seine Stellung zu Sjenitza auf: unverzüglich, ohne selbst des Woiwoden, den er nach Montenegro geschickt hatte, ferner zu gedenken, schlug er den Rückweg ein. In die bedrohte Landschaft kam er noch zeitig genug, um einige Mannschaft nach Kjupria zu werfen: durch diesen Platz hätte man wenigstens immer festen Fuß auf dem rechten Morawaufer behalten; dann ging er nach Deligrad. Obwohl auch Milenko hier anlangte, so war doch der Erfolg aller Gefechte wider die Serben, und sie mußten sich entschließen, nach Kjupria zurück zu gehen. Da war aber der Ruf von ihrem Verluste noch größer gewesen, als dieser selbst. Auf das Gerücht, sie seien ganz geschlagen und mit dem Reste ihrer Truppen auf anderem Wege nach der Schumadia zurück gegangen, hielten es die Anführer in Kjupria, Raditsch und Jokitsch, übrigens bewährte Leute, für wohlgethan, ihre Feste zu schleifen. Noch war Raditsch beschäftigt, Kanonen und Kriegsvorrath entweder über die Morawa zu schiffen oder, was nicht fortzubringen war, in dieselbe zu versenken, Jokitsch aber die Schanzen zu zerstören, als Kara Georg anlangte. Er mußte die Feste, durch die er das rechte Morawaufer zu schützen gehofft hatte, in Flammen aufgehen sehen. In seiner Wuth schoß er auf Jokitsch; allein das Geschehene war damit nicht ungeschehen: er mußte die Nacht benutzen, um nach Jagodina hinüber zu kommen.

Da konnte sich auch Weliko in Bania unfern Alexinaz nicht halten. Als er eines Tages die Fahnen serbischer Truppen, die ihm zu Hülfe kamen, wehen sah, war er verwegen genug, mitten durch die belagernden Türken hindurch sich zu ihnen zu begeben, um einen gemeinschaftlichen Angriff mit ihnen zu verabreden: wie er gekommen, so ging er zurück. Doch war Alles vergebens: die Hülfstruppen waren zu schwach und Bania nicht zu behaupten.

Weliko war zufrieden, einige tapfere Männer davon zu bringen, mit denen er durch das türkische Lager hindurch brach.

Hierauf fiel alles Land, was der Morawa zur Rechten liegt, bis Poscharewaz hin, in die Hände der Türken: die ganze Ebene erfüllte sich mit Flucht, Mord und Entsetzen. Was nicht nach der Schumadia gelangen konnte, floh in das Omoljer und Peker Gebirge. Rodofinikin glaubte sich in Belgrad nicht mehr sicher und begab sich, von Peter Dobrinjaz begleitet, über die Donau. — Schon trafen die Türken Anstalten, auf das linke Ufer der Morawa vorzudringen. Vornehmlich wollte Guschanz Ali wahr machen, was er gedroht hat: er werde den schwarzen Georg ein Mal in Topola besuchen.

Die Serben versäumten nichts, um dies zu verhindern. Poscharewaz gegenüber, an der unteren Morawa, stellten sich Mladen, Knes Sima, Wuiza auf; Kara Georg befestigte den Berg Lipar bei Jagodina. Doch dürfte man wohl zweifeln, was sie ausgerichtet hätten, wäre ihnen nicht endlich die Bundesgenossenschaft, die sie eingegangen, auch wirklich zu Statten gekommen.

Im August 1809 überschritt das russische Heer die niedere Donau; ein fester Platz nach dem anderen fiel in seine Hände; und die Türken sahen sich genöthigt, einen Theil ihrer Macht zurück zu rufen. Hierauf athmeten die Serben wieder auf. Es gelang ihnen nicht allein die Angriffe des Guschanz Ali abzuweisen, sondern ihn selbst aus den Landstrichen, zu deren Behauptung er zurück geblieben, zu vertreiben; dabei waren sie noch stark genug, um auch die Bosnier, die nunmehr Losnitza angriffen, zurückzuschlagen. Den Verlust, den sie an Menschen erlitten, ersetzten diejenigen, welche zu Gunsten der Serben in Bosnien aufgestanden und bei deren Rückzug mit über die Drina gekommen waren. Man wies ihnen Wohnsitze in Kitog an.

Und so war man wohl wieder gerettet, man hatte selbst einen Theil der außerhalb der alten Grenzen eingenommenen Landschaften behauptet, allein im Allgemeinen bot der Zustand, worin man sich befand, wenig Sicherheit dar.

Wenn die Serben früher nur mit Dahien, und dann mit solchen Heeren, die im Auftrag des Großherrn gegen sie angerückt, zu kämpfen hatten, so waren sie jetzt, durch ihren Versuch, in die benachbarten Paschaliks vorzudringen, mit den eigenthümlichen Kräften derselben in Kampf gerathen: die Paschas führten gleichsam einen persönlichen Streit mit dem serbischen Volk.

Unter den Serben selbst aber ward durch den schlechten Fortgang der letzten Unternehmungen die innere Eintracht um so mehr aufgelöst.

Die Nebenbuhler Kara Georgs maßen dem Oberanführer die Schuld bei; daß die Russen nur so geringe Hülfe geleistet hatten, leiteten sie von der nicht gut russischen Gesinnung desselben her.

Und noch mehr hatte es zu bedeuten, daß Kara Georg das Einverständniß der Russen mit seinen Gegnern aufs neue fürchtete; er hat damals wirklich auf Unterwerfung unter Oesterreich Bedacht genommen und förmliche Anträge bei dieser Macht deshalb gethan.

Wir wollen nicht sagen, daß dies dort ohne allen Anklang geblieben wäre. Nachdem Oesterreich im Jahre 1809 neue schwere Verluste erlitten und sich zur Allianz mit Napoleon genöthigt gesehen hatte, gab es dort Staatsmänner, welche überzeugt, daß es in nicht langer Zeit doch wieder zu einer Trennung, ja zu einem Kampfe zwischen Rußland und Frankreich kommen müsse, im Voraus bedachten, welche Rolle sie alsdann übernehmen sollten. Es schien ihnen nicht unmöglich, für die Verluste in Gallizien sich Entschädigungen an der mittleren Donau zu verschaffen, vorausgesetzt, daß man den Türken Bessarabien oder die Krim wiedergeben könne. Da wäre denn eine freiwillige Unterwerfung von Serbien höchst erwünscht gewesen.

Ob nun aber eine solche bei den Serben durchzusetzen sein würde?

Schon vor dem Jahre hatte man ernstlich davon geredet; Kara Georg und Mladen, immer von der Besorgniß erfüllt, der russische Einfluß komme ihren Gegnern zu Hülfe, wären schon damals geneigt dazu gewesen: doch zeigte es sich nicht ausführbar, da die Nation gleichsam Waffenbrüderschaft mit den Russen geschlossen und einen russischen Staatsbeamten in Serbien hatte. Jetzt aber, nachdem sich dieser entfernt, und man die größten Gefahren hatte bestehen müssen, ohne russische Hülfe zu Gesicht zu bekommen, war es eher möglich: wie gesagt, Kara Georg, der es im Jahre 1808 für unmöglich gehalten, dachte jetzt daran.

Freilich aber hätte Oesterreich ernsten Willen zeigen und seinen Schutz mit aller Entschiedenheit anbieten müssen. Allein jene Gedanken waren nur Betrachtungen eines oder des anderen Staatsmannes: die Dinge waren lange nicht dahin gereift, daß der kaiserliche Hof unzweideutige Schritte dafür thun, oder es hätte wagen mögen, die Anträge Kara Georgs zu genehmigen.

Und schon trug man russischer Seits Sorge, jeder anderweiten Hinneigung ein Ende zu machen. In der Proclamation, mit welcher der neue russische Oberfeldherr Kamenskij den Feldzug von 1810 eröffnete, nannte er die Serben nicht allein Brüder der Russen, Genossen Eines Stammes und Glaubens, und versprach ihnen Unterstützung, sondern gedachte ausdrücklich der Oberanführung Kara Georgs. Mehr bedurfte es nicht, um diesen, der sich dadurch gewissermaßen anerkannt sah, zu beruhigen. Auch diejenigen, welche vorzugsweise als Anhänger von Rußland gelten wollten, konnten ihm nun den Gehorsam nicht versagen. Ueberdieß aber, wie mancherlei Hader sie auch unter einander hatten, so bekamen sie doch alle mit dem Frühjahre neue Lust, mit den Türken zu schlagen.

So kam es im Jahre 1810 zu einer Erneuerung des Krieges zur Seite der Russen; die nächste Absicht der Serben war, mit der Eroberung der Kraina, welche eben ihre Verbindung mit denselben vermittelte, Ernst zu machen.

Die besten Truppen, 4500 Mann zu Fuß, 1500 zu Pferd, lauter erlesene Leute, durch welche man den Verbündeten, in deren Gesellschaft sie streiten sollten, einen guten Begriff von den Serben beibringen wollte, rückten in die Kraina. So viel hatte Peter Dobrinjaz doch bewirkt, daß ihm die Anführung derselben anvertraut ward. So wie dann die Russen unter Zuccato erschienen waren, machte man auch gute Fortschritte. Negotin und Bersa Palanka wurden erobert und Kladowo belagert.

In dem aber hatten auch die Türken ihre Rüstungen vollendet: bei allem Widerstand, den sie den Russen tiefer hinab an der Donau leisteten, fanden sie doch auch noch Mittel, die serbischen Grenzen mit einem doppelten Angriff heimzusuchen.

Gegen die Morawa brach der neue Pascha von Nisch, Churschid, mit einem Heere von ungefähr 30,000 Mann hervor. Er war doppelt gefährlich, da er eine andere Methode befolgte, als seine Vorfahren. Er hielt sich nicht lange bei jener Schanze von Deligrad auf, die diesen so manchmal zu schaffen gemacht: er ließ dieselbe durch eine Abtheilung seiner Truppen berennen; dagegen nahm er Kruschewaz und eine Schanze bei Jassica ein und fing nun an, das Land weit und breit zu verwüsten. Ohne Zweifel die wirksamste Feindseligkeit, die er ausüben konnte. Die Serben, welche in den Landstrichen zu Hause waren, die er verwüstete, wurden ungeduldig: sie wollten die Schanzen nicht halten, die nichts mehr nützten: sie dachten nur Weib und Kind zu beschützen und gingen

nach Hause. Als die Kruschewazer und Lewatscher sich zerstreuten, als Kragujewaz bedroht war und die Einwohner dieses Bezirks, welche Deligrad vertheidigten, auch schon nach Hause gedachten, gerieth Kara Georg in die Besorgniß, daß es abermals gehen könne, wie vor dem Jahre. Wir haben den Brief, in welchem er Peter Dobrinjaz zu sich entbietet: Entweder möge dieser mit allem seinen Volke kommen, oder die Russen bewegen, einen Theil ihrer Heeresmacht zu senden. Eins von beiden! Unverzüglich das Eine oder das Andere! Was helfe es, Kladowo zu haben, wenn man sich hier nicht behaupte. Nicht einen anderen Brief möge man erwarten, sondern sich auf der Stelle erheben und Tag und Nacht herbeieilen: das ganze Dasein stehe auf dem Spiele.

Hierauf säumte Zuccato nicht, 3000 Russen unter dem Obersten O'Rurk den Bedrängten zu Hülfe zu schicken. Weliko diente ihnen zum Wegweiser: unfern Jassica trafen sie die Serben in den Bergen: und diese wurden nun wieder muthig genug, in die Ebene Warwarin herab zu steigen.

Mit Vergnügen sah dies Churschid Pascha: „Immer habt ihr geklagt," sagte er zu seinen Türken, „daß ihr die Serben nie in der Ebene antreffen könnt. Sehet! hier ist Ebene und hier sind die Serben! Wohlan, jetzt wird sich zeigen, ob ihr das kaiserliche Brod zu essen verdient." So griff er Russen und Serben an. Jedoch das russische Quarré zeigte sich unerschütterlich: unter dem Schutz desselben, wie sonst an das Gebirge gelehnt, machten die Serben die glücklichsten Anfälle, sie erbeuteten 7 Fahnen. Am Abend sah sich Churschid genöthigt, eine Schanze zu errichten.

In dem aber hatte sich erst die ganze Gefahr entwickelt. Die bosnische Macht war, 40,000 Mann stark, über der Drina. Nachdem die Türken eine Weile das Land geplündert, hatten sie sich auf Losnitza geworfen; sie beschossen es zwölf Tage lang aus Kanonen und Bomben mit aller Macht, und schwerlich konnte sich Antonie Bogitschewitsch, Woiwode daselbst, wie tapfer er auch war, noch lange halten.

Kara Georg erklärte, nie schwerere Bedrängniß gefühlt zu haben, als bei dem Zusammentreffen dieser Angriffe. Er forderte neue Hülfe von Peter, der in der Kraina sein Unternehmen fortsetzte: „eine Minute eher", sagt er, „damit er deren eine Minute eher nach der Drina senden könne."

Da wollte nun das Glück, daß Churschid Pascha, durch den Widerstand, den er bei jedem neuen Versuche fand, ermüdet ward

und zurückzog. Es mochte dazu beitragen, daß die Russen nach manchen vergeblichen Versuchen endlich doch Ende September 1810 Ruschtschuk einnahmen, leicht auch einem Pascha von Nisch von einer anderen Seite her gefährlich werden konnten.

Hiedurch bekamen nun die Serben freie Hand gegen Bosnien.

Unverweilt, mit aller Mannschaft, die in diesen Gegenden entbehrt werden konnte, mit dem Volke von Kragujewaz, Smederewo, Grozka und Belgrad, auch einigen Kosacken, brach Kara Georg auf, Losnitza zu entsetzen. Von Schabaz kam Luka Lasarewitsch, Jacob Nenadowitsch von Waljewo. In der Nacht zum 5. October erschienen sie sämmtlich eine halbe Stunde weit vor dem bosnischen Lager und warfen eine Schanze auf. Die Türken hatten Muth genug, mit dem Morgen den Kampf von selbst zu eröffnen; allein gar bald waren sie aus allen ihren Stellungen vor der Stadt nach ihren größeren Schanzen an der Drina getrieben, und hart vor ihnen, noch am Abend, befestigten sich die Serben. Des anderen Tages kam es zu einer entscheidenden Schlacht. Man griff sich zuerst mit den Kanonen und dem kleinen Gewehrfeuer an; dann wurde man handgemein. „Anders war es nicht", sagt Kara Georg „wir haben uns unter einander gemischt und zwei Stunden lang mit den Säbeln geschlagen, viele Türken haben wir getödtet, viele türkische Köpfe abgehauen; ihrer sind drei Mal mehr umgekommen, als von den Unseren; größere Schlacht war niemals; uns ist der Kampfplatz geblieben." — In der That hatten die Türken so viel gelitten, daß sie in diesem Jahre noch Etwas auszurichten verzweifelten und über die Drina zurückgingen. Schon war Kara Georg auch den Fluß hinüber und eilte ihnen nach. Jedoch des anderen Tages erschienen Abgeordnete des Pascha, welche auf das Uebereinkommen antrugen, daß man weder von der einen noch von der anderen Seite die Drina überschreiten werde: und hierbei blieb es.

Sahen die Serben dann um sich, so hatten sie einen glücklichen Feldzug gemacht. O'Rurk hatte, als er ihnen zuzog, Bania, das noch vom vorigen Jahre her in türkischen Händen war: als er zurückging, Gurgussewaz genommen; Kladowo war gefallen. Alle diese Plätze übergaben die Russen serbischer Besatzung.

Wohl waren nun so kühne Pläne, wie im Anfange gehegt worden, — Bosnien zu erobern, in Verbindung mit den Montenegrinern die alte serbische Nationalität wieder zu erwecken, — bei weitem nicht ausgeführt: Serbien war vielmehr selber in die größte

Gefahr gerathen: zwei Jahre nach einander hatte es um sein Dasein kämpfen müssen; aber dafür war es jetzt auch um Vieles stärker als zuvor. Es war mit nichten wieder auf das Paschalik Belgrad beschränkt worden; vielmehr hatte es Bezirke von allen umliegenden Paschaliks und Sandschaks an sich gebracht: von Widdin die Kraina, Kliutsch und Zrnareka, von Nisch Alexinaz und Bania, Städte und Landschaft; von Leskowaz besaß es Parakyn und Kruschewaz, von Nowipasar das altberühmte Kloster Studenitza, nach welchem sich jetzt wieder eine Nahia nannte, von Swornik in Bosnien wenigstens die Bezirke diesseit der Drina, Jadar und Radjewina.

Ein gar nicht unbedeutendes Land, fruchtbar und culturfähig, war dergestalt der Herrschaft des Islam entrissen und den Eingeborenen zurückgegeben.

Wenn nur nun auch, den Streitigkeiten zum Trotz, die wir mitten unter den Waffen wieder aufflammen sahen, sich die inneren Einrichtungen befestigten!

Dreizehntes Capitel.

Innere Entzweiungen; monarchische Gewalt.

Wir müssen noch einmal des Feldzuges von 1809 gedenken, der, wie wir sahen, den Feindseligkeiten der Gospodare wider den Oberanführer, dem sie eine nicht hinreichende russische Gesinnung zur Last legten, neue Nahrung gab.

Noch in dem Lager von Losnitza brach damals, sobald nur die Türken gewichen waren, der Streit aus. Jacob Nenadowitsch fragte, wer künftig diese Grenzen vertheidigen solle? Ebenderselbe, antwortete Kara Georg, der es bis jetzt gethan hat. Mit nichten, versetzte Jacob — denn ihm selbst hatte dies obgelegen —; vielmehr mögen es die versuchen, welche auswärtige Hülfe von sich weisen und uns den Feind auf den Hals laden. Er ließ seine Truppen zusammentreten und stellte ihnen seinen Neffen, den Prota, vor: „Sehet da, rief er aus, diesen hab ich gesendet und er hat euch einen gnädigen Kaiser gefunden. Aber Mladen und Miloje verschmähen den Beschützer, und wollen selbst Kaiser und Könige sein." [1])

Auf der Skupschtina von Neujahr 1810 erschien Jacob mit einer größeren Anzahl von Momken und Anhängern als irgend ein andrer, beinahe 600 Leuten. Diese schrien in den Straßen: wir wollen den Kaiser! Er stürmte in den Versammlungen wider Mladen. Kara Georg sprach: wenn es Mladen schlecht gemacht hat, so sitze du künftig an seiner Stelle und mache es besser; ihr Anderen wollet den Kaiser; wohlan ich will ihn auch.

1) Cyprien Robert macht aus dem Lager von Losnitza eine diète armée. Die Worte, die nach der früheren Ausgabe unseres Buches bei Boué ganz richtig gegeben sind, „il vous a trouvé un gracieux empereur," verändert er dahin: que le tzar avait daigné d'accepter la couronne de Serbie. Welch eine Thorheit! Und so geht das fort.

Die Worte Jacobs an die Skupschtina, die Boué so übersetzt: „si

So viel erreichte Jacob hiedurch wirklich, daß Mladen und Miloje, denen man noch unmittelbarere Schuld beimaß als dem Oberanführer selbst, weichen mußten, er selber dagegen Präsident im Senate ward. Unter dem Vorwande, man könne so viele Beamte nicht bezahlen, entfernte er die Sowietniks, welche ihm mißfielen, und es sah ganz aus, als werde er die Gewalt fortan mit Kara Georg theilen. Unter seinem Einfluß ward eine Gesandtschaft nach dem russischen Lager abgeordnet, Hülfe nachzusuchen.

Den Uebrigen that jedoch diese Aenderung noch nicht Genüge. Milenko sollte ein Mitglied der Gesandtschaft sein; als er aber nach Poretsch gekommen war, hielt er für hinreichend, seinen Secretär mitzusenden, er selbst kündete dem Oberanführer geradezu den Gehorsam auf und setzte seine Bezirke in Empörung.

Ein anderer Gospodar dagegen, Peter Dobrinjaz, hatte sich aus eigener Macht als Gesandter aufgestellt. In Begleitung Rodofinikins hatte er sich ins russische Lager begeben und hier, unter dem Schein, als sei er von seiner Nation dazu beauftragt, um dessen Rückkehr mit einigen Hülfstruppen gebeten. Indem er die Russen wider Kara Georg aufregte, meldete er zugleich den Serben, sie würden keine Unterstützung bekommen, solange sie nicht den Oberanführer und den ganzen Senat änderten. Er gab seine Pläne nicht auf, auch als die wirkliche Gesandtschaft ankam. Er wußte ihr Oberhaupt, Milan von Rudnik, zu überreden, daß Kara Georg nach der unbeschränkten Herrschaft trachte, und von demselben — man ist erstaunt, auf welche Wege diese Leute sich verlieren — die Beistimmung zu einer untergeschobenen Vollmacht zu erlangen, welche er mit seinen Anhängern zu eigenen Gunsten aufgesetzt hatte.

Wir wissen jedoch schon, daß sie mit alle dem nichts ausrichteten. Kara Georg fand durch einen seiner Freunde, den Archimandriten Philippowitsch, Gelegenheit, Kamenskij besser zu unterrichten, und dieser erließ jene Proclamation, deren wir gedacht haben, und der es besonders zu danken war, daß im Jahr 1810 Alle zusammen so gute Anstrengungen im Felde machten.

Das hinderte aber die Gospodare nicht, noch während des Feldzuges auch auf ihre inneren Streitigkeiten Bedacht zu nehmen.

Mladen a mal fait, prends sa place et fais mieux," nimmt er wörtlich auf; wenn es aber dann bei Boué ganz richtig weiter lautet: vous voulez l'empereur, moi aussi, so läßt ihn Mr. Cyprien sagen: vous autres, vous voulez l'empereur russe; essayons de l'empereur russe.

Im Hauptquartier Zuccato's trafen Peter, Milenko und Milan zusammen; das Lager bei Losnitza vereinigte Jacob Nenadowitsch und seine Anhänger; sie hatten da gute Gelegenheit, sich untereinander zu besprechen und neue Maßregeln zu verabreden. Kara Georg war zu mächtig und abermals viel zu thätig im Felde gewesen, als daß sie die Absicht hätten fassen können, ihn sofort zu entfernen. Aber sie dachten ihn zu beschränken und es dahin zu bringen, daß sie ihn künftig einmal absetzen könnten. Wenn nur erst ein russisches Regiment angekommen sei, um dessen Herbeisendung zu bitten Milan den Auftrag hatte, von dem sie dann nicht zweifelten, daß es durch seine bloße Anwesenheit ein Gewicht zu ihren Gunsten für sie in die Wagschale werfen werde, — so hofften sie sich durch ihr altes Ansehen, ihre Momken, ihre Verbindungen in Belgrad, selbst durch eine Erhebung des mit Mladen unzufriedenen Volkes stark genug zu sehen, um einen kühnen Schlag auszuführen. Von der größten Wichtigkeit mußte nun die nächste Skupschtina werden.

Nicht willkürlich, wie wir wissen, war der Streit der Gospodare und des Oberanführers, sondern er lag tief in der Natur der Dinge.

Das ist zwar eine wunderliche Einbildung, in den Gospodaren Unterdrücker des Volkes, in Kara Georg einen Vertheidiger desselben sehen zu wollen, nach Ansichten, die nicht einmal im Abendlande richtig sind, von wo man sie hernimmt, auf den Orient aber gar nicht passen.

Eher könnte man eine Vorstellung der Bedeutung des Streites gewinnen, wenn man bedenkt, welch einen ganz anderen Gang später die griechischen Angelegenheiten hätten nehmen müssen, wenn Einer von den Capitäns ein Uebergewicht gewonnen hätte wie Kara Georg. Die Einheit der Nation, die Nothwendigkeit der Kriegführung forderten auch die Einheit der Macht.

Wir wollen nicht sagen, daß das Heil des Landes in einer Unterwerfung der Gospodare gelegen habe; vielmehr hatten diese wohl Recht zu einem gewissen Grade von Selbständigkeit, da sie in ihren Bezirken das Beste gethan und einen persönlichen localen Anhang daselbst besaßen. Viel besser, wenn man sich verständigte. Da dies aber nicht gelang, sondern jeder Tag neue Zwistigkeiten brachte, so mußte sich nun bei dem Zusammentreffen der beiden Tendenzen zeigen, welche die stärkste bleiben würde.

Kara Georg hatte den Vortheil, daß ihm die Pläne seiner Gegner zeitig genug bekannt wurden.

Eines Tages besuchte er den Luka Lasarewitsch, welcher, um der Wunde zu pflegen, die er an jenem heißen Tage vor den türkischen Schanzen bekommen hatte, noch in seiner Hütte lag. Halb im Scherz sagte Kara Georg: „so gehe es Jedem, der nicht recht thut." Luka merkte auf. Er war mit in dem Verständniß und glaubte fest, Alles sei entdeckt. Sei es nun, daß ihn alte Ergebenheit gegen den Anführer bewog, oder daß er vor allem die Schande fürchtete, wenn es mißlinge — denn er hatte viel Ehrgeiz —, oder was sonst, genug, er entdeckte, soviel er wußte. Kurz darauf kam Milans Geheimschreiber, Lasar Woinowitsch, in das Lager; Kara Georg unterließ nichts, um ihn zu gewinnen; von ihm ward er noch umständlicher und sicherer unterrichtet.

Hierauf beschloß Kara Georg, nicht allein seine Macht zu vertheidigen, sondern zugleich diejenige zu brechen, die den Gegnern zustand. Auch hiezu gaben ihm diese die beste Gelegenheit. Indem sie sich — Neujahr 1811 — nicht frühzeitig genug zu der Skuptschtina einstellten, Milenko und Peter nicht, weil sie die Ankunft des russischen Regimentes abwarten wollten, Jacob nicht, weil er nicht ohne die beiden Bundesgenossen erscheinen mochte, ließen sie dem Oberanführer Raum, über die kleinen Woiwoden, die jetzt fast allein zugegen waren, ein überwiegendes Ansehen geltend zu machen, um so mehr, da er seinen Vortheil mit dem ihrigen zu verbinden verstand.

Und so gelang demselben, auf diesem Landtage ein paar Beschlüsse durchzusetzen, welche den ganzen Zustand des Landes veränderten. Der erste war, daß in Zukunft die Woiwoden nicht mehr von größeren Gospodaren, sondern unmittelbar von Oberanführer und Senat abhängen sollten. Es ward fast eine neue Landesvertheilung vorgenommen. Die Bezirke, welche bis jetzt Milenko durch Buljukbaschen hatte verwalten lassen, wurden unter acht Woiwoden ausgetheilt. Milosch, der im Namen Milans zwei Bezirke, die von Rudnik und Poschega, innehatte, verlor den einen ganz und von dem andern zwei Drittheile. Woiwoden, wie Antonie Bogitschewitsch, Milosch Potzeraz, Stojan Tschupitsch, die bisher von Jacob oder Luka abhängig gewesen waren, fanden sich nunmehr selbständig. Man kann erachten, daß dies allen Befehlshabern untergeordneten Ranges wohlgefiel, daß sie eine Macht des Oberanführers, durch welche sie so sehr begünstigt wurden, hinwiederum beförderten.

Unmittelbar hiemit hing der zweite Beschluß zusammen, der eine völlige Umgestaltung des Senates betraf. Man trennte seine richterlichen und verwaltenden Functionen. Für jene ward aus den minder bedeutenden Sowietniks ein Obergericht gebildet; diese dagegen sollten den wichtigsten Männern in Form eines Ministeriums anvertraut werden. Sie sollten Verwalter, Popetschiteli, der eine des Krieges, der andere der Justiz, der dritte der auswärtigen, und so fort, der geistlichen Angelegenheiten, des Innern, der Finanzen, heißen. Die Absicht war, neben Mladen, Knes Sima Markowitsch und Dosithei Obradowitsch, ergebenen Anhängern Kara Georgs, auch Jacob, Milenko, Peter in diesen Ministerien zu beschäftigen. Durch die erste Einrichtung ward ihnen ihre bisherige Gewalt großentheils genommen: sie wurden von ihren Bezirken gleichsam losgerissen; durch die zweite war eine Stellung außerhalb ihrer alten Verhältnisse für sie gefunden, eine Stellung jedoch, die ihnen, da die Hauptsache, das Ministerium des Krieges, in Mladens Hände gelegt war, nur wenig freie Wirksamkeit gestattete. Fügten sie sich, so hatte Kara Georg gewonnen. Auch für den Fall aber, daß sie sich nicht fügen möchten, ward schon gesorgt; auf dem Landtage hatte man ein Gesetz gemacht, daß durch die bloße Widersetzlichkeit gegen die Beschlüsse die Verbannung verwirkt sein solle. Nachdem alles dies beschlossen war, ließ der Oberanführer die Woiwoden schwören, daß sie ihm und keinem Anderen gehorchen wollten; darauf trennten sie sich auf seinen Befehl, und ein Jeder ging sofort in seinen Bezirk.

So weit war es gekommen, als Milenko und Peter im Geleite des russischen Regimentes endlich in Belgrad anlangten. Allerdings konnten sie sich noch widersetzen. Hielten sie nur zusammen, so war ihr vereinigtes Ansehen von großer Bedeutung. Sie hatten den Heiducken Weliko auf ihrer Seite, dem jede Ordnung verdrießlich war, und der sich schon seit vorigem Jahr in trotziger Absonderung hielt. Auf dem Landtage waren damals über seine Gewaltthätigkeiten und gar mannichfaltigen Vergehungen so viele Klagen eingelaufen, daß man ihn in einen Thurm sperren wollte. Er versammelte seine Momken und sprach: „Als ich hierher kam, dachte ich gefragt zu werden, wie viele Wunden ich bekommen, wie viele tapfere Gefährten ich verloren habe, wie viele Pferde unter mir gefallen seien; allein man fragt mich: wie viel Mädchen ich geküßt habe; kommt und laßt uns von hinnen gehen!" Jetzt erschien er an der Seite der andern Gospodare in Belgrad mit 70 entschlossenen

Gefährten, — Bekjaren, insofern sie von ihm besoldet wurden, Momken, insofern sie ihm persönlich verpflichtet waren, — die zu jedem Unternehmen bereit waren. Auch in der Stadt hatten die Gospodare eine starke Partei. Und so hätten sie wohl etwas Ernstliches unternehmen können. Allein schon war ihre Einheit und Kraft durch einige Verluste gebrochen. Milan, auf den sie jetzt unbedingt zählen konnten, war in Bucharest, nicht lange nachdem Lasar Woinowitsch zu ihm zurückgekommen, erkrankt und noch in den letzten Tagen des Jahres 1810 gestorben; Einige behaupteten, er sei durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Noch mehr bedeutete, daß Jacob Nenadowitsch anderen Sinnes wurde. Er entschied sich, eine Stelle im Senate anzunehmen; indem er seinen Sohn Efrem mit der Tochter Mladens verheirathete, schloß er sich ganz an die Partei Kara Georgs. Statt mit einer zahlreichen Mannschaft, erschien er nur mit zwei Momken, auf einem Schlitten, in Belgrad. Peter und Milenko blieben mit Weliko allein.

Und auch diesen wußte man von ihnen zu trennen. Kara Georg, der ihn reich mit Gelde beschenkte, ihm seine Woiwodenwürde zu Bania, welche er durch seine Flucht vor dem Jahre fast verwirkt hatte, erneuerte, und ihn oft Sohn nannte, sagend: nicht lieber sei ihm Alexa, sein Erstgeborner, wußte ihn völlig zu gewinnen. Um ihn aber nicht zwischen den neuen und den alten Verpflichtungen schwanken zu lassen, traf man Anstalt, ihn zu entfernen. Man erdichtete einen Brief: die Türken seien von Nisch her eingebrochen und schon bis Bania vorgerückt; ein Tartar, mit Schweiß bedeckt, mußte denselben überbringen. Hierauf brauchte man den Heiducken weiter nicht anzutreiben. Mit allen seinen Bekjaren brach er ohne Säumniß auf, um seine Woiwodschaft zu erretten.

Da verloren auch Milenko und Peter den Muth, etwas zu unternehmen. Vornehmlich drang Stephan Schiwkowitsch, der reichste Mann in Belgrad und ein alter Gegner Mladens, noch einmal in die beiden Häupter, ihr Glück zu wagen: er hätte gewünscht, daß man geradezu mit einem Sturme auf das Haus Mladens begonnen hätte. Peter und Milenko entgegneten: es fehle ihnen an Leuten. Schiwkowitsch sagte: „sind wir nicht unser drei und haben unsere Momken? auf die ersten Schüsse wird das Volk in der Stadt aufstehen, welches den Mladen haßt, und das Volk auf dem Lande, welches nach Beute begierig ist, hereinkommen, uns zu unterstützen.“ Sie wendeten weiter ein: es fehle ihnen selbst zu dem ersten Anfange an Munition. Schiwkowitsch ging, sammelte deren ein paar Säcke

voll und brachte sie ihnen. Allein, wie gesagt, sie waren, einer wie der andere, durch das bisherige Mißlingen bereits muthlos geworden. Bei den Anträgen des Schiwkowitsch blieben sie am Kamine sitzen, antworteten nichts und störten nur mit der Ofengabel in den Kohlen.

Um seiner Sache völlig sicher zu sein, mußte Kara Georg nur noch in Erfahrung bringen, was er von dem russischen Regiment — es war das Regiment Neuschlot — zu erwarten habe, wie dessen Oberst Balla gesinnt sei. Hatte er sich jemals den Russen abgeneigt gezeigt, so war es nur geschehen, weil er sich, und zwar durch die Versicherungen der Gegner selbst, überreden ließ, daß seine Feinde und Nebenbuhler an jenen eine Stütze und einen Rückhalt gefunden. Kara Georg wollte endlich ins Klare kommen. Eines Tages, nachdem sie alle, Georg, Peter, Milenko, mit dem Obersten bei Mladen gespeist und alsdann den Fremden, um ihm Ehre zu erzeigen, nach Hause begleitet hatten, gerieth Kara Georg, und vielleicht nicht ohne Absicht, eben dort in einen heftigen Wortwechsel mit Milenko. Schon befahl er seinen Momken, dem Gegner den Säbel abzunehmen. Balla bat für Milenko, der bei ihm in demselben Hause wohnte. Eben das war der Augenblick, den Kara Georg erwartet hatte. Er nahm seine Mütze ab und beschwur Balla, beim Brode seines Kaisers, ihm zu sagen, ob er gekommen sei, Milenko's Partei zu unterstützen. Balla antwortete: er sei gekommen, um der Nation unter Kara Georgs Oberanführung Beistand zu leisten. „So laß mich," rief dieser aus, „deine Hand statt der Hand des Kaisers fassen und küssen." Er wollte keine andere Versicherung; er dachte nicht weiter an den Wortwechsel mit Milenko, es war ihm genug, daß er sich auch von dieser Seite sicher sah.

Des anderen Tages aber schritt er dazu, die ganze Sache zu Ende zu führen. Er schickte die Bestallungen an Milenko und Peter, welche diese von ihrem Oberbefehl hinweg in den Senat versetzten. Sollten sie es annehmen? Es war nur allzudeutlich, daß sie, nach Jacobs Uebertritt zu ihrem Gegner, auch in dem Senat, wo sie die Minderzahl ausgemacht hätten, nicht viel würden bedeutet haben. Sollten sie es verweigern? Die Verbannung stand ihnen bevor. Sie entschlossen sich dennoch zur Verweigerung, in der Hoffnung, man werde sie, wie sie baten, in ihren Bezirken als Privatleute leben lassen. Da sich indeß ihre Macht weniger von gesetzlicher Berechtigung als von ihrem persönlichen Ansehen herschrieb, hütete man sich wohl, es ihnen zu gestatten; man schlug des anderen

Tages die Decrete, durch welche sie verbannt wurden, an die Straßenecken an. Alle ihre angeblichen oder wahren Vergehungen wurden ihnen darin vorgehalten: dem Peter Dobrinjaz seine Flucht von Deligrad, seine Entfernung mit Rodofinikin, seine Anmaßung, ohne alle Bestallung als Abgeordneter der Nation gelten zu wollen, auch der Rückstand seiner Rechnungen über eingegangene Mauth, Milenko'n aber seine Empörung zu Poretsch, unrechtmäßige Verwendung russischer Hülfsgelder zur Bezahlung eigener Bekjaren und ähnliche Eigenmächtigkeiten. Dann sagte man ihnen: „hier ist Oestreich, da die Türkei, dort endlich die Walachei und Rußland; wählt, wohin euch zu gehen beliebt.“ Sie wählten das letzte. Unter einer Bedeckung von Kosaken und Serben ließ sie Kara Georg, nachdem er zuvor Poretsch und Kladowo mit sicheren Truppen besetzt hatte, durch den Poscharewazer Bezirk an die Donau geleiten.

Erst, als sie entfernt worden, kam ein Brief des Milosch, der jetzt an der Stelle seines Bruders Milan dessen Politik fortsetzte, wie er denn durch die neue Einrichtung ebenfalls beschränkt wurde, in Belgrad an, worin er den beiden Gospodaren seinen Beistand verhieß; sie waren schon über die Donau, als sich in ihren Bezirken eine Bewegung zu ihren Gunsten zeigte. Kara Georg, welchem die Hauptsache so wohl gelungen, ergriff auch hiegegen die dienlichsten Mittel. Leicht hätten die gewöhnlichen Truppen nicht wider ihres Gleichen fechten mögen; statt ihrer versammelte er nur Bekjaren und die Woiwoden mit ihren Momken; hierauf ohne Schwierigkeit erdrückte er die beginnende Empörung. Da nun unter den übrigen Woiwoden auch Milosch gekommen war, ward es ihm leicht, diesen wegen seines Briefes (dem Mladen war derselbe in die Hände gefallen) zur Rechenschaft zu ziehen. Man verfuhr glimpflich mit Milosch. Man gab ihm alle Gelegenheit, den Brief zu leugnen; Milosch erkannte ihn an. Man meinte, wohl nur Dmitri, sein Vertrauter, habe ihn dazu verleitet; Milosch betheuerte, ganz sein eigen sei der Brief. Dessenungeachtet entließ man ihn in Frieden, wohl auch deshalb, weil er noch nicht Macht genug besaß, um ihn fürchten zu müssen; es war genug, daß er dem Oberanführer und dem Senat künftig völlig gehorsam zu sein versprach.

Leonti, dem man noch immer nicht traute, ward nach Kragujewaz versetzt; mit dem neuen russischen Bevollmächtigten, Nedoba, verstand man sich sehr gut.

Und so war die Macht der großen Gospodare, die so tiefe

Wurzeln im Volke hatte, dennoch gebrochen; Kara Georg blieb Herr und Meister im serbischen Lande. Die Woiwoden, die dasselbe regierten, fortwährend mit einer nicht ganz geregelten Gewalt, waren fast ohne Ausnahme von ihm eingesetzt oder hingen von ihm ab, und keiner hatte Selbständigkeit genug, um ihm zu widerstehen. Der Senat, in welchem die Stellen Peters und Milenko's mit ergebenen Männern besetzt wurden, verwaltete im Sinne des Oberanführers und machte nicht auf Unabhängigkeit Anspruch. Es war eine öffentliche Gewalt gegründet, die sich aber ganz in den Händen Kara Georgs concentrirte. Er war der Fürst dieser kleinen Monarchie. Die mächtigsten Männer im Lande waren nur dadurch mächtig, daß sie sich eng an ihn angeschlossen hatten.

Vierzehntes Capitel.

Friede von Bucharest.

Bei allem, was erreicht worden war, Eine Grundbedingung alles politischen Daseins in dem neueren Europa, staatsrechtliche, völkerrechtliche Anerkennung, fehlte den Serben.

Fragen wir, wie dazu zu gelangen war, so reichte eine einfache Erklärung des Großherrn, wenn eine solche je ausgewirkt werden konnte, doch nicht hin. Bei dem tumultuarischen Zustande der öffentlichen Gewalt in dem osmanischen Reiche konnte sie in jedem Augenblick zurückgenommen werden; ein Fürst von Serbien hatte keine größere Rücksicht zu erwarten, als die Pascha's, die ihn umgaben. Das war nun einmal der Charakter der osmanischen Regierung, daß ihr nicht vertraut werden konnte ohne die Gewährleistung einer auswärtigen Macht.

Wer aber durfte eine solche über sich nehmen? Ließe es sich erreichen, so wäre freilich das Beste, daß das gesammte Europa sich hierzu vereinigte. Allein ist dies in friedlichen Zeiten so schwer, daß man daran verzweifelt, wie hätte in jenen Tagen stürmischer Weltbewegung daran gedacht werden können?

Auch von den einzelnen Mächten aber war wenig zu erwarten.

Wie sollte Oestreich, das bald nach der einen, bald nach der anderen Seite gewendet, unaufhörlich um sein Dasein zu kämpfen hatte, sich entschließen, den einzigen Nachbar, der ihm Frieden ließ, den türkischen Sultan, durch eine demselben unbequeme Garantie zu verletzen?

Von Napoleon ist einmal die Rede gewesen. Im Jahre 1811 haben sich die Osmanen nicht abgeneigt gezeigt, dem jungen serbischen Staate unter gewissen Beschränkungen Anerkennung zu Theil

werden zu lassen;[1]) Churschid-Pascha hat dem Kara Georg ein Verhältniß angeboten, wie es den Hospodaren der Moldau und Walachei zustehe, und, soviel wir hören, sich hiefür die Garantie Napoleons gefallen lassen, von dem man damals schon sah, daß er kein Freund Rußlands mehr war. Wir wissen nicht, ob demselben wirklich der Antrag gemacht worden; wenigstens hätte es keine Folgen gehabt. Wie hätte auch Serbien sich auf die Unterstützung einer Macht verlassen können, deren natürliches Interesse, die Türkei stark gegen Rußland zu sehen, nach kurzer Verdunkelung jetzt wieder hervortrat?

Keine andere Macht blieb übrig als Rußland, dem die Serben sich von Anfang an angeschlossen, mit welchem aber der Großherr noch immer in offenem Kriege lag.

Als Churschid jenen Antrag machte, war seine Absicht militärischer Art. Er stellte die Bedingung, daß den Bosniaken freier Durchzug durch Serbien bewilligt werde. Wenn dies nachgegeben wurde, Serbien in Frieden war, das bosnische Heer ohne viele Umwege an die mittlere Donau gelangen konnte, so ließ sich noch hoffen, den Russen, die ohnehin soeben einen Theil ihres Heeres an die polnischen Grenzen zurückzogen, die beiden Fürstenthümer abzugewinnen.

Konnte aber wohl Kara Georg auf Anträge dieser Art eingehen?

Den Durchzug der Bosniaken durch Serbien durfte er nimmermehr bewilligen. Der durch die langen blutigen Kämpfe angewachsene Haß der bosnischen Muhammedaner gegen die serbischen Christen würde sich bei der ersten Berührung entladen und zu offenen Feindseligkeiten geführt haben. Keine Zusage des Großherrn oder eines Pascha's konnte ihn dagegen sichern.

Aber auch von den Russen durfte er sich nicht trennen.

Der Feldzug derselben im Jahre 1811, der sich Anfangs ungünstig angelassen, führte doch in Kurzem zu größeren Vortheilen, als je ein früherer. Der Großwesir folgte dem russischen Heere auf das linke Donauufer, aber mit so schlechter Vorsicht, daß es diesem gelang, das verschanzte türkische Lager, welches, um die Ver-

1) Im Jahre 1810, noch vor der Eroberung Silistria's hat Kaminskoi das Ultimatum festgestellt: une constitution pour les Serviens qui formeraient un état tributaire sous la protection de la Porte. Berichte Norvins von Silistria.

bindung mit dem Innern des Reiches zu erhalten, auf dem rechten Ufer zurückgeblieben, zu überfallen und zu erobern. Hierauf gerieth der Großwesir in die gefährlichste Lage; nachdem er selbst mit Mühe entkommen, dachte er — schon um die zurückgelassenen Moslimen zu befreien — ernstlich auf den Frieden.

Auch den Serben mußte dies zu Statten kommen. Kara Georg hatte die Anträge, die ihm von Churschid gemacht worden, ins russische Hauptquartier geschickt. Nachdem er Antwort von da bekommen, erklärte er den Osmanen: er denke nicht, abgesondert zu unterhandeln; doch wolle er sich allem unterwerfen, was zwischen den beiden Kaisern zu Constantinopel und Petersburg verabredet werde.

Ohne Zweifel hatte man ihm versichert, daß beim Frieden die serbischen Angelegenheiten nicht vergessen werden sollten. Was aber konnte dem Lande Besseres begegnen, als wenn seine Verhältnisse in einem Frieden zwischen beiden Mächten festgestellt wurden? Eben das war die Garantie, deren es bedurfte.

Auf das Engste schloß sich dergestalt die serbische Nation an Rußland an. Freilich mußte sie hierauf, wie an Glück und Erfolg, so auch an dem Unglück und den Gefahren dieses Reiches Theil nehmen.

Nun erhob sich aber eben für dieses Reich der gefährlichste Kampf, den es jemals bestanden hat. Jenes Einverständniß zwischen Rußland und Frankreich, das in Tilsit gegründet, in Erfurt befestigt worden, löste sich seit dem Ende des Jahres 1810 vor den Augen Europa's allmählich wieder auf. Im Anfang des Jahres 1812 sah Jedermann, daß es zwischen den beiden Reichen zu einem entscheidenden Kampfe aus allen Kräften kommen werde. Bald darauf setzte sich ein Heer gegen Rußland in Bewegung, wie Europa noch keines gesehen, unter einem Feldherrn, der unter den größten militärischen Talenten aller Jahrhunderte seinen Rang behaupten wird; ein Kampf stand diesem Reiche bevor, nicht um mäßigen Gewinn oder Verlust, sondern ein solcher, wie ihn Andere bereits hatten bestehen müssen, um das politische Dasein, um das Leben selbst.

Napoleons Sinn war nun, was ihm bei den deutschen Mächten gelang, auch bei den Osmanen durchzusetzen, sie mit sich in diesen Kampf fortzureißen. Was hätte leichter scheinen sollen, da die Osmanen ohnehin mit Rußland im Kriege lagen? In dem Vertrage mit Oesterreich erkannte Napoleon die Integrität des osmanischen Reiches wieder an; in einem geheimen Artikel desselben heißt

es: man werde dieses Reich einladen, sich dem Bündniß gegen Rußland anzuschließen. Er schmeichelte sich, wenn er den Türken die Wiedereroberung der Krim verheiße, sie mit allen Kräften an dem Kriege Antheil nehmen, in Kurzem 100,000 Osmanen in das Innere von Rußland eindringen zu sehen.

Man hat von französischer Seite immer behauptet, Napoleon habe zu lange gezögert, entschiedene Anträge in Constantinopel zu machen. Wie sein Minister der auswärtigen Angelegenheiten noch im Februar 1812 versichert, daß der französische Gesandte dort nichts gegen das russische Interesse thue, so behauptet ein Geschichtschreiber, der viele geheimen Papiere sah, daß dies nur allzuwahr, daß der damalige Gesandte zu einer großen Rücksicht verpflichtet gewesen sei.[1]

Vielleicht hielt Napoleon seine Anträge bei der großen Gelegenheit, die er den Osmanen eröffnete, ihre Macht wiederherzustellen, für unwiderstehlich, zu welcher Zeit immer er sie mache. Im Augenblick, daß er den Feldzug von 1812 wirklich eröffnete, ließ er es denn auch an dringenden Aufforderungen, glänzenden Versprechungen nicht fehlen.

Allein seine Zuversicht täuschte ihn. Man braucht es dem Einfluß des englischen Geldes oder der Ränke der beiden Morusi, von denen der eine in der Hauptstadt seine Thätigkeit dieser Sache gewidmet haben soll, der andere, Demetrius, den Reiseffendi als Dragoman begleitete, nicht allein zuzuschreiben, daß die Türken sich auch unter diesen Umständen zum Frieden geneigt zeigten: es gab auch bessere Gründe dafür.

Napoleon hatte einst die Besitznahme der Moldau und der Walachei durch die Russen nicht allein zugegeben, er hatte ohne alle Noth bei einer Eröffnung der Sitzungen des gesetzgebenden Körpers seine Billigung derselben ausgesprochen, so daß man in Rußland diese Provinzen bereits als einverleibt betrachtete; die Türken hatten in einem sechsjährigen Kriege vergebliche Anstrengungen gemacht, sie einzunehmen; jetzt erbot sich Kaiser Alexander, sie mit Ausnahme der Bezirke jenseit des Pruth zurückzugeben. Sollten die Türken dies zurückweisen? Sollten sie die Wiedererwerbung so ansehnlicher Gebiete von den Wechselfällen des Krieges abhängig

1) Bignon Histoire de France après la paix de Tilsit IV, 390: Napoléon n'a en effet auprès du grand Seigneur qu'un simple chargé d'affaires, auquel une grande réserve est prescrite.

machen? Selbst wenn dieser einen günstigen Erfolg hatte, wie leicht, daß es bei einem späteren Abkommen ging wie in Tilsit oder in Erfurt![1] Hat doch Kutusow, da er wenigstens in Einem Punkte seine Instructionen überschreiten mußte, sich darüber der Ungnade seines Herrn auszusetzen gefürchtet.[2] In dem Schreiben, das er am Tage des vorläufigen Abschlusses, bereits den 4. Mai, an Kaiser Alexander erließ, glaubt er sich mit den Vortheilen, die er verschafft, kaum darüber entschuldigen zu können, daß er keine größeren davontrage.

Genug, indem Napoleon noch auf die Theilnahme der Türken an seinem Unternehmen zählte, schlossen diese mit seinen Feinden Frieden.

Und in diesem Frieden nun ward auch Serbiens ausführlich gedacht.

Die Serben werden darin noch immer als ein unterworfenes, dem Großherrn tributpflichtiges Volk bezeichnet, die Zugeständnisse, die er bewilligt, als ein Ausfluß seiner Barmherzigkeit und Großmuth: das Wort Garantie ward nicht darin gehört. Mochte dem aber sein, wie ihm wollte, die Thatsache allein, daß der Nation in einem Vertrage mit Rußland Rechte bewilligt wurden, war eine Neuerung von unberechenbarer Wichtigkeit: eine feierliche Verabredung war getroffen worden, und Rußland konnte darüber halten, daß sie beobachtet würde.

Diese Verabredung selbst erfüllte nun zwar nicht alle Wünsche und Forderungen der Serben, aber sie gewährte ihnen auch keinesweges unbedeutende Rechte.

Wogegen sich die Pforte immer am heftigsten gesträubt, die Festungen des Landes serbischer Besatzung zu überlassen, das konnte ihr unter den veränderten Umständen, da ihr die Feindseligkeit

1) Mémoires du duc de Rovigo V, 290: Ils se rappelèrent qu'à Tilsit on les avait abandonnés après qu'ils ne s'étaient mis en campagne que pour nous; ils nous rendirent la pareille.

2) Auszug daraus in Michailewski Danilewski, Der vaterländische Krieg I, p. 74. Damit fallen denn die Erzählungen des angeblichen Homme d'état Br. XI, p. 317 von selbst weg. Die Grundzüge des Friedens waren von der englischen Politik schon längst ins Auge gefaßt. Schon in einem Schreiben vom 30. Januar 1808 sagt Sir Robert Adair: it is hoped, that this peace may be brought about by prevailing on the emperor, to depart from his pretensions to Wallachia and Moldavia and to be content with some augmentation to the security of his frontier on that side.

Napoleons gegen Rußland zu Statten kam, vollends nicht abgewonnen werden. Der Friede spricht ihr das Recht zu, die Festungen mit ihren Garnisonen zu besetzen.

Dagegen aber wurde den Serben nicht allein, wie sich versteht, volle Amnestie und im Allgemeinen ein besserer Zustand, nach dem Muster einiger Inseln des Archipelagus, zugesichert, sondern man bezeichnete näher, worauf dieser beruhen sollte. Den Serben sollten ihre inneren Angelegenheiten selbst überlassen sein; sie sollten mäßige Steuern zahlen und diese selbst der Pforte überliefern; was hiezu nothwendig, sollte nicht einseitig von der osmanischen Regierung, sondern im Einverständniß mit der Nation angeordnet werden. [1])

Wenige Worte, aber von dem größten Gewicht, durch welche den Serben die volle innere Unabhängigkeit versichert zu werden schien.

Wenn sie nur auch in dem Sinne, in welchem sie gegeben waren, zur Ausführung gebracht wurden!

Auch dazu ließ sich Alles an, da der Plan gefaßt ward, die Franzosen in Dalmatien anzugreifen, und zwar zugleich durch eine Flotte, die aus dem schwarzen Meere kommen, und durch eine Landarmee, die ihren Weg durch Serbien und Rumelien nehmen sollte. Eine Truppenmasse von mehr als 20,000 Mann, mit Geschütz und leichter Reiterei, nicht ohne Kosaken, ward dazu bestimmt. Am 27. Juni setzte sich der Vortrab unter dem Grafen O'Rurk in Bewegung. Man traf Anstalten, Magazine an der Drina anzulegen, und sah sich bereits nach Leuten um, welche die Lieferungen übernehmen sollten, sowie nach landeskundigen Wegweisern zu dem Marsch durch Bosnien.

1) In Folge — hat man in Betracht des Antheils, welchen die Serben an diesem Kriege hatten, für billig erachtet, in Ansehung ihrer Sicherheit feierlich Verabredung zu treffen. — Ihre Ruhe kann auf keinerlei Weise gestört werden. — Die hohe Pforte wird den Serben auf ihre Bitte die nämlichen Vortheile zugestehen, welche ihre anderen Unterthanen in den Inseln des Archipels und in anderen Gegenden haben, und ihnen auch ein Merkmal ihrer Großmuth dadurch geben, daß sie die Verwaltung ihrer inneren Angelegenheiten ihnen selber überläßt, ihnen mäßige Steuern auferlegt, diese nur unmittelbar von ihnen empfängt, und die zu diesem Ende erforderliche Verfügung im Einverständnisse mit der serbischen Nation selbst trifft. (Art. 8.) — — Chios hatte nur einen Kadi und einen Musellim, die jedoch von den eingeborenen Primaten abhingen; auch die anderen Inseln konnten in Hinsicht der inneren Verwaltung als Republiken angesehen werden.

Bald aber ward dieser Gedanke aufgegeben. Soviel wir wissen, war England nicht für den maritimen Theil des Planes. Dem Kaiser Alexander ward vorgestellt, daß die Donauarmee ihm bei weitem nützlicher sein werde, wenn sie sich einem anderen Heerestheil, der in der Vertheidigung des Reiches begriffen sei, anschließe, als wenn sie sich an eine Unternehmung von so ungewissem Ausgang wage.[1]) Von Smolensk aus, am 15. Juli, gab ihr Alexander den Befehl, sich in Volhynien mit der dritten Westarmee zu vereinigen, die dort den Oestreichern und den von einem französischen General befehligten Sachsen ein weiteres Vordringen zu verwehren hatte.

Man kann nicht bezweifeln, daß Rußland Recht daran that, alle seine Kräfte zu dem Kampfe zusammenzuhalten, welcher über sein Dasein entscheiden mußte. Die Truppen, welche die Donau verließen, haben später an der Berezina mit gefochten.

Für Serbien aber lag darin ein großes Mißgeschick. Auch das russische Regiment, welches bisher in Belgrad gelagert, verließ jetzt das Land; und daß die Serben es ungern ziehen ließen, ist leicht zu glauben. Die Türken wurden nun durch keine Rücksicht auf eine drohende Heeresmacht in der Nähe zurückgehalten, ihrer natürlichen Absicht, Alles auf den alten Fuß herzustellen, den Lauf zu lassen.

Ihre ganze Politik nahm eine andere Richtung. Nachdem der französische Gesandte Andreossy in Constantinopel angekommen war, machten sich dort die nämlichen Betrachtungen geltend, wegen deren man in Europa über diesen Frieden erstaunte. Man vergaß, was man gewonnen, und bemerkte nur, daß unter so ungemein günstigen Umständen doch ein Theil des alten Gebietes aufgegeben worden. Demetrius Morusi mußte den Antheil, den er an diesem Frieden gehabt, mit dem Tode büßen.[2])

Diese Execution fand in dem Augenblicke statt, als die serbischen Abgeordneten, welche über die im Frieden nur im Allgemeinen angegebenen Bestimmungen nähere Abrede treffen sollten, im türkischen Lager erschienen. Eben auf die Unterstützung Morusi's hatten sie hiebei besonders gerechnet. Es versteht sich, daß sie die Ungunst dieses Umschwunges der Dinge zu fühlen bekamen.

1) Nach Valentini, Leben vom Krieg, Bd. III: Türkenkrieg, p. 157, war es eine Denkschrift des Generals Langeron, welche den Kaiser entschied.

2) Vgl. Walsh, Narrative of a journey from Constantinople to England p. 277.

Ein großer Nachtheil lag darin, daß die Fassung des Friedens mehr im Sinne der regelmäßigen Verwaltung eines europäischen Staates geschehen, als auf die besonderen Verhältnisse des osmanischen Reiches berechnet war.

Was bei den hergebrachten Vorstellungen über die Türkei ausführbar schien, die Festungen besetzt zu halten und dem Volke seine Freiheit und Autonomie zu lassen, hatte doch in der That große Schwierigkeiten. Die Garnisonen der Festungen waren in früherer Zeit zugleich die Herren des Landes. Noch lebten die Spahi, welche sich immer als Grundherren der Dörfer betrachtet hatten. Sollten diese ausgeschlossen bleiben oder zurückkehren? Und wenn das Letzte geschah und sie ihr früheres Verhältniß herzustellen suchten, wer sollte dann die Serben beschützen? Konnten diese auch nur den Anspruch machen, die so rühmlich geführten Waffen ferner zu tragen?

Wir dürfen nicht verkennen, daß, wenn der Friede die serbische Nation in Schutz nahm, dabei doch diejenigen Punkte, auf die es bei der Ausführung am meisten ankam, nicht genau bestimmt worden waren.

Als die serbische Regierung ihre Abgeordneten mit Auftrag versah, machte sie, wie sich denken läßt, die für sie vortheilhafteste Auslegung geltend. Sie erklärte sich bereit, der Pforte einen Tribut zu zahlen, in Belgrad einen Pascha mit einer bestimmten Anzahl von Leuten aufzunehmen und auch in den übrigen Festungen in Kriegszeiten eine türkische Besatzung zuzulassen; für gewöhnlich aber wollte sie, diese selbst zu besetzen, das Recht haben; die innere Verwaltung des Landes sollte von den Türken unabhängig bleiben.

Damit aber wurden die Abgeordneten in Constantinopel jetzt gar nicht mehr angehört. Man verwies sie an den neuen Großwesir Churschid-Pascha, der ihnen vor zwei Jahren in ihrem Lande so gefährlich gewesen und soeben ausdrücklich darum zur höchsten Stelle erhoben worden war, weil er ihnen Einhalt gethan habe. Bei ihrer Hinreise, noch in Nisch, hatte er sie gut aufgenommen; bei ihrer Wiederkunft zeigte er sich ganz verändert. Er verweigerte ihnen jede irgend genügende Antwort.

Unverrichteter Dinge kamen die Abgeordneten der Serben — Weihnachten 1812 — nach Hause zurück. Alle Verhandlung war auf eine Zusammenkunft, die im Januar 1813 zu Nisch statthaben sollte, verschoben worden.

Und hier nun stellte der Commissar der Pforte, Tschelebi Effendi, die türkische Auslegung des Friedens auf.

Er forderte nicht allein die Ueberlieferung aller Festungen, sondern auch sämmtlicher Waffen und Kriegsvorräthe. Die verjagten Türken sollten in Städte und Palanken zurückkehren. Nichts anderes besage der Friede von Bucharest, und Kara Georg möge nun sein Wort wahrmachen und sich demjenigen unterwerfen, was von beiden Kaisern beschlossen worden. Sei Jemand damit unzufrieden, dem stehe es frei, auszuwandern.

Sollten aber die Serben ihre Waffen ausliefern und die Türken in ihre Güter zurückkehren, so war dann auch eine weitere Herstellung des alten Zustandes zu erwarten. Die serbischen Abgeordneten wollten und konnten nicht darauf eingehen.

Hierauf, gegen das Frühjahr, sammelten sich die türkischen Heerhaufen in der Nähe der serbischen Grenzen. Sie hatten hier noch eine andere Angelegenheit gegen den Nachfolger Paßwan Oglu's zu Widdin, Molla-Pascha, den als einen eigenmächtig Erhobenen der Sultan nicht länger dulden wollte. Molla-Pascha hat, um sich zu retten, wirklich einmal den Serben angetragen, ihnen seine Feste zu überliefern. Allein zuletzt hat er sich doch nicht entschließen können, er, ein Türke, einen so entscheidenden Schritt zu Gunsten der Christen zu thun. Und vielleicht hätten auch diese es nicht angenommen. Wenigstens hatten sie von Petersburg die ausdrückliche Weisung, sich ruhig zu halten und die Türken nicht zu reizen, die dann auch nicht wagen würden, den Frieden zu brechen. Zugleich von einheimischen Gegnern in der Stadt bedrängt, mußte Molla-Pascha sich entschließen, seine Feste an die Türken aufzugeben.[1])

Es leuchtet ein, daß dies Ereigniß die strategische Lage der Serben um Vieles verschlimmerte; unter sehr ungünstigen Auspicien eröffneten sie noch einmal die Unterhandlung im Mai 1813.

Jetzt trat Kara Georg wirklich den Türken einen Schritt näher. Die Besetzung der Festungen gestand er zu; er forderte nur, daß den Serben die kleinen Waffen gelassen würden, welche sie schon sonst getragen hatten, und bestand darauf — denn davon hing die

1) Andreossy versichert, Molla-Pascha (der übrigens diesen Namen deshalb führte, weil er einst der Schreiber Paßwan Oglu's gewesen) sei nicht enthauptet noch massacrirt worden, wie man gesagt hat, sondern an der Pest gestorben, zu Scutari. Auch von anderer Seite ist mir dies bestätigt worden.

Ruhe des Landes ohne Zweifel ab —, daß wenigstens denjenigen Türken, welche man vertrieben habe, die Rückkehr verwehrt bliebe. Nie war man näher am Vertrage gewesen. Der Tschelebi Effendi, ein betagter Mann, versicherte: wie er schon manches schwierige Geschäft zu seinem Ende gebracht, so denke er auch noch dieses friedlich zu erledigen; er sendete die Erbietungen nach Constantinopel und versprach den Serben baldige Entscheidung.

Wir wollen nicht untersuchen, ob er wirklich so dachte; in der That aber war eine Schlichtung in diesem Sinne jetzt unmöglich.

Waren dies nicht dieselben Gegensätze und Entzweiungen, welche diesen Krieg überhaupt hervorgebracht hatten? Konnte man denken, daß die Spahi, welche einen großen Theil des Heeres ausmachten, das schon an den Grenzen des Landes lag, einwilligen würden, von ihrem Erbe ausgeschlossen zu werden, und zwar in einem Augenblick, als Alles sich zur Wiedererwerbung desselben günstig anließ?

Die Türken hatten jetzt die Moldau und Walachei wieder eingenommen; sie hatten Widdin wieder und waren Herren von Bulgarien. Besonderes Vertrauen flößte es ihnen ein, daß in demselben Frühjahr die heiligen Städte in Arabien von den Wechabiten befreit und deren Schlüssel nach Constantinopel gebracht worden waren.

Sollten da die siegreichen Heere des Großherrn nicht auch den Kampf mit der empörerischen serbischen Rajah beginnen?

Eben trafen die Nachrichten von der Schlacht bei Lützen ein, welche als eine Niederlage der Russen aufgefaßt wurde und vollends alle Rücksicht auf sie bei Seite zu setzen bewog. Meinten die Türken doch auch ohnehin nicht gegen den Tractat zu verstoßen, da die Serben die Auslegung zurückwiesen, die sie demselben gaben.

Entschlossen, die Vorrechte des Islam in den Grenzen des Reiches ungeschmälert aufrechtzuerhalten, rückten sie an die serbischen Grenzen und eröffneten den Krieg.

Fünfzehntes Capitel.

Krieg in Serbien im Jahre 1813.

In derselben Zeit, in welcher sich alle Kräfte des civilisirten Europa zu der größten Entscheidung, welche seit Jahrhunderten eingetreten ist, vorbereiteten und gegen einander aufstellten, kam es an den nächsten Grenzen dieser Welt unter denen, die wir, ohne ihnen zu nahe zu treten, Barbaren nennen können, zu einem Kampfe, der sich zwar an weltbeherrschender Einwirkung mit jenem nicht vergleichen läßt, aber für die Herrschaft des christlichen oder des islamitischen Prinzipes doch eine große Bedeutung hatte.

Er war nicht ganz ohne Zusammenhang damit. Der damalige französische Gesandte, leider zu wortkarg über seine Verhandlungen, berichtet nur, daß die Pforte trotz der Unglücksfälle der Franzosen sich dem Einfluß der coalisirten Mächte nicht hingegeben habe; er vielmehr habe in seinen Geschäften größere Leichtigkeit gefunden.

Um vieles weiter ging die populäre Meinung. Die in Serbien vorrückenden Osmanen erklärten unumwunden, ihre Absicht sei auf die Unterstützung Frankreichs gerichtet: der Großherr wolle an den Grenzen von Serbien eine Macht aufstellen, welche Oestreich bedrohen und eben dadurch verhindern solle, sich der Coalition anzuschließen. Daher erklärte man sich, daß, während sonst ein Pascha von Bosnien es für zu gering gehalten, mit den Serben zu schlagen, jetzt der Großwesir Churschid das Heer in Person gegen sie heranführte.

Die Meinung Andreossy's ist, daß England, um die Türken zu beschäftigen und nicht den Krieg an der Donau auf eine oder die andere Weise erneuern zu lassen, die Unruhen in Bagdad, die damit zusammenhangenden Bewegungen der Perser gegen das osmanische Reich begünstigt habe.[1]

1) Andreossy 209: L'Angleterre favorise et sème des mésintelligences du côté de Bagdad pour préoccuper les Turcs et les empêcher

In einem Augenblicke, wo alle Macht nur dahin gerichtet werden mußte, die große abendländische Frage, auf der die Wiederherstellung oder der Untergang der alten Staaten beruhte, zur Entscheidung zu bringen, wäre es ohne Zweifel ein allgemeines Unglück gewesen, wenn Oestreich oder Rußland in die Nothwendigkeit gerathen wäre, den Krieg an der Donau wiederaufzunehmen. Wie oft hatte man den Russen einen Vorwurf daraus gemacht, daß sie beim Ausbruch des letzten preußischen Krieges im Jahre 1806 ihre Kraft getheilt und zugleich einen Feldzug an der Donau zu unternehmen gewagt hatten!

Ob man dabei nicht doch immer etwas für Serbien hätte thun können? Wir lassen es unentschieden. In Europa waren die Gemüther in so großer Spannung, daß man dieser türkischen Händel wenig mehr gedachte; genug, Serbien blieb diesmal ohne Hülfe.

Vollkommen aber faßten die Serben die Wichtigkeit und den Ernst des bevorstehenden Kampfes.

Sowie es gewiß geworden, daß der Feind heranrückte, ließ Kara Georg, in der Woche vor Peter und Paul, in allen Kneschinen Bittandachten halten. In voller Versammlung, nachdem die Mönche Vigilie gebetet und um Sieg wider die Feinde gerufen hatten, ward der Aufruf verlesen, welchen Kara Georg allen Woiwoden zugesandt hatte. Er erinnert darin das Volk, weshalb man sich wider die Türken erhoben, wie man neun Jahre lang siegreich mit ihnen gestritten habe, ein Jeder nicht allein für sich, sondern auch für seine Religion, für die Köpfe seiner Kinder. Auch einen Beschützer habe man gefunden: durch einen Frieden, den dieser geschlossen, werde den Türken die Rückkehr in Städte und Palanken verboten. Wohl sei dies dem Zaren zu Constantinopel genehm, nicht aber den Spahi und Janitscharen, den Städtern und vertriebenen Einwohnern dieses Landes. Um dasselbe wiedereinzunehmen, seien sie gegen ihres Herrn kaiserlichen Willen aufgebrochen; sie seien entschlossen, alles, was männlich, bis zum siebenten Jahre, zu enthaupten, Weiber und Kinder in die Sklaverei zu führen und türkisch zu machen, in diesen Bezirken aber ein anderes Volk anzusiedeln. Aber habe man sie wohl zu fürchten? Seien es nicht dieselben Feinde, über die man im Anfange siegte, da man nichts wider sie ein=

de rétablir l'état de guerre sur le Danube. — Le général Andreossy entretient une correspondance avec Mirza Chefi, premier ministre de Perse.

zusetzen hatte, als die nackte Seele? Jetzt dagegen zähle man 150 Feldstücke im Lande, 7 Festungen, von Stein stattlich errichtet, vierzig Schanzen, an denen die Türken oft ihr Blut vergossen, ohne sie nehmen zu können; und des Volkes sei durch die Ankunft seiner verwandten Brüder zweimal so viel geworden. Nein, zehn Jahre lang könne man sich halten ohne alle Hülfe; aber ehe ein halbes vergehe, werde man die Hülfe des Bundesgenossen anlangen sehen. Nur solle sich die Nation einmüthig erheben, die Waffen ergreifen und sich das Blut nicht dauern lassen! Betend und ein wiederholtes Amen rufend, schließt er: „Gott möge Muth in die Herzen serbischer Söhne flößen; er möge die Macht der Feinde zerbrechen, welche gekommen seien, um ihren wahren Glauben zu vernichten!" Hierauf rüstete sich ein Jeder, versah sich mit Kleidern und Lebensmitteln, nahm ein Paar neue Opanken mit und begab sich an die ihm zur Landesvertheidigung angewiesene Stelle.

Es mußte sich nun zeigen, ob Serbien fähig sein würde, sich allein zu behaupten, wenigstens so lange, bis im Occident der große Kampf ausgefochten worden, und die Blicke sich wieder nach dem Orient wenden konnten.

Was hätte dazu vortheilhafter scheinen können als die nunmehr ausgebildete Alleinherrschaft Kara Georgs, der jetzt die gewonnenen doch recht ansehnlichen Kräfte nach allgemeinen Gesichtspunkten zu leiten die Macht hatte?

Nicht überall jedoch bewähren sich gäng und gebe Voraussetzungen wie diese.

Kara Georg war nicht so mächtig geworden, ohne die Landesverfassung aufzulösen, die sich von Natur gebildet hatte. Mit den Gospodaren hingen ihre Untersassen, Buljukbaschen und kleineren Woiwoden auf das Genaueste zusammen und waren mit ihnen eng verwachsen. Die Einsetzung neuer Woiwoden unter dem Einfluß des Oberbefehlshabers machte zwar die Einheit vollständiger, hemmte jedoch auch den kräftigen Lebenstrieb in den einzelnen Landestheilen.

Und hätte man wenigstens, da hierauf nicht mehr zu zählen war, sich nun auch kühnlich entschlossen, auf ein System Verzicht zu leisten, bei dem die Landesvertheidigung der freieren Mitwirkung der localen Kräfte bedurfte!

Kara Georgs erster Gedanke war gewesen — und das hätte seiner Stellung sehr gut entsprochen —, die Schanzen an den Grenzen zu schleifen und den Feind mit ganzer Macht in den Bergen der Schumadia zu erwarten. Aller Vortheile, welche die Natur des

Landes darbietet, hätte er sich dann auf dem Grund und Boden seiner eigenen Macht bedienen können. Allein man brachte ihn davon ab. Mladen, dessen Freundschaft ihm schon so viele andere Schwierigkeiten verursacht hatte und der, wie man sagt, alsdann einige Grundstücke, die er an der Grenze besaß, zu verlieren fürchtete, soll es ihm verleidet haben.

Und so ward denn beschlossen, sich dem Feinde auch diesmal in verschiedenen Truppenhaufen an den drei Landesmarken entgegenzustellen, die man früher schon immer vertheidigt hatte: an der Drina, den Morawaufern und an der Donau. In Jagodina wollte Kara Georg eine Reserve bilden, um denjenigen zu Hülfe zu kommen, welche am meisten gefährdet sein würden.

Ein etwas systematischeres Verfahren als früher, wo Kara Georg sich gern in Angriff geworfen und im Feuer der Waffenführung selber von einer Grenze zur anderen geflogen war. Der Hauptunterschied aber war, daß diesmal an der Drina kein Nenadowitsch, sondern Knes Sima, am Deligrad nicht Peter Dobrinjaz, sondern dessen Gegner Mladen selber befehligte. Die Befestigungen an der Donau wurden dem Heiducken Weliko statt Milenko's anvertraut.

Eben wider diesen wendeten sich die Türken zuerst. Gegen früher hatten sie jetzt den Vortheil, daß sie über die Kräfte von Widdin verfügen konnten, die bisher immer von einem Pascha beherrscht worden, welcher seinen eigenen Vortheil suchte. Vor allen anderen aber wünschten sie den Heiducken zu besiegen; auf ihn als auf ihren Helden schaute die Nation. Auch war er wohl ein Held zu nennen, doch nur wie dies Land, diese Zeit, diese Umstände einen hervorbringen konnten. Die Russen, denen er übrigens so ergeben war, daß er niemals geglaubt hat, Napoleon sei nach Moskau vorgedrungen, sagten ihm, er möge sich nicht Heiducke nennen: das bedeute einen Räuber; er entgegnete: mir wäre leid, gäbe es einen größeren, als ich bin. In der That war er fortwährend nach nichts so begierig als nach Beute: um ein paar Piaster wagte er sein Leben; was er alsdann hatte, verschenkte er auf der Stelle. Er sagte: habe ich, so soll ein Jeder haben; habe ich aber nicht, wehe dem, der da hat und nicht von freien Stücken hergiebt! Er war lauter Lebenslust, frischer Muth, Offenheit; sein Leben, doch nicht sein Geheimniß durfte man ihm anvertrauen. Den Krieg liebte er nicht um eines Zweckes willen, sondern an sich; er betete um Krieg für Serbien, solange er lebe; sei er erst todt, dann gönne er dem

Lande den Frieden. Mit den Soldaten, die vom Pfluge kamen, wollte er nichts zu schaffen haben; er liebte Momken, Bekjaren und entschiedene Kriegsleute. Mit seiner Frau zerfiel er, als sie seine Momken nicht ebensowohl wie ihn selber bedienen wollte: es seien alle seine Brüder. Zu gewagten Streifzügen, kühnen Ueberfällen war Niemand geschickter. Ihm wäre auch wohler in den Bergen gewesen; die Pässe derselben zu vertheidigen, war er trefflich geeignet. Jetzt aber war ihm dies nicht aufgetragen. Es mußte sich zeigen, ob er mit seinen Eigenschaften fähig sein würde, auch verschanzte Grenzen und Festungsplätze zu behaupten.

Der erste, welcher mit den Türken handgemein wurde, war Weliko's Bruder, Milutin. Bei Kladowo erschienen sie und überfielen die Bauern, welche ihre Habe ins Gebirge zu flüchten beschäftigt waren. Milutin sprengte die Feinde auseinander, doch konnte er ihnen ihre Gefangenen und ihre Beute nicht völlig wieder entreißen; mit seinen Reitern vermochte er ihnen nicht auf allen Bergpfaden nachzukommen.

Hierauf durchstreifte Weliko den Feind erwartend die Gefilde. Er trieb viele tausend Stück Vieh nach seiner Feste Negotin. Bis vor die Thore von Widdin wagte er sich; man sah ihn dort vor der Festung seinen Araber im Felde tummeln. Die ersten türkischen Haufen, welche am Timok erschienen, jagte er bei Bukowtscha in die Flucht.

Wie aber die Türken gegen 18000 Mann stark kamen, mußte er sich wohl in Negotin einschließen. Seine Lust war, Tag für Tag, Nacht für Nacht auszufallen und den Feind, der ihn belagerte, unablässig in Bewegung zu erhalten. Er brachte ihm große Verluste bei, gegen welche die seinen geringfügig erschienen; doch verlor er bessere Leute und fühlte jeden Abgang schmerzlicher. So kamen sie Beide dahin, die Türken, den Großwesir, Weliko aber, Kara Georg und den Senat um Hülfe bitten zu müssen.

Nicht lange brauchten die Türken zu warten. Retschep Aga, der walachische Fürst Karadschia, der Großwesir selbst führten ihnen Verstärkungen zu. Hierauf arbeiteten sie sich bei Nacht und nur unter der Erde immer näher an die Festungswerke heran. Sie schossen einen Thurm von Negotin nach dem andern nieder, endlich auch den höchsten, welchen Weliko selber bewohnt hatte. Er verlor den Muth nicht; er wohnte nun in dem Keller. Alles, was sich im Orte an Blei und Zinn fand, ließ er zu Kugeln verschmelzen, ohne selbst Löffel und Lampen zu schonen. Ja, als einst Alles ver-

schossen war, ließ er Geldstücke laden statt der Kartätschen, und glücklich wehrte er den Feind ab. Hätte er nur endlich Hülfe bekommen! Kara Georg aber, dessen Reservecorps niemals zu Stande gekommen war, wies seine Bitte an Mladen. Mladen sagte: er mag sich selber helfen! Ihm singen bei Tische zehn Sänger sein Lob, mir nicht; mag er sich denn halten, der Held! Der Senat, dem Weliko auf das Schärfste geschrieben hatte, „er wolle zu Weihnachten nachfragen, wie das Land regiert werde," schickte endlich ein Schiff mit Munition an ihn ab; jedoch schon kam es zu spät.

Als Weliko eines Morgens seiner Gewohnheit nach die Runde machte und eben die Herstellung einer von den Feinden beschädigten Schanze anordnete, erkannte ihn ein türkischer Kanonier — denn schon war man einander sehr nahe gekommen — und richtete auf ihn. Er zielte gut; mit dem Worte: „haltet euch!" (drshte se) stürzte Weliko nieder; sein Leib lag in zwei Stücke zerrissen da. Die Momken bedeckten die Leiche mit Heu und begruben sie am Abend an der Kirche.

Nun erst erfuhr man recht, wie viel auf diesen Menschen angekommen war. Hätte er noch die Ankunft der neuen Zufuhr erlebt, so würde er sich und diese ganze Grenze noch lange vertheidigt haben. Wäre er nur lebendig entkommen, so wäre immer Muth und Widerstand mit ihm gewesen. Jetzt aber — denn umsonst bemühten sich die Momken, seinen Tod zu verheimlichen: allzusehr ward seine Gegenwart vermißt — verzweifelte man zuerst in Negotin. Fünf Tage nach Weliko's Tode — bei seinem Leben hätte Keiner von Flucht oder Uebergabe zu reden gewagt — entfloh die Besatzung über einen Morast auf den Weg nach Poretsch. Da wollte auch das Volk in Bersa Palanka und Groszostrowa den Feind nicht erwarten: es nahm den nämlichen Weg. Schiwko Constantinowitsch, durch Mladens Gunst Woiwode von Kladowo, erinnerte sich nicht, wie viel Anstrengung die Eroberung dieses Platzes gekostet hatte: er verstand sich mit dem Vorsteher des Magistrats, Jozo, welcher, wie er, ein Städter war; im Schutz der Momken und Bekjaren entflohen sie. Kladowo fühlte die ganze Wuth des Feindes, dem es preisgegeben war. Männer wurden gespießt, Kinder zur Verspottung der Taufe in siedendes Wasser geworfen.

Indem sich nun die Türken in den benachbarten Nahien ausbreiteten, war alles, was fliehen konnte, nach Poretsch geflüchtet. Die allgemeine Gefahr hatte bewirkt, daß hier unter einem untüchtigen Woiwoden von Mladens Anstellung ein fähigerer Befehls-

haber, Hadschi Nicola, die Gewalt an sich gebracht hatte. Jedoch auch dieser konnte nicht helfen. Er errichtete eine Schanze an der unteren Spitze der Insel; aber der Feind landete zwischen Stadt und Schanze, und sowie er sich zeigte, flohen die der Flucht bereits Gewohnten aufs Neue. Auf Schiffen und Kähnen, ja selbst auf Brettern, einige schwimmend, suchten sie der Rache der Türken zu entgehen und sich an das östreichische Ufer zu retten. Hadschi Nicola ward gefangen und enthauptet. Bis Smederewo hin war Nichts, was den Türken hätte widerstehen können.

Diese großen Vortheile an der Donau hatten andere an der Morawa in ihrem Gefolge. Jetzt noch weniger als im Jahre 1810 wollte sich der Großwesir Churschid-Pascha bei Deligrad aufhalten, das in Wuiza einen tapferen Vertheidiger hatte. Er ließ abermals einen Theil seines Heeres zur Belagerung dieser Schanze zurück; mit dem größeren Haufen zog er an dem rechten Morawaufer abwärts. Mladen, der ohnehin kein Kriegsmann war und sich jetzt dem großen türkischen Heere bei weitem zu schwach fühlte, versuchte nicht, sich ihm zu widersetzen. Ruhig konnte der Großwesir den Fluß entlang hinunterziehen. In Petka vereinigte er sich mit den Völkern des Kapetan-Pascha; unfern der Morawamündungen stellten sie sich den Serben, die jenseit des Flusses standen, gegenüber auf. Sie wurden durch Kriegsfahrzeuge verstärkt, die größten, die man auf dem Flusse gesehen hat. Von den drei großen Landestheilen war der eine über der Morawa völlig verloren.

Schon aber war es auch der zweite, jenseit der Kolubara, beinahe nicht minder. Knes Sima wehrte den Türken den Uebergang über die Drina nicht, obwohl alle Woiwoden auf eine Schlacht drangen. Als sich dieselben vor Leschnitza lagerten, unternahm er nichts zur Rettung dieses Platzes. Unglücklicherweise war Milosch von Pozerje zwei Jahre zuvor von einem Räuber, den er verfolgte, getödtet worden; ein ihm ungleicher Bruder war ihm nachgefolgt, und dem hatte man jetzt Leschnitza anvertraut. Er beging die Thorheit, sich von dem Bischof von Swornik, der das türkische Heer begleitete, überreden zu lassen, ihm und den Seinen solle nichts zu Leide geschehen, und so ergab er sich. Da erbeuteten die Türken Kulins Säbel mit leichter Mühe wieder; ihre Gefangenen führten sie bewaffnet durch Bosnien und endlich nach Constantinopel; keiner von ihnen ist zurückgekommen. Auch Antonie Bogitschewitsch lebte nicht mehr, um Losnitza wie sonst zu vertheidigen. Peter Moler, der an die Stelle desselben getreten war, ließ sich zwar nicht durch

die Versicherungen des Bischofs täuschen; doch den Platz zu halten, getraute auch er sich nicht. Er war zufrieden, selber zu entkommen.[1])

Dergestalt ließ Knes Sima die Türken ohne rechten Kampf vorrücken. Selbst als sie die Schanze Ratwanj angriffen, auf welcher sich die tapferen Woiwoden Stojan Tschupitsch, Milosch Obrenowitsch, Prota Nenadowitsch befanden, hielt er sich, von unbegreiflicher Verblendung gefesselt, ruhig in seinem Lager. Er schickte weder Munition, woran es jenen bald mangelte, noch auch Volk, dessen sie sehr bedurften, schon um einmal, ermüdet von langer Schlaflosigkeit, auszuruhen. Siebzehn schwere Tage hielten die Woiwoden jene Schanze; sie behaupten, eine Noth gelitten zu haben, wie sie nie in einer Schanze erfahren worden sei; endlich überließen sie dieselbe dem Feinde. Dieser rückte gegen Schabaz vor, wo Knes Sima sein Lager hatte.

In einer so großen Gefahr war das Land noch niemals gewesen. Im Jahre 1806 gaben sich schon Viele verloren, als die Türken nur von der Drina her bis Schabaz vorgedrungen waren, ohne noch andere Bezirke berührt zu haben; im Jahre 1809 schien es der Ruin des Landes, daß das rechte Morawaufer von dem Feinde hatte besetzt werden können. Jetzt aber waren die Moslimen auf beiden Seiten siegreich vorgerückt, und nur noch die Schumadia war vom Feinde frei. Das erste Mal hatte Kara Georg durch die glückliche Schlacht am Mischar das Land gerettet, das zweite Mal wenigstens so gute Anstalten getroffen, daß das linke Morawaufer unbetreten blieb und man bald hernach auch das rechte wiedererobern konnte. Jetzt suchen ihn unsere Blicke mehr als jemals. Jetzt kann er die Ansprüche rechtfertigen, mit denen er sich zum beständigen Oberhaupt des Landes aufgeworfen hat: er kann die Rechte und Vortheile der monarchischen Gewalt geltend machen. Aber unbegreiflicherweise ist er weder an der Drina, noch an der Donau, noch an der Morawa erschienen: unthätig verweilt er mit einigen Momken bald in Topola, bald in der Nähe von Belgrad. Nirgends sieht man ihn, und schon glauben Viele, er sei gestorben.

1 Eine andere Erzählung ist: er habe, von aller Hülfe entblößt und nicht gemeint, schimpfliche Bedingungen mit den Türken einzugehen, sich bei Nacht durchzuschlagen versucht, was jedoch nur Wenigen gelungen sei. Kanitz, Serbien. Historisch ethnographische Reisestudien S. 89.

Hätte er eine Abtheilung des Heeres zu befehligen, eine Festung zu vertheidigen gehabt, so würde er, glauben wir, die alte Tapferkeit gezeigt haben. Jetzt aber, da er nicht unmittelbar dem Feinde gegenüberstand, ward er nur von der Gesinnung der Geschlagenen, Flüchtigen und Entmuthigten berührt: die Freudigkeit, die der Anblick des Feindes dem Tapfern giebt, konnte er nicht empfinden; da alle die Freunde, denen sein Ohr offenstand, verzweifelten und auf die Flucht dachten, ward auch er von der allgemeinen Stimmung ergriffen und fortgerissen. Einige sind fähiger, zu erwerben, als zu erhalten. Die Hoffnung künftigen Besitzes, künftiger Größe spornt sie unaufhörlich an; die Furcht, zu verlieren, nimmt ihnen die ruhige Besinnung. Irren wir nicht, so dachte Kara Georg, in dem allgemeinen Ruin sich selbst in sichere Grenzen und seine Schätze unter die Erde zu retten — man weiß gewiß, daß er sein Geld vergrub —, um ein ander Mal, bei günstiger Gelegenheit, in besseren Zeiten, von den Bundesgenossen, deren er in seinem Aufrufe gedacht hatte, unterstützt, zurückzukommen. Das mag ihm der russische Consul bestätigt haben, wenn es überhaupt wahr ist, was Manche sagen, wir jedoch nicht erfuhren, daß derselbe in diesem Augenblick Einfluß auf ihn ausgeübt hat. Auf keinen Fall könnte Kara Georg dadurch entschuldigt werden. Er hatte die Pflicht, sein Leben für das Volk einzusetzen, das sein ganzes Glück ihm anvertraut hatte. Auch war noch lange nicht Alles verloren. Man konnte die Festungen wenigstens bis zu dem bevorstehenden Winter halten; man konnte sich in den Gebirgen behaupten. Die ungünstige Jahreszeit und der Mangel an Lebensmitteln hätten die Türken von selbst aus dem Lande getrieben. Und wenn Alles mißlang, so wäre man wenigstens mit Ruhm gefallen! Aber zu der moralischen Kraft, die dazu gehört, in dem hereinbrechenden Unglück auszuhalten und sein Leben mit Selbstbewußtsein, wenn auch nur für die Ehre einzusetzen, war hier kein Boden: diese höchsten Momente fehlen unserer Geschichte; auch Kara Georg war nicht dazu fähig. Am ersten October erschien er in dem Lager an der Morawa. Man weiß nicht eigentlich, was er da gethan, ob der Zustand der Dinge, den er traf, ihn in seiner Verzweiflung bestärkt hat; vor seinen Augen, am 2. October, überschritten die Türken den Fluß, ohne daß man sie hätte hindern können. Am dritten aber floh Kara Georg mit Nedoba, Leonti, Philippowitsch und seinem Secretär Janiki über die Donau in das östreichische Gebiet.

Diese Entfernung war nach Weliko's Tode der zweite große Schlag und der entscheidende. Die Türken zogen ohne Widerstand in Smederewo und Belgrad ein, welche Festungen man in dem Drängen des Augenblicks mit Lebensmitteln zu versehen versäumt hatte. Das ganze Land stand ihnen offen.

Sechszehntes Capitel.

Neue Herrschaft der Türken.

Wenn man oft behauptet hat, daß in menschlichen Dingen eine Vergeltung sichtbar sei, so haben es Andere eben so oft bezweifelt. Wir wollen uns nicht vermessen, einem unmittelbaren und übernatürlichen Eingreifen des höchsten Richters nachzuspüren; allein anders ist es nicht, und es erscheint als der naturgemäße Lauf der Dinge, daß die nämlichen Neigungen und Leidenschaften, welche die böse That hervorgebracht haben, nach derselben fortwirken, vielleicht noch stärker, sobald sie gelungen ist, und das Dasein des Schuldigen zerrütten.

Auch in den Gemeinwesen herrscht wohl ein verwandtes Gesetz; in den serbischen Angelegenheiten wenigstens können wir deutlich wahrnehmen, wie in jenen Unthaten in Belgrad, der Plünderung und Ermordung der Türken, auch die Quelle des Unglücks zu suchen ist, das man jetzt erlitten hatte.

Am meisten waren ohne Zweifel diejenigen anzuklagen, welche zu jener Zeit in Belgrad befehligten: Mladen, welcher die Besatzung, Miloje, welcher die Bekjaren unter sich hatte, und Sima Markowitsch, Knes der Nahia von Belgrad. Sie wurden durch die Plünderung reich und mit Kara Georg, welcher dieselbe geschehen ließ, genauer verbunden.

Hieraus erfolgte, daß sich eine Partei bildete, welche, ihren eigenen Vortheil an das Interesse des Oberanführers knüpfend, zwar dies verfocht, aber gewaltthätig, wie sie war, eben dadurch den Widerstand gegen denselben erweckte. Wir haben gesehen, wie oft sich die Gospodare gegen den Einfluß Mladens und Miloje's, die in der That nicht viel anders als die Türken in Belgrad schalteten, besonders gegen den ersten, welcher der stärkste war, empört haben. Die Gospodare unterlagen; die entschlossensten unter ihnen mußten entweichen; dadurch ging aber auch eine Macht

verloren, die im Augenblick der Gefahr hätte sehr nützlich werden können. Hier zu Lande, wo weder bürgerliches Gemeingefühl noch militärische Ordnung entwickelt waren, mußte die Vertheidigung — nach dem natürlichen Prinzip des Lehnwesens — auf persönlichen Besitz von langer Zeit her und auf localen Einfluß gegründet werden.

Die in Belgrad gebildete Partei, die, wie sie zur Gründung der monarchischen Gewalt das Meiste beigetragen, auch an der Ausübung derselben einen großen Antheil nahm, — Mladen im Kriege wie im Frieden, Knes Sima durch wiederholte Anführung, — war nicht fähig, die Verjagten zu ersetzen. Ihre Heerführung in dem entscheidenden Jahre erwies sich unheilbringend. Mladen ließ den Heiducken untergehen und behauptete die Morawa nicht; Sima ließ die Bosnier ohne Schlacht bis gegen Schabaz vordringen. Eben dadurch ward das allgemeine Verderben hervorgebracht.

So wurde es wahr, was die alten Kmeten von Anfang gedroht haben, daß man einmal werde büßen müssen.

Sowie erst Kara Georg geflohen war, entwichen die Senatoren wie er nach Oestreich. Auf die Nachricht, die Türken seien in Belgrad, gab man im Lager bei Schabaz die Absicht, Milosch Obrenowitsch mit 2000 Mann dahin zu senden, auf. Die Anführer des Heeres, die namhaftesten Woiwoden flohen über die Donau. Da verließ auch Wuiza mit seinen 3000 Mann Deligrad; auch er glaubte sich erst jenseit der Donau in Pantschowa sicher. Alle Heereshaufen waren vollkommen aufgelöst.

Welch ein ganz anderer Zustand trat augenblicklich hervor! Von den bisherigen Oberhäuptern der Serben wurden die angesehensten in östreichische Festungen gebracht: Kara Georg nach Gräz, Mladen nach Bruck an der Mur, Jacob, Wuiza, Sima, Leonti nach anderen Plätzen; — man hat sie später auf russische Verwendung sämmtlich nach Bessarabien entlassen. Minder bedeutende blieben zwar im östreichischen Gebiete auf freiem Fuß; doch haben sie nicht zurückzukommen gewagt. Einige Woiwoden waren noch in Serbien; doch hatten sie sich vor der Wuth ihrer eignen Landsleute in die Schlupfwinkel der Gebirge zurückgezogen. Dagegen nahmen die Türken das Land wiederum als Herren ein: nirgends fanden sie Widerstand. Ohne Mühe kehrten sie in die Festungen zurück, deren Eroberung den Serben so langwierige Anstrengungen gekostet: auf die bloße Nachricht von ihrer Ankunft entfloh die Besatzung von Schabaz. In Einem Augenblicke breitete sich die osmanische Herrschaft aufs Neue über Städte, Palanken und Dörfer aus.

Sollte das nun aber wirklich ungehindert so seinen Fortgang haben?

War denn durch den einen Feldzug, der gar nicht einmal eine große Niederlage herbeigeführt hatte, durch die Flucht der Oberhäupter die Kraft der Nation so völlig gebrochen, daß man sie gar nicht mehr zu fürchten brauchte? Neun Jahr lang hatte sie sich in den schwersten Kämpfen aufrechterhalten, — sollte sie mit Einem Male vernichtet sein?

Von einer entscheidenden Wichtigkeit war es unter diesen Umständen, daß es hie und da noch einige Woiwoden gab, die nicht mit geflüchtet, daß auch von den unabhängigen Oberhäuptern, den Gospodaren, wenigstens Einer zurückgeblieben war, Milosch Obrenowitsch.

Als sich das Heer von Schabaz zerstreut hatte und sämmtliche Woiwoden über die Sawe flüchteten, blieb von allen nur Milosch Obrenowitsch diesseits; traurig über das Vergangene, die Zukunft überlegend, ritt er das Ufer hinunter. Noch einmal kam Jakob Nenadowitsch herüber, um auch ihn zur Flucht zu überreden. Es war in Sabreschje, wo Milosch angehalten hatte, um die Pferde füttern zu lassen. „Was soll mir mein Leben in Oestreich?" entgegnete er dem Jakob; „indeß wird mir der Feind Weib und Kind und die alte Mutter in die Sklaverei verkaufen: was den Andern geschieht, will auch ich über mich ergehen lassen." Er hatte ein Gefühl davon, daß man sich in großen Unglücksfällen nicht von seiner Nation trennen darf. Die Gegengründe Jakobs machten keinen Eindruck auf ihn: er begab sich sofort nach Brusnizza, seiner Behausung. Hier, in den südlichen Bezirken, war noch kein Feind, und wohl mochte Milosch hoffen, sich vielleicht daselbst halten zu können. Er besetzte Uschize, theilte den Bekjaren, welche nach der Flucht der anderen Anführer sich um ihn her sammelten, Waffen und Kleider aus und hoffte das Volk zu seinem Befehl zu haben. Wie aber die Türken anrückten, zeigte es sich unmöglich, ihnen zu widerstehen. Jedermann sah in Ergebung das einzige Mittel, das eigene Haus mit Weib und Kind vor dem Aeußersten zu beschützen. Es war kein Haufe zusammenzuhalten; selbst die Besatzung von Uschize floh auf die erste Nachricht von der Annäherung des Feindes.

Konnte Milosch aber nicht offenen Widerstand leisten, so machte seine Haltung doch immer einen nicht geringen Eindruck auf die Türken. Sie selbst mußten, um das Land nur einigermaßen einzurichten, nichts mehr wünschen, als hiebei durch das Ansehen eines

oder des anderen Oberhauptes unterstützt zu werden. Genug, sie wendeten sich an Milosch und versprachen ihm, wenn er sich ergebe und ihnen das Volk beruhigen helfe, ihn zu einem Knesen und Herrn zu machen, wie er unter Kara Georg gewesen.

Ein Antrag von hoher Bedeutung für Serbien.

Sahen sich die Osmanen in dem Falle, die Hülfe der noch unbesiegten Häupter des Landes in Anspruch zu nehmen, so war es auch für die Serben ein offenbarer Vortheil, wenn eine Regierung mit einigen nationalen Elementen aufgerichtet wurde.

Milosch beschloß, den Antrag anzunehmen. In dem Dorfe Takowo legte er seine Waffen zu den Füßen des Aga Ali Sertschesma, Delibaschen des Großwesirs; dieser nahm jedoch nur den Säbel an; Pistole, Flinte, Handschar gab er ihm zurück, um sie zu brauchen wie bisher; er erkannte ihn, dem Versprechen gemäß, unverzüglich als Oberknes von Rudnik an. Hierauf half Milosch nicht allein seinen Bezirk in Ruhe setzen, sondern er bewog auch andere Woiwoden, nach seinem Beispiele sich zu unterwerfen. Ali Aga ließ sich die Ehre nicht nehmen, ihn dem Großwesir in Belgrad vorzustellen, der ihn denn mit Ehren empfing und in seiner Würde eines Oberknesen von Rudnik bestätigte.

Zum Pascha von Belgrad war Soliman von Skoplje in der Herzegowina ernannt worden, sonst kein Freund der Serben, mit denen er alle die neun Jahre daher oft geschlagen; doch war er hiemit einverstanden. „Seht da“, sagte er, als er Milosch seinem Hofe vorstellte, „meinen lieben Baschknesen und Wahlsohn; — jetzt stellt er sich wohl fromm und bescheiden an; aber sonst in Wahrheit habe ich manchmal vor ihm Reißaus nehmen müssen; zuletzt bei Rawanj hat er mir den Arm zerschlagen“: — „da, Wahlsohn,“ fuhr er fort, indem er ihm die verwundete Hand zeigte, „hast du mich gebissen.“ Milosch entgegnete: „ich werde diese Hand auch vergolden.“

Soliman ernannte ihn hierauf sogleich durch eine Buruntie zum Oberknesen von Rudnik, Poschega und Kragujewaz. Er schenkte ihm ein Paar schöne Pistolen und einen arabischen Hengst.

Unabhängig von Milosch versöhnten sich auch noch einige andere Oberhäupter mit den Türken, Abram Lukitsch, früher Sowietnik, ein bejahrter und angesehener, beredter Mann, der Woiwode Arenti, der jetzt zum Knesen von Belgrad gemacht worden war. Sie durften die Waffen tragen, und zuweilen nahm der Pascha auf ihre Verwendung Rücksicht. Auch Stanoje Glawasch war noch in dem Lande. Da er aber Heiducke gewesen war, konnte das Amt eines

Knesen nicht an ihn kommen. Er versah, auch er in Waffen, das Geschäft eines Serdar im Bezirke von Smederewo.

Wenn aber dergestalt die Türken einige serbische Oberhäupter in ihren Dienst nahmen, so dürfte man doch nicht glauben, daß sie die Ansprüche ausschließender und vollkommener Herrschaft auch nur im mindesten aufgegeben hätten.

Da die Bedingungen des Friedens, wie sie denselben erklärten, nicht im Wege der Güte ausgeführt worden, sondern sie nur durch feindseliges Eindringen in Besitz gelangt waren, so achteten sie nicht weiter auf denselben, sondern richteten das Land nach ihrem Gutdünken ein.

Dem Pascha blieb eine starke Heeresmacht zur Seite, die er durch das Land hin verlegte. Selbst in kleinen Ortschaften, wie Batotschina und Hassan-Passina-Palanka, blieben 200 bis 300 Söldner aus Albanien oder aus Bosnien. Sie mußten von den umliegenden Bezirken verpflegt und bezahlt werden. Es war eine Art von Executionsarmee.

Im Schutze derselben kehrten nicht allein die verjagten Spahi, sondern so viele, als von den vertriebenen türkischen Einwohnern überhaupt noch am Leben waren, zurück. Ihre Häuser in Städten und Palanken fanden sie meist zerstört; doch nahmen sie ihre Güter wieder ein und dachten wegen ihrer Verluste auf Rache.

Sowie sie nur erst festen Fuß gefaßt, haben sie viele von denen bei Seite geschafft, die sie für ihre besonderen Feinde hielten.

An die Gewährung eigener Gerichtsverwaltung oder Administration, wie sie der Friede verhieß, war nicht zu denken.

Vielmehr, wenn es früher in jedem Bezirke nur Einen Musellim gegeben, so begnügte sich Soliman jetzt nicht mehr damit: er stellte ihrer auch in den kleineren Orten an, wo früher keine gewohnt hatten. Von einem Kadi, welcher mehr Gerechtigkeit hätte ausüben müssen, neben dem Musellim hörte man nicht mehr.

Der Pascha forderte eine sehr starke Poresa, und die Türken gingen selbst durch das Land, sie einzuziehen.

Auch hielt Soliman für gut, die Bauern wieder zur Frohne zu gewöhnen, und bot sie zum Festungsbau auf. Da sie ohne Abwechselung wochenlang daselbst festgehalten wurden, brachen Krankheiten unter ihnen aus, und viele kamen um. Die Türken schienen dies so wenig ungern zu sehen, daß sie in Verdacht geriethen, manchen unter diesen Umständen selbst umgebracht zu haben.

Ein Hauptaugenmerk der neuen Verwaltung war, den Serben

ihre Waffen abzunehmen, große und kleine: Serdare zogen durch das Land, dies ins Werk zu setzen.

Wie oft traten den Frauen die Thränen in die Augen, wenn sie die Waffen ihrer Verwandten und Freunde jetzt in den Händen der Türken sahen, die damit daherprangten! Aber sie selbst mußten sich in Acht nehmen. Sogar die Gattin des Milosch legte serbische Bäuerinnenkleider an, wenn der Musellim ihr Haus besuchte.

Die Unterdrückung, die man erfuhr, fühlte man zugleich als unaufhörliche Gefahr und nach den früher erfochtenen Siegen als Beschimpfung, was sie dann vollends unerträglich machte.

Und sollte nicht vielleicht die Nachricht von der indeß erfolgten großen europäischen Entscheidung, wo die Freunde der Populationen über die vermeinten Verbündeten der Türken den Sieg erfochten hatten, auf die Gemüther eingewirkt haben?

Ein geringfügiger Vorfall reichte hin, zuerst Unruhen zu erregen und dann eine allgemeine Bewegung zu veranlassen.

Im Spätherbst 1814 trafen der Musellim von Poschega und ein früherer Woiwode, Hadschi Prodan von Sjenitza, beide mit einigen Begleitern, in dem Kloster Trnawa zusammen. Sie wollten hier der Pest ausweichen, welche seit Kurzem in Serbien um sich griff. Eines Tages gingen sie mit einander über Land. In ihrer Abwesenheit aber geriethen ihre Leute in Streit, und da der Igumen des Klosters für seine Landesgenossen, die Serben, Partei nahm, hatte man die Türken gar bald gebunden und beraubt. Eine wahrhaft geringe Veranlassung; aber sogleich erhob sich hierüber der Aufstand durch Poschega, Kragujewaz bis nach Jagodina hin. Hadschi-Prodan, der sich von dem Musellim, seinem Begleiter, so rasch als möglich entfernt hatte, that alles, was er vermochte, um den Aufruhr auszubreiten; er ließ Milosch ermuntern, Oberanführer zu werden, wie einst Kara Georg.

Von Milosch war das jedoch fürs erste nicht zu erwarten. Den Türken erst vor kurzem verpflichtet und überzeugt, daß ein so gar nicht vorbereiteter Versuch mißlingen und dann vollends zum Ruin des Landes führen müsse, faßte er einen ganz anderen Beschluß. Mit Aschin-Beg, damals Musellim von Rudnik, mit welchem er Bundesbrüderschaft geschlossen hatte, machte er sich nach Poschega auf, um die Bewegung zu dämpfen. Bei ihrer Ankunft floh Hadschi-Prodan von da. Milosch begab sich nach Kragujewaz, und nachdem er einige der vornehmsten Anführer, Simon Pastrewaz, Blagoje von Knitsch und Wutschitsch, in Gutem herbeigebracht hatte, vermied

er nicht, mit den Uebrigen, welche sich nicht fügen wollten, sogar ein kleines Gefecht einzugehen. Die Insurgenten behaupteten den Platz; jedoch da sie sahen, daß Milosch alles Ernstes wider sie war, so zerstreuten sie sich während der Nacht. Auf diese Nachrichten flohen die Anführer der in Jagodina aufgestandenen Haufen in die Wälder und suchten Verzeihung nach; ihre Leute zerstreuten sich.

Wenn aber Milosch die Ruhe herzustellen suchte, so versäumte er dabei doch nicht, auch für seine Landsleute Sorge zu tragen. Nicht allein wußte er Einzelnen zur Flucht zu verhelfen, zum Beispiel von den Frauen aus Hadschi-Prodans Hause, die den Türken in die Hände gefallen waren, wenigstens der jüngsten, der Schwiegertochter, die in Männerkleidern entkam, sondern er erlangte auch von Soliman-Pascha, welchem er die erste Nachricht von der Bewegung gegeben und zugleich seine Absicht, ihr zu widerstehen, kundgethan hatte, die Versicherung, sobald man sich nur freiwillig ergebe, werde er Niemandem ein Leides thun; nur Hadschi-Prodan zu bestrafen, behalte er sich vor.

Anders aber, als die Worte lauteten, fielen die Thaten aus. Der Kiaja Solimans kam erst nach Tschatschak, nachdem schon Alles beruhigt worden war. Dennoch zwang er die Einwohner, ihm die Anstifter des Aufruhrs zu bezeichnen, legte dieselben in Ketten und führte sie mit sich fort Glücklicherweise hielt ihn Milosch in Kragujewaz und Jagodina noch ab, die Dörfer zu plündern und Sklaven wegzuführen; allein er vermochte es nur dadurch, daß er ihm drohte, sich sonst von ihm zurückzuziehen und nichts mehr zur Beruhigung des Landes beizutragen. Die angeblichen Anstifter auch von hier in Ketten wegzuschleppen, ließ sich der Kiaja jedoch nicht verhindern. Zwar versprach er nochmals, daß seine Gefangenen wohl an Leib und Gut, doch nicht am Leben gestraft werden sollten; nicht lange aber war er mit ihnen nach Belgrad gekommen, so wurden trotz dem, was er selbst, trotz dem, was der Pascha versprochen hatte, die minder bedeutenden — ihre Anzahl belief sich bis auf hundertundfunfzig — vor den vier Thoren von Belgrad enthauptet, der Igumen von Trnawa aber mit 36 Anderen gespießt:[1], alles junge muthige tapfere Leute guter Herkunft, die der Bewegung am ersten beigetreten waren, oder denen man ans Leben wollte, weil man sie fürchtete.

Und dieser ungeheueren Züchtigung entsprach nun auch die

1) 5. December 1814.

rücksichtslose Willkür, mit der die Türken neuen Bewegungen zuvorzukommen dachten. Indem sie neuerdings nach den Waffen suchten — denn der Aufruhr hatte gezeigt, daß deren noch gar viele vorhanden waren —, begingen sie Gewaltthätigkeiten ohne Zahl. Muhammedanische Zigeuner nöthigten Serben, die ihnen begegneten, ihre guten Kleider auszuziehen und die zerlumpten, in denen sie selbst einhergingen, dafür zu nehmen. Was sich in den Häusern an Kleidungsstücken fand, deren Zeug nicht von den Weibern bereitet, sondern eingekauft war, wurde weggenommen. Oft haben die Türken bei dieser Untersuchung Säcke wie die, aus denen die Pferde fressen, mit Asche gefüllt, Weibern unter das Kinn gebunden und ihnen die Asche, darauf schlagend, in Mund und Nase gestäubt. Man sah Etliche an Händen und Füßen fesseln und frei in die Schwebe binden; dann wurden sie mitten auf dem Leibe mit Steinen beschwert; Andere wurden zu Tode geprügelt; Andere am Bratspieß lebendig gesengt. Noch viele andere Grausamkeiten beging man, die wir wohl wissen, aber verschweigen wollen.

Auch der Häupter schonte man hiebei nicht. Unter den vor Belgrad Hingerichteten waren alte Senatoren, wie Milia Strawkowitsch, alte namhafte Woiwoden, wie Stephan Jacoblewitsch, gewesen. Die Dienste eines Serdar schützten jetzt Stanoje Glawasch nicht mehr: er ward getödtet, obwohl er nichts verbrochen hatte.

Man hat dem Pascha oftmals vernünftige Vorstellungen gemacht, er verwalte das Land auf diese Weise nicht zum kaiserlichen Nutzen; selbst ein früherhin so gewaltthätiger Türke, wie Bego Nowljanin war, zeigte sich hievon durchdrungen. Der Pascha hörte das ruhig an; aber er sagte: er thue noch lange nicht so, wie seine Instruction vom Hofe laute; er schone das Land noch.

Was war da zu thun? Sollte besonders Milosch ruhig ansehen, daß man, nach so guten Diensten, das ihm gegebene Wort dergestalt brach? Er war gerade in Belgrad, als man den Kopf des Glawasch einbrachte. „Hast du den Kopf gesehen, Knes?“ sagte ein Türke aus Solimans Gefolge zu Milosch; „jetzt ist an dir die Reihe.“ „Vallah“, entgegnete Milosch, „den Kopf, den ich trage, halte ich gar nicht mehr für mein“.

In der That, als er sich aus Belgrad hinwegzubegeben Anstalt traf, suchte man ihn daran zu hindern. Er hatte die Klugheit, dem Pascha 60 Sklaven und eine vornehme Sklavin abzukaufen: über 100 Beutel Piaster ward er ihm dafür schuldig. Auf seine Versicherung, nur durch ihn und Dmitri könne der Verkauf einer

so großen Menge Ochsen, als nöthig sei, um diese Summe aufzubringen, bewerkstelligt werden, erhielten sie endlich die Erlaubniß, sich zu entfernen. An dem folgenden Morgen mit dem Frühesten ritten sie davon. Milosch hatte seinen Entschluß gefaßt; er bedurfte dazu keiner langen Berathung. In Zrnutscha, mitten im Rudniker Gebirge, wo er sich seit der Rückkehr der Türken an steilem Abhange Haus und Nebengebäude errichtet hatte, fand er nicht allein seine Momken, sondern viele andere gleichgesinnte Anhänger. Die Leute hatten ihre Häuser verlassen, wo sie nicht mehr sicher waren, und sich zu Milosch geflüchtet, um, wie sie sagten, ihre Köpfe zu hüten. Bei Tage beschäftigten sie sich, Waldstrecken auszuroden und Pflaumenbäume zu pflanzen; bei Nacht gingen sie in die benachbarten Bezirke, um auch Andere zu gewinnen und mit ihnen zu berathen, was sich unter diesen Umständen noch unternehmen lasse. Die Hoffnung hegten sie vielleicht nicht, sich wieder zu befreien; aber sie hielten für besser, sich im Felde zu schlagen, als ruhig zu Hause sitzend die türkischen Schergen abzuwarten: sie wünschten auch einige Türken umzubringen und ihr Leben zu ersetzen.

Eine Stimmung, wie sie einst dem ersten Aufruhr vorangegangen war, und der nach langem Zögern endlich auch Milosch Raum gab.

Siebzehntes Capitel.

Empörung des Milosch.

Noch einmal griffen die Serben zu den Waffen. Aeußerste Gewaltthaten und die eigene Gefahr brachten Milosch dahin, sich an die Spitze zu stellen.

Milosch konnte zu den ursprünglichen Oberhäuptern gezählt werden, die ihre Gewalt von sich selbst hatten. Vom Anfange an war er neben seinem Halbbruder Milan mächtig gewesen; er ist folgender Herkunft. Seine Mutter Wischnja war zuerst in Brusnizza an den Bauern Obren verheirathet, und diesem gebar sie Milan. Sie verheirathete sich zum zweiten Male mit einem Bauern, des Namens Tescho (Theodor), zu Dobrinje in dem Bezirke Uschize, und hier genas sie einiger anderer Kinder und um das Jahr 1780 des Milosch. Aber weder die eine noch die andere ihrer Haushaltungen war besonders begütert: ihre Söhne mußten sich in fremden Diensten versuchen. Zuerst gelangte Milan zu einem eigenen Gewerbe in Brusnizza und nahm sich allmählich auf. Milosch, der anfangs als Hirt für Andere Ochsen auf die dalmatinischen Märkte getrieben, trat dann in seines Bruders Dienste. Sie waren so eng verbunden, daß sich auch Milosch nach Milans Vater Obrenowitsch nannte, obwohl er nach dem seinen Teschitsch oder Theodorowitsch hätte heißen sollen. Ihr Gewerbe hatte vorzüglich guten Fortgang; im Jahre 1804, als der Aufstand ausbrach, konnten sie schon als vornehmere Leute angesehen werden. Gleich im Anfange erhoben sie sich wider die Dahi; und Milan ward durch eigene Kraft das Oberhaupt von Rudnik, Poschega und Uschize. Er indeß pflegte gern der Ruhe; Milosch führte ihm seinen Krieg. Wir haben gesehen, wie jener in die Unternehmungen gegen Kara Georg verwickelt wurde und starb, dieser aber in demselben Augenblicke, da er zur

Nachfolge gelangte, eine nicht geringe Beschränkung erfuhr. Eben darum vielleicht, weil er mit der herrschenden Partei nicht allzueng verbunden war, hatte er im Jahre 1813 weniger Versuchung, mit ins Oestreichische überzutreten. Indem aber damals alle anderen Oberhäupter das Land verließen, geschah, daß sein Ansehen nicht allein in seinen alten Bezirken, zumal da er nun als Oberknes drei Nahien verwaltete, sondern in dem ganzen Lande größer als jemals wurde. Alles Volk richtete seine Augen auf ihn. Die Türken mußten ihn scheuen und mehr, als sie wünschten, berücksichtigen. Solange ihre Gewalt erträglich war, unterstützte er sie; als sie unerträglich wurde und ihn selbst bedrohte, beschloß er, sich gegen sie zu erheben. Er hatte mit seinem Bundesbruder, dem Musellim Aschin=Beg, den Vertrag, daß, wenn Gefahr drohe, einer den andern vor seinen Feinden warnen solle, Milosch den Aschin=Beg vor den Serben, Aschin Beg den Milosch vor den Türken. Freitags vor dem Palmsonntage 1815 geleitete Milosch den Musellim aus seinen Bezirken hinweg. Der Augenblick der Bewegung war gekommen.

In derselben Woche überfielen die Anhänger Miloschs zuerst einige Einzelne, Einnehmer der Poresa, Sammler des Haradsch. Das Denkwürdigste geschah zu Rudnik gegen den Vorgänger Aschin=Begs, Tokatlitsch, der zwar auf Miloschs Bitten abgesetzt worden, aber noch immer in seinem festen Hause, von einigen Momken umgeben, in dem Orte wohnte. Hier unternahm Arseni Lomo, einer der im Lande gebliebenen Woiwoden von Kara Georgs Anstellung, der sich auf Miloschs Vorgang ergeben hatte, mit einer nicht unbeträchtlichen Mannschaft eine Art von Belagerung wider ihn. Gar bald verzweifelte Tokatlitsch, sich gegen so Viele zu vertheidigen, und bot Vertrag an. Er streute Salz auf ein Stück Brod, küßte es und schickte es seinem Feinde mit der Bitte, ihn sicher ziehen zu lassen. Dieser schien einverstanden zu sein: auch er küßte das Salz, beschwor die Erfüllung der Bitte und gab den Abziehenden sogar selbst das Geleite. Allein kaum waren sie auf der Anhöhe vor Rudnik angekommen, als ein Hinterhalt hervorbrach und den Türken mit allen seinen Momken bis auf einen einzigen ermordete. Welch barbarische Eröffnung einer Unternehmung, die auf Herstellung eines gesetzlichen Zustandes berechnet war! Aber sogleich folgte Rache und Vergeltung. Jener Momke, der allein übrig geblieben, ritt, seines Lebens versichert, eine Strecke Weges mit Lomo dahin, indem er ihm Vorstellungen über seinen Treubruch machte, dieser aber darum gewußt zu haben leugnete. Endlich langte der Momke ein

großes schönes silbernes Messer aus seinem Gürtel hervor. „Nimm,“ sagte er zu Lomo: „tödten mich deine Landsleute auch, wird doch ein Held dies Messer tragen; wo nicht, so behalte es zu meinem Andenken.“ Indem der, welcher eben den Verrath begangen hatte, jetzt Zutrauen faßte, das Messer nahm und sich beugte, um es in den Gürtel zu stecken, feuerte ihm der Türke die Pistole in die Stirn und jagte in Galopp davon. Er entkam; Lomo hatte die Strafe für seinen Frevel empfangen. Glücklicherweise begegnen wir in dem Aufruhr des Milosch keinem zweiten von solcher Art.

Am Palmsonntage 1815 trat Milosch selbst hervor. In der Frühe erschien er an der Kirche zu Takowo unter dem Volke, das sich dort zahlreich eingefunden; selbst die Greise, die sonst furchtsam sind, forderten jetzt die Empörung. Alle Anwesenden schwuren, ihre Zwistigkeiten untereinander zu vergessen und einmüthig ihm zu gehorchen. In Zrnutscha sammelten sich indeß die Momken. In flimmerndem Waffenschmuck, die Woiwodenfahne in der Hand, trat Milosch unter sie: „hier bin ich,“ sprach er, „und jetzt habt ihr Krieg mit den Türken.“ Am Ostersonntage redete Milosch noch einmal bei dem Kloster Morawzi mit dem Volke, das auch aus den Bezirken Waljewo und Belgrad, auf deren Grenze das Kloster liegt, dahin zusammengekommen war. Eine günstigere Stimmung konnte er nicht finden. Jedermann war überzeugt, daß der Krieg besser sei als ein Friede, wie man ihn jetzt habe. Indem man Briefe und Boten an alle namhaften Männer im ganzen Paschalik sendete: „der Aufruhr gehe an; wo sich irgendwo ein grünes Gewand — wie die Türken trugen — sehen lasse, solle geschlagen werden,“ beschloß man, hier an der Stelle den Krieg unverzüglich zu beginnen. Man holte die Waffen aus hohlen Bäumen und Klüften hervor, wo sie versteckt waren; wem alle genommen worden, dem half sein Nachbar aus. Auf den Grenzen der Miloschischen Bezirke, an den zunächst bedrohten Stellen, wurden Verschanzungen aufgeworfen.

Vielleicht noch gewagter war dies Unternehmen, als jener Angriff gegen die Dahi. Das Volk, obwohl es für den Augenblick die muthigste Gesinnung äußerte, war doch zugleich eingeschüchtert und von dem Gefühle der letzten Unglücksfälle niedergedrückt. Die bewaffnete Macht der Türken im Lande war sehr stark und zahlreich. Der Kiaja des Pascha hatte in wenig Tagen über 10000 Mann beisammen, an deren Seite selbst ein paar hundert Serben unter der Anführung des Knesen Arenti erschienen. Eine solche Macht konnte von Verschanzungen, wie man

in der Eile errichtet hatte, nicht aufgehalten werden: sie brach nach Maidan gegen Rudnik hindurch; und fast schien es, als stehe dieser Erhebung kein besseres Ende bevor, als Hadschi-Prodan genommen hatte. Wie der Kiaja Jeden, der ihm widerstand, zu Grunde richtete, diejenigen aber, die sich unterwarfen, in Gnade aufnahm, fügten sich ihm auch viele von denen, welche eben die Empörung selbst gefordert hatten. Unter den Empörten, die noch im Felde hielten, regten sich zwei fast gleich verzweifelte Meinungen: Einige wären nicht abgeneigt gewesen, sich mit den Türken zu versöhnen und ihnen gegen Milosch selbst beizustehen; Andere im Gegentheil riethen, Einer solle die Weiber und Kinder des Andern tödten; sie selber wollten dann in die Gebirge gehen, um ihr Lebenlang gegen die Türken zu streiten.

Da war es nun ein entscheidendes Ereigniß, daß im Augenblick der größten Gefahr Hülfe erschien, nicht sehr zahlreich — 500 Gruschaner, 200 Zernagorer aus dem Rudniker Gebirge, fern aus Jagodina eine Anzahl Lewatscher —, aber alles entschlossene und zuverlässige Leute, unter der Anführung von Johann Dobratscha, der sonst in aller Stille sein Gewerbe trieb, jetzt aber einen Muth entwickelte, den man unter seinem friedfertigen Aeußern gar nicht gesucht hätte. Ihre Ankunft erneuerte Selbstvertrauen und Hoffnung, und man entschloß sich, den unternommenen Kampf mit dem bei weitem stärkeren Feinde dennoch zu bestehen. Der Kiaja, der vielleicht besser gethan hätte, sein Lager in Rudnik aufzuschlagen und Alles anzuwenden, um diejenigen in Unterwerfung zu halten, welche sich ergeben hatten, die andern aber in seine Gewalt zu bekommen, zog es vor, aus den unwirthlichen Bergen in das Morawathal hinabzusteigen und jenseit dieses Flusses zu Tschatschak ein Lager zu beziehen, von wo er das Land eben so gut im Zaum halten zu können sich einbildete. Milosch eilte, den Vortheil zu ergreifen, der sich ihm darbot. Dem Kiaja gegenüber, am linken Morawaufer, am Berge Ljubitsch, begrub er sich in Schanzen. Der Berg, der das Thal beherrscht, der Fluß, das steil ansteigende Gebirge sicherten augenblicklich die eben von dem Feinde durchzogenen Bezirke wieder vor demselben. Es ist nicht nöthig, den Krieg zu beschreiben, der dort an der oberen Morawa geführt ward, und der mehr eine Art Räuberkrieg war. Die Albanesen gingen in dem Thale und den jenseitigen Bergen auf Beute und Menschenjagd aus; die Serben versteckten sich in den Schluchten vor ihnen; zuweilen aber schlichen Mönche mit bewaffneten Klosterdienern den Räubern nach und lauerten ihnen an geeigneter Stelle auf, oder

es geschah, daß die Verfolgten in ihrer Angst und die Verfolger hinter ihnen her sich beide in das Wasser stürzten, aber von dem reißenden Flusse ergriffen und fortgetrieben wurden, Weiber, Kinder, darunter die Albanesen, bis irgendwo ein Fischer die Leichname fand und ihnen an dem Ufer ein gemeinsames Grab machte. Auf dem diesseitigen Ufer konnten die Türken nichts mehr ausrichten. Wer sich irgend mit einer Buruntie des Pascha, welche Verzeihung anbot, blicken ließ, ward ohne Gnade getödtet, mochte er Serbe oder Türke sein. Die Hauptsache war, daß man, während die Macht des Kiaja hier festgehalten und beschäftigt wurde, Zeit bekam, den Aufruhr auch in den benachbarten Bezirken anzufachen.

Zunächst erhob sich die Bewegung in den Nahien von Belgrad und Waljewo.

Zwar schickten sich die Spahi unverzüglich an, diese Bezirke mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Sie warfen in ihrer Mitte an der Kolubara zu Palesch eine Schanze auf, die sie mit ein paar hundert Mann zu besetzen gedachten. Aber schon war Milosch stark genug, daß er es wagen konnte, sein Lager zu verlassen und den Bedrängten zu Hülfe zu kommen. Einige Mannschaft brachte er von Ljubitsch mit; andere sammelte sich hier um ihn, und sogleich sah er sich im Stande, die Schanze anzugreifen, ehe sie vollendet war. Man hatte sich in diesen Kriegen schon früher zuweilen zweirädriger Karren, genannt Domusarabe, Schweinswagen, bedient, die nur so weit Karren sind, um einen über der Axe aufgerichteten Bretterverschlag vor sich her schieben zu können; hinter diesem fahrenden Schilde rückt man zum Sturme vor. Solcher Karren eine gute Anzahl ließ Milosch am Abend herbeischaffen und den Spahi melden: morgen, zwei Stunden vor Tag, werde er ihnen zeigen, wie man sich in Serbien schlage. Diesen, ohnehin der schwächeren Anzahl, schlecht verschanzt, schien es nicht gut, einen Feind zu erwarten, den sie schon von sonst kannten. In derselben Nacht flohen sie. Sie waren gegen 300 Mann stark; nur wenige entkamen.

Ein besonderer Vortheil dieses Unternehmens war, daß man dabei wieder zu Geschütz kam. Auf einem an die Schanze herangefahrenen Schaik fand man eine Kanone, und gar bald — es legten Leute Hand an, die nie einen Hammer geführt hatten — wußte man sie brauchbar zu machen; eine zweite, bisher von den Türken verborgen gehaltene, schaffte man herbei. Ueberhaupt aber hatte der Vorfall die glücklichsten Wirkungen. Auf die Nachricht

von dem in der Nähe der Grenzen gelungenen Schlage kamen viele serbische Flüchtlinge, die sich in Sirmien und dem Banat aufhielten, herüber. Stojan Tschupitsch, früher Woiwode der Matschwa, Peter Moler, Neffe des Archimandriten Ruwim, Simon Renadowitsch, ein jüngerer Bruder des Prota, Sohn Alexa's, Bojo Bogitschewitsch, Sohn jenes Antonie, welcher Losnitza so tapfer vertheidigt hatte, Paul Zukitsch, früher ein berufener Heiduck und Woiwode unter Kara Georg, die Knesen Miloje Theodorowitsch, Maxim Raschkowitsch und viele andere namhafte Männer erschienen wieder in ihrem Vaterlande, mit Momken, Waffen und Munition, und brachten ihre Anhänger und Landsleute in Bewegung.

Da ward es dem Milosch nicht sehr schwer, Waljewo ganz von den Türken zu reinigen. Aus einer Verschanzung, welche dieselben an der Kolubara unfern des Berges Klitschewaz errichtet hatten, flüchteten sie, wie sie sein Geschütz gewahr wurden. Er wollte nicht, daß sie verfolgt würden. Wollte Gott, sagte er, so flöhen sie alle!

Mit frischen Kräften, stärker an muthiger Mannschaft, als er ausgezogen, und den Feinden furchtbarer durch seine Kanonen, kam Milosch wieder an den Ljubitsch, und gleich den ersten Anfall der Feinde schlug er siegreich zurück. Er begnügte sich darauf nicht mit der alten Befestigung: hart am Flusse legte er neue Schanzen an. Er reizte den Feind dergestalt, daß dieser sich endlich zu einem großen Angriffe anschickte, einem Angriffe, der auch auf beiden Seiten entscheidend wurde, obwohl auf eine sehr unerwartete Weise.

Die Serben konnten sich nicht rühmen, ihn abgeschlagen zu haben. Wohl wehrten sie sich vortrefflich. Ein alter Fahnenträger Kara Georgs, Namens Raitsch, dem die eine von den neuen Schanzen anvertraut worden war, konnte, als auch alle anderen zurückgingen, nicht zum Weichen gebracht werden: bei seinen Kanonen wollte er sterben, zufrieden, sein Leben mit vielen Türkenköpfen zu ersetzen. So fiel diese Schanze in Feindes Hand, die andere ward verlassen, und am Ljubitsch spürte man großen Mangel an Leuten — man hat hier einmal Pferde um die Schanze gestellt und Pfähle neben ihnen mit Mänteln umhangen, um das Ansehen der übrig gebliebenen Mannschaft zu vermehren —, bis sich nach einiger Zeit neues Volk sammelte und man endlich wieder stark genug war, den Feind wohlgemuth zu erwarten.

Aber indeß hatte der Widerstand, den die Serben leisteten, auf die Türken einen größeren Eindruck gemacht, als jene wohl dachten.

Wir sind nicht genau unterrichtet, was in ihrem Lager vorging. Daß der Kiaja in diesen Kämpfen umkam, mochte die Unordnungen noch befördern, welche in einem aus Kriegern verschiedenen Stammes und Vaterlandes zusammengesetzten Heere zu entstehen pflegen. Eines Abends kam eine Sklavin, welche aus dem türkischen Lager geflohen war, den Serben eine Bewegung in demselben zu melden: sie wisse nicht, ob man anzugreifen oder zu fliehen beabsichtige. Die Serben beteten zu Gott um den Abzug der Feinde; jedoch rüsteten sie sich, auch einem Angriff derselben zu begegnen. Am andern Morgen vernahmen sie, die Türken seien in vollem Rückzuge das südliche Gebirge hinauf, der Höhe von Sjenitza zu. Wahrscheinlich schien es denselben der letzte Augenblick, in welchem sie ihre Beute sicher davonbringen könnten. Aber eben diese wollten ihnen die Serben nicht lassen. Bei Ertari holte Milosch die Flüchtigen ein und sprengte sie ganz auseinander; nicht allein ihre Beute, sondern auch ihr altes Eigenthum sowie ihr Geschütz fielen den Serben in die Hände. Milosch ließ es seine Sorge sein, die Gefangenen gut zu behandeln. Die Verwundeten verbunden und auf Bahren, die Gesunden zu Pferde, Weiber und Kinder auf Wagen und unberührt, so ließ er sie sämmtlich nach Uschize führen. Nicht genug wußten ihn die Weiber zu rühmen: „wie Mütter und Schwestern seien sie behandelt worden; eine Religion, die solches gebiete, das müsse die wahre sein.“

Auf diese Nachricht flohen die Türken welche in Kragujewaz verschanzt waren, so daß nun ein großer Theil des Landes dergestalt wirklich von ihnen geräumt war. Doch hatten sie noch einige andere Verschanzungen inne, die ihnen eine größere Zuversicht einflößten. Die stärkste von allen war eine, die man in Poscharewaz errichtet hatte. Noch war nichts entschieden, solange diese nicht genommen war. Milosch säumte nicht, sein Volk dahin zu führen.

Schon vor dem Orte kamen ihm die Feinde entgegen. „Delibascha“, rief er ihrem Anführer zu, „ich weiß nicht, ob du nicht einen andern Weg hast, als mir entgegen; aber ich habe gewiß keinen andern, als mit dir bis auf den Tod zu streiten.“ Er trieb ihn glücklich in seine Verschanzungen und warf noch am Abend Wälle um ihn her auf, wo nun einer der härtesten Kämpfe beginnen mußte.

Milosch war stark durch die Ueberzeugung, daß bei jedem dieser Kämpfe Alles auf dem Spiele stehe und daß man Alles wagen müsse, um Alles zu gewinnen.

Noch einmal stellte er seinen Hauptleuten vor, daß Jeder, der da wolle, sich frei nach Hause begeben dürfe; wer aber bleibe, müsse seinem Haufen vorangehen; fliehe Jemand, Anführer oder Gemeiner, den erwarte der Tod von seiner Hand; dann, gegen Abend, griff er an. An drei Abenden hintereinander nahm er die erste, zweite und dritte Schanze, nicht ohne die größte Anstrengung — die Türken wehrten sich noch mit dem Messer, wenn sie das Schwert nicht mehr brauchen konnten, und oft rang man handgemein —, jedoch auch nicht, ohne viele stattliche Pferde, kostbare Reitzeuge, prächtige Kleider zu erbeuten. Am besten befestigt aber war die vierte Schanze, die sich an Kirche und Moschee anlehnte. Die Serben erstiegen sie wohl am vierten Abend; doch vermochten sie den Feind noch nicht daraus zu verjagen; sie hielten die Nacht demselben gegenüber aus und begannen am folgenden Morgen den Sturm aufs Neue. Die meiste Schwierigkeit machte alsdann die Kirche. Die Türken hatten Schießscharten in die Mauern derselben gemacht und schossen daraus hervor; die Serben brachen durch die Mauer und drangen bis in den Altar;[1]) an der heiligen Stätte selbst kam es zum hitzigsten Kampfe: mehr als ein Mal wurden die Serben wieder hinausgetrieben; endlich aber behaupteten sie den Platz.

Hierauf verzagten die Türken. Sie forderten nur noch, Dmitri, der ihnen wohl bekannt, möge kommen, sie zu versichern, daß es Milosch selber, ein großherrlicher Knes sei, der sie angreife: ihm würden sie weichen. Milosch gestattete ihnen, mit ihren Waffen, jedoch ohne die Kanone, nur mit so viel Munition, als jeder bei sich tragen könne, unter serbischem Geleite nach Kjupria abzuziehen.

Da war nur noch eine nennenswerthe Verschanzung übrig, am Einfluß des Iwar bei Karanowaz, der aber in der Abwesenheit des Anführers schon dergestalt zugesetzt worden, daß sie bereit war, sich zu ergeben, sowie er erschien.

Nicht mit Hohn wollte er die Feinde reizen: er gestattete ihnen freien Abzug mit Waffen und aller Habe nach Nowipasar. Dort war Pascha Adem, und mehrere von den Abziehenden gehörten unter ihn. Milosch suchte ihn zu verständigen, weshalb man abgefallen, wie man hiezu gezwungen worden sei; er sendete ihm einige Geschenke mit. Freundlich antwortete Adem und endete mit den poetischen Worten: „Erhebe dich, Ban, auf Tannenäste! Mähe,

1) Altar heißt in diesen Kirchen der ganze Chor, wo der Geistliche Messe liest.

Ban, wie du angefangen hast; aber gib Acht, daß das Gemähte nicht vom Regen leide.“

Ueberhaupt bediente sich Milosch seiner Siege mit großer Mäßigung.

Einer der bosnischen Paschas, Ali von Niktschitsch, war dem größern Heere des Wesirs voran über die Drina gekommen und hatte in der Matschwa bei Duplje feste Stellung gefaßt. Milosch säumte keinen Augenblick, ihn daselbst aufzusuchen und anzugreifen. Er that das nicht, wie bisher, bei Abend, sondern zum ersten Mal bei Tage — um so viel zuversichtlicher war er schon geworden — und schlug die Türken vollkommen in die Flucht. Hinter einem Gebüsche, des Tulbends und Shawls beraubt, ließ sich der Pascha selbst gefangennehmen. Milosch tauschte ihm seinen Schmuck wieder ein, bewirthete ihn in dem Zelte mit Kaffee und Tabak, beschenkte ihn alsdann mit einem Pferde, einem Pelze und 500 Piastern, und so entließ er ihn zu dem Wesir. Ali rieth ihm noch, sich nur mit keiner fremden Macht einzulassen: dann werde er Fürst und Herr dieses Landes bleiben.

Und in der That, jetzt durfte man das Land wenigstens vorläufig wieder als befreit ansehen. Milosch hatte einen Feldzug ausgeführt, der sich mit allem messen konnte, was jemals in Serbien geschehen war. Die Raschheit, mit der er bei Palesch erschienen, die wohlüberlegte Haltung, mit der er den bei weitem stärkeren Türken am Ljubitsch begegnete, der ausharrende Angriff auf die Poscharewazer Schanze sind aller Anerkennung werth.

Doch war noch lange nicht Alles geschehen. Noch war erst die Macht besiegt, die in dem Lande ihre Quartiere gehabt, und nicht einmal vollständig. Man hatte die Festungen noch nicht wieder, deren Besitz früher ein Gefühl von Unabhängigkeit gegeben. Und sollte der mächtige Sultan, der durch keinen andern Feind beschäftigt war, nicht alle Mittel aufbieten, um die kaum gegründete Unterwerfung festzuhalten? Jetzt erst erschienen zwei stattliche Heere, das eine von Rumelien her unter Maraschli-Ali bei Kjupria, das andere an der Drina unter demselben Churschid, der die Serben 1813 besiegt hatte und damals Bosnien als Wesir verwaltete.

Hätten diese Heere ernstlich und einmüthig angegriffen, so möchte Serbien noch einmal in schwere Gefahr gerathen sein.

Glücklicherweise hatte der Sultan Gründe, um nicht mit aller Gewaltsamkeit zu verfahren, sondern sich Verhandlungen über einen Vertrag gefallen zu lassen.

Achtzehntes Capitel.

Zeiten vorläufigen Vertrages.

Zunächst das Verhältniß zu Rußland gebot dem Sultan, mit Vorsicht zu Werke zu gehen.

Abgeordnete des serbischen Volkes hatten sich während des Congresses nach Wien gewendet, freilich ohne viel Eingang zu finden; von mancher europäischen Gesandtschaft wie von der englischen waren sie sogar mit Härte und Hohn an Rußland verwiesen worden. Diese Macht, auf die man es abermals allein ankommen ließ, brachte auch wirklich bald darauf den Frieden von Bucharest in Erinnerung: der russische Gesandte in Constantinopel fragte, soviel wir wissen, bei dem Sultan an, was das für ein Krieg sei, den man, jenem Frieden zuwider, in Serbien führe.

Ueberdies war die gesammte christliche Bevölkerung des türkischen Reiches in großer Aufregung. Die Siege der Verbündeten sah sie als eben so viele Vortheile der eigenen Sache an. Den Zusammenhang dieser Dinge, auf den man diesseits im heißen Kampfe keine Rücksicht nahm, hat man dort nie aus den Augen verloren. Bei der Rückkunft Napoleons von Elba sind in verschiedenen Städten des türkischen Reiches unter den gewerbetreibenden christlichen Einwohnern Subscriptionen gesammelt worden, um auch etwas dazu beizutragen, daß er nicht wieder Herr würde.[1])

Bald war auch dieser letzte Kampf entschieden, und wahrhaft gefährlich hätte es den Türken werden können, wenn die Unternehmung ihrer Heere in Serbien, wie es sich sehr dazu anließ, auf nachdrücklichen Widerstand gestoßen wäre und zugleich Rußland gegründeten Anlaß erhalten hätte, sich der Angegriffenen und Unterdrück-

1) Cet emprunt spontané fut ouvert à Janina, à Castoria, à Sères, à Andrinople et à Constantinople. Pouqueville, Régénération de la Grèce I, 487.

ten anzunehmen. Eine allgemeine Empörung ihrer Unterthanen wäre zu besorgen gewesen.

Die beiden Führer, die an den Grenzen erschienen, so überlegen auch ihre Heere an Zahl und Kräften den Serben waren, hielten inne, statt vorzudringen, und erboten sich zu Unterhandlungen.

Wie vor dem Ausbruche des Krieges im Jahre 1813, kam es auch jetzt auf eine Auslegung des Vertrages von Bucharest an, wenn man auch noch vermied, ihn zu erwähnen.

Die vornehmste Frage war allemal, ob den Serben die Waffen, welche sie aufs Neue führten, gelassen werden sollten oder nicht.

Milosch hatte noch so viel Zutrauen zu Churschid, der ihn einst als Oberknesen bestätigt, daß er sich in dessen Lager begab. Der Delibascha des Wesirs, Ali-Aga-Sertschesma, zu dessen Füßen er seine Waffen zu Takowo niedergelegt, versicherte mit seinem Ehrenworte, daß er nicht festgehalten werden sollte, und gab ihm das Geleite. Auch zeigte sich Churschid in einigen anderen Punkten, die man vorschlug, nicht unnachgiebig; von dem vornehmsten aber, daß den Serben die Waffen gelassen werden sollten, wollte er schlechterdings nichts hören. Er forderte vielmehr die Auslieferung der Waffen als eine Bedingung, die jeder Uebereinkunft vorhergehen müsse: auf Wagen müsse er sie nach Constantinopel senden, damit der Sultan sehe, daß es wieder eine Rajah in Serbien gebe. Da Milosch das nicht annehmen wollte, so schien es fast, als werde seine Entlassung Schwierigkeiten haben, wie es denn keine kleine Versuchung für den Wesir war, dieses mächtige Oberhaupt, das den Widerstand des Landes bisher geleitet und ferner leiten mußte, zurückzubehalten. Glücklicherweise hielt der Delibascha auf seine Ehre und sein Wort. „Fürchte dich nicht, Milosch," sagte er, „solange du mich und meine tausend Delien am Leben siehst!" Er setzte wirklich durch, daß ihm der Oberknes wieder überliefert ward; unversehrt brachte er denselben nach Leschnitza. Hier, sagte er ihm, habe er ihn auf sein Ehrenwort empfangen: hieher bringe er ihn kraft seines Ehrenwortes. Künftig aber, fügte er hinzu, möge Milosch Keinem trauen, auch ihm selber, dem Delibascha, nie wieder. „Wir sind Freunde gewesen; jetzo trennen wir uns auf immer." Der natürliche Gegensatz zwischen dem Delibascha eines bosnischen Wesirs und einem christlichen Knesen war zu stark, als daß eine persönliche Freundschaft zwischen ihnen hätte aufrechterhalten werden können.

Und am wenigsten konnte Churschid nachgeben, der vor zwei Jahren als Großwesir eben um dieser Differenzen willen den Krieg unternommen hatte.

Dagegen ließ sich der Rumeli Valessi, Maraschli-Ali, der an der anderen Grenze stand und auch wohl hauptsächlich mit der Unterhandlung beauftragt war, günstiger vernehmen. Er sah keine Schwierigkeit darin, auf die Auslieferung der Waffen Verzicht zu leisten. „Seid dem Großherrn nur unterthan", sagte er; „Pistolen könnt ihr dann, so viele ihr wollt, meinethalben Kanonen in den Gürteln tragen." „Ich setze euch, will es Gott", fügte er hinzu, „noch selbst auf Araber und kleide euch in Zobel." Es schien fast, als wollte er ihnen ausdrücklich die drei Dinge gewähren, die das Gesetz der Rajah verbietet, Pferde, gute Kleider und Waffen. Zu diesem Pascha faßten die Serben Zutrauen.

Davor zwar hüteten sie sich wohl, auf sein bloßes Wort ihm das Land zu eröffnen. Nur seinem Kiaja erlaubten sie, mit einer kleinen Mannschaft nach Belgrad zu gehen, weil man ihnen sagte, daß dies in Constantinopel als ein Zeichen des wiederkehrenden Gehorsams gut aufgenommen werden würde. Während ihre Abgeordneten in Gesellschaft der Beauftragten des Rumeli Valessi nach dieser Hauptstadt gingen, um eine zuverlässigere Versicherung vom Sultan selbst auszubringen, blieben beide Heere an den Grenzen einander gegenüber stehen. Maraschli-Ali schickte wohl zum Zeichen seiner Freundschaft dem Milosch den Rosenkranz, an dem er betete. Auch das türkische Heer an den bosnischen Grenzen ward von ihm bedeutet, da der Friede so gut wie geschlossen sei, nicht über die Drina zu kommen, was denselben nur stören könne. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, etwa einem Monat, kehrten die beiderlei Abgeordneten miteinander zurück, und zwar mit günstigem Bescheide. Der Friedens-Ferman, welchen Ali-Pascha erhielt, bediente sich der Formel: wie Gott dem Sultan die Unterthanen anvertraut habe, so empfehle sie der Sultan dem Pascha an; durch gütige Behandlung werde derselbe seiner Pflicht genügen. Dem Pascha schien es überlassen zu bleiben, wie er dies zu thun gedenke.

Darin war nun freilich nichts weiter enthalten, als daß die Pforte der Zusage des Paschas im Allgemeinen nicht entgegen sei; aber es bewirkte doch, daß die Serben ihm gestatteten, mit seinem Heere nach Belgrad zu gehen. Eben dahin verfügten sich nach einiger Zögerung die Oberhäupter der Nation. In einer Versammlung von mehr als funfzig Bimbaschen, Ayanes und Begs, welche

schweigend, Tabak rauchend, auf dem Boden saßen, ward Milosch mit seinen Begleitern empfangen. Der Pascha erhob sich und fragte: „seid ihr, o Serben, dem Großherrn unterthänig?" Milosch antwortete: „wir sind ihm unterthänig." Dreimal wurden Frage und Antwort wiederholt. Hierauf ward auch den Serben die Ehre des Tabaks und Kaffes zu Theil.

So viel gehörte dazu, daß ein Anfang gemacht wurde, die Bedingungen des Friedens zu erfüllen.

Die Türken befestigten sich jetzt mit gutem Willen der Serben in den Festungen des Landes; die Serben erkannten ihre alte Unterthänigkeit wieder an; allein man setzte voraus, daß dies Verhältniß auf eine erträgliche Weise bestimmt und vor allem den Garnisonen nicht wieder die alte, auf den Vorrechten des Islam beruhende unmittelbare Herrschaft eingeräumt würde.

Maraschli-Ali's Zugeständnisse bestanden hauptsächlich in zwei Punkten.

Er überließ den Serben, die Abgaben, die er übrigens auf den alten Fuß wiederherstellte, selber einzutreiben, während unter seinem Vorgänger die Türken dies gethan, und gewährte ihnen Antheil an der Rechtspflege. Die Musellime in den Bezirksstädten sollten ohne Einwilligung der Knesen kein Recht haben, über die Serben zu richten, nicht einmal in den Streitsachen derselben mit den Türken, geschweige denn in ihren Streitigkeiten untereinander.

Um diese Einrichtungen zu vollziehen, ward dem Pascha zur Seite, nach dem Muster des alten Senates, eine Nationalkanzlei in Belgrad eingesetzt, zu dem doppelten Zwecke, die eingesammelten Abgaben von den Knesen zu empfangen und an den Pascha abzuliefern und zugleich das oberste Gericht zu bilden. Der Pascha versprach, ihre Urtheile zu vollziehen.

Für den ersten Augenblick ohne Zweifel ein großer Fortschritt, zumal da diese Kanzlei der Nation wieder eine gewisse Repräsentation gewährte; allein dabei blieb doch eine Menge der wichtigsten Fragen unerledigt: das Verhältniß der beiden Bevölkerungen in Rücksicht auf die persönlichen Besitzthümer ward gar nicht einmal berührt, und die Serben säumten nicht, eine neue Gesandtschaft an den Hof des Sultans abzuordnen, um genügendere und umfassendere Bestimmungen auszuwirken. Sie gedachten der Friedensvorschläge des Peter Itschko und meinten wohl, jetzt zur Bestätigung derselben zu gelangen.

In Constantinopel war man jedoch weit entfernt, in diesem

Sinne vorschreiten zu wollen. Der Diwan ließ sich gar nicht einmal auf eine eigentliche Antwort ein, sondern verwies die Abgeordneten an den Pascha, der von dem Willen des Großherrn unterrichtet sei; dieser aber zeigte sich sehr erstaunt und erklärte, ihm sei keinerlei Weisung darüber zugekommen.

Statt einer Erweiterung ihrer Rechte brachten die Gesandten nicht einmal eine Bestätigung der bereits bewilligten mit. Bestand und Ausführung derselben knüpften sich vielmehr an die persönliche Anwesenheit des Pascha, der sie gegeben hatte. Als er einst Anstalt traf, sich zu entfernen, sagten ihm die Oberhäupter, daß alsdann auch sie das Land würden verlassen müssen. Sie bewirkten, daß er bei ihnen blieb.

Bald aber fingen sie an, zu fürchten, daß auch er selber nicht denke, sein Wort zu halten.

Maraschli-Ali, der in dem letzten türkisch-russischen Kriege als Delibascha gedient, hatte dann als Pascha von Boli in Asien diese Landschaft, welche unter den Tschapan-Oglu eine gewisse Selbständigkeit genossen, nach anfänglicher Nachgiebigkeit endlich ohne viel Aufsehen zu völligem Gehorsam gegen den Sultan zurückgeführt. Etwas Aehnliches schien er auch in Serbien zu beabsichtigen: aus seinem eigenen Munde will man es gehört haben.

Nicht sehr gewissenhaft ward die Uebereinkunft gehalten, die er geschlossen. Gar oft schritten die türkischen Musellime zu Leibesstrafen, ohne das Urtheil der Knesen abzuwarten; der Pascha selbst ließ eine Hinrichtung vollziehen ohne gerichtlichen Ausspruch.

In den rohesten Ausbrüchen zeigte sich der osmanische Uebermuth. Einen Deli sah man die Straßen von Belgrad mit seinen Hunden durchziehen, denen er die Namen serbischer Oberhäupter gegeben, bei denen er sie rief: Wuiza, Milosch.

Die Türken wurden überhaupt nur dadurch im Zaum gehalten, daß die Serben bewaffnet waren und blieben; Maraschli-Ali hatte das zugegeben; bald aber zeigte sich, daß er es doch wohl nur in der Hoffnung gethan, nach und nach die Auslieferung der Waffen zu bewirken. Milosch, der oft in Belgrad bei ihm war und ihm bei Tafel oder auf Spazierritten Gesellschaft leistete, ward endlich von ihm geradezu aufgefordert, dem Volke die Waffen abzunehmen. Milosch antwortete: er und seine Freunde, selbst die Knesen, seien wohl erbötig, die ihren auszuliefern; doch sie dem Volke zu nehmen, sei ihnen unmöglich.

Unter diesen Umständen ließ sich nicht erwarten, daß die tür-

kische Regierung, weder die allgemeine zu Constantinopel, noch die des Paschas zu Belgrad, aus eigenem Antriebe die serbischen Angelegenheiten genügend ordnen würde.

Da hatte sich nun aber unter den Serben selbst eine starke einheimische Gewalt erhoben, zwar ebenfalls sehr barbarischer Natur, aber doch von dem Prinzip der Nationalität durchdrungen, der türkischen Regierung allmählich Widerstand zu leisten, die des Milosch.

Wohl war Milosch ein Beamter der Türken, von einem Wesir zum Oberknesen einiger Bezirke eingesetzt und dann als solcher wieder bestätigt; aber zugleich war er der Urheber und Vorkämpfer des Aufruhrs, dem die Nation die Sicherheit verdankte, die sie genoß; da er in allen Bezirken das Beste gethan, so war auch er durch den Krieg selbst zu einem das ganze Paschalik umfassenden Ansehen gelangt.

Auch gegen ihn haben andere Führer noch im Felde Ansprüche der Unabhängigkeit erhoben. Johann Dobratscha, der ihm in einem gefahrvollen Augenblick zu Hülfe gekommen war, weigerte sich, Befehle von ihm anzunehmen, da er eben so gut ein Knes sei wie Milosch selber; aber Milosch setzte ihn ab und einen andern an seine Stelle. Entscheidend wurde, daß im Bezirke der von Milosch eingesetzte Knes Gehorsam fand.

Ueberhaupt hatte Milosch nicht wie Kara Georg mit selbständigen Oberhäuptern zu streiten, mächtig in getrennten Bezirken und mit einem gewissen Recht, die höchste Gewalt mit ihm zu theilen. Höchstens Wuiza hätte Ansprüche dieser Art machen können, wie er denn auch wirklich als Gospodar begrüßt und eine Zeitlang im Kirchengebete erwähnt ward; doch hielt sich dieser in seinem Bezirke zu Smederewo ruhig. Die Nebenbuhler des Oberknesen waren von einer anderen Art.

Die Nationalkanzlei in Belgrad durfte man mit dem alten Senat vergleichen, insofern die Veränderung der Umstände daran überhaupt denken ließ. Und hier behauptete nun ein Mann das höchste Ansehen, der wohl Eifersucht erregen konnte, jener Neffe des Archimandriten Ruwim, auf den dieser einst seine Hoffnung setzte, weil er im Hause eines Dahi als Maler arbeitete; eben deshalb führte derselbe den Zunamen Moler. Peter Moler hatte später so gut wie jeder andere die Waffen ergriffen, sich in den früheren Feldzügen dann und wann hervorgethan, in dem letzten aber, nach dem Vorfall bei Palesch, vortreffliche Dienste geleistet. Vielleicht eher als ein Anderer hatte er an die allgemeinen Einrichtungen,

die man treffen müsse, gedacht und die Meinung geäußert, das Land unter vier verschiedene Häupter zu theilen, von denen keiner sagen könne, er sei der gemeinsame Herr; Milosch hatte jedoch vermieden, sich darauf einzulassen; er sagte wohl: der Hase, den man theilen wolle, laufe noch im Holze. Als es nun nach getroffener Abkunft wirklich zu einer neuen Einrichtung kam, ward für Moler auf eine andere Weise, als er gedacht, aber auch ganz gut gesorgt, indem er als Präsident in die Nationalkanzlei gesetzt wurde, wozu er sich vor Andern eignete, weil er türkisch zu sprechen und serbisch zu schreiben verstand. Er richtete sich hier auf seine Weise vergnüglich ein. Unbeirrt von religiösen Vorstellungen, deren er überhaupt spottete, hatte er ein junges Mädchen im Hause statt einer Frau, sah gern Freunde bei sich und machte so viel Aufwand, daß er zu dem Verdacht Anlaß gab, als verwende er das eingehende Geld auch zu eigenem Vortheil. Ohnehin eifersüchtig, hörte Milosch nach einiger Zeit auf, was er in seinen Bezirken sammelte, an ihn einzusenden; er schickte es Dmitri, seinem vertrauten Chasnadar, zu unmittelbarer Ablieferung an den Pascha. Moler, entrüstet, daß man ihm einen Anderen vorziehe und noch dazu einen Fremden, beklagte sich darüber gegen seine Freunde unter den Knesen und brachte einige aus den oberen Bezirken auf seine Seite. Aber eine noch viel größere Anzahl aus der Schumadia und von jenseit der Morawa schlossen sich in dieser Sache an Milosch an. Als man im Frühling des Jahres 1816 zur Skupschtina in Belgrad zusammentrat, und die Knesen einst in guter Anzahl eine vorbereitende Versammlung hielten, kam es zu einem Wortwechsel zwischen Moler und Milosch. Moler brach endlich mit dem Ausruf hervor: „Milosch, du lügst!“ „Brüder“, sagte hierauf Milosch, „bis jetzt war ich euer Oberhaupt; von nun an ist es Moler“. Aber schon legten die Knesen seiner Partei und die Momken, die denselben folgten, Hand an Moler, während dessen Anhänger, jeder für sich selber fürchtend, sich ruhig verhielten. Moler ward gebunden und dem Pascha überliefert; die anwesenden Knesen unterschrieben ein Gesuch an den Pascha, Moler hinzurichten, das jener als ein Urtel ansah, welches er zu vollziehen habe.

Dergestalt kam der erste Vorsitzer der serbischen Nationalkanzlei, auf das Gelindeste gesagt, durch ein höchst tumultuarisches Verfahren um. Bei dem Begräbniß fragte einer seiner Verwandten mit Thränen im Auge einen andern Anwesenden, ob das auch Recht sei. „Wenn ihr Leute seid,“ antwortete dieser, „bei denen es so her=

gehen kann!" Derselbe Verwandte, selbst ein Oberhaupt, hatte doch nicht so viel Muth gehabt, um jenem Gesuche ernstlich zu widersprechen.

Auch der Bischof Niktschitsch, der an dem Unglauben Molers Anstoß nahm, hatte es mit unterschrieben; doch bald sollte ihn selber ein ähnliches Geschick erreichen.

Niktschitsch war ein serbischer Bischof, kein Grieche; er war Mönch in Studenitza gewesen, dann Archimandrit unter Kara Georg; von einer Deputation nach Constantinopel, der er beigewohnt, war er als Bischof zurückgekommen; aber seitdem zeigte er einen Stolz, der ihn bei Jedermann verhaßt machte. Wenn er, mit Busdowan und Schwert ausgerüstet, daher ritt, glaubte er mehr zu bedeuten, als jeder andere im Lande. Er ließ sich verächtlich über die Knesen vernehmen, deren er selber zwanzig machen könne, und vermied es, Milosch Gospodar zu nennen. Gegen die Popen zeigte er sich befehlshaberisch und drückend. Man meinte wohl, er wolle sich eine Autorität in Serbien verschaffen, wie sie der Wladika in Montenegro besitzt; doch hatte er nur persönlichen Ehrgeiz, keinen nationalen; er hat gegen den Pascha die Meinung geäußert: den Serben die Waffen zu nehmen, würde so unmöglich nicht sein, wenn nur Milosch wolle; auch unter dem Volke hörte man ihn in diesem Sinne reden. So erregte er Widerwillen, Verdacht und Besorgniß; auf einer Diöcesanreise im Juni 1816 ward er ermordet, wie man vorgab, von Räubern; doch wußte Jedermann, daß es mit Vorbedacht geschehen war.

Wir befinden uns hier auf einem Boden, wo an Begriffe oder Gefühl von Recht nicht viel gedacht wurde, wo Hinterlist und Gewaltthat von jeher als wesentliche Bestandtheile der Macht erschienen waren; kaum, daß man sich Mühe gab, den Schein zu retten: Menschenleben wurden wenig geachtet.

Selbst der alte Oberanführer der Serben, Kara Georg, mußte seine Rückkehr in das von ihm befreite Land mit einem schrecklichen Tode büßen. Die Sache ist diese.

Wir berührten, wie gewaltig der große Umschwung der Weltbegebenheiten auf die ganze Bevölkerung des türkischen Reiches wirkte. Bei dem Namen der heiligen Allianz erschraken die Türken [1]),

1) In einem Rapport des östreichischen Internuntius vom Mai 1821 heißt es: „die Pforte sehe in der heiligen Allianz einen künftigen Kreuzzug gegen den Islam." Mendelssohn Bartholdy in Sybels hist. Zeitschr. Bd. I, S. 506 ff.

als seien sie hauptsächlich durch dieselbe bedroht, und erhob sich die Hoffnung der Rajah in allen Provinzen der Türkei. Daß die Meinung der Verbündeten nicht dahin ging, die orientalischen Verhältnisse einzurichten, konnte doch diese nun einmal mächtige Regung nicht beschwichtigen: sie nahm die Gestalt eines geheimen Bündnisses an Die Hetäria ward gestiftet, deren Mitglieder einander schwuren, die Feinde des Glaubens und des Vaterlandes zu bekämpfen und zu verfolgen, bis sie vernichtet seien. Bereits im Jahr 1816 war die Hetäria in Odessa, Bucharest und wohl auch in Constantinopel im Gange; schon damals hat ein Abgeordneter den Beg der Maina durch die Vorspiegelung einer Herrschaft über ganz Morea zu gewinnen gesucht.[1]) Man faßte die Absicht, sich so bald wie möglich und in so weitem Umfang wie möglich zu erheben. Und da nun Serbien als ein der türkischen Gewalt wieder verfallenes, jedoch zu einem neuen Aufstande trefflich vorbereitetes Land angesehen ward, kann man es nicht als einen unangemessenen Gedanken der Hetäria ansehen, die allgemeine Empörung hier anzufangen[2]) und sich dazu des alten siegberühmten Oberanführers der Serben zu bedienen. Kara Georg, der nur in der Hoffnung aus dem Lande gewichen war, unter besseren Umständen wieder dahin zurückzukehren, dem einladende Briefe aus Serbien zukamen, worin es hieß, man wünsche ihn sich aus Erde wieder zu machen, war nicht schwer zu überreden. Ohne Paß, im Gefolge eines Mitgliedes der Hetäria, das nach den Bädern von Mehadia reiste, kam er von Bessarabien, wo er Zuflucht gefunden, an die serbische Grenze; durch ein gutes Geschenk ward der Fährmann bewogen, ihn überzusetzen; er eilte nach Smederewo zu Wuiza, von dem er ausdrücklich eingeladen war. Hier sprach er nun von nichts als von einer neuen Erhebung; er versicherte, daß eine solche auch in Morea ausbrechen und Serbien überhaupt eine ganz andere Unterstützung finden werde als früher; er ließ sogar Milosch auffordern, sich dazu mit ihm zu vereinigen und den Krieg sofort wieder zu beginnen. In Miloschs Sinnesweise lag es an und für sich nicht, sich einer Bewegung anzuschließen, deren Erfolg auf fernliegenden Combinationen beruhte; aber über-

1) Gordon, History of the Greek revolution I, p. 47.

2) Nach einer nicht ganz zu verwerfenden Nachricht bei Blacquière, ch. II, war der Plan, die Kräfte der Türken nach Serbien zu locken, wo ihnen eine starke Nation guten Widerstand leisten werde, und dadurch die Erhebung der christlichen Unterthanen in anderen Provinzen um so leichter zu machen.

dies konnte er nicht wünschen, die Macht des alten Oberanführers, mit der die seine keinen Augenblick zusammen bestehen konnte, wieder im Lande emporkommen zu sehen. Er trug kein Bedenken, dem Pascha von der Anwesenheit Kara Georgs Anzeige zu machen. Der Pascha hob hervor, welche Gefahr jede Erneuerung der Empörung in sich schließe, wie dann der Großherr ohne Zweifel ein neues Heer in das Land schicken und die Zugeständnisse, auf denen der bisherige Zustand desselben beruhe, zurücknehmen werde, und forderte Milosch auf, ihm den Kopf Kara Georgs zu verschaffen. Hierauf schickte Milosch an Wuiza, mit den kurzen Worten: „entweder den Kopf des schwarzen Georg oder den deinigen", und schärfte diesen Befehl ein paar Tage danach aufs Neue ein. Bald ward Kara Georg inne, in welche Gefahr er sich gestürzt hatte; allein fliehen konnte er nicht, und an Erbarmen war nicht zu denken. Als er einst nach langem sorgenvollen Wachen bei Tage eingeschlafen, ward er von einem Momken Wuiza's ermordet. Wie viel besser für Serbien und, da auch ein Glück im Tode ist, wie viel glücklicher für ihn selber wäre es gewesen, wenn er einst mit dem Schwerte in der Hand in der letzten serbischen Schanze gegen die Türken gefallen wäre! Jetzt fiel er eines der ersten Opfer der neuen Bewegungen, die sich in Europa erheben sollten, auf türkischen Befehl durch seine eigenen Landsleute.

Man hat Milosch sogar Schuld gegeben, er selber habe den Nebenbuhler, um sich der Furcht vor ihm zu entledigen, einladen lassen, nach Serbien zu kommen. Das ist aber ohne Zweifel unrichtig. Viel zu bewundert und beliebt war Kara Georg, um so angesehener, da er eine Zeitlang entfernt gewesen, viel zu wenig befestigt der Zustand von Serbien, als daß Milosch hätte wagen können, ihn auf eine so große Gefahr hin in das Land zu locken. Kaum wollte der Pascha glauben, als ihm der Kopf gebracht wurde, daß er der rechte sei. Nachdem er sich dessen bei den Einwohnern von Belgrad versichert, schickte er ihn an den Sultan, der ihn dann mit eben so großer Genugthuung empfing wie den irgend eines andern seiner Rebellen und Widersacher.

Für Serbien war jedoch dieser Erfolg nicht so groß und entscheidend, wie man in Constantinopel glauben mochte.

Milosch, der jetzt aller derer entledigt war, die ihm hätten Eintrag thun können, des alten Oberfeldherrn, des geistlichen und des administrativen Nebenbuhlers, trat nun mit entschiedenem Willen selbst an die Spitze der Nation.

Im November 1817 ward Milosch von allen Knesen des Landes als oberster Knes (werhowni Knes) anerkannt. Die Metropoliten von Belgrad und Uschize, Agathangel und Gerasim, beides Griechen, und drei serbische Archimandriten waren zugegen und nahmen an dieser Ernennung Theil. Es ward sogar festgesetzt, daß nach seinem Tode derjenige ihm folgen solle, der in seinem Geschlecht der nächste sei.

Eine merkwürdig doppelseitige Stellung, die Milosch Obrenowitsch nun einnahm.

Seine Autorität war zum Theil ein Ausfluß der osmanischen Staatsgewalt. Mitten in seiner Empörung war er als großherrlicher Knes aufgetreten. Seitdem hatte ihm die türkische Regierung die Krongüter und, wie sonst wohl einem Pascha, die Auflage des Haradsch sowie einige andere geringere Gefälle in Pacht gegeben; auch das Recht der Ueberfuhre an der Sawe und Donau so gut wie an Morawa und Kolubara sammt den Zollgebühren hatte er an sich gebracht; er war Basergjanbaschi in Belgrad. Alles dies verschaffte ihm Reichthümer und Ansehen; eben dadurch ward er der mächtigste Mann, dem sich Niemand im Lande vergleichen konnte. Zugleich aber hatte er doch die Wiederbefreiung der Nation geleitet; er trat jetzt durch Wahl an ihre Spitze; sich ihrer Interessen ernstlich anzunehmen, bot ihm täglich größere Aussichten dar.

Nachdem die Angelegenheiten Europa's eine nicht mehr zweifelhafte Wendung zum Frieden genommen, die Verhältnisse der Mächte sich schon so weit befestigt hatten, daß die Occupationsarmee aus Frankreich zurückgezogen werden konnte, traten die orientalischen Angelegenheiten, unter andern auch die trotz des Friedens von Bucharest zwischen Rußland und der Türkei obschwebenden Irrungen, wieder bedeutender hervor.

Das, wie wir sahen, konnte Niemand sagen, daß die Bedingungen des Friedens in Bezug auf Serbien erfüllt worden seien: war doch die Pforte noch gar nicht zu einer definitiven Unterhandlung zu bewegen gewesen.

Endlich aber — im Jahr 1820 — erkannte die Pforte, daß eine Erledigung dieser Sache nothwendig werde, hauptsächlich um nicht den unaufhörlichen Mahnungen Rußlands ausgesetzt zu sein. Die Serben hätten gewünscht, daß ihnen zunächst ein Bevollmächtigter geschickt würde, der die Lage ihrer Angelegenheiten persönlich beobachten, und mit dem dann eine Unterhandlung eröffnet werden könnte. In Constantinopel hielt man jedoch auch jetzt für

besser, Unterhandlungen zu vermeiden. Man sendete einen von den Chodschagan (Beamten des Reiseffendi), sogleich mit einem Ferman, der die Zugeständnisse enthielt, die man den Serben machen wollte.

Und dieselben waren nun an sich keinesweges zu verachten. Um Administration und Gericht noch unabhängiger von der Pforte zu machen, ward die Summe Geldes festgesetzt, welche das Land künftig zu zahlen haben solle, ohne alle nähere Anordnung, wie dieselbe aufzubringen sei; die Autorität der Musellime ward auf die Festungen beschränkt; man machte keine Schwierigkeit, Milosch als Oberknesen für die ganze serbische Nation anzuerkennen.

Aber so gut das lautete, so gab es doch einige Punkte, die noch nicht berührt waren, namentlich das Verhältniß der Spahi, die mit dem Anspruch der Grundherrlichkeit über die Dörfer in den Festungen wohnten; und einige Forderungen tauchten auf, welche den Serben in hohem Grade zuwider waren. Die Serben sollten kaiserliche Rajah bleiben, wie ihre Vorfahren gewesen; sie sollten dem osmänischen Heere, wenn es durch das Land ziehe, nach alter Gewohnheit Verpflegung zu Theil werden lassen; und hauptsächlich, sie sollten sich mit dem Bewilligten zufriedengeben — denn eben darauf kam es an, allen weiteren Anforderungen von Rußland auf immer zuvorzukommen — und förmlich erklären, niemals ein weiteres Begehren an den Großherrn stellen zu wollen.

Bei den Serben, die von dem Inhalt dieses Fermans wenigstens ungefähre Kunde erhalten hatten, bedurfte es keines langen Nachdenkens darüber, ob sie denselben annehmen sollten oder nicht.

Die alten rühmlichen Kriegsthaten, die Verheißungen des Friedens von Bucharest, die allgemeine Bewegung unter der christlichen Bevölkerung des Reiches, die immer stärker anwuchs, ließen sie ganz andere Hoffnungen fassen.

Die Osmanen, die viel zu gewähren meinten, waren entrüstet, Widerstand wahrzunehmen.

Als sich Milosch von Kragujewaz, wo er jetzt seinen Wohnsitz aufgeschlagen, nach Belgrad auf den Weg machte, um den Ferman wenigstens in aller Form zu hören, warnte man ihn vor der Gefahr, in die er sich begebe: der Pascha habe den Spahi vorgespiegelt, Milosch wolle die einst durch Peter Itschko in Gang gebrachten Friedensbedingungen erneuern und die Spahi aus dem Lande vertreiben; diese seien schon mit Pulver und Blei versehen, um sich eines solchen Feindes, sobald er in die Thore von Belgrad trete, zu entledigen. Die Freunde Miloschs versichern, wäre er ge-

gangen, so würde ihn auf jeden Fall das Schicksal des Deli-Achmet, den Ebu-Bekir erschießen ließ, betroffen haben.

Milosch hielt wirklich inne, sammelte eine bedeutende Anzahl Serben um sich und erklärte, nur mit diesen nach Belgrad kommen zu wollen; so aber weigerte sich nun der Pascha ihn aufzunehmen: mit 12 Knesen habe er zu erscheinen und zwar ohne Waffen, nicht mit einem Kriegsheere wie dieses, von dem man übrigens nicht wisse, wer es verpflegen solle. Milosch antwortete, er komme nur mit friedlichen Leuten, um den kaiserlichen Ferman zu hören; es seien dieselben, von denen der Pascha sammt seiner Umgebung zu Belgrad und er selber, Milosch, zu Kragujewaz seine Verpflegung habe: die würden schon für sich selber sorgen; ihm aber werde von ihnen nicht gestattet, allein nach Belgrad zu kommen. Der Pascha war jedoch nicht zu bewegen, seine Thore zu öffnen, und da auch die Serben nicht nachgaben, so mußte man endlich die Zusammenkunft des Chodscha mit dem Oberknesen außerhalb Belgrads, eine Meile davon, in Toptschider, veranstalten.

Was war aber von einer Unterhandlung zu erwarten, die unter solchen Auspicien wechselseitigen Mißtrauens und Hasses zu Stande kam?

In Toptschider erklärten die Serben, es müsse ihnen unbenommen bleiben, die Gnade ihres Herrn auch ferner anzurufen. Der Chodscha fragte: welches denn ihr ferneres Verlangen sein könne? Sie entgegneten: ihr Anspruch gehe auf die ihnen im Bucharester Frieden gewährleisteten Rechte. Es war seit 1813 das erste Mal, daß sie dessen ausdrücklich gedachten. Die Erwähnung eines mit einer fremden Macht geschlossenen Tractates schien dem Chodscha ein Verbrechen. Er rief nach seinen Pferden und ritt davon. Er hat immer erklärt, es gebe in Serbien keine Rajah mehr: er habe nur Bewaffnete daselbst gesehen.

Gleich als getraue er sich nicht, durch das serbische Land zu reisen, nahm er seinen Rückweg durch das östreichische Gebiet und die Walachei.

So kam der Gegensatz, der die beiden Theile ursprünglich trennte, wieder zum Bewußtsein: er faßte sich zusammen in dem Anspruch der Spahi, ihre Grundrechte zu behaupten, und dem Anspruch der Serben, die Waffen zu tragen.

Seitdem war an kein Verständniß zwischen beiden Theilen mehr zu denken; die Serben wenigstens sahen den Vertrag, in

welchem der Pascha mit ihnen persönlich gestanden, für aufgehoben an: man hörte auf, ihm zu gehorchen.

Indessen wurden doch in Constantinopel neue Unterhandlungen angeknüpft.

Die Pforte ließ sich sehr mild vernehmen: man möge von serbischer Seite etwas nachlassen, so werde man von der türkischen etwas mehr bewilligen; man möge nur Leute von Ansehen schicken, daß nicht viel hin- und hergeschrieben zu werden brauche.

Hierauf beschloß man in Serbien, die Forderungen, die man machte, ausführlicher als bisher aufzustellen, und erwählte eine ansehnliche Gesandtschaft, um sie dort zu vertreten.

Die Abgeordneten waren zwei Geistliche, der Archimandrit Samuel und der Erzpriester Wukaschinowitsch von Jagodina, und drei Knesen, Wuiza, Ilia Markowitsch und Dmitri; als Secretär war ihnen Abraham Petronjewitsch beigegeben.

Die Forderungen gingen im Allgemeinen auf Feststellung der inneren Unabhängigkeit und auf Ausdehnung dieses Vorrechtes auf alle meist unter Kara Georg eroberten Bezirke auch außerhalb des Paschaliks Belgrad.

Die Serben sollten eine unabhängige Gerichtsbarkeit haben, sowohl Spruch als Vollziehung, ihre Obrigkeiten wählen [1]), Kirchen, Spitäler, Schulen bauen können, ohne Anfrage, und hauptsächlich, sie sollten von den Türken völlig gesondert leben. Man wollte die Spahi nicht verjagen, aber ihre Rechte durch eine jährliche Rente abkaufen, und diese sollte zu dem Tribut in bestimmten Summen geschlagen werden, welcher alle bisherigen Auflagen ersetzen würde.

So legte man den Frieden von Bucharest jetzt aus, beinahe eben so, wie einst Kara Georg ihn verstanden hatte.

Um keinen Zweifel zu lassen, welchen Gegenden außerhalb des Paschaliks dieselbe Unabhängigkeit der inneren Verwaltung zugute kommen sollte, bezeichnete man sie als sechs besondere Bezirke.

Jene ganze kleine Monarchie, wie sie 1811 und 1812 bestanden, sollte wiederhergestellt werden, nicht zwar in der weitausgreifenden Tendenz, wie sie damals dann und wann gehegt worden war, vielmehr unter türkischer Oberherrlichkeit, aber dann mit einem starken Maße innerer Autonomie ausgestattet.

1) So heißt es in den später publicirten Actenstücken. Im Lande hat man niemals anders gewußt, als daß die Bestätigung des bereits gewählten werbowni Knes namentlich in Antrag gebracht worden sei.

Es ließ sich nicht erwarten, daß die Pforte Forderungen dieser Art so leicht gewähren würde. Die Aufstellung derselben traf aber überdies mit drohenden Symptomen allgemeiner Gährung unter der christlichen Bevölkerung des Reiches zusammen. Der Sultan nahm davon Anlaß, die serbischen Abgeordneten unter Wache zu stellen.

In Serbien brauchte man sich darum nicht so sehr zu kümmern. Einen oder den anderen Tag mußten diese Dinge doch die Theilnahme von Europa erwecken.

Milosch entzog den gefangen gehaltenen Bevollmächtigten nun auch seine Vollmacht. Seine ganze Sorge ließ er sein, das Land in Ordnung zu bringen und die eigene Macht vollständiger auszubilden.

Neunzehntes Capitel.

Einrichtungen und Herrschaft des Milosch.

Es war ein unermeßlicher Vortheil, daß Milosch die Ideen, auf die ein freies serbisches Gemeinwesen gegründet werden konnte, schon vorbereitet fand: er brauchte nicht von vorn anzufangen; schon genug, wenn er die Dinge in den Stand wiederherstellte, in welchem sie zur Zeit der ersten Emancipation unter Kara Georg gewesen waren.

Vor allem in Hinsicht des Gerichtes geschah das, wie denn die Eigenmächtigkeiten, welche sich die Türken in dieser Hinsicht erlaubten, die letzten Irrungen hauptsächlich veranlaßt hatten, und der Bruch mit dem Pascha eben darin seinen Ausdruck fand, daß die in dem früheren Vertrage seinen Musellims zugestandene Befugniß nicht mehr anerkannt wurde.

Es ward eine collegialische Einrichtung in drei Abstufungen getroffen.

Das Dorfgericht, welches aus dem Ortsältesten und aus den übrigen Kmeten bestand, bekam vornehmlich eine disciplinarische Gewalt; — in eigentlichen Rechtshändeln beschränkte es sich darauf, Vergleiche in Gang zu bringen.

Wer diese nicht annehmen wollte, wandte sich an die Bezirkstädte, wo überall Magistrate eingerichtet wurden, wie sie unter Kara Georg bestanden: gewöhnlich aus einem Vorsitzer, zwei Mitgliedern, einem Schreiber zusammengesetzt, die denn freilich keine Gelehrten sein konnten, sondern nur nach dem Herkommen und nach ihrer besten Einsicht Recht sprachen. Verwickelte Fälle, z. B. in Gewerbesachen, pflegte man den Erfahrensten, Angesehensten derselben Profession vorzulegen, die sich auch oft sehr geschickt und scharfsinnig erwiesen, so daß man ihrem Gutachten meistentheils folgte.

Wer sich aber auch diesem Ausspruche nicht unterwerfen wollte, wandte sich an das große Gericht, das nämliche, welches unter Kara Georg als Sowiet bestanden und dann seit 1815 als Nationalkanzlei erschienen war.

Wenn man überlegt, wie diese Dinge früher gegangen waren, wie die Gospodare und Woiwoden die wesentliche Macht behauptet hatten, wie auch die neue Bewegung durch eine kriegerische Erhebung unter einzelnen Anführern geschehen war, so wird man von vornherein nicht erwarten, daß die richterliche Macht eine große Unabhängigkeit genossen hätte.

Zwar standen jetzt Knesen an der Spitze der Bezirke; aber dem Wesen nach waren sie Fortsetzer der Woiwoden und militärische Befehlshaber.

Die Knesen vollzogen die Urtheile der Bezirksgerichte; doch behaupteten sie, über denselben zu stehen, und nahmen sonst wenig Rücksicht auf sie.

Milosch sah sich als Herrn und Meister des großen Gerichtes an, das ihm folgte, wenn er seinen Wohnort veränderte, und erst 1825 in besserer Form zu Kragujewaz niedergesetzt wurde. Todesurtheile zu sprechen, behielt sich Milosch selber vor; nur etwa seinem Bruder Jephrem gestand er in den Bezirken von Schabaz und Waljewo eine ähnliche Hoheit zu.

Da das Nationalgericht die Fortsetzung des alten Senates war, so hörte man nie auf, ihm auch administrative Befugnisse dem Rechte nach zuzuschreiben. Allein an die Ausübung derselben war nicht zu denken. Milosch hielt nicht für nöthig, bei seiner Verwaltung sich Raths zu erholen.

Anfangs schien es, als werde Milosch wenigstens die Knesen respectiren. Er behandelte die vornehmeren unter ihnen als seines Gleichen, nannte sie Herren, reichte ihnen Tschibuk, wenn sie ihn besuchten, und war mit allem zufrieden, was sie in ihrem Kreise thun mochten. Wenn sie ihm Poresa und Haradsch brachten, die nach der Zahl der Haushaltungen und der Köpfe bestimmt wurden, so fragte er nicht viel nach, ob die Summe, die sie einlieferten, der Zahl der steuerpflichtigen Köpfe entspreche. Er schien ihnen den Vortheil zu gönnen, den sie hiebei machen mochten.

Nach einiger Zeit aber brach eben hierüber die Entzweiung zwischen beiden Theilen aus. Milosch hatte, wie wir wissen, den Haradsch gepachtet, und nicht immer wollte er sich mit einem ungefähren und willkürlichen Ertrage begnügen. Er schickte endlich

seine Leute mit Momken in die Bezirke, um richtige Verzeichnisse aufzunehmen. Die Knesen nahmen diesen Eingriff in ihr Amtsgebiet mit Besorgniß wahr; aber nur vergeblich beschwerten sie sich darüber bei einem der vertrautesten Diener Miloschs; derselbe antwortete: der Herr lasse sich in Dinge dieser Art nicht einreden.

Immer unabhängiger erhob sich die doppelseitige Gewalt, die dem Anführer zu Theil geworden. Gegen die Türken machte er die Ansprüche der Nation geltend, als deren Vorsteher er angesehen ward, gegen die einheimischen Oberhäupter die ihm von der türkischen Regierung übertragenen Gerechtsame. Eine Combination von beiden war seit dem Bucharester Frieden eine Art von politischer Nothwendigkeit. Sollte aber diese ihm so ausschließend zu Gute kommen?

Im Frühjahr 1821 fand Milosch noch einmal, ebenfalls von beiden Seiten, Widerstand. Nachdem ein paar der angesehensten Knesen von jenseit der Morawa, Mark Abdula und Stephan Dobrinjaz, bei einer Anwesenheit in Belgrad mit dem Pascha, der sie als unabhängige Knesen anzuerkennen versprach, und den Spahi Verbindung geschlossen, erklärten sie laut, sie würden keine Befehle weiter von Milosch annehmen. Allein der wußte ihnen zu begegnen. Ungesäumt ließ er bewaffnete Mannschaften gegen ihre Bezirke anrücken, und sie waren verloren, wenn sie nicht Hülfe vom Pascha aus Belgrad empfingen. Wirklich schickte Maraschli-Ali eine Truppenschaar in die Nähe, zunächst unter dem Vorwand, daß er beitragen wolle, den Aufruhr zu dämpfen. Milosch antwortete ihm: er kenne diese Leute am besten und wisse, wie mit ihnen zu verfahren sei; wenn der Pascha nicht wolle, daß das ganze Land in Aufruhr gerathe, so möge er sich in diese Dinge nicht mischen. Es war in der Zeit, in welcher die Unruhen der Hetäria in der Walachei ausbrachen und eine allgemeine Bewegung veranlaßten. Der Pascha erschrak vor der Gefahr, daß die Serben sich an Ypsilanti anschließen möchten, und zog seine Truppen zurück. Hierauf wurden die Knesen ohne Mühe unterdrückt, sie selbst und alle ihre Freunde. Einer von diesen, Topalewitz, Knes zu Gruscha, meinte durch einen Brief compromittirt zu sein, stellte sich wahnsinnig und entfloh aus dem Lande. Milosch setzte ihm Wutschitsch zum Nachfolger.

Hierauf begannen die Knesen, sich allmählich an Gehorsam und Unterordnung zu gewöhnen, in Milosch, den sie früher als einen Gleichen betrachtet, einen Höheren anzuerkennen. Milosch ernannte sie nicht allein, er hatte auch das Recht, sie abzusetzen.

Er gab ihnen Besoldung und behielt sich vor, dieselbe nach seinem Ermessen zu erhöhen. Er nannte sie allmählich ungern Knesen, lieber Serdare, Capitane, wie denn ihre Befugnisse auch wirklich militärischen oder polizeilichen Charakter trugen. Sie waren alle seine Beamten.

Da sie nun aber die strenge Gewalt, die sie zusammenhielt, ihrerseits wieder nach unten hin fühlen ließen, so konnte es wohl nicht anders sein — denn noch band kein eingewohnter Gehorsam die Gemüther —, als daß auch von dieser Seite her noch einmal sich Widerstand regte.

War denn wirklich die Macht des Milosch von der eines Pascha so sehr unterschieden? Wenigstens die Abgaben trieb er mit nicht geringerer Strenge ein, und zwar eben dieselben, die unter den Türken immer bezahlt worden waren. Oder hatten nicht auch die Knesen, wie sie nunmehr auftraten, mit den Musellimen noch vieles gemein? Sie ließen es an Gewaltsamkeiten nicht fehlen; der strengen Forderung gesellten sie persönlichen Zwang hinzu.

Wenn die Bauern um sich her sahen, was man von ihnen begehrte, wie man sie behandelte, so glaubten sie zu finden, daß sie mit aller ihrer Anstrengung und so vielen blutigen Kämpfen nur wenig gewonnen hatten. Sie ertrugen die Gewalt, die ihnen auferlegt war, vielleicht nur mit um so größerem Widerwillen, da diejenigen, welche sie ausübten, noch vor kurzer Zeit ihres Gleichen gewesen waren.

Man weiß nicht recht, was gerade ein paar Bauern des Rudniker Bezirkes, Namens Gjurowitsch und Ratkowitsch, veranlaßte, gegen Ende des Jahres 1824, mit ihren Klagen über die Knesen und Milosch hervorzubrechen, ob sie besonders beleidigt waren, oder vielleicht selbst zu Knesen erhoben zu werden gewünscht hatten; genug, sie zeigten das äußerste Mißvergnügen und fingen an, zum Aufruhr anzureizen. In ihrem Bezirke jedoch, der Heimath Miloschs, fanden sie nur wenig Theilnahme. Man weiß, daß der erste, an den sie sich wendeten, um ihn zu gewinnen, ihr Vorhaben angab. Zuerst ward hierauf Ratkowitsch ergriffen und auf den Weg nach Kragujewaz gebracht, um vor dem höchsten Gerichte verhört zu werden. Es bezeichnet recht den barbarischen Zustand des Landes, die geringe Währung, in der, so zu sagen, Menschenleben noch daselbst stand, daß ein Momke, dem der Gefangene, während das übrige Geleit desselben sich entfernte, anvertraut ward, um ihn so gut zu bewahren wie möglich, dies am besten dadurch zu thun glaubte,

daß er ihn erschoß. Gjurowitsch ward wirklich nach Kragujewaz gebracht und peinlich gefragt, ob er keine anderweiten Verständnisse habe. Er sagte, wenn er auch bekenne, werde er doch sein Leben damit nicht loskaufen, und starb unter den Qualen der Tortur.

Mit doppelter Aufmerksamkeit beobachteten nun Milosch und seine Knesen jede Regung.

Als im Anfang des Jahres 1825 der Knes von Smederewo, Peter Wulitschewitsch, von einem Bauern hörte, der mit den Umgekommenen einverstanden gewesen sei und noch die gleichen Gedanken hege, begab er sich unverzüglich in das Dorf, wo derselbe wohnte, um ihn festzunehmen. Bei Nacht durch seine Momken ließ er ihn ergreifen und in das Haus bringen, wo er Wohnung genommen.

Hatte er aber gehofft, die Empörung dadurch im Keime zu ersticken, so gab er vielmehr Anlaß, daß sie zum Ausbruch kam.

Gleich dort erhoben sich die Bauern, entrüstet über das tumultuarische Verfahren des Wulitschewitsch, der einen von ihnen, statt ihn, wie sich gezieme, von der Gemeinde zu fordern, bei Nacht aus seinem Hause holen lasse — nicht anders, sagten sie, als wie die Räuber thun —, erschienen bewaffnet vor der Wohnung des Knesen und zwangen ihn, seinen Gefangenen herauszugeben.

Und nicht sobald war Wulitschewitsch wieder nach seinem gewöhnlichen Wohnort Asanja zurückgekehrt, als sich auch dort eine Bewegung gegen ihn erhob. Diese aber nahm zugleich einen allgemeinen Anlauf. Die Bauern dieser und mehrerer umliegender Ortschaften, über das gesammte Knesenwesen Klage erhebend, setzten sich in offene Empörung.

Milosch säumte nicht, eine bewaffnete Truppe mit den Leuten von Jasenitza und Lepenitza unter seinem jüngeren Bruder Jovan nach Asanja zu schicken; aber das Uebel ward dadurch nur schlimmer: die, welche Jovan herbeiführte, machten mit denen, welche er bekämpfen sollte, gemeinschaftliche Sache. Jovan sah sich in so großem Gedränge, daß er auf Unterhandlungen einging und einige Forderungen der Empörten, zwar nicht unbedingt — denn dazu hatte er keine Befugniß —, aber doch vorläufig und mit Vorbehalt der Genehmigung seines Bruders, welcher der Herr sei, zugestand. Die Bauern forderten am lautesten Entfernung des Wulitschewitsch von seinem Amte und Ersetzung desselben durch eben denjenigen Mann, der wahrscheinlich an der ganzen Bewegung den größten Antheil hatte. Es war ein gewisser Miloje Djak, der diesen geistlichen

Zunamen jedoch nur führte, weil er sich einst in seiner Jugend den geistlichen Geschäften widmen wollen und bei einem Geistlichen gedient hatte; längst aber hatte er diesen Charakter aufgegeben. Nachdem er bei Kara Georg als Schreiber gestanden, trieb er jetzt das einträglichste Gewerbe, den Handel mit Borstenvieh, wobei er mit vielen wohlhabenden Bauern in Verbindung kam; durch das Land reisend und dabei die allgemeinen Angelegenheiten besprechend, hatte er sich weit und breit in nicht geringes Ansehen gesetzt. Jovan, wie gesagt, gab die Einsetzung desselben vorläufig zu, und es wäre schon ein nicht geringer Vortheil der Bauern gewesen, wenn sie die Ernennung eines Knesen mit Gewalt erzwungen hätten. Allein der Djak kannte die Lage der Dinge in Serbien hinreichend, um die Unsicherheit einer solchen Ernennung zu fühlen. Auch that eine Knesenstelle unter den bisherigen Verhältnissen seinem Ehrgeiz nicht genug. Indem er erklärte, Jovan habe die Bauern nur betrügen wollen, steckte er, sowie er endlich in Hassan-Passina-Palanka selber auftrat, ohne Bedenken die Fahne des Aufruhrs gegen Milosch und dessen Regierung auf. Von allen Seiten strömten Leute ihm zu. Vornehmlich klagten sie über den Uebermuth der Knesen, die z. B. mit der Verpflegung nicht zufrieden seien, welche man ihnen bei ihren Geschäftsreisen in den Dörfern zu Theil werden lasse, über die Mißhandlungen, die man von ihnen ebenso erfahre wie einst von den Türken: selbst zur Frohne werde man von ihnen gezwungen. Aber auch noch allgemeinere Dinge brachten sie zur Sprache, besonders die Auflage der Poresa, die viel zu stark und ihnen unerträglich sei. Entschlossen, eine solche Regierung zu stürzen, bewegten sich die Bauern in zwei verschiedenen Haufen vorwärts, die einen nach Poscharewaz hin gegen Jovan, der vor ihnen her floh, die anderen in gerader Richtung gegen den Sitz der Regierung, Kragujewaz. Die letzteren, von dem Djak selbst angeführt, mehrten sich bei jedem Schritte. Die Häuser der Knesen von Jasenitza und Lepenitza, die sich auch sehr verhaßt gemacht, wurden geplündert; die ersten Truppen, die ihnen Milosch entgegenschickte, eine Schaar von Momken, wurden über den Haufen geworfen, so daß die Leute ohne ihre Pferde nach Kragujewaz zurückkamen. Schon ward Vielen dort schlecht zu Muthe, und selbst Milosch schien zu schwanken. Indessen bekam er noch zur rechten Zeit Hülfe von Jagodina, Poschega, Uschize; besonders aber zeigte sich der von ihm vor Kurzem eingesetzte Knes von Gruscha, Wutschitsch, entschlossen. Er fragte wohl jene Momken, wo sie ihre Pferde gelassen; sie antworteten

ihm, man werde sehen, wo er morgen die seinen habe; ganz unwiderstehlich schien ihnen die heranwogende Menge; aber Wutschitsch blieb dabei, daß man den Anlauf derselben nicht erwarten müsse, wie Weiber thun. Von Milosch zum Befehlshaber ernannt, mit Geld versehen und auf nachdrücklichen Rückhalt vertröstet, der denn auch wirklich sofort vorbereitet wurde, rückte Wutschitsch mit einer ansehnlichen Macht gegen die Empörer vor, die jetzt bei Topola lagerten. Er befestigte eine Anhöhe ihnen gegenüber und schritt am anderen Morgen zum Angriff. Sein Glück wollte, daß Djak gleich im Anfang verwundet wurde und weggebracht werden mußte. Des Führers beraubt, auf dessen Wort sie sich versammelt, und der sie auch allein zusammenhielt, konnten sich die Empörten nicht behaupten: sie wurden ohne Zeitverlust auseinandergesprengt.

Die Sieger stürzten sich nach den Dörfern, wo die Empörung ihre Grundlage gehabt oder besonders um sich gegriffen, und verübten da nicht geringere Gewaltthätigkeiten, als die Türken in ähnlichen Fällen zu thun pflegten.

Für Milosch war es einer der größten Glücksfälle, die ihm überhaupt widerfahren sind, daß dieser Aufruhr so rasch und entschieden gedämpft wurde.

Schon regte sich eine verwandte Bewegung im Belgrader Bezirke, die ihm um so gefährlicher hätte werden müssen, da sich ein paar Männer berühmten Namens, die Söhne des Mark Tschapitsch, der sich zuerst mit Kara Georg erhoben hatte, an ihre Spitze stellen wollten. Als sie aber das Unglück vernahmen, das ihre Partei in Topola betroffen hatte, verzweifelten sie, etwas auszurichten, und traten, um nur ihre Personen zu sichern, in das österreichische Gebiet nach Pantschowa über.

Wohl faßten sie hier bald wieder Muth. Fern von dem instinctartigen Gefühl der Lage der Dinge, das die Anwesenheit in einem Lande einzuflößen pflegt, und den Täuschungen ausgesetzt, welche Ausgewanderte leicht ergreifen, bildeten sie sich ein, wenn sie zurückkämen, durch den Glanz ihres Namens das allgemeine Mißvergnügen wieder erwecken und eine Empörung nicht allein gegen Milosch und die Knesen, sondern gegen die Türken in Gang bringen und etwas Großes ausrichten zu können. Ein paar Schullehrer in Belgrad, die jedoch keine Eingeborene waren, verfaßten ihnen einen Aufruf, worin, wenn man uns recht berichtet hat — denn das Papier selbst scheint verschwunden zu sein —, ein Preis auf den Kopf von Milosch, ein bei weitem größerer aber auf den

von Wutschitsch gesetzt wurde. Alsdann, um die Bewegung zu beginnen, begaben sich die Tscharapitschen mit ihren persönlichen Anhängern nach dem Walde Avala. Allein noch lag der Schrecken der Niederlage von Topola über den Bauern: die Proclamation hatte nicht die mindeste Wirkung hervorgebracht. Die Empörten wurden von einigen Knesen und deren Momken in dem Walde gesucht wie Räuber und endlich in einer Bergschlucht gefunden. Sie wehrten sich mit dem Muth der Verzweiflung; denn das wußten sie wohl, daß man keinem das Leben schenken werde, und kamen sämmtlich um. Die Verfasser der Proclamation wurden grausam verstümmelt.

So wurden diese Bewegungen unterdrückt, die auf ein Abschütteln des ganzen Miloschischen Regiments durch die Masse des Volkes oder eigentlicher durch die Bauerschaften zielten.

Auch besiegt fühlten diese noch ihre Kräfte. Die Kmeten gaben zu verstehen, diesmal habe sie Milosch überwältigt; aber ein anderes Mal könne wohl auch das Gegentheil erfolgen.

Fürs erste glaubte die Regierung wirklich den Bauern einige Rücksicht widmen zu müssen. Wulitschewitsch ward abgesetzt; die Knesen von Jasenitza und Lepenitza, gegen welche sich die Wuth des Volkes besonders gerichtet hatte, wurden nicht wieder in ihre Stellen zurückgebracht. Neben den persönlichen wurden auch einige sachliche Beschwerden der Bauern berücksichtigt: man sah ihnen in den Dingen nach, worin sie offenbares Recht hatten.

An den Urhebern des Aufruhrs, die man damals fürs erste schonen mußte, hat man später doch auf eine oder die andere Weise Rache genommen.

Ueberhaupt versteht es sich, daß das einmal gegründete System durch die Bekämpfung und Ueberwältigung der empörerischen Bewegungen erst recht befestigt wurde.

Die Knesen, militärische Befehlshaber des Volkes, das sie in Unterwerfung zu halten wußten, mußten ihrerseits ihrem obersten Anführer Milosch unbedingten Gehorsam leisten, der nun eine fast vollkommene Herrschaft im Lande ausübte.

Fragen wir, wie sich eine solche in dieser Zeit in diesem Lande zu behaupten vermochte, so ist die Antwort, daß die Gemüther, trotz mannichfaltigen Mißvergnügens, durch eine große politische Nothwendigkeit dabei festgehalten wurden.

Die alten Inhaber der Waffengewalt und der Oberherrschaft befanden sich noch im Lande und hatten die Festungen inne: kein

bindender Vertrag, nicht einmal das Wort eines Paschas, nachdem Maraschli-Ali, mißvergnügt, daß es ihm in Europa nicht so gut glücken wolle wie einst in Asien, vor ein paar Jahren gestorben war, verhinderte sie, sich bei der ersten Gelegenheit wieder in Besitz zu setzen. Denn noch immer hielten sie die Serben für schuldig, ihnen Knechtesdienst zu thun wie früher. Wollten diese es dahin nicht kommen lassen, wollten sie die Unabhängigkeit behaupten, in deren Genuß sie sich thatsächlich gesetzt, so konnten sie es nur durch eine starke militärische Organisation, durch strenges Zusammenhalten unter dem Oberhaupt, das ihnen in den letzten Jahren vorangegangen und von ihnen feierlich anerkannt war. Jeder Bruch des Friedens, der die innere Einheit störte, bedrohte zugleich die politische Existenz.

Was auch irregeführte Bauern, deren Blick auf das Allernächste beschränkt war, sagen mochten, eben darin lag der unleugbare Vorzug der Miloschischen Gewalt, daß sie nationaler Natur war und die Tendenz der Befreiung von den Osmanen, welche die Gemüther am tiefsten erfüllte, kühn und kräftig ausdrückte. Es war ganz im Sinne des Volkes, wenn Milosch die Rechte, die er gefordert hatte, in Besitz nahm, noch ehe man sie ihm zugestand, wenn er unter anderem eine ganze Anzahl von Kirchen errichtete, ohne bei dem Pascha oder dem Großherrn anzufragen, eine Handlung, die zugleich dem religiösen Gefühle des Volkes genugthat. Diese nationale Sympathie machte es ihm möglich, eine Herrschaft zu erhalten, die sonst noch sehr provisorischer Natur war.

Endlich aber kamen doch andere Zeiten.

Es traten Ereignisse ein, die, indem sie die Türkei überhaupt erschütterten, nothwendig auch auf Serbien zurückwirken und es aus der Spannung dieses Zustandes befreien mußten.

Zwanzigstes Capitel.

Feststellung der serbischen Verhältnisse.

Vor allem das, was man seit einem Jahrhunderte hatte kommen sehen, war endlich eingetreten: die Griechen hatten sich gegen die Türken erhoben. Wir haben zuweilen der Regungen gedacht, die sich in dem hellenischen Theile der christlichen Bevölkerung des osmanischen Reiches den serbischen Unruhen zur Seite kundgaben; sie waren durch die nämlichen allgemeinen Motive hervorgerufen wie diese: zunächst durch die Unordnungen jenes auf den Vorzug des Islam begründeten, jetzt in Verfall und innerer Zwietracht begriffenen Regimentes, dann aber durch den Gegensatz der Macht und unvergleichlich überlegenen Entwickelung der europäischen Christenheit, der man sich als ursprünglich verwandt ansah, auf deren Hülfe man rechnete; — das Unternehmen selbst entwickelte sich jedoch auf eine sehr abweichende Weise, wie die Umstände, unter denen es begann, die unmittelbaren Einwirkungen, die dazu beitrugen, die Nationen selbst, ihre Beschäftigung und Weltstellung verschieden waren.

Dadurch bekam das Prinzip der Emancipation der christlichen Völkerschaften, das die Serben verfochten, eine allgemeinere Ausdehnung und Geltung. Hätte der Großherr freie Hände gehabt, so würde er, sollte man denken, wohl nicht so ruhig zugesehen haben, wie der serbische Gospodar alle öffentliche Gewalt in seiner Hand vereinigte. Unter den obwaltenden Umständen aber mußte er sogar zufrieden sein, daß dort ein Machthaber waltete, der seine Nation zugleich im Zaume hielt und sie verhinderte, an den Plänen Antheil zu nehmen, die auf einen Umsturz des gesammten türkischen Reiches hinzielten. Milosch beobachtete immer den äußeren Anstand der Unterthanschaft: auf völlige Unabhängigkeit machte er seiner ganzen Stellung nach keinen Anspruch. Es stand nicht zu besorgen,

daß er sich einer Bewegung anschließen würde, welche durch die Hetäria veranlaßt war; einige Mitglieder der früheren serbischen Regierung, welche von ihm ausgeschlossen wurden, sah er unter den Anhängern und Freunden der Ypsilanti; die Tscharapitschen, die er zuletzt vernichtet hatte, waren Gegner so gut seiner Verwaltung wie der Osmanen.

Nun aber geschah zugleich, daß die Theilnahme, welche die Unternehmung der Griechen, der wiedererwachende hellenische Name in allen Nationen von Europa fanden, — eine Sympathie, deren gleichen man nie gesehen, zu der sich die Erinnerungen an das classische Alterthum, populare Tendenzen und das christliche Gemeingefühl vereinigten, — auch die Mächte endlich in die Nothwendigkeit setzte, ihre Aufmerksamkeit, was bis jetzt nur unzureichend geschehen war, auf das Ernstlichste dem Orient zuzuwenden.

Was die bisherige russische Regierung bereits zu beabsichtigen schien, das that die neue, die im Jahre 1825 eintrat, mit Entschiedenheit; sie nahm ihre Irrungen mit der Pforte, die sich schon manches Jahr daher fortgezogen, auf das Nachdrücklichste auf.

Hauptsächlich betrafen diese die noch unerfüllt gebliebenen Bedingungen des Bucharester Vertrages. Es bildete eine der vornehmsten Beschwerden von Rußland, daß die den Serben in demselben verheißenen Zugeständnisse noch nicht zur Ausführung gekommen waren.

In dem Gedränge des Augenblickes, im Kampfe mit dem gefährlichsten Aufruhr, den sie jemals erfahren, und von drei Mächten, die einander sonst durch Eifersucht und Rücksicht gegenseitig gefesselt hatten, England, Frankreich und Rußland, zugleich bedroht, ging die Pforte auf diese Anforderungen ein: sie ließ die noch immer festgehaltenen serbischen Deputirten los und versprach, mit der serbischen Nation über die Vollziehung der ihr zugestandenen Privilegien in Unterhandlung zu treten.

Bei der Zusammenkunft, die hierauf im Sommer des Jahres 1826 zu Akjerman gehalten wurde, bildete nun auch die serbische Angelegenheit einen wesentlichen Gegenstand der Unterhandlung.

Nach langem Schwanken, so daß man zuweilen bereits fürchtete, es möchte noch Alles scheitern, nahm die Pforte das russische Ultimatum an. In der Convention, die als eine zur Ausführung des Tractats von Bucharest getroffene Erläuterung desselben bezeichnet wird, verhieß sie die nähere Bestimmung der den Serben damals im

Allgemeinen zugesagten Vortheile [1]). In einer besonderen Acte werden dann die Forderungen namhaft gemacht, welche von den Serben im Jahre 1820 aufgestellt worden seien. Die Pforte verspricht, sich nicht allein über diese, sondern auch über andere, die man ihr noch machen könne, mit den Serben zu verständigen. Die Abrede war, daß spätestens in 18 Monaten ein Hattischerif, die getroffene Uebereinkunft enthaltend, dem russischen Hofe mitgetheilt und alsdann als ein Theil der Convention betrachtet werden sollte [2]).

Dadurch gelangte die von den Serben aufgestellte Erklärung des Bucharester Vertrages in der That zu öffentlicher Anerkennung. Wenn die Convention ausgeführt wurde, so genoß der alsdann geregelte und den Wünschen des Volkes entsprechende Zustand zugleich die Gewährleistung einer großen europäischen Macht. Mit gerechter Freude empfing man in Serbien diese Zusicherungen. Der Fürst machte sie der Nation auf einem Landtage zu Kragujewaz mit aller Feierlichkeit bekannt.

Indessen darauf kam es nun erst an, daß die Convention zur Ausführung gebracht würde. Nach den eigenen Erlassen der Pforte sollte es fast scheinen, als wäre es ihr Anfangs kein rechter Ernst damit gewesen.

1) Convention explicative en exécution du traité de Bucharest. 25 sept. (7 oct.) 1826. Art. 5.

2) Acte séparé relatif à la Servie. Die Forderungen der Nation werden als die folgenden bezeichnet: La liberté du culte, le choix de ses chefs, l'indépendance de son administration intérieure, la réunion des districts détachés de la Servie, la réunion des différens impôts en unseul, l'abandon aux Serviens des biens appartenant à des musulmans à charge d'en payer le revenu ensemble avec le tribut, la liberté de commerce, la permission aux négociants serviens de voyager dans les états ottomans avec leurs propres passeports, l'établissement d'hôpitaux, écoles et imprimeries, et enfin la défense aux musulmans autres que ceux appartenant aux garnisons de s'établir en Servie. Ich weiß nicht, ob es bloß zufällig ist, wenn ich dann weiter folgenden Unterschied von der ersten Erklärung der Pforte bemerke. In der Note officielle de la Porte ottomanne 1. (13.) mai 1826 verspricht sie „régler avec eux les demandes qui ne seraient pas contraires à la condition de rajahs." In der Acte particulier de la Servie dagegen verspricht die Pforte: réglera de concert avec les députés Serviens à Constantinople les demandes sus-mentionnées (von 1820) de ce peuple, comme aussi de toute autre qui pourrait lui être faite par la députation serbe, et qui ne serait pas contraire aux devoirs de sujets de l'empire ottoman. Zu vergl. Prokesch, Bd. II, S. 69. Beil. VII, 21.

Sultan Mahmud hatte sich so eben an eine Unternehmung gewagt, von der er die Herstellung der alten Macht seines Reiches erwartete.

Die Kräfte, über welche der Sultan in der bisherigen Verfassung seines Staates und Kriegswesens unter dem seit 1808 erneuten Uebergewicht der Janitscharen gebot, zeigten sich mehr als jemals unfähig, dieselbe aufrechtzuerhalten. Große Heereszüge, durch welche die Griechen gedämpft werden sollten, mit aller in dem damaligen Zustande möglichen Anstrengung unternommen, waren vollständig gescheitert. Wenn dennoch die osmanische Autorität in den griechischen Gebieten nicht zu Grunde gegangen war, so hatte man dies allein dem Vicekönig von Aegypten und dessen auf europäischen Fuß eingerichteten Truppen zu verdanken. Denn was der Großherr in Constantinopel nicht wagen konnte, hatte der Vasall in einer entfernten Provinz, von den eigenthümlichen Verhältnissen derselben begünstigt, durchzuführen vermocht. Die seit der französischen Invasion bereits mächtig erschütterte Gewalt der mamelukischen Begs hatte Mehemet Ali vollends vernichtet; französische und italienische Offiziere der napoleonischen Armee hatten ihm dann ein regelmäßiges Kriegsheer eingeübt. Als er dem Sultan zu Hülfe kam, erlebte man den Fall, daß die Christen den auf barbarischen Gewohnheiten beruhenden unregelmäßigen, die Bekenner des Islam den rationalen, taktischen Krieg führten; die Griechen hatten den Aegyptern nicht widerstehen können.

Diese Erfolge machten nun, wie sich denken läßt, den größten Eindruck auf den Sultan. Der Gedanke, den mehr als einer seiner Vorgänger gehegt, daß zur Herstellung des äußeren Glanzes eine innere Reform nothwendig sei, den die Katastrophe Selims nicht verdrängt, sondern nur zu verbergen gezwungen, ließ sich jetzt eher zur Ausführung bringen. Die Sache der Janitscharen konnte nicht mehr als eine und dieselbe mit der Sache des Islam betrachtet werden. Man hatte vielmehr Grund, ihnen zu sagen, daß der Widerstand, den sie jeder Verbesserung entgegengesetzt, das Reich ins Verderben führe, daß sie, die als die vornehmsten Verfechter des Islam erscheinen wollten, vielmehr dessen Feinde seien. Ein großer Rath von Wesiren und Ulemas — denn die Männer des Gesetzes sagten sich jetzt von den Janitscharen los —, im Juni 1826 beim Scheik-ul-Islam versammelt, ging auf den Gedanken des Großherrn ein. Ein Fetwa ward abgefaßt und von allen unterschrieben, worin aus dem Grunde, weil man den Vortheil,

den die Ungläubigen über die Moslimen gewonnen, ihnen auf keine andere Weise wieder entreißen könne, als wenn man ihnen ein regelmäßiges Heer entgegensetze, die Janitscharen angewiesen wurden, sich den hiezu nöthigen Uebungen zu unterwerfen, zunächst 150 Mann von jeder Orta. Es ließ sich nicht anders erwarten, als daß sie sich dennoch widersetzen würden; aber schon waren auch für diesen Fall Maßregeln getroffen. Wenn es Selim einst so verderblich geworden, daß die Topdschi nicht entschieden seiner Meinung waren, so hatte Mahmud um so ernstlicher Sorge getragen, sie für sich zu gewinnen. Man sagt, auf Mahmud habe es einst einen besonders tiefen Eindruck gemacht, als er die Art und Weise erfuhr, wie Murat die Straßen von Madrid von empörten Volkshaufen reinigte, und niemals habe er es vergessen. So setzte er jetzt den heranwogenden Massen der Janitscharen Kanonen entgegen; die erste Ladung hatte eine furchtbare Wirkung und trieb sie auseinander; ein entsetzliches Blutbad ward über sie verhängt. Und hierauf ward diese Miliz feierlich aufgehoben, ihr Name der Vergessenheit übergeben. Der Sultan hielt es nicht für gerathen, den Namen Nizami Dschedid zu erneuern, wie das selbst dem Mehemet Ali im Anfang mißlungen war; es reichte ihm hin, daß ägyptische Offiziere die Zucht und Ordnung, die sie von den Europäern gelernt, auf das Heer übertrugen, welches er nun zusammensetzte, ohne dabei Hindernisse zu finden. Mahmud versäumte nichts, um sobald wie möglich eine disciplinirte Armee ins Feld zu stellen, zahlreich genug, wie der Ferman sagt, die Sache des Glaubens und des Reiches zu führen, unter dem Titel der siegreichen muhammedanischen Heere.

So ward auch jene zweite Tendenz, die wir aus den Kriegen des achtzehnten Jahrhunderts entspringen sahen, die der Reform, wiewohl nicht ohne die blutigsten Thaten der Gewalt und des Schreckens, am Ende durchgeführt.

Mochte nun aber der Ursprung des Gedankens gewesen sein, welcher er wollte, so war die Ausführung desselben von den Ideen der exclusiven Herrschaft des Islam durchdrungen. Muhammedaner allein, nicht Christen, konnten in einem Heere dienen, das für die Wiederherstellung der Autorität des Propheten kämpfen sollte. Zunächst die sich losreißenden christlichen Nationen sollte es wieder zum Gehorsam bringen. Ein Buch ist durch den Druck bekannt gemacht worden, worin die Erwartung ausgesprochen ist, daß die neue

Miliz sich nicht allein bei der Vertheidigung der alten Provinzen, sondern tief im Herzen der christlichen Länder bewähren werde.

Zu so muthigem Selbstvertrauen, so überschwenglichen Hoffnungen erwacht, wiesen die Türken die Intervention der drei Mächte in der griechischen Sache, obgleich dieselbe nur erst auf Freiheit der inneren Verwaltung, bei äußerlicher Abhängigkeit, zielte, entschieden zurück. Sie erklärten im August 1827, sie würden nun und nimmermehr darein willigen, bis zum jüngsten Tage nicht.

Es machte darin nur wenig Unterschied, daß der Verkehr zwischen Aegypten und Morea im Hafen von Navarin auf das Gewaltsamste unterbrochen, die neue muhammedanische Marine des Vicekönigs mit Einem Schlage zu Grunde gerichtet wurde. Nach feierlicher Berathung des Diwans erklärte sich der Großherr bereit, den Moreoten seine Vergebung zu gewähren, wenn sie sich ihm unterwerfen würden, und ihnen ein Jahr lang die Abgaben des Haradsch zu erlassen; weiter war er nicht zu bringen.

Da die militärische Reform einen ziemlich guten Fortgang nahm, so überließ er sich vielmehr der trotzigsten und unternehmendsten Stimmung.

In einer Proclamation, an die Ayans von Asien und Europa gerichtet, — jenem Hattischerif vom December 1827, der so kriegsverlangend lautete, wie nur irgend ein Erlaß eines alten Sultans, — schien er selbst seine Zugeständnisse von Akjerman wieder in Zweifel ziehen zu wollen. Er sagt geradeheraus, daß er auf diese Verhandlungen nur darum eingegangen sei, um zu seinen Rüstungen die nöthige Zeit zu gewinnen. Auch von den Forderungen der Serben bemerkt er, sie seien an und für sich unannehmbar gewesen: nur im Drange der Umstände habe man sie bewilligen können. Ganz folgerecht: denn in der That nicht viel mehr war es, was die Mächte für die Griechen verlangt, und was er denselben mit so großer Entrüstung abgeschlagen hatte. Ueberhaupt erscheinen in diesem Actenstück die christlichen Völker gleichsam als eine einzige Nation, die nur begierig sei, den Islam zu zerstören; der Sultan ruft die Tapferkeit wieder auf, mit der die alten Osmanli einst der wahren Religion in der Welt Raum gemacht; vor allem gegen die Russen als die vornehmsten Feinde sucht er den Eifer ihrer Rechtgläubigkeit zu entflammen.

Die Zeiten waren nicht dazu angethan, daß ein allgemeiner Kampf, wie man hienach erwarten zu müssen schien, ausgebrochen

wäre; allein eine Entscheidung durch die Waffen konnte nicht länger vermieden werden: der Sultan selbst forderte dazu heraus.

Vor einer französischen Expeditionsarmee räumten die Aegypter Morea; die reformirte Heeresmacht des Sultans ward von den Russen an der Donau angegriffen.

Man sah, daß die türkischen Truppen Fortschritte gemacht hatten, sowohl in der Vertheidigung der festen Plätze als im Felde; sie gehorchten besser und hielten länger zusammen. Ihre Strategik aber war ganz dieselbe wie früher; ihre Anstrengungen gingen nach wie vor mit blinder Heftigkeit immer auf Einen Punkt, worüber die umfassenden Combinationen des feindlichen Heerführers übersehen wurden.

Im zweiten Feldzuge überstiegen die Russen die Gebirge, welche immer als eine Vormauer von Rumelien betrachtet worden waren, erschienen in bedrohender Nähe der Hauptstadt und erzwangen sich einen Frieden, in welchem alle annoch streitigen Fragen nach ihrem Wunsche entschieden werden mußten.

Die Pforte nahm nicht allein in dem Frieden selbst die Anträge in Bezug auf die Griechen an, die sie bisher mit so vieler Heftigkeit zurückgewiesen, sondern sie erklärte sich in demselben Augenblicke bereit, sich den Bestimmungen zu unterwerfen, welche die Mächte zur Ausführung derselben treffen würden; eine Erklärung, die dann zu dem Beschlusse, Griechenland zwar in engere Grenzen einzuschließen, als man anfangs beabsichtigt hatte, aber es dagegen zu einem unabhängigen Königreiche zu machen, den Anlaß gab[1]).

Wie in diesem Kriege überhaupt die Theilnahme der christlichen Bevölkerung, die 1788 und 1806 eine so große Rolle gespielt, nicht wieder aufgerufen wurde, so waren auch die Serben, nicht ohne Mühe und sehr zu ihrem Verdruß, abgehalten worden, die Waffen zu ergreifen. Nur dadurch etwa hatten sie Einfluß auf den Gang des Krieges, daß sie sich einem beabsichtigten Durchzuge der Bosnier an der Drina entgegensetzten.

In dem Frieden ward denn auch an den Grundzügen der für Serbien nun einmal festgesetzten Verhältnisse nichts geändert; aber es war schon Gewinn genug, daß diese nun zu wirklicher Vollziehung kamen. In der Abkunft von Adrianopel versprach die Pforte, die zu Akjerman getroffenen Stipulationen, die hinwiederum auf dem

1) Protocole n° 1 de la conférence tenue à Londres le 3 février 1830.

Vertrage von Bucharest beruhten, „ohne den mindesten Verzug mit der gewissenhaftesten Genauigkeit“ zu erfüllen und binnen eines Monats den diese Dinge ordnenden Ferman zur Kunde des russischen Hofes zu bringen.

Und diesmal gab es keinen Ausweg mehr. Am ersten des Rebi-el-acher des Jahres der Hedschra 1245 — 30. September 1829 —, funfzehn Tage nach dem Abschluß des Friedens, ward der versprochene Ferman auf die für die innere Verwaltung des osmanischen Reiches herkömmliche Weise erlassen. Darin werden die von den Serben aufgestellten Forderungen in der Form und Fassung, wie sie in den Vertrag von Akjerman aufgenommen worden, dem Pascha und Molla von Belgrad mitgetheilt, als solche, die nun vollkommene Gültigkeit haben sollten, mit dem Befehle, sie zu befolgen [1]).

Anerkanntermaßen waren noch weitere Verabredungen nöthig, um sie in Vollziehung zu setzen. Das Jahr 1830 brachte auch in dieser Sache die entscheidende Anordnung. Im August desselben (7 Rebi-el-awwel 1246) erließ der Sultan einen Hattischerif, in welchem die näheren Bestimmungen enthalten sind, die den Streitigkeiten ein Ende machen sollten, welche seit den Tagen der Dahi in Serbien zur Sprache gekommen waren [2]).

Dabei hatte es sein Verbleiben, daß die Festungen auch fortan von türkischen Garnisonen besetzt sein sollten. Nur einmal im ganzen Laufe der Begebenheiten hatte es möglich geschienen, sich von dieser Nothwendigkeit freizumachen; längst aber war es nicht mehr zu erwarten. Hatte man den Vertrag von Bucharest so oft von serbischer Seite angerufen, so mußte er auch den Türken zu Statten kommen, um so mehr, da eine Abweichung in diesem Punkte die allgemeinen Verhältnisse des Gebietes und der Macht mit einer Erschütterung bedroht haben würde.

Nur darauf kam es an, die Schwierigkeiten zu heben, die hiebei durch das Princip und die Gewohnheit der ausschließenden Herrschaft der Bekenner des Islam herbeigeführt wurden.

Vor allem willigte der Sultan ein, daß die Behörden der Pforte sich weder in die Verwaltung, noch in die Streitsachen der serbischen Nation einzumischen haben sollen. Die Juris-

1) Abgedruckt bei Friedrichsthal, Serbiens Neuzeit, Beilage I.

2) Eine von der serbischen Kanzlei beglaubigte Uebersetzung des Hattischerifs in der Allg. Zeit. 1832, 2. 3. April.

diction der Musellime, die der erste Pascha nach dem Kriege in größtem Umfange hergestellt, der zweite hatte beschränken lassen, die aber dennoch zu großen Mißverhältnissen Anlaß gab, so daß sie von Milosch bereits thatsächlich beseitigt war, wurde nun durch das ausdrückliche Wort des Großherrn aufgehoben. Die gesammte innere Verwaltung überließ er dem Kniasen — denn so bezeichnete sich jetzt Milosch amtlich —, der sie im Einverständniß mit der Versammlung der Aeltesten führen werde.

Das würde aber gar nicht ausführbar gewesen sein, hätte man nicht in Hinsicht der mancherlei Auflagen, die in dem Lande herkömmlich waren und eine unmittelbare Aufsicht, ja ein persönliches Eingreifen der großherrlichen Beamten voraussetzten, eine Aenderung getroffen.

Der Großherr ließ sich gefallen, worauf die Serben von Anfang angetragen, und wobei seine Schatzkammer wenigstens nichts verlor, daß der Ertrag dieser Auflagen festgesetzt und ihm in Einer Summe, um deren Beitreibung er sich nicht zu kümmern habe, überreicht würde, eine Auskunft, die für Serbien zuerst Peter Itschko in Vorschlag gebracht hatte, an die man auch in Griechenland dachte, solange von Erhaltung der Oberherrlichkeit des Großherrn die Rede war, die später auch in Aegypten in Anwendung geblieben ist. Unabhängigkeit der inneren Verwaltung, wie gesagt, wäre ohnedies nicht möglich.

Zugleich aber lag darin auch ein Mittel, einen anderen Anspruch zu befriedigen, der bisher das vornehmste Hinderniß des Friedens gewesen war. Die Spahi betrachteten sich, wie wir wissen, noch immer als die Grundherren des Landes. Daß sie diese Rechte nicht aufgeben wollten, hatte den Vertrag des Peter Itschko sowie die Ausführung des Bucharester Friedens verhindert und zu dem Bruche, der im Jahre 1820 eintrat, hauptsächlich beigetragen: es lag tief in den Prinzipien des osmanischen Staatsrechts. Jetzt aber verordnete der Sultan, daß die Einkünfte der Zaims und Timarioten in dem Paschalik abgeschätzt, und die sich ergebende Summe zugleich mit dem Tribut an ihn gezahlt werden solle. Damit fielen ihre Ansprüche auf den Zehnten und die Glawnitza, die sie seit der Eroberung des Landes gezogen, hinweg. Es blieb dem Sultan überlassen, seine Lehnsleute für ihren Verlust zu entschädigen.

Ueberhaupt hielt man für nöthig, die beiden Bevölkerungen ganz auseinanderzusetzen. Der Sultan verordnete, daß kein Türke fortan einen Anspruch auf die persönlichen Dienste eines Serben

haben sollte; doch würde das nur vergebens gewesen sein: denn wer wollte die Aufsicht über sie führen? Wie die Serben gefordert, so hielt auch der Sultan für das Beste, allen Türken, die nicht zu den Besatzungen der Festungen gehörten, den Aufenthalt im Lande schlechterdings zu untersagen. Wer von ihnen Güter im Lande hat, dem soll durch öffentliche dazu ernannte Bevollmächtigte ein Verkaufspreis dafür bestimmt werden. Sollte Jemand zum Verkauf nicht geneigt sein, so wird ihm doch nicht gestattet, sein Gut zu verwalten; der Ertrag davon soll in den Schatz von Belgrad fließen und ihm von dort zukommen. So entschieden suchte man den alten Einwirkungen der Osmanen auf die Bevölkerung, die den meisten Anlaß zu den Beschwerden derselben gegeben hatten, zuvorzukommen.

Das angesiedelte Heer, die auf die Prärogative der Religion begründete Kriegerkaste, die bisher das Land beherrscht, verlor ihr Anrecht persönlicher Herrschaft. Das Kopfgeld, welches bisher als das Zeichen gegolten, daß Jemand der Rajah angehöre, ward wenigstens in dieser Form nicht mehr gezahlt. Es ward ausdrücklich dafür gesorgt, daß die türkischen Beamten bei dem Verkehr der Serben in den übrigen Provinzen keine Teskern von ihnen fordern, sondern sich mit den Scheinen der serbischen Regierung begnügen sollten.

Wohl waren dergestalt die Serben auch fortan tributpflichtige Unterthanen der Pforte; aber eine Rajah, eine waffenlose Heerde zu bilden, was bisher ihre Bestimmung gewesen, hatten sie jetzt aufgehört. Von einem Verbot der Waffen oder einer Beschränkung in Hinsicht der Kleider und der Wohnungen war nicht mehr die Rede. Kirchen wurden unaufhörlich gebaut; der Hattischerif enthält die ausdrückliche Erlaubniß, auch Schulen und Spitäler ohne Rücksprache zu errichten. Der Gottesdienst sollte, wie Milosch bei der Mittheilung dieser Anordnungen sagte, durch den Ruf der Glocke angekündigt und in seiner uralten geheiligten Feierlichkeit ohne Beschränkung vollzogen werden.

Auch sonst wurden die geistlichen Angelegenheiten auf eine den Wünschen der Nation entsprechende Weise geordnet.

Wir wissen, welchen Zusammenhang mit der früheren Ordnung der Dinge es hatte, daß die Bischöfe den Serben von Constantinopel gesendet wurden. Jetzt, nach der allgemeinen Veränderung, welche eingetreten, konnte dies Verhältniß nicht länger bestehen: man konnte den Bischöfen nicht länger die Dimnitza zahlen, nachdem man alle Abgaben aufgehoben, die derselben analog waren; man mußte wün=

schen, der griechischen Bischöfe entledigt zu werden, die man immer als Fremde angesehen hatte. In dem Hattischerif von 1830 ward den Serben dann auch wirklich zugestanden, ihre Bischöfe und Metropoliten innerhalb ihrer Nation zu wählen. Der patriarchalen Kirche zu Constantinopel ward die Bestätigung der Gewählten vorbehalten; doch sollten diese nicht verpflichtet sein, sich dazu persönlich in der Hauptstadt einzufinden. Dadurch ward es möglich, den Schuldnexus aufzulösen, in dem die serbischen Eparchien mit der heiligen Kirche standen. Die Nation übernahm, die bisher aufgelaufene Schuld selbst abzutragen. Den Bischöfen ward statt jener Rauchfangsteuer, deren Ertrag sich nicht genau berechnen ließ, der serbischen Regierung aber zu groß erschien, eine bestimmte Besoldung aus der allgemeinen Casse angewiesen. Schon früher hatte dies Milosch versucht; erst nunmehr aber konnte es ausgeführt werden. Wie die Geistlichkeit in diesem Lande überhaupt keinen durchgreifenden Einfluß besaß, so war die neue Einrichtung nicht geeignet, die Unabhängigkeit derselben zu befördern. Wir wollen nicht untersuchen, ob sich nicht auch Manches dagegen sagen ließe; die Hauptsache war, daß das Bisthum nicht mehr zu Feindseligkeiten gegen die Nation benutzt werden konnte. Die Möglichkeit einer eigenen Entwickelung der geistlichen Verhältnisse, wie sie in der Absicht der Nemanjas gelegen, ward der Nation zurückgegeben.

Vortheile von unberechenbarem Werth und der größten Aussicht!

Aber nicht allein den Einwohnern des Belgrader Paschaliks, welche bisher schon thatsächlich beinahe emancipirt gewesen, sondern auch denen, die in den späteren Feldzügen Kara Georgs sich angeschlossen, sollten sie zu Theil werden. So hatten die Serben im Jahr 1820 gebeten; so war in Akjerman verabredet und zu Adrianopel in noch schärferen Ausdrücken bestimmt worden.

Die Pforte erneuerte ihre Zusage durch den Ferman von 1829 und den Hattischerif von 1830; im Frühjahr bereisten türkische und russische Commissare die Länder, um die Grenzen festzusetzen.

Indessen war die Sache damit noch nicht ausgeführt. Die Paschas wollten nicht glauben, daß die Pforte ihre Gebiete zu verringern und sie unter die Herrschaft des serbischen Knesen zu stellen auch nur denken könne.

Als die serbischen Abgeordneten die Sache in Widdin in Anregung brachten, schickte sie der Pascha nicht allein sehr in Ungnaden fort, sondern er fügte ernstliche Bedrohungen hinzu, wenn sie es wagen sollten, unter seinen Untergebenen Ungehorsam zu veran-

lassen. Was sie von den Wachposten Kara Georgs sagten, schien ihm lächerlich: hier vor der Festung von Widdin habe einst der Heiducke Weliko sein Roß getummelt.

Einige andere begaben sich in die Bezirke an der Drina, gleich mit Geld versehen, um die Güter, welche die Türken besaßen — denn die Anordnungen des Hattischerif sollten auch hier unverzüglich durchgeführt werden —, ihnen abzukaufen. Sie wurden aber von Bewaffneten überfallen und mußten, ihres Geldes wie ihrer Pferde beraubt, den Rückweg einschlagen.

Vielmehr ward den Christen in den streitigen Bezirken eine Zeitlang eine noch härtere Knechtschaft aufgelegt. In Kruschewaz und Alexinaz finden wir aufs Neue die eigenmächtige Verwaltung von Subaschen und Tschitlukfahibien. Die Albanesen eines Heeres, welches damit beschäftigt war, das damals aufrührerische Bosnien zu bekämpfen, ließen sich übermüthige Gewaltthätigkeiten zu Schulden kommen.

Darüber erhob sich aber in den Bevölkerungen dieser Bezirke Widerstand und Selbsthülfe. Ein paar albanesische Häuptlinge hatten junge Mädchen geraubt; das Volk nahm an den Genossen einer Verschuldung, wie man sie jetzt nicht mehr dulden wollte, eine furchtbare Rache. In Kraina und Kliutsch brach eine förmliche Empörung aus. Bei Gurgussowaz, wo sich der Woiwode besonders widerspänstig zeigte, kam es zu einer Art von Krieg zwischen beiden Parteien.

Milosch trug wohl wenig Sorge, Unruhen zu beschwichtigen, die ihm offenbar sehr zu Statten kamen; doch brachte er die Sache auch in besserer Form bei Rußland und der Pforte zur Sprache.

In einer Conferenz zu Constantinopel, am 25. Mai 1833, wurden die Grenzen nach den Angaben der Commissare von der Pforte genehmigt [1]); es dauerte noch einige Zeit, ehe die förmliche Ausfertigung erfolgte; dann aber konnte die Uebernahme der Bezirke, zu der Alles vorbereitet war, keine Schwierigkeiten weiter haben.

Sie wurden so bestimmt, wie wir oben, als wir der Eroberungen Kara Georgs gedachten, im Allgemeinen bemerkt haben. Die Grenzen genau zu verzeichnen, den Umfang des Territoriums, die Zahl der Einwohner anzugeben, bin ich jedoch nicht im Stande [2]).

1) Ein, wie mir scheint, officieller Artikel in der Allg. Zeitung 1833, 9. Juli.

2) Ebenso wenig standen mir Mittel zu Gebote, um die Landkarte, die der ersten Ausgabe beigegeben, nach den neueren Verhältnissen zu verbessern,

Man rechnet dort, daß Land und Leute um ein Drittel vermehrt worden seien.

Und so war wirklich Alles bestimmt, was die Verhältnisse der Serben zu dem osmanischen Reiche, der muhammedanischen Bevölkerung im Allgemeinen anbetrifft; die große Streitsache war zu ihrer Entscheidung gelangt. Noch gab es aber andere Fragen, die nunmehr mit aller Macht hervortraten und Ereignisse herbeiführten, die man nicht hätte erwarten sollen.

und da sie öfter wiederholt worden ist, und auch andere vorhanden sind, so habe ich für besser gehalten, sie wegzulassen.

Einundzwanzigstes Capitel.

Innere Regierung des Milosch und Opposition gegen ihn.

Ich weiß nicht recht, wie es sich damit verhält, daß von den serbischen Forderungen im Jahre 1820, wie man sie von Serbien aus glaubwürdig gemeldet hat, diejenige, welche sich auf die persönliche Stellung des Milosch bezog, bei dem Vertrage von Akjerman übergangen worden ist; nur des Rechtes der Nation, ihre Oberhäupter frei zu wählen, geschieht darin Erwähnung.

Schon 1817 war Milosch von den Serben zu ihrem Oberhaupt gewählt worden; im Jahre 1827, auf dem Landtage, auf welchem die Artikel von Akjerman publicirt wurden, wiederholten sie diese Wahl. Oberknesen, Knesen der Districte und Volksälteste, Geistliche und Mitglieder der Gerichte erklärten in ihrem Namen, im Namen des abwesenden Volkes und derjenigen Brüder, die noch mit ihnen zu vereinigen seien, dem durchlauchtigen Fürsten Milosch Obrenowitsch, ihm und seinen Nachkommen von Geschlecht zu Geschlecht als ihrem Herren und Fürsten unterthänig sein zu wollen. Insgesammt unterzeichneten sie eine Bittschrift, worin sie den Großherren baten, ihnen einen eingeborenen Metropoliten und den Milosch Obrenowitsch zu ihrem erblichen Fürsten zu geben.

Die Dinge entwickelten sich jedoch viel zu sehr durch Krieg und Gewalt, als daß dies sobald hätte geschehen können. In dem Frieden von Adrianopel sowie in dem unmittelbar darauf erlassenen Ferman war nur der Nation gedacht, nicht des Fürsten. Indem Milosch diesen Ferman an der Skupschtina 1830 der Nation bekannt machte, nicht ohne darin hervorzuheben, daß man in Zukunft nicht mehr von dem Wechsel türkischer Beamten, die nur gekommen, um sich im Lande zu bereichern, sondern von solchen

regiert werden solle, die in der Nation geboren, mit ihr zu leben und zu sterben gesonnen seien, fügte er zugleich hinzu: da man nun so nahe zum Ziele gelangt, so denke er seines Ortes zurückzutreten; die Nation möge sich einen Anderen zum Fürsten wählen, den Besten und Fähigsten, den sie habe. Wie sich erwarten ließ, führte das nur dazu, daß die schon zweimal geschehene Wahl zum dritten Mal wiederholt ward. Die Versammelten begrüßten ihn als den von Gott verliehenen Fürsten und ersuchten die Pforte, Milosch Obrenowitsch ihnen als gesetzmäßig regierenden Knias zu bestätigen und diese Würde in dessen Familie erblich sein zu lassen, wie sie sagten, „nach dem ewig unveränderlichen Beschlusse der Nation."

Die Pforte konnte nicht länger Bedenken tragen, diesen Wunsch zu gewähren, zumal da ihr Milosch in dem letzten Kriege selbst einige Dienste erwiesen, z. B. Lebensmittel die Donau herunter gesendet hatte, welche der großherrlichen Armee sehr gut zu Statten gekommen waren. In dem Hattischerif von 1830 heißt es ausdrücklich, Milosch solle als Knias der Nation aufrechterhalten werden, und diese Würde solle in seiner Familie eigen sein; der Berat, der an Milosch verliehen ward, drückt dies so aus: „ihm solle die fürstliche Würde auf sein Lebenlang versichert sein; nach seinem Tode solle sie auf seinen ältesten Sohn, nach dessen Tode auf seinen Enkel übergehen". [1]) Die Pforte besteht darauf, daß es ihre höchst kaiserliche Gunst und Wahl sei, durch welche Milosch um seiner Treue willen begnadigt sei; von ihretwegen werde er die Verwaltung des Landes führen.

Gewiß ein Act von der höchsten Bedeutung. Der Nation, die sich ihre innere Unabhängigkeit Schritt für Schritt wieder erkämpft hatte, wird der Mann, unter dessen Führung ihr das gelungen, ihrem eigenen Begehren gemäß als Fürst zugestanden und an ihre Spitze gestellt. Wie sollte dabei die Souveränetät der Pforte bestehen? Dürfte man nicht sagen, daß darin eine Entäußerung der Provinz ausgesprochen sei? Doch ist es nicht diese Frage gewesen, welche zunächst hervortrat. Wir werden darauf zurückkommen, wie die Pforte auch die der Nation gemachten Bewilligungen wieder schmälerte. Es erregte wenig Aufsehen. Zunächst wird unsere Aufmerksamkeit von der anderen Seite dieser Fest-

1) Dignité héréditaire conférée et garantie au dit Prince Milosch à la durée de vie; après sa mort, c'est son fils aîné, qui aura d'en hériter, après celui son petit fils de manière, que ce droit soit restreint seulement à sa ligne. Bérat Impérial vom 3. August 1830.

setzungen in Anspruch genommen, von dem Verhältniß des nunmehrigen Fürsten zur Nation.

Milosch betrachtete sich als den Stifter einer Dynastie und schien seine Gewalt für unantastbar zu erachten.

Gehen wir aber auf das Wesen der Sache, so dürfte wohl von vornherein eher das Gegentheil zu erwarten gewesen sein.

Wir erinnern uns, unter welchem Widerspruch er seine Herrschaft im Innern aufgerichtet, wie, auch nachdem er keine Nebenbuhler mehr hatte, so gut die, durch welche, wie die, über welche er herrschen wollte, sich ihm entgegensetzten; er hatte sie alle bekämpfen und die widerstrebenden Elemente mit kräftigem Ernst niederhalten müssen. Auf jener Skupschtina von 1827 hielt er für nöthig, die Strenge und Härte seiner Verwaltung mit dem großen Zwecke der Befreiung zu entschuldigen, den er vor Augen habe, und der sich sonst nicht erreichen lasse. Wir sahen wohl: wenn die Nation ihm im Allgemeinen gehorchte, so geschah das auch darum, weil ihr ein Gefühl von der Nothwendigkeit eines ungetrennten Zusammenhaltens beiwohnte.

Jetzt aber war das Ziel, welches man verfolgt hatte, wirklich erreicht. Unter Garantie einer großen Macht war ein Zustand von Selbständigkeit, den Türken gegenüber, eingerichtet, bei dem man es aushalten konnte; die gesammten Gebiete waren wieder herbeigebracht, in welchen man einst in der Zeit des Krieges eine Nationaleinrichtung gegründet; es war zunächst keine Reaction hiegegen zu fürchten. Sollte man die harte Zucht des Milosch auch dann noch dulden, wenn keine Nothwendigkeit dazu vorhanden war?

Für Milosch hätte dies eine um so dringendere Rücksicht bilden sollen, da — wie auch die Worte des Großherrn lauten mochten — die Anhänglichkeit der Nation, ihre wiederholte Wahl zwar nicht als der einzige, aber doch als der vornehmste Grund seiner Macht angesehen werden mußte. Fiel jemals die Nation von ihm ab, so ließ sich wahrhaftig nicht erwarten, daß ihn der Sultan seines Berats halber aufrechterhalten würde. Keinen Augenblick konnte es der Pforte an einem Vorwande fehlen, diesen zurückzunehmen.

Für ihn also wär es eine noch unbedingtere Nothwendigkeit, als für andere Machthaber, mit dem Volke in gutem Vernehmen zu bleiben.

Hätte er dann die Elemente echter Cultur aufgenommen und

seine Nation den Osmanen innerlich überlegen gemacht, welche Theilnahme würde er sich und dem Principe der Emancipation der Christen in der Welt verschafft haben!

Dies ist ihm wohl mehr als einmal zu Gemüthe geführt worden. Ich kann nicht umhin, zu erwähnen, daß es auch in der ersten Ausgabe dieses Buches, die im Jahre 1829 erschien, geschehen ist.

Man wird mich, denke ich, keiner eitlen Wiederholung zeihen, wenn ich die Worte anführe, in denen ich damals die Hoffnung aussprach, welche die Freunde der serbischen Sache für die Zeit hegten, wo die innere Unabhängigkeit des Landes befestigt, und kein so gewaltsames Zusammenhalten mehr erforderlich sein würde.

Wir erwarteten, Milosch werde alle die Kraft, durch die es ihm möglich geworden, sich der Türken zu entledigen und das Land in schwierigen Zeiten in Ruhe zu behaupten, nunmehr anwenden, das Glück der Nation, welches auf sein Haupt gelegt sei, zu gründen und eine neue Entwickelung derselben zu befördern.

„Alles" — heißt es dort — „was unter den Menschen rühmlich und wünschenswerth ist, muß ihn hierzu anfeuern. Nur dann wird das Volk ihm anhangen, wenn es sich glücklich und durch gute Einrichtungen gesichert sieht; nur dann wird es seinen Namen wie den Namen der Nemanjas in unvergänglichem Andenken behalten."

„Es ist aber keine Sicherheit ohne Gesetze. Nicht die Menge der Momken, nicht die Gewalt der Waffen, noch die scheinbare Anhänglichkeit begünstigter Anhänger vermag ihn zu sichern. Nur wenn die Anderen durch weise Gesetze gesichert sind, wird auch er es sein. Ohne Zweifel wird er Gesetze geben, nicht gerade von Europa erborgt und alsdann den Landesverhältnissen vielleicht wenig angemessen, sondern einfache Gesetze, der Natur dieses Volkes gemäß, die einem Jeden Leben, Eigenthum, religiöse und alle die bürgerliche Freiheit sichern, welche mit der Einheit des Gemeinwesens bestehen kann. Er wird hierüber den Rath der Aeltesten seines Volkes hören. Diese Gesetze wird er geben und halten. Der Strenge wird er die Milde hinzufügen. Alsdann wird die Nation fühlen, was sie an ihm hat; sie wird innewerden, daß er nicht sowohl eigene Macht als ihr Glück gesucht hat. Auch die Rückkehr der noch seit Kara Georg Vertriebenen und Ausgewanderten wird für ihn keine Gefahr sein. Die Nachbarn werden sich sehnen, unter ihm zu wohnen."

„Wie keine Sicherheit der inneren Verfassung ohne Gesetze, so ist keine Freiheit von den Türken ohne geistige Ausbildung. Zwar von ihrer Gewalt ist das Volk frei; aber von ihren Manieren, Gewohnheiten, Gesinnungen und ihrem unsichtbaren Einfluß wird es so lange beherrscht, bis es sich durch eine eigene Ausbildung seiner edlen Anlagen über dieselben erhoben hat. Alsdann wird man ihnen so weit überlegen werden, daß man sie nie mehr zu fürchten hat. Ohne Zweifel wird Milosch, wie er schon lange beabsichtigt, größere Schulen im Lande gründen und auch sie nach dem eigenthümlichen Bedürfniß seiner Nation einrichten. Es wird keine Schwierigkeit haben, das Christenthum in seiner Reinheit zu lehren, da keine mächtige Geistlichkeit ihre besonderen Irrthümer zu verfechten Kraft haben wird. Für die nationale Erziehung ist in den Liedern ein großes Mittel vorhanden; was in denselben tadelnswürdig, wird die Lehre des Evangeliums mildern und läutern. Einer barbarischen Halbgelehrsamkeit, welche den geraden Sinn nur verwirrt, bedarf man nicht. Dann kann man die Mittel finden, den wissenschaftlichen Besitz, welchen Europa erworben, nach und nach auch diesem Volke mitzutheilen. Erst hierdurch würde es, wie gesagt, den Türken wahrhaft überlegen werden und zur Theilnahme an dem geistigen Leben gelangen, die das wahre Glück ausmacht. Der Acker ist frei: man braucht nur zu säen."

Die Hoffnung, daß Milosch diese Saat ausstreuen werde, ist jedoch nicht in Erfüllung gegangen.

Wohl ist — und zwar, wie man uns versichert, mit ausdrücklichem Bezug auf die angeführte Stelle — ein Versuch gemacht worden, Gesetze zu geben.

Wie Mehemet Ali in Aegypten, war auch Milosch überzeugt, daß der Code Napoleon das vortrefflichste aller Gesetzbücher sei; er erklärte, auf den Grund desselben serbische Gesetze abfassen zu wollen. Der Code ward aus dem Deutschen ins Serbische übersetzt; Commentare wurden aus Wien verschrieben; auch eine polnische Uebersetzung ward zu Rathe gezogen. Der so zu Stande gebrachte Text ward dann von einer Commission geprüft, an welcher Protitsch, Lasar Theodorowitsch und Prota Nenadowitsch Theil nahmen; Wuk Karadschitsch mit einem Schreiber besorgte die Redaction. Die Artikel wurden nach der Reihe gelesen und entweder angenommen oder als unpassend bei Seite gelegt. Glücklich, wenn man ihren Sinn getroffen! Ein polnischer Rechtsgelehrter, der sich einstellte, leistete dabei nur ungenügende Hülfe, und oft traf der gesunde Sinn

der Ungelehrten es besser. Endlich im Herbst 1830 war man so weit, daß alle geistlichen und weltlichen Beamten berufen werden konnten, den Entwurf zu hören. Auf einer großen Wiese versammelten sich die gesetzgebenden Notabeln; der Entwurf ward von Anfang zu Ende gelesen und mit einigen Veränderungen wirklich angenommen.

Gewiß eine sehr unvollkommene Arbeit, an der gelehrte Augen viel auszusetzen haben würden. Und dennoch wäre die Durchführung dieser Gesetze wünschenswerth gewesen. Sie hätten wenigstens die Willkür gemäßigt, die aller Ordnung spottete; sie hätten wenigstens einige Sicherheit gewährt. Allein nachdem der Berat aus Constantinopel angelangt, ward ihrer fürs erste nicht weiter gedacht. Vielmehr blieb Alles in dem bisherigen gewaltsamen, tumultuarischen Zustande.

Die öffentliche Gewalt, welche Milosch repräsentirte, erkannte gleichsam noch kein Privatrecht neben sich an.

Er nahm in Besitz, was ihm wohlgefiel, Wiesen, Häuser, Mühlen, und gab dafür einen Preis, den er selber setzte. Er hat einst eine Vorstadt von Belgrad abbrennen lassen, weil er da einen neuen Anbau zu machen gedachte, ohne Jemanden zu fragen, gleich als sei er der Eigenthümer.

Er blieb dabei, die härtesten Frohnen aufzulegen. Von Uschize mußten die Bauern nach Kragujewaz kommen, um ihm in der Heuernte zu helfen; die Krämer in Belgrad sah man ihre Läden schließen und sich aufmachen, um das Heu des Kniasen abzuladen.[1])

Unentgeltliche Einquartierungen und Verpflegungen dauerten fort: während die türkischen Tataren schon anfingen, zu bezahlen, was sie brauchten, forderten die serbischen Boten es noch umsonst; mancher Momke ließ sein ermüdetes Pferd in dem Dorfe stehen, wo man es besorgen mußte, und nahm das erste beste, um sich desselben zu bedienen. „Ich will doch sehen," sagte der Fuhrmann des Fürsten, „wer dem Herrn ungehorsam ist", und spannte die Ochsen der Bauern vor seinen Wagen.

Da konnte es denn nicht fehlen, daß die öffentliche Gewalt zu persönlichem Vortheil mißbraucht wurde. Was einst

1) Das wichtigste Document, das über die Verwaltung von Milosch und die dadurch erzeugte Stimmung bekannt geworden, ist ein ausführlicher Brief des Wuk Karadschitsch an Milosch, serbisch und deutsch abgedruckt im serbischen Courier 1843, 25. April, und in den folgenden Stücken.

so große Aufregung gegen Mladen und Miloje veranlaßt, ward von Milosch wiederholt: er fing an, den einträglichsten Handel des Landes, mit Borstenvieh, zu monopolisiren. Er zäunte die Waldungen, deren Gebrauch bisher gemein gewesen, ein, um sein Vieh dort weiden zu lassen. Eine sehr seltsame Verordnung, durch welche es erschwert, wo nicht verboten werden sollte, Credit zu geben, ward dahin verstanden und ausgelegt, als wolle er jede Association verhindern, um als der reichste Mann im Lande den Handel desselben allein in seinen Händen zu haben.

Er schien fast zu meinen, die sultanische Gewalt sei ihm übertragen worden und bringe nun mit sich, daß er unumschränkter Herr über Land und Leute und deren Vermögen sei.

„Bin ich der Herr", hörte man ihn sagen, „und soll ich nicht thun können, was ich will?" Er ausschließend hieß der Herr im Lande.

Und wehe dem, der sich ihm widersetzte oder ihm gefährlich schien! Das Recht über Leben und Tod übte er ebenso rücksichtslos, verantwortungslos aus, als es irgend ein türkischer Pascha gethan.

Aber auch den anderen Grundsatz des türkischen Wesens, daß der Besitzer der höchsten Gewalt sie durch seine Knechte handhaben lasse, eignete er sich an. Seine Beamten — unter dieser Bezeichnung begriff man jetzt auch die Knesen — wurden als Sclaven behandelt, schlecht besoldet, ohne hinreichenden Grund in höhere Stellen erhoben oder in tiefere herabgesetzt, so daß man nicht mehr unterscheiden konnte, wer der Vorgesetzte, wer der Untere sei; sie wurden mit Schlägen gezüchtigt, wie einst die Beamten der Mongolen-Khane; Männer von Ansehen sind erst geschlagen und dann doch in den Senat gesetzt worden. Zu dem Begriff von Beamtenehre, auf welchen die heutigen deutschen Staaten großentheils gegründet sind, fehlte es hier an den ersten elementaren Vorstellungen. Ein Beamter gab seine Tochter allemal lieber einem Handwerker oder einem Krämer — um von den angesessenen Bauern, die bei weitem vorgezogen wurden, gar nicht zu reden —, als einem jüngeren Collegen. Aus dem östreichischen Ungarn entschlossen sich meistens nur solche Leute, in den serbischen Dienst zu treten, die dort aus einem oder anderem Grunde ohne Aussicht waren und etwas wagen mußten, um fortzukommen.

Niemand hätte sich einbilden dürfen, daß persönliches Verdienst ihn fördern werde. Milosch gab Anlaß, zu glauben, daß er Ver-

dienste eher beneide: ein Egoismus der Gewalt, der wohl auch sonst, aber doch nur selten vorgekommen ist. Er wollte nicht allein der mächtigste, sondern auch der ausgezeichnetste Mann im Lande sein.

In dem Hattischerif von 1830 heißt es ausdrücklich, daß er das Land mit dem Rathe der Aeltesten verwalten solle; — allein er war nicht dazu gemacht, sich durch eine großherrliche Anordnung von der einmal eingelebten Art und Weise zurückbringen zu lassen: er nahm auch nicht einmal den Schein davon an.

Verkennen wir jedoch nicht, daß diese Eifersucht der Eigenmacht, die Niemand neben sich aufkommen lassen mochte, auch noch andere Folgen entwickelte: Milosch wies einen Anspruch zurück, dessen Gewährung dem Lande und der Nation noch eine Stufe tiefer eine dem türkischen Wesen entsprechende Gestalt gegeben hätte.

Da die Spahi bis zur definitiven Regelung der Angelegenheiten noch immer ihren Zehnten persönlich einnahmen und als Grundherren betrachtet wurden, so stieg in denen, die dem Kniasen zunächst standen, der Wunsch auf, an die Stelle derselben zu treten und als neue Grundherren in den Dörfern zu erscheinen.

Sie stellten Milosch vor, wie schwer es sein werde, das Volk ohne Mittelmacht zu regieren, wie guten Beistand er dagegen allezeit in denen finden werde, die er mit Gütern belehne. „Was willst du thun," fragte man einen, der sich besonders bemühte, ein paar Dörfer zu Lehen zu bekommen, „wenn sie dir zu Theil werden"? Er antwortete: „Ich werde sitzen und rauchen, bis der Herr meiner Hülfe bedarf; dann werde ich mit meinen Momken herbeifliegen." Hätten sie die Dörfer bekommen, so würden sie gern gestattet haben, daß Milosch die Krongüter, die er jetzt als Pächter verwaltete, als Eigenthum behalten hätte.

Es ist eine der wichtigsten und für die Zukunft bedeutendsten Thaten des serbischen Fürsten, daß er diesen Versuchungen widerstand und, übrigens den Großherrn nachahmend, doch darin von ihm abwich, daß er keine Lehen austheilte. Er war ganz damit einverstanden, daß die Aufhebung der grundherrlichen Rechte, deren Betrag dem Tribut zugeschlagen wurde, welcher der Nation zur Last fiel, auch der Nation zu Gute kam.

Den serbischen Bauern, die eine Unabhängigkeit bekamen, wie sie nicht leicht eine andere Bauerschaft besitzt, hat er hierdurch einen unermeßlichen Dienst geleistet; aber freilich seine Freunde vermehrte er damit nicht.

Und da er nun zu so vielen anderen gerechten und begründeten Be-

schwerden Anlaß gab, so erhob sich ein allgemeines Gemurre gegen ihn, das er nur selber nicht vernahm.

Nicht unabhängige Nebenbuhler, angesehen in großen Bezirken, hatte Milosch zu fürchten. Gegen ihn setzten sich am meisten seine Freunde und Angehörigen.

Es war bei Gelegenheit eines Familienfestes — einer Taufe — bei Stojan Simitsch, der im Hause des Milosch lange Zeit aus- und eingegangen und durch muntere Unterhaltung besonders ein Liebling der Kinder geworden, in einem von Milosch an Stojan, den er zum Knesen von Kruschewaz ernannt hatte, geschenkten Konak, daß die ersten Verabredungen gegen ihn getroffen wurden. Die Gemahlin Miloschs, Ljubiza, die das neugeborene Kind aus der Taufe heben wollte, begleitend, kamen Abraham Petroniewitsch, Milosaw, Knes von Ressawa, und der alte Mileta Radoikowitsch, der noch unter Kara Georg die Fahne getragen, zu Stojan Simitsch; auch Milutin Petrowitsch war zugegen, ein Bruder des Heiducken Weliko, der Fürstin mit einigen Momken beigegeben.

Bei Tage nun, in Gegenwart der Fürstin, trank die Gesellschaft auf das Wohl des Herrn; Abends, wenn man allein war, kamen jedoch auch ganz andere Dinge ins Gespräch: neben allen den alten Beschwerden die neue, daß Milosch auch die gewohnten Landesversammlungen vermeiden zu wollen scheine, wie er denn die letzte feierlich zugesagte dennoch ausgesetzt hatte.

Den meisten Einfluß auf die Ueberzeugung der Versammelten hatte ohne Zweifel Milosaw, einer der reichsten Männer des Landes, der viele Güter, Gestüte, Mühlen besaß und schon einst, als der Grundsatz des Fürsten verlautete, daß alles Land Eigenthum des Kaisers und der höchsten Gewalt sei, sich sehr nachdrücklich hatte vernehmen lassen: eine solche Lehre könne verursachen, daß es einmal blutige Köpfe setze.

Wir erinnern uns, wie einst zu Kara Georgs Zeiten die Landesversammlungen, zu denen die Gospodare und Woiwoden so viele ergebene Freunde mitbrachten, als sie ins Feld stellen konnten, der Schauplatz politischer Kämpfe wurden. Damals beschlossen die Versammelten, zu der nächsten Skupschtina, von der man voraussetzen durfte, daß sie wirklich würde gehalten werden, zahlreich zusammenzukommen und eine Veränderung der drückenden Regierung im Nothfall auch mit Gewalt erzwingen.

Man wußte sehr wohl, daß man die allgemeine Stimme für

sich hatte. Milutin Petrowitsch, obwohl er zum Haushalt des Fürsten gehörte, übernahm doch, einen Bezirk in diesem Sinne zu bearbeiten. Er hielt es nicht einmal für nöthig, die Sache geheimzuhalten: auf der Rückreise vertraute er sie der Fürstin an, und sowie man die ersten Bewegungen bemerkte, eröffnete diese dem Fürsten, was sie davon erfahren hatte.

Milosch ließ Milutin vor sich bringen und machte ihm Vorwürfe, daß er ihm seine Wohlthaten so schlecht vergelte. Milutin antwortete, der Anschlag rühre nicht von ihm her, sondern von Andern; — jetzt aber sei Jedermann damit einverstanden. „Wie so Jedermann? versetzte Milosch. „Auch der", fuhr Milutin fort, „der neben dir steht". Es war der vertrauteste Liebling Miloschs, Joseph, ein alter Momke des Miloschischen Hauses. Schon früher war Milosch wohl an die Gefahr erinnert worden, in die er sich durch sein Verfahren stürze: denn Niemand, aber gar Niemand sei mit ihm zufrieden; doch hatte er diese Warnung verachtet. „Ist es wahr, was Milutin sagt?" fragte er jetzt den alten Joseph. „Herr," erwiederte dieser, „es ist wahr: die Leute sagen, daß man nicht mehr so leben kann."

Milosch war in seinem Sinne bisher so hingegangen: er hatte gemeint, es werde ihm Alles erlaubt sein, Alles durchgehen; er hatte König Karls X. gespottet, der nicht würde verjagt worden sein, hätte derselbe so zu regieren gewußt, wie er in Serbien thue: jetzt sah er vor sich fast ein noch schlimmeres Geschick, einen eben so allgemeinen, noch mehr persönlichen Abfall.

Von rascher Fassungsgabe, augenblicklich den Umfang der Gefahr, die ganze Uebermacht der Gegner ermessend, dachte er wohl sogleich daran, das Land zu verlassen.

Man bat ihn aber, sich nicht zu übereilen: Niemand wolle an seine Person noch sein Leben; man wolle selbst seine Regierung nicht stürzen; man begehre nur Sicherheit und Recht.

„Wenn das ist", sagte er, „so will ich thun, was ihr haben wollt".

Und indem zogen jene in den verschiedenen Nahien zusammengebrachten Mannschaften bereits nach Kragujewaz. Wutschitsch, der sich mit Bewaffneten dort befand, wenigstens äußerlich noch ein Anhänger des Fürsten, hätte dasselbe doch gegen die Heranrückenden schwerlich vertheidigen können, wenn er es auch gewollt hätte. Er hatte ungefähr so viel Hunderte bei sich, wie jene Tausende.

Ungehindert zogen Milosaw, Abraham und Mileta in Kra=

gujewaz ein[1]). Man sollte die Behauptung nicht wiederholen, als hätten sie die Stadt oder den fürstlichen Konak plündern wollen. Mileta, ein Serbe von altem Schrot und Korn, bedrohte vielmehr einen Jeden, der Einem ein Haar krümme, mit dem Tode von seiner eigenen Hand.

Milosch, jetzt weder fähig, noch auch nur gemeint, ihnen mit Gewalt entgegenzutreten, ersuchte sie, ihr Volk nach Hause gehen zu lassen: auf der bevorstehenden Skupschtina solle alles, was streitig sei, in Ordnung gebracht werden; hierauf begab er sich selbst zu ihnen nach Kragujewaz. Sein jüngster Sohn langte vor ihm an und kehrte dann an der Spitze der Knesen zu seinem Vater um, indem er für sie um Verzeihung bat. Milosch empfing sie mit freundlichen Worten und sah sie in Kragujewaz bei sich.

So kam es zur Skupschtina des Jahres 1835; es lag in der Natur der Ereignisse, daß sie einen ganz anderen Erfolg haben mußte, als jemals eine zuvor. Bei allen früheren war Milosch als der unbedingte Herr, als Sieger aufgetreten; jetzt dagegen erschien er eher als ein Besiegter, und seine Gegner waren in der Mehrzahl.

Die Rede, mit welcher Milosch die Skupschtina am 2. Februar 1835 eröffnete, zeigte am besten, welche Veränderung eingetreten war.

Er versprach darin, seine Regierung nicht allein durch Gesetze, sondern durch eine Art von Verfassung zu beschränken.

Ein Statut sollte verfaßt werden, worin die Rechte der Serben so bestimmt sein sollten, wie sie die Menschheit selbst vorschreibe, worin namentlich persönliche Freiheit und Sicherheit des Eigenthums gewährleistet würden.

Man hatte öfters gesagt, Milosch sei die Regierung seines Landes allein; mit ihm stehe sie auf und lege sich schlafen; sie reise mit ihm und werde einst mit ihm sterben. Er erklärte jetzt, er werde ein Ministerium aufstellen, aus sechs Verwesern der öffentlichen Angelegenheiten, den Abtheilungen der Geschäfte gemäß, die in neueren Staaten herkömmlich sind, bestehend, mit der Verpflichtung, die Geschäfte immer auch der Berathung eines Senates, den er als Staatsrath bezeichnete, zu unterwerfen: und verant-

1) 8. (20.) Januar 1835. Ein sehr ausführlicher Bericht im Sinne der Miloschischen Kanzlei, aus der er ohne Zweifel stammt, in der Allgem. Zeitung 1836, 13. October u. fg.

wortlich der Nation sowie ihm. Er schien sich fast nur Oberaufsicht und Bestätigung der Beschlüsse vorbehalten zu wollen.

Endlich sollte auch die Rechtspflege dem Gutdünken der Richter entzogen und durch bestimmte geschriebene Gesetze geregelt werden. Woran man so lange gearbeitet, das sollte nun endlich vollzogen werden: Milosch selbst erklärte, unter dem Gesetz stehen zu wollen.

Merkwürdig, welche Ideen aus der constitutionellen Bewegung Europa's in dieses noch halb orientalische Wesen einzudringen suchen: — Menschenrechte, die hier hauptsächlich Sicherheit der Person und des Eigenthums begreifen, — Verantwortlichkeit der Minister, — endlich daß der Fürst unter dem Gesetz stehe, welches denn freilich erst zu geben ist.

Damit sollte aber zugleich ein selbständiger Antheil der bisher Untergeordneten an der Ausübung der öffentlichen Gewalt verbunden sein. Alle die Knesen, Gerichtsräthe und übrigen Beamten, die als Diener, ja als Knechte behandelt worden, sollten dem bisher unumschränkten Herrn als Theilhaber der Macht zur Seite treten.

In diesem Sinne ward ein ausführliches organisches Statut ausgearbeitet, das in 14 Capiteln und 122 Artikeln ein neues serbisches Staatsrecht begriff, und mit aller Feierlichkeit angenommen. Zahlreiche Ernennungen wurden vollzogen, Titel ausgetheilt, Pensionen bestimmt: Serbien schien mit Einem Schlage umgewandelt.

Etwas anderes ist es jedoch, in dem Augenblicke, da irgend ein Antrieb sich Bahn gemacht hat, Anordnungen beschließen, und etwas anderes, sie ausführen.

Hier mußte das letzte die größten Schwierigkeiten haben.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Grundgesetz von 1838; Katastrophe des Milosch.

Eigentlich war hier noch nichts weiter geschehen, als daß eine in sich selbst nur allzugut gerechtfertigte Opposition sich Luft gemacht und eine Formel ihrer Ansprüche aufgestellt hatte.

Daß diese Constitution anerkannt, ausgeführt werden sollte, ließ sich in Wahrheit von Anfang an nicht erwarten.

Schon der Name, möchte man sagen, die Analogien mit anderen europäischen Verfassungen, der Ursprung aus einer popularen Bewegung, die einer Empörung ähnlich sah, machten sie den beiden großen benachbarten Kaiserreichen widerwärtig.

Vollends aber der Sultan konnte sie niemals billigen. Man hatte darin Milosch als das Oberhaupt aller Serben bezeichnet; man hatte Anwesende aus nicht vereinigten Gebieten, namentlich auch einige Bulgaren, als Deputirte ihrer Nationen betrachtet. Es schien, als sehe sich Milosch für den natürlichen Vorkämpfer, wenn nicht aller Christen, doch wenigstens aller Slawen im türkischen Reiche an. Er hatte ohnehin kein Hehl und sagte es Jedem, der es hören wollte, daß auch für die anderen Stämme der Rajah eine christliche Regierung nothwendig sei.

Mochte die Verfassung in so fern vielleicht wirklich einen Reiz für die Ehrbegierde des Milosch haben, so lagen solche Möglichkeiten doch fern; unmittelbar dagegen berührten ihn die Beschränkungen, denen er sich unterwerfen sollte, und diese waren ihm im höchsten Grade verhaßt. Der Widerspruch der Pforte und der beiden anderen Mächte war ihm willkommen: er regierte eben, als wenn diese Verfassung niemals beschlossen worden sei.

Und da er bei einer Reise, die er im Sommer 1835 nach

einem von der Pforte, die ihre Vasallen gern bei sich sieht, früher geäußerten Wunsche nach Constantinopel unternahm, dort eine wenigstens äußerlich ganz gute Aufnahme fand, wie er es denn auch an Geschenken nicht fehlen ließ — Mahmud soll gesagt haben: seine Geschenke sind groß, wie er selber ist —, so meinte er in der Art und Weise seiner früheren Regierung ohne Besorgniß fortfahren zu können.

Im Herbst 1835 erklärte seine officielle Zeitung, in Serbien sei der Fürst der einzige Gebieter: Niemand außer ihm habe auf politische Macht Anspruch; das Land befinde sich glücklich unter der Herrschaft des monarchischen Prinzipes.

Das war dabei noch das wenigste, daß Milosch Niemanden neben sich dulden wollte: hätte er nur die Dinge vermieden, die ihm früher allgemeinen Widerwillen zugezogen!

Er ward aber darin eher noch hartnäckiger: sein Monopolwesen z. B. bildete sich noch systematischer aus.

Man rechnet, daß das Land jährlich 30 Millionen Okas an Salz aus der Walachei bedarf. Ohne daß er dazu ein aufweisbares Recht gehabt hätte, ließ er diese ganze Quantität aus der Walachei einbringen und dann durch seine Leute verkaufen; er litt nicht, daß Jemand anderes Salz im Lande feil hatte.

Von anderen Artikeln dagegen nahm er das Recht des Verkaufs ins Ausland ausschließend in Anspruch. Er brachte sie im Lande zusammen, indem er die Preise, die er dafür bezahlen wollte, nach eigenem Ermessen bestimmte.

Dies machte aber einen um so ungünstigeren Eindruck, da er das Geld, welches er auf diese Weise gewann, auswärts anlegte, da er namentlich Güter in der Walachei ankaufte, gleich als halte er den Zustand von Serbien nicht für so sicher. Was er einst als den größten Vortheil der neugewonnenen Zugeständnisse bezeichnet hatte, daß Serbien fortan von Leuten regiert werden sollte, die mit der Nation zu leben und zu sterben entschlossen seien, schien von ihm selber nicht mehr zu gelten.

Die Abfassung geschriebener Gesetze, welche lange bei Seite gelegt war, ließ er wohl wieder aufnehmen: zwei östreichische Serben, nicht ohne gelehrte Kunde des Rechts, wurden damit beauftragt; bis zur Vollendung dieser Arbeit war es aber noch lange hin, und indessen blieb die alte Willkür bestehen.

Wie erwähnt, die Nachwirkung des türkischen Regiments war noch so stark, daß es an den ersten, einfachsten Grundsätzen fehlte, Sicherheit des Eigenthums und der Person.

Wir wollen nicht die mancherlei Eingriffe dagegen aufzählen, die man mit größerer oder geringerer Zuverlässigkeit berichtet hat: die Thatsache ist unzweifelhaft. Milosch hielt sich bald wieder für befestigt und für stark genug, die mächtigsten Gegner anzugreifen, die sich hatten gelüsten lassen, seine Macht zu beschränken.

Georg Protitsch, früher persönlich mißhandelt und dann doch zum Mitgliede des Nationalgerichts gemacht, hatte an der Verbindung von Kragujewaz Anfangs keinen Theil genommen, war aber dann so eifrig dabei gewesen, wie irgend ein anderer. Da man ihm nachsagte, er habe den Rath gegeben, sich vor allem des Kniasen selbst, auf welche Weise auch immer, zu entledigen, weil sich dieser sonst ohne Zweifel rächen werde, konnte er dem ihm dafür drohenden Verderben im Jahr 1836 nur durch die Flucht entgehen.

Beinahe eben so verhaßt war dem Fürsten der eigene Bruder, Jephrem, der ihm früher in seiner Verwaltung thätig zur Seite gestanden, aber sich schon seit geraumer Zeit der Opposition angeschlossen hatte: er mußte das Land im Jahr 1837 verlassen, mit ihm Wutschitsch, dessen wir mit ein paar Worten näher gedenken müssen.

Thoma Peritschitsch, genannt Wutschitsch, war, seitdem er in der Hadschi-Prodanischen Bewegung zu Milosch übergegangen, einer der bevorzugten Momaks des Fürsten; jedoch schon damals fiel er zuweilen in Ungnade und war genöthigt, sich zu entfernen. Auch nachdem er zum Knesen erhoben, gegen Djak entscheidende Dienste geleistet, erlebte Niemand häufigeren Wechsel von Gunst und Ungunst, die sich schon mit Eifersucht mischte. Bald nach jenem Siege mußte er nach der Walachei flüchtig werden; dann kam er wieder und erhielt die Stelle eines Oberserdar; kurze Zeit hernach finden wir ihn nach Semendria verwiesen; darauf aber ward er doch wieder der Gemahlin des Fürsten beigegeben und spielte in Schabaz eine große Rolle. Einst hatte er sich hier, ich weiß nicht, welche Ungehörigkeit erlaubt, und Milosch schickte einen seiner ergebensten und entschlossensten Momken ab mit dem Befehle, ihn mit sich zu bringen, entweder lebendig oder todt. Der Momke trat zu Wutschitsch in das Zimmer, mit der Pistole in der einen, dem Fußeisen in der andern Hand, und forderte ihn auf, zu sagen, welches von beiden er vorziehe. Wutschitsch fragte nur: von wem ihm diese Bedrohung komme, und da der Momke antwortete, von dem Herrn, so streckte Wutschitsch ohne Weigerung seine Füße aus, um sie schließen zu lassen. So ward er vor den Fürsten gebracht, der ihm

jedoch verzieh, ihn dem großen Gerichte zutheilte und sogar, wie wir wissen, die Vertheidigung von Kragujewaz von ihm erwartete. Daß er nun aber hier den heranziehenden Haufen der Einverstandenen nicht mit Gewalt entgegengetreten war, veranlaßte eine tiefere und nicht wieder beizulegende Entzweiung. Bei der Austheilung türkischer Ehrenzeichen, die Milosch aus Constantinopel mitgebracht, sah sich Wutschitsch wider Verhoffen übergangen. In einem Artikel der Allgemeinen Zeitung, den man für offiziell hielt, ward er ohne Umschweife als ein Verräther bezeichnet, der die Stadt den Insurgenten übergeben habe. Als man ihm denselben vorlas, legte er die Hand an seinen Handschar und sagte: wenn die Reihe, zu schreiben, einmal an uns kommt, so soll dies die Feder sein. Das war überhaupt sein Sinn. Schreiben und lesen konnte er nicht; er mochte nicht viel reden, auch nicht von eigenen Thaten; aber er war voll gesunden Verstandes und festen Sinnes: muthvoll, entschlossen, unbarmherzig und gefürchtet.

Es versteht sich nun wohl, daß so gut die, welche geflüchtet, als die, welche noch im Lande waren, aber ein ähnliches Loos erwarten mußten, alle ihre Gedanken zu einem zweiten Versuch gegen Milosch vereinigten.

So viel leuchtete ihnen ein, daß durch eine unmittelbare populare Erhebung, oder durch ein wiederholtes Dringen auf die von den Mächten verworfene Verfassung nichts zu erreichen war. Gab es aber nicht Mittel, den Sultan sowohl als den russischen Hof zur Begünstigung einer Veränderung zu stimmen?

Es kam den Gegnern des Kniasen zu statten, daß man weder hier noch dort mit der politischen Haltung desselben zufrieden war.

Die Pforte meinte, nachdem sie Milosch bestätigt hatte, nicht mehr die alte Ergebenheit in ihm zu finden. Sie hielt sich überzeugt, er habe mit ihrem Rebellen, dem Scodrapascha, in zu gutem Verständniß gestanden und liebe überhaupt nicht die Ausdehnung der großherrlichen Gewalt. Daß Milosch den Gedanken der Selbständigkeit des serbischen Landes so gewaltig aufrechterhielt und sich von den türkischen Beamten keinerlei Eingriffe in dieselbe gefallen ließ, war der Pforte, wie man denken kann, in hohem Grade widerwärtig.

Wer ein wenig in die Ferne sah, bemerkte es schon bei jenem Aufenthalt von Milosch in Constantinopel; der Reichthum seiner Geschenke diente nur, ihm Mißgunst zu erwecken. Auch dort waren Leute mit ihm, die über ihn klagten, die damit geneigtes Gehör

fanden und vielleicht schon damals die Zusage erhielten, daß sie nöthigenfalls unterstützt werden sollten.

Milosch wünschte einen neuen Ferman und erhielt ihn: aber er fand ihn so wenig nach seinem Wunsche, daß er nicht versucht war, ihn öffentlich bekannt zu machen. Die Gegner kannten ihn dennoch — denn unter ihrer Eingebung war er abgefaßt worden — und hielten nur um so mehr die Hoffnung fest, dem Kniasen bald entgegentreten zu können.

Andere Rücksichten mögen auf den russischen Hof gewirkt haben. Es waren die Zeiten gefahrdrohender Spannung zwischen Rußland und den beiden großen westlichen Mächten England und Frankreich; eben aus den orientalischen Verwickelungen hauptsächlich war dieselbe hervorgegangen und hatte sie fortwährend zu ihrem Gegenstand: jeden Augenblick schien der Ausbruch eines Krieges bevorzustehen.

Nicht ohne Absicht sendete England einen Consul nach Serbien, und dieser fand bei Milosch die beste Aufnahme. Es kamen Handelspläne in Anregung, die mit dem monopolistischen System des serbischen Fürsten sehr gut zusammenstimmten und auf beiden Seiten eine dauernde Verbindung wünschenswerth erscheinen ließen.

Milosch hatte früher eine eigenthümliche Geschicklichkeit gezeigt, zwischen den Klippen, die ihm aus den einander entgegenlaufenden Interessen der verschiedenen Mächte erwuchsen, glücklich hindurch zu steuern, ohne deren Antipathie auf sich zu ziehen. Jetzt aber zeigte er Hinneigungen, von denen man sich nicht wundern kann, wenn sie in Petersburg mißfielen. Unmöglich konnte man es dort gern sehen, wenn sich auch in diesen binnenländischen Gegenden ein fremder und oft entgegengesetzter Einfluß festsetzen sollte.

Das vornehmste Moment blieb jedoch immer, daß die Gewaltsamkeiten, deren der Knias beschuldigt wurde, zu schreiend und unleugbar waren. Im Jahr 1837 erschien ein höherer russischer Beamter aus altem Geschlecht in Serbien, um den Fürsten sehr ernstlich, sehr dringend zu warnen.

Endlich langte auch aus Constantinopel die Anfrage an, wie es doch komme, daß es in Serbien so viele Unzufriedene gebe; und der Fürst ward aufgefordert, eine Deputation zur endlichen Festsetzung der inneren Verwaltung des Landes an die Pforte zu senden.

Der Hader der Mächte, der die Welt umfaßte, berührte wenigstens diese Angelegenheiten, wenn er sie auch nicht eigentlich ergriffen hat. Es ist gewiß, daß der englische Consul für die Erhebung der

fürstlichen Macht in Serbien Partei nahm. Man versichert mit vieler Glaubwürdigkeit, daß auch die Instructionen des französischen Hofes zu Gunsten von Milosch gewesen seien. Ihre Meinung war, daß in einem noch immer mit Barbarei erfüllten Lande, wie diesem, eine starke und strenge Gewalt unumgänglich erfordert werde.

So erlebte man, daß die constitutionellen Staaten sich für den unumschränkten Fürsten, die Selbstherrscher dagegen für eine Beschränkung seiner Macht aussprachen.

Unter deren vereintem Einfluß war vor Kurzem auch der Macht der Hospodare in den beiden Fürstenthümern durch ein ausführliches sogenanntes organisches Reglement Maß gegeben, und den dortigen Generalversammlungen ein gar nicht unbedeutender Einfluß verliehen worden.

Was die serbischen Angelegenheiten betrifft, so hatte Rußland vollkommen freie Hand. Es hatte seine Verwendung nie dem damaligen Machthaber namentlich zu Gute kommen lassen, sondern nur der Nation die Rechte einer freien inneren Verwaltung gewährleistet.

Die Pforte hatte allerdings Milosch auf Lebenslang anerkannt und seinem Geschlechte das Recht der Nachfolge verliehen; allein in ihrem Hattischerif war ausdrücklich festgesetzt, daß der Fürst mit dem Beirath der Aeltesten des Volkes regieren solle. Sie hielt für gut, darauf jetzt zurückzukommen und es ins Werk zu setzen.

Es war schon von ungünstiger Vorbedeutung für Milosch, daß die Pforte die Aufnahme des Petroniewitsch in die Deputation forderte, der selbst über Milosch geklagt hatte und einer seiner entschiedensten Gegner war.

Abraham Petroniewitsch war der Sohn eines Serben, der beim Ausbruch des östreichischen Krieges von 1787 Dienste genommen und als Unteroffizier im Freicorps gestanden hatte. Er selbst war zum Kaufmann erzogen worden und hatte sich nach Serbien gewendet, weil es ihm in Oestreich in seinem Gewerbe nicht glückte. Hier kam er um so leichter in der Kanzlei empor, da er auch griechisch verstand, und spielte bald eine gewisse Rolle. Er diente dem Fürsten eine Zeitlang als Predstawnik (Vorsteher) und sah sich wie seinen Kiaja an. Je näher er ihm aber gestanden, um so unversöhnlicher war er seit den Bewegungen von 1835 mit ihm zerfallen. Er wird als ein gutmüthiger Mann geschildert, der ungern etwas abschlug; Gemeinschaft mit Andern sei erforderlich gewesen, wenn er etwas thun sollte. Bei den Türken war er während der

langen Zurückhaltung der serbischen Deputation vom Jahr 1820, wo er sich geschickt und lenksam erwies, in Ansehen gekommen. Er konnte als das Haupt derjenigen betrachtet werden, die sich vor der Gefahr, die ihnen von Milosch drohte, durch Gründung einer neuen Regierungsform in Einverständniß mit den beiden Höfen zu sichern suchten.

Vergebens hoffte Milosch durch einen ergebenen Begleiter, den er der Deputation beigab, oder durch den Einfluß des englischen Consuls eine Gegenwirkung hervorzubringen: die Richtung, in der die Sachen gehen mußten, war bereits unveränderlich gegeben.

Zwischen den serbischen Abgeordneten und der Pforte, nicht ohne Theilnahme des russischen Hofes, der vielmehr von Allem Kunde erhielt und seine Beistimmung ertheilte, ward nun ein Grundgesetz für Serbien zu Stande gebracht, dessen Tendenz dahin ging, dem Fürsten, der bisher gethan hatte, was er wollte, nur noch ein beschränktes Maß von Macht zuzugestehen.

Wohl werden ihm darin in sehr ehrenvoll lautenden Worten die Vollziehung der Gesetze, die Ausführung der gerichtlichen Urtel, das Recht der Begnadigung, die Ernennung der Beamten, die Erhebung der Auflagen, der Oberbefehl über die Truppen übertragen; es heißt noch: der Senat, den man ihm beiordne, solle bestimmt sein, ihn zu berathen; aber diesem werden dann Befugnisse eingeräumt, welche die seinen bei weitem übertreffen.

Der Fürst soll die Auflagen einbringen lassen; aber der Senat soll die Summe der Ausgaben berechnen und die Mittel und Wege bestimmen, um sie zu bestreiten; keine Auflage soll eingefordert werden können, ohne vom Senat bewilligt zu sein.

Daraus folgt, daß der Senat auch über den Sold und die Zahl der Truppen, die Besoldung der Beamten, die Errichtung neuer Stellen zu entscheiden hat.

Die gesetzgebende Gewalt wird dem Senate beinahe ausschließend zugesprochen. Erst wenn er über Gesetzentwürfe, die er für nützlich hält, berathen und durch Stimmenmehrheit Beschluß gefaßt, soll er sie unter Unterschrift des Präsidenten dem Fürsten vorlegen. Keine Anordnung darf ergehen, ohne von ihm genehmigt zu sein; er hat über alle Streitigkeiten in Bezug auf Recht und Gesetz den letzten Ausspruch zu thun.

Die Verantwortlichkeit der obersten Verwaltung wird auf das Strengste festgesetzt. Der Fürst soll vier Popetschiteli ernennen, von denen der eine seiner Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten vor-

stehen, ein anderer die innern, ein dritter die Finanzen, ein vierter Justiz und Unterrichtssachen verwalten soll; ihre Geschäftskreise sollen von einander geschieden, jeder Act der Regierung von Einem von ihnen unterzeichnet sein. Alle Jahr im März sollen sie dem Senat einen Bericht über die ihnen im vorigen Jahre vorgekommenen Geschäfte überreichen mit den nöthigen Belegen, und dieser soll darüber berathen; ihm sollen die Rechnungen vorgelegt werden, und er soll sie prüfen.

Und dieser Senat, nach der Anzahl der Nahien aus siebzehn Mitgliedern zusammengesetzt, soll von Milosch zwar ernannt werden, aber dann auf immer bestehen; kein Mitglied soll abgesetzt werden können, ehe es bei der hohen Pforte einer Uebertretung der Gesetze oder eines Vergehens überwiesen worden ist.

Was einst Louis XVIII. bei dem Projecte gesagt hat, welches ihm bei seinem Eintritt in Frankreich der noch napoleonische Senat vorlegte: der Senat werde sich niedersetzen, er, der König, werde vor ihm zu stehen haben, ward hier, freilich unter ganz anderen Verhältnissen, recht eigentlich wahr. Ein unabsetzbarer Senat sollte fortan der Selbstthätigkeit des serbischen Fürsten die engsten Schranken ziehen und die wesentlichen Befugnisse der Staatsgewalt in seiner Hand haben.

Eben so wenig als die Senatoren sollten auch die Richter abgesetzt werden können, wenn ihre Strafwürdigkeit nicht im Wege Rechtens nachgewiesen sei.

Auch die übrigen Beamten sollten nicht mehr dem bisherigen unumschränkten Regiment unterliegen; sie sollten fortan ebenfalls nur nach feierlichem Erweise ihrer Schuld gestraft werden dürfen [1]).

Noch manche andere merkwürdige Bestimmungen, deren wir später gedenken wollen, sind in diesem Statut enthalten; jetzt betrachten wir nur, worauf auch die Aufmerksamkeit ausschließlich sich richtete, als dasselbe im Anfang des Jahres 1839 in Serbien ankam, daß Milosch die unumschränkte Gewalt, deren er noch in diesem Augenblick genoß, verlieren, und der größte Theil seiner Macht in die Hände derer übergehen sollte, welche er bisher als seine Knechte angesehen hatte.

Der Umschwung, welcher eintrat, war so plötzlich und so durchgreifend, daß Milosch gleich auf die Zusammensetzung des Senates,

1) Ich theile das Grundgesetz — Ustaw — nach einer authentischen Uebersetzung im Anhang mit. Es ist vielleicht das merkwürdigste der serbischen Actenstücke. Die ganze Folge der Begebenheiten beruht darauf.

die kraft des Statutes ihm überlassen war, so gut wie gar keinen Einfluß auszuüben vermochte. Das Nationalgericht, in welchem diejenigen saßen, welche allein die Vorschrift, daß es namhafte, verdiente, in allgemeiner Anerkennung stehende Leute sein sollten, die er ernenne, erfüllten, und welche daher auch allein Anspruch machen konnten, — wie sich denn noch immer eine Erinnerung an die Rechte des Senates mit demselben verknüpft hatte, — legte dem Fürsten seinen Willen auf und wählte an dessen Stelle. Eben die Männer, welche Milosch zuletzt verjagt hatte, die aber seitdem zurückgekommen waren, Wutschitsch und Jephrem, Häupter der Opposition, waren die ersten Senatoren, welche ernannt wurden. Unter den siebzehn, die man wählte, war nicht ein einziger, der als ein Freund des Fürsten hätte angesehen werden können.

Und nicht besser ging es mit dem Ministerium, das Milosch ebenfalls zu ernennen haben sollte. Abraham Petroniewitsch, den wir als den vornehmsten Urheber des Statutes in seiner letzten Form — denn sonst schloß es sich in vielen Stücken an die früher publicirte Verfassung an — betrachten können, ward mit der Verwaltung der auswärtigen, Georg Protitsch, der nach den Ereignissen von 1835 die Rache des Fürsten zuerst empfunden, mit der Leitung der inneren Angelegenheiten beauftragt.

Man wird nicht anders erwarten, als daß der des unbedingten Gehorsams seit so langen Jahren gewohnte Knias es unerträglich fand, sich dieser Ordnung der Dinge zu unterwerfen.

Aber sich mit Gewalt und geradezu zu widersetzen, war ohnehin nicht in seiner Art und diesmal um so weniger thunlich, da die beiden Mächte, auf die es hierbei ankam, das Statut schon sanctionirt hatten. Bei weitem rathsamer war, eine Bewegung zu veranlassen, die als eine freiwillige erscheinen konnte, und den Wunsch und Willen der Nation, deren Wahlrecht durch die Friedensschlüsse garantirt worden, den ergangenen Anordnungen entgegenzusetzen.

Nun hatte Milosch in der That einen nicht geringen Anhang unter den Bauern, die ihm auch am meisten Dank schuldig waren und von seinen Gewaltsamkeiten weniger gelitten hatten, da sie ihm fern standen. Es war ihnen nicht damit gedient, daß die Beamten, die er bisher in Zaum gehalten, nun selbständig werden sollten. Man sagte ihnen, und sie wiederholten es, sie würden fortan siebzehn Herren haben statt eines einzigen. Milosch hoffte, daß sich die Bauern für ihn erheben würden, wenn sich erst irgendwo der Anfang einer Bewegung zu seinen Gunsten zeige.

War es wirklich Besorgniß, daß er nicht mehr sicher sei, wie denn die Entrüstung, die nun Luft bekam, sich in tausend begründeten und unbegründeten Anklagen ergoß, und man schon davon sprach, ihn über die Verwendung der öffentlichen Gelder zur Rechenschaft zu ziehen, oder lagen da noch andere Hoffnungen zu Grunde, — plötzlich trat Milosch in das Parlatorium von Semlin über und erklärte, nicht zurückkehren zu wollen, wenn man nicht seine bittersten Feinde, Jephrem und Wutschitsch, entferne und ihn ausdrücklich aller Rechenschaft wegen des Vergangenen überhebe. Zwar ließ er sich am Ende überreden, zurückzukommen, auch ohne dies erlangt zu haben; aber in demselben Augenblicke hörte man auch schon, daß eine Bewegung, gegen das Statut gerichtet, in Kragujewaz und an einigen entfernteren Punkten beginne. Milosch erbot sich, sie zu dämpfen, die Leute zur Vernunft zu bringen: aber Niemand zweifelte, daß er selbst unter der Hand das Feuer geschürt habe. Statt ihn an der Spitze von Truppen ins Land ziehen zu lassen, nahm ihn die jetzt factisch bereits vorwaltende Gegenpartei in die strengste Aufsicht.

Da war von Anfang an nicht zu erwarten, daß die beginnende Reaction den Sieg davontragen werde. Der Senat hatte für sich, daß seine Stellung gesetzlicher war; Milosch selbst mußte dem Wutschitsch seine fürstliche Vollmacht zur Bekämpfung der Rebellen ertheilen.

Und dieser führte nun die Truppen, welche ihm anvertraut wurden, bei weitem besser, als die feindlichen Führer die ihrigen.

Die Anhänger des Fürsten, die in ziemlicher Anzahl, nicht ohne Geschütz und Reiterei, im Felde erschienen, hielten Rast auf einem freien Platz im Walde, als Wutschitsch sie überraschte und ihnen durch Verhacke alle Wege verlegte. Hier konnte sich weder ihre Reiterei entwickeln, noch ihr Geschütz wirken; Lebensmittel hatten sie nicht: sie mußten sich ohne Widerstand ergeben.

In der Nähe von Kragujewaz ward Miloschs Bruder Jovan gefangen, indem er noch beschäftigt war, Leute zusammenzubringen; er hatte gar kein Hehl, daß er es sei, der die Truppen ins Feld geführt habe, um die Macht seines Bruders wiederherzustellen.

Unter diesen Umständen aber regte sich Niemand für Milosch. Der Senat hatte in alle Nahien Proclamationen gesendet, um wider ihn aufzuregen, und bald sah sich Wutschitsch von mehreren Tausenden umgeben; mit einer Auswahl der unternehmendsten Leute, die gleichsam als Bevollmächtigte des gesammten Heeres an=

gesehen wurden, eilte er nach Belgrad zurück, entschlossen, die ganze Sache zu Ende zu bringen.

Bei einem Wirthshause eine Stunde von Belgrad machte er Halt. Hier erschien die Mutter eines in den letzten Jahren von Milosch hingerichteten Priesters, mit aufgelöstem Haar, um Rache und Gerechtigkeit rufend.

Einige Senatoren waren dem Anführer entgegengekommen und mit ihm über die zu ergreifenden Maßregeln einig geworden. An der Spitze eines siegreichen und zu neuer Heftigkeit entflammten Haufens zogen sie miteinander in Belgrad ein.

Nach jenem ersten Zusammentreffen hatte man die Pferde der geschlagenen Reiter triumphirend vor dem Hause des Milosch vorübergeführt; jetzt ward ihm die Vollendung seiner Niederlage dadurch verkündigt, daß man die Wachen von seinem und seiner Gemahlin Hause abforderte.

Ljubiza hatte es lange Zeit immer eher mit der Opposition gehalten als mit dem Fürsten, von dessen unbeschränkter Gewalt auch sie zu leiden hatte. Milosch machte sie aufmerksam, daß man dessenungeachtet auch ihr die Ehrenwache entzogen habe. Niemals freilich hatte sie gemeint, daß es so weit kommen könne, als es jetzt wirklich kam: sie brach in Thränen aus.

Darüber waren alle Gegner des Milosch mit einander einig, daß er nicht länger ihr Fürst sein könne. Einige riethen sogar, ihn hinzurichten, weil man sonst niemals Ruhe vor ihm haben werde. Andere aber meinten, es werde der Nation ewig zum Schimpfe gereichen, wenn sie den Mann tödte, dem sie so lange als ihrem Fürsten gehorcht: der Beschluß ward gefaßt, ihn nur zu entfernen.

Dem Milosch dies kundzuthun, begab sich Wutschisch, in seinen Waffen, von Momken umgeben, in dessen Haus. Er sagte ihm: die Nation wolle ihn nicht mehr; auf seinen Wunsch sei er bereit, die Menge herbeizurufen, die ihm das bestätigen würde. Milosch antwortete: „wollen sie mich nicht mehr, wohl! ich dringe mich ihnen nicht auf."

Hierauf ward eine Urkunde aufgenommen, in welcher der Fürst zu Gunsten seines ältesten Sohnes in aller Form abdankte [1]).

Er sagte kein Wort, als er, von einigen Senatoren, die

1) 13. Juni 1839, bei Boué IV, 359.

persönlich ihm nicht unfreundlich begegneten, begleitet, den Weg nach der Sawe ging, um nach dem östreichischen Gebiet hinüberzufahren. Von seiner Umgebung weinten Einige; auch einige Senatoren sogar weinten. „Viele Andere," sagte Wutschitsch, „sind hier schon weinend abgefahren und haben Weinende zurückgelassen."

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Michael Obrenowitsch.

So war die Regierung gestürzt, die sich in und mit den Begebenheiten erhoben und die Summe der Gewalt aus eigener Kraft in ihrer Hand vereinigt hatte.

Es liegt am Tage, daß die Pforte, welche einige der im Frieden von Adrianopel gemachten Zugeständnisse unerfüllt ließ und sich dieser ihr schon sehr unbequem gewordenen Selbständigkeit erwehrte, einer bisher in Europa kaum genannten Partei zum Siege verhalf, ein Grundgesetz vorschrieb, das alle Zweige des öffentlichen Lebens umfaßte, und ihrem Pascha auftrug, über dessen Vollziehung zu wachen, ihr Ansehen dadurch wieder mächtig erneuerte.

Es klingt paradox, wenn wir behaupten wollen: darum könnte man noch nicht sagen, es sei ein Rückschritt auf der eingeschlagenen Bahn der inneren Befreiung von dem türkischen Wesen geschehen; und doch verhält es sich so.

Unleugbar ist, daß Milosch in den Begriffen lebte und webte, die er unter dem alten Regiment und in der Umgebung so vieler auf trotzige Selbstherrschaft angewiesener Paschas in sich gesogen, daß er auf eine dem alten unreformirten osmanischen Wesen gleichförmige Weise zu regieren suchte.

Es ist eine der merkwürdigsten Folgen der Verwickelung der Ereignisse, daß die Pforte selbst in Verbindung mit seinen Widersachern dahin kommen mußte, ihm beschränkende Gesetze aufzulegen, die aber nicht ihr angehörten, sondern die aus den eigenthümlichsten Begriffen des Abendlandes entnommen waren.

Wir wollen die Gegner von Milosch nicht etwa für vorangeschritten und besonders bildungsfähig erklären; allein sie ergriffen die abendländischen Ideen als ein Mittel der eigenen Rettung; was

Milosch zu thun versäumt hatte als Herr und Fürst — denn er war mächtiger bei dem alten Zustande —, das nahm nun die Opposition gegen ihn über sich; denn es war ihr eigenster persönlicher Vortheil.

Dabei aber waren die öffentlichen Angelegenheiten auf eine Weise erschüttert worden, daß sie nicht so bald wieder in das Geleise einer ruhigen Entwickelung gelangen konnten.

Der durch den Hattischerif unbezweifelt berechtigte ältere Sohn des verbannten Fürsten, Milan, zu dessen Gunsten die Abdankung geschehen, gelangte eigentlich niemals in Besitz. Er war damals so krank, daß man ihm das Unglück seines Vaters zu verbergen für gut hielt und wirklich auch verborgen halten konnte; man sagte ihm nur, der Fürst habe in Geschäften eine Reise nach außerhalb des Landes unternommen und ihn als Stellvertreter zurückgelassen; gelangte je ein glückwünschendes Wort zu seinen Ohren, so hat er es in diesem Sinne verstanden: Milan ist gestorben, ohne nur erfahren zu haben, daß er Fürst von Serbien sei.

Während dieser Zeit führten Wutschitsch, Petroniewitsch und Jephrem, von der Pforte bestätigt, die Regierung des Landes.

Nicht immer bestand zwischen ihnen das beste Vernehmen. Auf der ersten Skupschtina, die gleich nach der Abdankung des Fürsten beisammen war, hatte Jephrem den Verdruß, daß die ihm früher unter seinem Bruder bestimmte Besoldung um einen guten Theil verkürzt ward. Er gab es den beiden Collegen Schuld, die ihm in der That nicht vergessen zu können schienen, daß sie einst seinem Bruder den Saum des Kleides geküßt.

Schon damals, nach Milans Tode, ward von Vielen in Frage gestellt, ob man nicht von diesem Hause ganz abweichen sollte. Dem Fürsten lebte noch ein jüngerer Sohn, Michael; aber Viele meinten, aus dem Wortlaut des Berats schließen zu dürfen, daß diesem die Nachfolge nicht so ausdrücklich versichert worden sei.

Wen aber hätte man für jetzt an dessen Stelle setzen können? Es ist möglich, daß die Pforte den Petroniewitsch, den sie als ihren Freund kennen gelernt, oder daß die Nation den Wutschitsch, der als tapfer und heldenmüthig bewundert wurde, angenommen hätte. Allein wodurch verdiente der eine von diesen den Vorzug vor dem andern? Was hatten sie Beide so Besonderes vor den übrigen voraus? Die meisten Häupter wären damit nicht zufrieden gewesen.

Vielmehr beschloß der Senat endlich doch unter der Leitung von Mileta und Simitsch, sich den jungen Michael zum Fürsten auszubitten.

Milosch schien eine Zeitlang Bedenken zu tragen, den Sohn von sich zu lassen; doch willigte er zuletzt ein.

Die Pforte hatte nichts dagegen; allein sie ergriff die Gelegenheit der Ausstellung eines neuen Berats, die fürstliche Würde nicht wieder als eine erbliche, ja, soviel wir wissen, nicht einmal ausdrücklich als eine lebenslängliche zu bezeichnen. Nur eine dergestalt sehr zu ihrem Vortheil abgeänderte Bestallung schickte sie dem jungen Michael durch einen ihrer höheren Beamten nach der Walachei zu; dann aber nahm sie ihn auf das Beste auf, als er nach Constantinopel kam, und ließ ihn von dem nämlichen Beamten an die serbische Grenze geleiten (März 1840).

Im Allgemeinen angesehen, hätte es auch wohl möglich scheinen können, zu einer ruhigen und fördernden Regierung zu gelangen, da der neue Fürst, des Genusses der Macht noch nicht gewohnt, entschlossen war, den Ustaw zur Ausführung zu bringen, da im Senat eine Mehrheit seine Partei hielt, in der Nation zugleich diejenigen befriedigt erschienen, die an dem Miloschischen Namen hingen, und die, welche eine Erleichterung der strengen Regierung wünschten.

Allein sogleich trat auch die ganze Schwierigkeit hervor, mit der die neue Verwaltung zu kämpfen haben sollte.

Um ihre Freunde vor jeder Reaction sicherzustellen und den Eifer derselben zu belohnen, hielt die Pforte für gut, dem jungen Fürsten, obwohl sie seine Volljährigkeit anerkannt, jene beiden mächtigsten Oberhäupter Wutschitsch und Petroniewitsch als officielle Räthe, ohne deren Einwilligung er nichts thun könne, zur Seite zu stellen. Michael hatte davon in Constantinopel wenigstens keine deutliche Kunde bekommen; erst in Alexinaz an der serbischen Grenze sagte es ihm der Effendi, der ihn begleitete.

Eröffnete aber damit nicht die Pforte selber einen neuen Kampf? Vorlängst war der Nation das Recht bestätigt ihre Magistrate sich selbst zu wählen; die Ernennung der Beamten war auch im Grundgesetz dem Fürsten, die Erschaffung neuer Stellen dem Senate zuerkannt. Welche Befugniß hatte nun die Pforte, den Fürsten, dessen gesetzliches Ansehen ohnehin so sehr geschmälert war, durch Räthe, die ihm aufgedrungen wurden, noch mehr einzuschränken?

Jedermann fühlte das, und die öffentliche Meinung, im Punkte der Nationalität auch in Serbien bereits sehr empfindlich, erwies sich den beiden Häuptern zuerst sehr ungünstig.

Nicht allein der Senat war gegen die Anerkennung einer solchen Anordnung; auch die Dorfältesten, die sich zur Begrüßung des

neuen Herrn in Belgrad eingefunden, erklärten sich, nach ihren Bezirken im Hofe des Senatsgebäudes auseinandertretend, mit großer Mehrheit dagegen.

Durch diese Erklärung ermuthigt, regten sich sofort auch die entschiedeneren Freunde des alten Fürsten. Ein großer Theil der Bauern widersprach nach wie vor der neuen Ordnung der Dinge und blieb dabei, daß ihnen mit Einem Gebieter, der ihnen Frieden verschaffe, besser gedient sei als mit so vielen: diese alle würden an ihnen reich werden wollen; Eine Grube, hörte man sie sagen, hätten sie schon angefüllt; jetzt wolle man ihnen siebzehn neue eröffnen. Unter Dorfältesten und Kmeten (denn die Knesen gehörten mehr auf die andere Seite) erhoben sich an vielen Stellen im Lande bewaffnete Haufen, welche drei Forderungen aufstellten: Verlegung der Regierung nach Kragujewaz, wo sie sicherer und unabhängiger sein werde als in Belgrad, gerichtliche Untersuchung gegen Wutschitsch und Petroniewitsch und endlich Zurückberufung des alten Fürsten. Die neue Regierung, die hauptsächlich von Jephrem und Georg Protitsch geleitet wurde, gab sich alle Mühe, die Bewegung, die ihr keinesweges willkommen sein konnte, zu dämpfen, aber vergebens. Protitsch, der sich persönlich in die Bezirke begab, ward dabei sogar selbst von den Bauern festgehalten. Endlich antwortete ihnen Michael: die Zurückberufung seines Vaters sei eine Sache, die nicht von ihm, sondern von der Pforte abhänge; was dagegen in seiner Macht stehe, wolle er gern bewilligen, die Regierung wieder nach Kragujewaz verlegen, Wutschitsch und Petroniewitsch aber vor ein Gericht stellen, um sich entweder zu vertheidigen oder aber ihre Strafe zu leiden.

So sahen sich die, welche eben das Land zu regieren gedacht, mit einer Untersuchung bedroht, die ihnen bei der vorwaltenden Stimmung das Leben kosten konnte: sie hielten für nothwendig, sich zu dem Pascha in die Festung zurückzuziehen.

Bald fingen auch andere, zwar minder ausgesprochene Feinde der Obrenowitschen, aber doch immer Gegner und Opponenten, die Wiederkehr eines Miloschischen Regimentes zu fürchten an. Sie weigerten sich, der Regierung, die nun wirklich nach Kragujewaz verlegt wurde, dahin zu folgen, und begaben sich ebenfalls nach der Festung. Es waren Stojan Simitsch, Garaschanin, Prota Nenadowitsch, Lasar Theodorowitsch, Stephan Stephanowitsch und deren Anhänger. Sie fanden alle bei dem Pascha bereitwillige Aufnahme, und er ließ ihnen seine Verwendung zu Theil werden.

Auf einer Skupschtina zu Toptschider zeigte sich recht, in welche Verlegenheiten die Regierung Michaels durch die Macht dieser entgegengesetzten Tendenzen verwickelt wurde.

Von Branitschewo sowohl wie von Uschize bewegten sich die Anhänger des Milosch in offenem Aufruhr daher. Sie meinten, es liege allein an Jephrem und Protitsch, daß der alte Fürst nicht zurückkomme, und dachten diese zu stürzen, ja umzubringen.

Dagegen erschien auch ein türkischer Commissar, Musa Effendi, und forderte die Herstellung der in die Festung Ausgetretenen in ihre Aemter mit voller Gewähr ihrer Sicherheit.

Auch in Serbien war eine Art von rechter Mitte nöthig, nicht sowohl in Bezug auf Doctrinen, als auf die entgegengesetzten Persönlichkeiten, von denen die einen durch das Ansehen der Türken, die anderen durch Empörung in der Nation sich geltend machten.

Für diesen Augenblick entwickelte die Regierung Michaels viel Kraft und Nachdruck.

Den einzigen unter den Knesen, der sich bis jetzt für die Herstellung des Milosch erhoben hatte, Mitschitsch, — er war mit einer Anzahl von Leuten an der Skupschtina erschienen, die nicht dahin gehörten —, nöthigte sie nicht allein, diese zu entlassen, sondern sich sogar an einem kleinen Kriegszuge zu betheiligen, der gegen die übrigen Empörten unternommen ward. Leicht wurden diese auseinandergesprengt, ohne daß es zu ernstem Schlagen gekommen wäre: die Leute sagten, sie seien verführt, und ihre Oberhäupter wurden gefangen.

Eben so wenig aber gab man dem türkischen Commissar nach. Man bedeutete ihn mit fast verletzender Schärfe, der Hattischerif des Sultans besage, daß sich Niemand in die inneren Angelegenheiten von Serbien zu mischen habe. Musa Effendi hielt es für das Beste, die Uebergetretenen, deren etwa sechszig sein konnten, aus dem Lande zu entfernen, sie mit sich zu nehmen. Einige folgten ihm nur bis Widdin, unter ihnen sogar ein unschuldiger Poet, andere aber bis nach Constantinopel, wo sie auf Kosten der Pforte, die sich jedoch vorbehielt, darüber einst mit der Landschaft Rechnung zu halten, verpflegt wurden.

Fürs erste behielt dergestalt die Regierung Michaels freie Hand: sie hatte sich nach beiden Seiten Raum gemacht und konnte nun etwas mehr an die Förderung der öffentlichen Angelegenheiten denken.

Man könnte ihr nicht Schuld geben, daß sie ihren Beruf

verkannt, daß sie nicht wirklich darauf gedacht hätte, sich weiter von dem türkischen Wesen loszumachen und civilisirten Zuständen anzunähern.

Stephan Raditschewitsch, einer von jenen östreichischen Serben, welche bei Milosch Dienste genommen, weil sie jenseits fortzukommen verzweifelten, aber ein wohlgesinnter und nicht ungebildeter Mann, bei den Serben angesehen, weil er sich in östreichischen Kanzleien Sinn für die Formen angeeignet hatte, jetzt mit der Verwaltung der Justiz und des Unterrichts beauftragt, faßte gar manchen Nutzen versprechenden Plan für die Cultur des Landes.

Hauptsächlich von dem, was er unter der östreichischen Regierung gesehen, nahm er seine Verbesserungspläne her.

Er wollte namentlich die Geistlichen nicht mehr leben lassen, wie die Bauern leben: man sollte ihnen vielmehr Häuser auf Kosten der Gemeinde bauen, und Andere sollten ihnen das Feld bestellen.

Wie dort, so sollte auch hier bei den Gerichten ein schriftliches Verfahren eingerichtet werden. Die Bauern wurden zuweilen mit ihren Klagen zurückgewiesen, weil sie nicht gleich einen Schreiber finden konnten, sie ihnen aufzusetzen.

Statistische Zählungen sollten statthaben; mit Schrecken sahen die Bauern ihre Pflaumenbäume zählen: denn sie meinten, man wolle ihnen nur eine Abgabe auf dieselben legen.

Raditschewitsch hatte es sehr gut vor. Neue Schulen wollte er einrichten und nicht ruhen, bis alle Serben lesen und schreiben könnten. Auch eine gelehrte Gesellschaft sollte gegründet werden, und schon ward ein Anfang dazu gemacht, wobei aber freilich Leute eintraten, die eben noch nicht lesen und schreiben gelernt hatten.

Um die Architectur zu befördern, wollte er zuerst eine Begräbnißcapelle für die fürstliche Familie erbauen. Um die Musik in Aufnahme zu bringen, sollten Opern gegeben werden. Man errichtete ein Theater in Belgrad, und bald beschwerten sich die Türken, daß man da Stücke gebe zum Preise einer That wie die des Milosch Kobilitsch.

Schon durch diese Bestrebungen, die besser gemeint als durchdacht waren, regte man mancherlei Widerwillen auf: — die Eingebornen nahmen z. B. Anstoß an der Anstellung so vieler östreichischer Serben, die freilich bei dem Begriff vom Staat, der jetzt aufkam, weit brauchbarer waren: man nannte sie dort seltsamer Weise Schwaben, weil sie mehr ein deutsches Wesen zeigten;

überdies aber wurden auch manche empfindlichere Ungeschicklichkeiten begangen. Bauern in der Matschwa waren handgemein untereinander geworden: man hatte sie mit Gewalt zur Ruhe gebracht, ein Verfahren wider sie eröffnet und eine gute Anzahl mit körperlichen Züchtigungen heimgesucht. Damit nicht zufrieden, verurtheilte man die Straffälligen auch in die Kosten und trieb diese mit großer Strenge ein, nicht ohne dabei zu Verpfändungen zu schreiten. Unglücklicherweise hatte man jedoch zu viel gefordert, und Raditschewitsch gab nach der Hand einen Theil des Geldes zurück. Besonders die Ausgepfändeten waren darüber mißvergnügt: denn wer gebe ihnen die Kuh wieder, die man ihnen bei der Pfändung weggetrieben habe?

Es ward der Regierung übel genommen, daß sie östreichischen Kaufleuten erlaubte, Potasche in serbischen Wäldern zu machen: es kam darüber zu blutigen Raufereien.

Aber wohl das Widerwärtigste war den Bauern, daß man die Poresa wieder erhöhte. Sie war ursprünglich auf 6 östreichische Thaler des Jahres bestimmt worden; bei dem Sturze von Milosch hatte man sie, wie es scheint, mehr um das Volk zu gewinnen, als weil man überzeugt gewesen wäre, damit auszukommen, auf 5 herabgesetzt: es konnte bei den Bauern keinen guten Eindruck machen, daß Michael den erlassenen Thaler aufs Neue forderte. Wo wäre das Land, in welchem man nicht die Trefflichkeit einer Regierung nach ihrer Wohlfeilheit abmäße! Hier kam hinzu, daß die Regierung zugleich an dem Preise des Goldes mäkelte. Es war den Leuten sehr empfindlich, daß ihr Ducaten, den sie zu 24 Piastern empfangen hatten, bei der Regierung nur für 23 angenommen werden sollte.

Dergestalt häufte sich mancherlei Mißvergnügen gegen die Regierung Michaels, und zwar gerade in der Classe, bei welcher die Obrenowitschen sonst die meiste Sympathie hatten. Es schien den Leuten, als führe er eben auch nur ein Regiment mit Beamten, denen er Willkürlichkeiten zum Nachtheil des Volkes gestatte.

Dazu kam, daß die persönlichen Anhänger des alten Fürsten unaufhörlich bemüht waren, eine Gegenwirkung hervorzubringen. Im Jahre 1841 ward eine Verschwörung gegen die Minister entdeckt, an deren Spitze Gaja Wukomanowitsch, der Bruder der Fürstin, stand. Ljubiza selbst hätte doch lieber ihren Gemahl als ihren Sohn im Besitze der Gewalt gesehen: sie meinte, dieser werde nicht stark genug sein, um sich gegen so gewaltige Nebenbuhler, als die, von denen er bedroht ward, zu behaupten.

Ueberhaupt gab es in dem Miloschischen Hause mancherlei innere Zwistigkeit.

Jovan war mißvergnügt, daß man ihm keine andere Stelle gab als die eines Adjutanten bei seinem Neffen: er hätte Verweser für die inneren Angelegenheiten zu werden gewünscht; aber niemals konnte man wagen, eine Stelle von dieser Bedeutung einem Manne anzuvertrauen, der bei dem Aufruhr gegen den Ustaw eine so große Rolle gespielt hatte. Jephrem dagegen fürchtete, bei der ersten glücklichen Bewegung der Anhänger seines Bruders vernichtet zu werden: ihm war selber nicht wohl in dem offenen Kragujewaz.

Daher geschah, daß man das Thun und Lassen der Türken und derjenigen einheimischen Gegner, welche sich unter deren Schutz begeben hatten, nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit beobachtete.

Auf dringendes Ansuchen der Pforte nahm man endlich die Ausgetretenen wieder auf, anfangs nur die weniger entschiedenen und namhaften, endlich aber auch Wutschitsch.

Michael ließ sich bewegen, die Regierung wieder nach Belgrad zurückzuverlegen, in den Bereich der türkischen Festung. Die Kmeten widerriethen es ihm: denn sie würden ihm künftig einmal nicht so leicht helfen können, wenn er ihrer gegen die türkisch gesinnten Gegner bedürfen sollte.

Allein nach dieser Seite hin fürchtete man Nichts. Michael war überzeugt, daß er die Pforte für sich habe, nachdem er jenen Wünschen derselben nachgekommen. Er verließ sich darauf, daß ihm der Pascha das Wort gegeben hatte, Wutschitsch solle sich ruhig verhalten. Wenn man den Verwesern hinterbrachte, dieser zettele dennoch Unruhen an, so ließen sie wohl die Ankläger festnehmen, weil ihre Aussage unwahr sei, und vielmehr von ihnen Unruhe angestiftet werde. Sogar für den Fall, daß Jemand sie angreife, hielten sie sich in Folge des Statuts für sicher. Die Kugel sei schon gegossen, hörte man sie sagen, um einen solchen zu strafen.

Wahrhaftig: eher das Gegentheil Miloschischer Strenge und Aufsicht ließ sich der Regierung Michaels zum Vorwurfe machen, als eine Fortsetzung derselben.

Um so weniger aber trugen die Türken Bedenken, ihre Ansprüche auszudehnen und immer mit neuen Forderungen hervorzukommen.

Es schrie nun einmal Alles gegen die Verweser, die am Ruder saßen. Die Ausgetretenen, die wieder zurückgekehrt waren, sahen in ihnen ihre größten Feinde und weigerten sich, was nach der ge-

troffenen Abkunft sonst nicht ohne Erfolg geschehen sein würde, Anstellungen bei ihnen nachzusuchen. Die Beamten und Knesen, welche die Rückkehr des Milosch fürchteten, die Bauern und Kmeten, welche dieselbe noch immer gewünscht hatten, waren gleichmäßig ihre Gegner. Auf keiner Seite fühlte man sich sicher: der Senat selbst sprach Besorgniß aus. Die Türken endlich konnten die ernstliche Zurückweisung, die sie besonders von Protitsch, der immer mit der Sprache geradeheraus zu gehen pflegte, erfahren hatten und noch erfuhren, nicht vertragen. Ein neuer Commissar der Pforte traf ein, und stellte mit dringender Bestimmtheit die Forderung auf, daß nicht allein der trotzige Protitsch, sondern die sämmtlichen Minister abgesetzt würden.

Michael war schon selbst nicht mehr so ganz mit ihnen einverstanden. Er wäre nicht abgeneigt gewesen, sie zu entlassen, aber erst nach einiger Zeit und aus freien Stücken. Er zog in Betracht, daß das Recht, die Minister einzusetzen und zu entlassen, nach den Beschränkungen, die das Fürstenthum erfahren, der beste Bestandtheil der Gewalt desselben sei, und war nicht gemeint, es so ohne weiteres an die Türken aufzugeben. Am wenigsten wollte er die Schützlinge derselben, die er für seine Feinde hielt, in seinen Dienst nehmen.

Hierüber aber entbrannte der Ingrimm der Osmanen. Es mag sie überdies gereizt haben, daß die Bulgaren, begierig nach den Freiheiten der Serben, sich an Michael wendeten und, ohne von ihm darin bestärkt zu werden, ihre Hoffnung auf ihn richteten.

Genug, sie sahen es gern, wenn eine Bewegung ausbrach, um die Regierung Michaels umzugestalten oder geradehin zu stürzen.

Dazu hatten sich die alten Gegner, die seit ihrer Rückkehr unter dem besonderen Schutze der Türken gestanden, schon lange fertig gemacht.

Ueberall hatten sie Anhänger unter den Beamten, die ihre Selbstständigkeit ihnen verdankten.

Obgleich Michael das Statut nicht verletzte, nannten sich doch diejenigen, welche es ausgebracht, und ihre Anhänger vorzugsweise Ustawo-Branitelji, Verfechter des Statuts, ein Wort, das sie jeden Augenblick im Munde führten, und welches nicht ohne Wirkung blieb.

Besonders regten sich die Bezirke, wo Prota Nenadowitsch, Resawatz, Garaschanin, Lasar Theodorowitsch, die alle zu dieser Partei gehörten, Einfluß besaßen.

Da ließ es auch Wutschitsch nicht an sich fehlen. Er sah jetzt einen Zustand vor sich, in welchem seine Verbindung mit den Türken ihn bei der Nation nicht mehr in Nachtheil setzte, so daß er sich als Haupt der gesammten Opposition aufstellen und diejenigen, durch die er von der Regierung ausgeschlossen worden, fühlen lassen könne, was er vermöge.

Nachdem er Serbien erst wieder verlassen, kam er bei Smederewo dahin zurück. Auf einem arabischen Renner, den ihm Resawatz bereit gehalten, durchflog er die Bezirke. Ueberall erhoben sich seine Anhänger. Der Ruf ging durch das Land, es solle eine Skupschtina gehalten werden, um den Fürsten zur Aenderung seiner Verwaltung zu nöthigen.

Michael war entschlossen, diesem Andringen so gut zu widerstehen wie dem türkischen und Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Er zweifelte nicht, daß er noch immer der Stärkere sei. Ohne daß er sich lange damit aufgehalten hätte, Poscharewaz zu sichern und sich mit dem dortigen Geschütz zu versehen, setzte er sich in der Nacht zum 19. August 1842 mit einer kleinen regelmäßig eingeübten Truppenschaar von 600 Mann zu Fuß und 30 Mann zu Pferde gegen Kragujewaz in Bewegung.

Er hatte Circulare in die Bezirke erlassen, und nicht unwirksam waren diese geblieben: auf dem Wege strömten ihm Hülfsvölker zu; in Kurzem sah er 10000 Mann um sich. Von allen Seiten trafen günstige Nachrichten ein. Prota und Lasar waren in ihren Bezirken gefangen; Stephanowitsch und Jankowitsch, welche Poscharewaz und Smederewo zu empören gedacht, wurden genöthigt, auf das östreichische Gebiet zu flüchten; der alte Garaschanin, der den Belgrader Bezirk durchritt, um ihn zu empören, ward eingeholt und umgebracht; — alle diese Vortheile bestärkten Michael in der Hoffnung, sich des vornehmsten Gegners, der zwar Kragujewaz genommen hatte, aber jetzt, nur 2000 Mann stark, auf einer Anhöhe vor dieser Stadt hielt, ebenfalls zu entledigen, vielleicht ihn lebendig in seine Gewalt zu bekommen.

Mit Feldzügen in bürgerlichen Unruhen hat es aber eine ganz besondere Bewandtniß.

Gegen eine türkische Heeresmacht würden diese Serben muthig angegangen sein: gegen ihre Landsleute war es an und für sich nicht so gewiß. Wenigstens hätte, wenn es mit Erfolg geschehen sollte, Michaels Regierung mehr in Gunst und Ansehen sein müssen, als es der Fall war.

Als die Truppen Wutschitsch ansichtig wurden, drangen sie in den Fürsten, eine Deputation an ihn zu schicken.

Und diese Deputirten nun wußte Wutschitsch auf das Geschickteste zu behandeln. Er ließ ihnen vorstellen, daß er nicht daran denke, sich dem Fürsten selbst zu widersetzen: der könne seinen Fuß auf ihn setzen wie auf die Erde; er wolle ihn vielmehr nur von den unwürdigen Ministern befreien; er wolle nichts weiter, als mit seinen Freunden nach Belgrad ziehen, vor den kaiserlichen Commissar, um sich dort zu beschweren; sei der wohl ein Aufrührer zu nennen, der seinen Rechtshandel vor den Richter zu bringen sich bereit erkläre?

In dem Heere Michaels fand man bald, Wutschitsch habe so ganz Unrecht nicht. Michael mußte sich herbeilassen, dessen Bedingungen anzuhören.

Deren waren besonders drei: Entfernung der Minister und auch des Jephrem, Anstellung der vor dem Jahre Ausgetretenen, Herabsetzung der Poresa. Er versäumte nicht, dies dem Volk verständliche Interesse als seinen Wunsch geltend zu machen.

Schon war es so weit gekommen, daß Michael von seiner Umgebung, selbst von Jephrem, aufgefordert wurde, sich in das Nothwendige zu fügen und diese Bedingungen anzunehmen; er aber fand es seiner Ehre zuwider, einem offenbaren Feinde nachzugeben, dem er doch an Kriegskräften weit überlegen war; er hoffte noch zu siegen.

Aber er täuschte sich in seinem Volke.

Die Leute mochten gegen einen Mann nicht schlagen, der nicht den Fürsten stürzen, sondern nur eine unbeliebte Verwaltung ändern und ihnen ihre Auflage wieder herabsetzen wollte. Als Wutschitsch anfing, mit seinen Kanonen zu feuern, und die Kugeln über ihre Köpfe wegflogen, liefen sie auseinander.

Plötzlich sah sich Michael mit seiner Truppe regelmäßiger Soldaten allein und mußte den Rückweg einschlagen.

Und nun sammelte sich zwar nochmals bei Schabari eine zahlreiche Mannschaft, die von Poschega und Rudnik kam, um ihn: man rechnete sie auf 15000 Mann; aber die große Anzahl war eher ein Nachtheil, weil sich ohne Zweifel auch Gegner darunter befinden mußten: als Wutschitsch sich näherte, der indessen von Resawatz verstärkt worden, und bei dem auch der Parakjiner Kapetan Bogdan war, den die Nation jetzt fast als einen Helden zu betrachten anfing, so bedurfte es nur des ersten Sausens seiner Kugeln, um auch diesen Haufen zu zerstreuen.

Da zeigte sich recht, was es zu bedeuten hatte, daß die Hauptstadt des Landes, der Sitz der Regierung, in türkischen Händen war. Michael wußte sehr gut, daß der Pascha seine Gegner begünstigte; er wollte sich nicht in den Bereich der Kanonen der Festung begeben. Dem russischen Consul, der ihm in Toptschider entgegenkam und ihm rieth, sich nach derselben zurückzuziehen, entgegnete er, er könne nicht dort auf Schutz rechnen, wo seine Feinde so bereitwillige Aufnahme gefunden.

Dann aber blieb ihm nichts übrig, als das Land zu verlassen. Dazu rieth ihm jetzt seine ganze Umgebung, und da er noch jung war, mochte er nicht zweifeln, daß ein ander Mal das Glück ihm wieder günstig werden und ihn zurückführen könne.

Hie und da kamen ihm noch Haufen entgegen, die für ihn gesammelt worden; er schickte sie nach Hause. Sieben Tage, nachdem er Belgrad voll von Hoffnung verlassen, trat er, ohne diese Stadt zu berühren, in das öſtreichische Gebiet nach Semlin über. (Ende August 1842).

Protitsch, Raditschewitsch, Mileta, denen er Nachricht gegeben, eilten, seinem Beispiel zu folgen.

Dagegen zog Wutschitsch siegreich in Belgrad ein; er nannte sich jetzt Anführer der Nation und nahm mit seinen Freunden die öffentliche Gewalt in Besitz.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Alexander Kara Georgewitsch. — Allgemeine Betrachtung.

Durch offenen Angriff, zu dem sich die türkischen Machthaber und die serbischen Mißvergnügten vereinigten, war dergestalt die persönliche Frage zur Entscheidung gebracht. Wäre es den Obrenowitschen mit ihrem Vorhaben gelungen, so würden sie eine Stellung erworben haben, wie jene Familien der erblichen Paschas zu Skutari oder Uskub, die Jahrhunderte lang von keinem Großherrn wieder haben beseitigt werden können. Allein wie Milosch selbst, so waren nun auch sein Sohn, seine Brüder und ihre unmittelbarsten Anhänger verjagt. Daß sie sich untereinander nicht verstehen konnten, daß einer dem andern insgeheim oder offen entgegenarbeitete, führte nothwendig dazu, sie alle ins Verderben zu stürzen und ihren Gegnern die Oberhand zu verschaffen.

Diese waren entschlossen, nicht noch einmal einen Mittelweg einzuschlagen, sondern nun die Regierung vollkommen in ihrem Sinne zu organisiren.

Mochte Michael den Consuln der europäischen Mächte, die ihm folgten, die Gewalt klagen, die ihm wider Fug und Recht geschehen sei — wir werden noch viel von dem Eindrucke zu berichten haben, den dies Ereigniß in Europa hervorbrachte —, in Serbien versäumten die siegreich gebliebenen Gegner keinen Augenblick, im Einverständniß mit dem türkischen Commissar, eine provisorische Regierung einzurichten, in der Wutschitsch, Simitsch und Petroniewitsch saßen, und dann eine Skupschtina zu berufen.

Wir erinnern uns, daß unter Kara Georg die Skupschtina eigentlich nur dazu diente, das Maß der Gewalt zur Anschauung zu bringen, wie es sich im Lande festgesetzt hatte. Unter Milosch

pflegte die Skupschtina allemal zu bestätigen, was er ihr vorlegte. So unangenehm es ihm fiel, einen Senat zur Seite zu haben, — mit einer Skupschtina, wie sie bis dahin gewesen war, hätte er gern regiert. Regelmäßige Berathungen fanden auf diesen Landtagen nicht statt; dieselben entsprachen jenen Parlamenti der italienischen Städte im Mittelalter, wo die im Uebergewicht befindliche Partei mit Ausschluß der Besiegten das Gesetz vorschrieb. Dem allgemeinen Impulse der von der Gewalt gutgeheißenen Meinung gegenüber dürfte Niemand versuchen, seine eigne persönliche Ansicht geltend zu machen.

So bestand denn auch die Skupschtina, die am 14. September 1842 zusammentrat, hauptsächlich aus den Gegnern der Obrenowitschen, die den Sieg über dieselben behauptet hatten.

Eine Proclamation — worin man verkündigte, das Volk, welches nichts beabsichtigte, als dem Effendi des Großherrn einige Beschwerden zu überreichen, sei von dem Fürsten auf dem Wege angegriffen worden, habe ihn aber besiegt, und darauf sei derselbe aus dem Lande geflüchtet — hatte die Gemüther vorbereitet.

Als Alle beisammen waren, erschien Wutschitsch im Geleite des türkischen Paschas und Effendis. Die Anwesenden wurden gefragt, ob sie den geflüchteten Michael länger zu ihrem Fürsten haben wollten. Kiamil Pascha richtete wohl selbst diese Frage in gebrochenem Serbisch an einen und den andern Haufen. Sie antworteten alle verneinend.

Keinen Augenblick aber war man in Verlegenheit, wen man an seine Stelle setzen sollte.

Hätte Kara Georg gelebt, so würde er wohl schon lange das einst von ihm gegründete Fürstenthum von Milosch zurückgefordert haben. Aber auch die bloße Erinnerung an ihn, sein Schatten sollte den Obrenowitschen verderblich werden.

Der Sohn Kara Georgs, Alexander, geboren in jenem entscheidenden Feldzuge des Jahres 1806, nach seines Vaters Tode sammt seiner Mutter von Milosch mit einem Jahrgehalt unterstützt, war dann nach Serbien gekommen und hatte bisher als Adjutant in Michaels Diensten gestanden. Ein junger Mann, ohne allen Antheil an den Irrungen der Parteihäupter, unbescholten, gutes Muthes und angenehm. Den hatte Wutschitsch seinen Anhängern schon längst als den künftigen Fürsten bezeichnet, und diese hatten die Menge ohne viele Mühe für ihn gestimmt. Nachdem sich die Versammelten von Michael losgesagt, fragte Wutschitsch: „wen wollt ihr nun?“ Sie riefen alle: Kara Georgewitsch. Man brachte ihn

unverweilt herbei, und er ward mit allgemeinem Freudengeschrei empfangen.

Wutschitsch, der sich als Minister des Innern aufstellte und allmächtig war, hütete sich wohl, in den Fehler zu fallen, welcher der letzten Regierung verderblich geworden, und seine Gegner im Lande zu dulden. Der bedeutendsten war er durch die Flucht entledigt: aber er hielt für nöthig, noch eine ganze Anzahl minder namhafter aus ihren Aemtern zu entlassen; auch Kmeten von Ansehen und ausgesprochener Gesinnung entfernte er; andere hielt er gefangen; andere verwies er aus dem Lande; seine Gewalt fürchtend, flüchteten manche erst jetzt über die Grenze.

Die Pforte zögerte nicht, die Absetzung Michaels auszusprechen, ohne daß sie ihn vor Gericht gestellt oder irgend ein Verfahren gegen ihn beobachtet hätte; sie erkannte den Neugewählten als Knias von Serbien an.

Wir halten hier inne, um zunächst die Lage der Pforte in den benachbarten Provinzen und in ihrer allgemeinen Stellung auch nach andern Seiten hin zur Anschauung zu bringen, hauptsächlich aber, um die Theilnahme der europäischen Mächte, die jetzt zu der Pforte eine andere Stellung genommen hatten als bisher, an dem Fortgange dieser Angelegenheiten darzulegen. Hier sei nur noch gestattet, die Erörterung über die Lage von Serbien und den Inhalt der wirklich vollzogenen Umgestaltung der Dinge, wie sie um jene Zeit, in welcher die zweite Auflage dieses Buches veröffentlicht wurde, im Jahre 1844, erschien, mit denselben Worten zu wiederholen.

Erinnern wir uns zunächst — um den Zusammenhang im Allgemeinen zu übersehen —, in welchem Zustand wir das Land innerlich und äußerlich antrafen, und was es seit dem Beginn der Unruhen gewonnen hat. Der Unterschied ist unermeßlich.

Alles concentrirt sich darin, daß die unmittelbare Herrschaft der auf der Prärogative der Religion beruhenden Kriegerkaste in dieser Provinz gebrochen worden ist. Der Großherr zieht die Kopfsteuer nicht mehr, in welcher er ein Loskaufen von dem durch den Unglauben verwirkten Tode sah; die Spahi haben die Dorfschaften nicht mehr unter sich ausgetheilt; die Türken sind auf die Festungen beschränkt. Man verstand das anfangs so, daß Keiner außerhalb der eigentlichen Festungswerke wohnen dürfe; so ist es in Schabaz und Kladowo; so, meinte man, sollte es auch in Belgrad werden, und es gab einen Augenblick, wo die Türken schon anfingen, auch dort ihre Besitzthümer zu verkaufen und sich zur Auswanderung an=

zuschicken; bald aber bekamen sie von Constantinopel die Weisung, dies nicht zu thun, indem die ganze Stadt Festung sei, und so sind sie dort in ziemlicher Anzahl wohnen geblieben; sie stehen unter osmanischer Jurisdiction; allein irgend eines jener persönlichen Vorrechte, die sie einst genossen, geltend zu machen, könnte ihnen nicht in den Sinn kommen: mancher alte Spahi muß sich jetzt bequemen, in christlichen Häusern Handdienste zu thun.

Man sollte nie vergessen, daß es zu diesem Grade von Unabhängigkeit nicht eigentlich durch Empörung gegen den Sultan, sondern vielmehr durch die Entwickelung eines Kampfes, der ursprünglich gegen die Rebellen desselben unternommen wurde, gekommen ist, und daß in so fern ein gutbegründeter Anspruch, wenngleich im blutigsten Kriege, verfochten worden ist.

Nun aber war das noch nicht genug.

Die nationalen Ideen, wie sie in den Liedern ausgesprochen sind, dienten vortrefflich, um den Krieg anzufachen; aber sie reichten nicht hin, einen Staat darauf zu gründen und die Nation in ihren öffentlichen Einrichtungen auch von der geistigen Herrschaft der Osmanen zu befreien.

Dazu mußte der Sultan jetzt selber beitragen, indem er das Grundgesetz gab, welches in der Hauptsache auf occidentalischen Begriffen beruht. Um eine Herrschaft zu stürzen, die ihm widerwärtig war, aber viele Analogien des alttürkischen Wesens beibehielt, ließ er unter seiner Autorität Einrichtungen proclamiren, durch welche das Werk der Befreiung fortgesetzt wurde.

Es kommt uns hier nicht so sehr auf die Festsetzung der Formen der Regierung an, als auf die allgemeine Tendenz der Civilisation.

Es mag zweifelhaft sein, ob die Beschränkungen, mit denen man, wie wir gedacht, das Fürstenthum umgab, in jedem Punkte wohlthätig und haltbar sind; aber darüber kann kein Bedenken obwalten, daß Beschränkungen überhaupt nothwendig waren. Es widersprach der Natur der Dinge, die Summe der öffentlichen Gewalt, wie sie in dem unreformirten Reiche den Paschas zugestanden, auf einen christlichen Knesen übergehen zu sehen: darauf gerade kam es an, daß der Begriff dieser Gewalt selbst, wie er bisher geherrscht hatte, aufgelöst würde.

Das geschah jetzt z. B. in Hinsicht der Beamten. Noch herrschten, wie gesagt, die wildesten mongolischen Gewohnheiten; der Ustaw mußte erst festsetzen, daß die Beamten der körperlichen

Züchtigung nicht unterliegen sollten. Eine geordnete Handhabung der Autorität war gar nicht möglich, solange nicht, wie jetzt geschah, jener Willkür in Beförderung und Heruntersetzung der Beamten ein Ende gemacht wurde. Ohne dies ließ sich kein wahres Ehrgefühl, kein auf die Sache selbst gerichtetes Bestreben erzeugen.

Wir brauchen nicht auszuführen, daß eine eigenthümliche Entwickelung des bürgerlichen Lebens nicht zu hoffen stand, solange die Gewaltthaten im Schwange gingen, die von jeher hier herrschten, und persönliche Sicherheit vermißt ward. Endlich einmal mußte dieser oberste Grundsatz ernstlich ausgesprochen werden, es war gut, wenn ein großes Interesse da war, um ihn zu verfechten.

Das Nämliche gilt von dem Eigenthum; aber wir sahen wohl, wie gewaltige Eingriffe dagegen sich die Staatsgewalt nach den orientalischen Ideen noch erlaubte. Der Ustaw mußte erst anordnen, daß das Eigenthum veräußert und vererbt werden könne, ohne Einmischung einer anderen Gewalt als der gerichtlichen. Eine Anordnung von großem Werth ist es, daß Grundbriefe ausgefertigt und in die öffentlichen Register eingetragen werden sollen, welche das Eigenthum eines Jeden bestätigen.

Die ersten Grundlagen eines bürgerlichen Gemeinwesens waren hier noch zu befestigen.

Es sieht freilich nach den Bedürfnissen eines schon weiter vorgeschrittenen Zustandes aus, wenn man auch hier auf Trennung der Administration und der Justiz Bedacht nimmt; doch hat es in Serbien noch eine andere Bedeutung, als etwa in unseren Ländern. Man muß sich erinnern, wie gewaltsam früher Paschas und Musellims in die türkische Justiz, und dann der Knias und seine Beamten in die serbische eingegriffen hatten. Eben unter dem Scheine der obersten richterlichen Macht war die allgemeine Unsicherheit eingerissen. Hier ist daher diese Trennung fürs erste eine unbedingte Nothwendigkeit. Sonst sind in dem Grundgesetze die Einrichtungen, wie man sie unter Kara Georg und Milosch in Hinsicht des Gerichtswesens getroffen, beibehalten, nur die verschiedenen Instanzen durch schärfere Begrenzung gesondert worden; alles aber erhält doch dadurch einen anderen Charakter, daß kein Mitglied der Gerichte eine Stelle in der Verwaltung bekleiden, noch weniger aber ein Beamter sich gerichtliche Functionen anmaßen soll. Würde z. B. über die Umlegung der Auflage auf die verschiedenen Haushaltungen ein Streit entstehen, so würde derselbe von dem Gericht entschieden werden,

und der Beamte nur zur Vollziehung des ergangenen Spruches befugt sein.

Nicht anders verhält es sich mit dem Handel. Jene eigenmächtigen Beschränkungen, die sich nach dem Muster der Janitscharen und ihrer Vorsteher erst Mladen und Miloje, dann Milosch erlaubten, konnten nicht länger möglich bleiben. Sie beruhten auf dem orientalischen Begriffe, wie ihn in unseren Tagen der Vicekönig von Aegypten auf das Erfolgreichste geltend gemacht hat. Doch haben sie selbst dort wegen ihrer Verbindung mit Industrie und Landescultur und der außerordentlichen Weltstellung immer noch größere Berechtigung als hier. Hier dienten sie nur, das persönliche Uebergewicht recht fühlbar und verhaßt zu machen. Das Grundgesetz macht Beschränkungen dieser Art vom Einverständniß des Fürsten und des Senates abhängig, so daß es auch hierin der Willkür ein Ziel setzte. Wir vernehmen, daß bereits eine bessere, weil freiere Entwickelung der Kräfte sich zu zeigen beginnt.

So hat sich in diesem türkischen Lande der Begriff der öffentlichen Gewalt, welcher alles Leben umfaßt, umgewandelt: es hat sich des harten Joches entschlagen, unter dem es lag; die Rajah ist zur Nation geworden.

Lassen sich aber die Grundgedanken, welche eine unbedingte Nothwendigkeit haben, von der Form und Fassung, in denen sie auftreten, immer noch unterscheiden, so ist doch auch diese von großer Wichtigkeit: sie beruht darauf, daß es die Opposition war, welche zuletzt die Sache durchsetzte, nicht der Fürst, wie es anfangs den Anschein hatte. Es ist wohl unleugbar, daß das auch zu ihren Erfolgen nicht wenig beigetragen hat.

Selbst aber in dem Falle, daß diese nicht immer anhalten, daß vielleicht die persönlichen Fragen sich noch einmal anders entscheiden sollten, braucht man wohl nicht zu fürchten, daß das Begonnene rückgängig, der eingeschlagene Weg verlassen werden könnte. So wenig als die Herrschaft der Türken selbst, dürfte sich jemals eine solche herstellen lassen, welche von ihnen Beispiel und Muster hernähme. Wäre den Obrenowitschen das Glück noch einmal günstig, sie würden das weder vermögen noch auch nur versuchen.

Ich will nicht sagen, daß nicht einmal wieder eine stärkere Alleinherrschaft oder auch im Gegentheil eine noch republikanischere Regierung vielleicht nur unter den Aeltesten des Landes wie vor Zeiten möglich wären; aber weder jene noch vollends diese würden

auf die Ideen des alten türkischen Staates zurückkommen: sie würden die Grundlagen der Cultur, wie sie einigermaßen eingerichtet sind, nicht wieder zerstören.

Der Geist des Abendlandes ist viel zu mächtig, dringt auf viel zu mannichfaltigen geheimen und offenen Wegen nach allen Seiten hin vor, als daß er sich die Eroberung, welche er hier zu machen angefangen, indem man von ihm Antrieb nimmt und den Gedanken entlehnt, wieder entreißen lassen sollte.

Dieser Fortschritt des Abendlandes gegen das Morgenland ist überhaupt wieder in den Vordergrund der Weltangelegenheiten getreten.

Der hartnäckigste Widersacher des occidentalischen Geistes ist noch immer, wie seit zwölf Jahrhunderten, der Islam; auch in den Ländern, wo er die gesammten Bevölkerungen eingenommen hat, von Buchara bis Marocco, ist er in Aufregung und Feindseligkeiten begriffen; am lebendigsten aber und am meisten entwickelt ist der Gegensatz im Innern der türkischen Gebiete.

Obgleich die Pforte, in ihrem eigenen Gange dahin getrieben und von dem Geiste des Jahrhunderts auch ihrerseits nicht unberührt, den christlichen Einwohnern Erleichterungen hat angedeihen lassen, ist sie doch ihrer islamitischen Unterthanen zu wenig mächtig, und sie selber beharrt noch zu streng auf dem religiösen Grundbegriffe ihrer Herrschaft, als daß die Sache auf diesem Wege zu Ende gebracht werden könnte.

Solange die Pforte das ausschließende Vorrecht der Bekenner des Islam, an Krieg und Staat Theil zu nehmen, festhält, jenes verhärtete Selbstgefühl nicht gebrochen wird, welches die Meister, von denen die Unterweisung kommt, tief unter sich erblickt, wie viel mehr die ebenfalls rohe, arme, hülflose Rajah! — So lange sich der Fanatismus noch an den Begebenheiten nähren kann, werden sich die Gewalthätigkeiten immer wieder erneuern und die einfachsten, gerechtesten Ansprüche der christlichen Bevölkerung unerfüllt bleiben.

Darauf kann der Sinn der neueren Jahrhunderte, der nur mit weltlichen Mitteln handelt, nicht gehen, den Islam zu vernichten, sei es durch Bekehrung oder durch Gewalt; dagegen ihn in seine Schranken zu weisen, die Bekenner der christlichen Religion nicht eben darum, weil sie das sind, unterdrücken zu lassen, ist ein sehr gerechtfertigtes Bestreben, ja eine Nothwendigkeit.

Darin liegt nun auch die weit über die Grenzen des Landes hinausreichende Bedeutung der serbischen Emancipation.

Man braucht nur seine Augen zu erheben nach den anderen serbischen Stämmen in Bosnien und der Herzegowina, nach den nahe verwandten Bulgaren, oder sie auf Syrien, auf die christlichen Bewohner des Libanon hinzulenken, um zu würdigen, was in Serbien geschehen ist.

Man kann nicht verkennen, wie viel auch da in dem gegenwärtigen Zustande noch zu wünschen übrig bleibt. Eines besonders vermisse ich, wenn ich es sagen darf: den freien Schwung einer höheren Moralität. Die höchsten Probleme des geistigen und sittlichen Lebens, welche die Menschheit adeln, hat man sich gleichsam noch nicht gesetzt: denn eben das ist die schlimmste Folge der barbarischen Unterjochung, daß sie das Bewußtsein der moralischen Bestimmung nicht aufkommen läßt. Allein unendlich Vieles ist doch geschehen, die Grundlage eines anderen Daseins gelegt, und eine große Aussicht in die Zukunft eröffnet. Man hat dort gleichsam ein Beispiel davon aufgestellt, was auch in anderen Provinzen zunächst zu wünschen wäre.

Das Nothwendigste ist allenthalben eine Trennung der beiden Bevölkerungen, deren ganzes Verhältniß sich nun einmal welthistorisch verändert hat, so daß es niemals wieder werden kann, wie es war.

Die persönliche Berührung derselben, soweit sie noch dazu dienen kann, den altgewohnten Begriff der Herrschaft der einen und der Dienstbarkeit der anderen lebendig zu erhalten, muß fortan vermieden werden; die christlichen Nationen müssen eine administrative und juridische Unabhängigkeit gewinnen, die ihnen möglich macht, sich ihrer ursprünglichen Natur und den Lehren der Religion, die sie mit uns bekennen, gemäß zu entwickeln.

Wir setzen dabei voraus, daß die europäischen Mächte gesonnen bleiben, die Integrität des türkischen Gebietes aufrechtzuerhalten, — daß nicht Ereignisse eintreten, die jenseit aller Voraussicht liegen, und in denen sich die ewigen Geschicke, die Gott weiß, rasch und unwiderstehlich vollziehen.

Beilage.

Großherrlicher Hattischerif,

erflossen um die Mitte des Monats Schewals 1254 (vom $\frac{10}{22}$ bis $\frac{12}{24}$ Dezember 1838), enthaltend den von Sr. Hoheit Sultan Mahmud den Serben verliehenen Ustaw.

(Uebersetzung aus der serbischen Original-Gesetzsammlung.)

Meinem Wesir Jussuph-Muchlis-Pascha (er möge berühmt werden) und

dem Fürsten des serbischen Volkes Milosch Obrenowitsch (dessen Ende glücklich sein möge).

Kraft der den Bewohnern Meiner Provinz Serbien für ihre Treue und Anhänglichkeit, nach dem Inhalte früherer in verschiedenen Zeiten erflossenen kaiserlichen Hattischerife, verliehenen Vorzüge und Freiheiten hat sich die Nothwendigkeit gezeigt, dieser Provinz eine Verwaltung und einen beständigen, besonderen und vorzüglichen National-Ustaw unter der Bedingniß zu geben, daß die Serben den bemessenen Tribut Meiner hohen Pforte in den vorgeschriebenen Terminen pünklich entrichten.

§ 1. Die fürstliche Würde ist also gemäß dem organischen Ustaw, den Ich der serbischen Nation gebe, Deiner Person und Deiner Familie, zur Belohnung Deiner Treue und Deiner Anhänglichkeit, nach dem Inhalte des kaiserlichen Berats,[1]) den Du früher erhalten hast, gegeben.

§ 2. Die innere Landesverwaltung ist Deiner treuen Obsorge anvertraut, und 4000 Beutel[2]) jährlich sind zu Deinem eigenen Unterhalte bestimmt.

§ 3. Ich lege Dir zugleich auf:

1. die Ernennung der verschiedenen Beamten in der Provinz;
2. Vollziehung der eingeführten Gesetze und Verordnungen;

1) Bestallungs-Diplom vom 7 Rebjel-Awwel 1246, August 1830. Vergl. S. 231.
2) 500 Piaster machen einen Beutel aus.

3. den obersten Befehl über die zur Handhabung der Ruhe und guter Ordnung im Lande und gegen jeden Angriff und Störung nöthigen Garnisontruppen;
4. die Sorge für Vorausmaß (Répartition) und Eincassirung der öffentlichen Auflagen und Lasten;
5. die Erlassung der nöthigen gesetzmäßigen Befehle und Instructionen an alle Amts- und Würdenmänner;
6. Vollziehung der Strafen gegen — gesetzlich verurtheilte Verbrecher, und räume Dir das Recht ein, die Strafen, mit angemessenen Ausnahmen, zu erlassen oder zu mildern.[1])

§ 4. In Folge dieser Dir anvertrauten Gewalt wirst Du vollkommenes Recht haben, für die gute Landesverwaltung, deren Pflichten Dir auferlegt sind, drei Personen zu erwählen, zu ernennen und zu bestellen, welche unter Deinen Befehlen die Centralregierung des Landes ausmachen werden, von denen Einer die Geschäfte des Inneren, der Andere jene der Finanzen und der Dritte das Justizwesen des Landes leiten wird.

§ 5. Du wirst Dir eine eigene Kanzlei organisiren, welche unter Leitung Deines Stellvertreters (Predstawnik) stehen wird. Dieser wird von Dir mit Ertheilung der Reisepässe und mit Leitung der Angelegenheiten zwischen Serbien und den auswärtigen Mächten beauftragt sein.

§ 6. Es wird ein Senat, besetzt aus den Angesehensten unter den Serben, organisirt werden. Die Zahl der Mitglieder desselben ist 17, worunter einer Präsident.

§ 7. Der in Serbien nicht geboren oder nach den Gesetzen nicht naturalisirt ist, der das Alter von 35 Jahren nicht erreicht hat, und der kein unbewegliches Vermögen besitzt, kann im Senate nicht Platz haben, noch zu dessen Mitgliedern gezählt werden.

§ 8. Der Präsident des Senates sowie dessen Mitglieder werden durch Dich ernannt, mit der Bedingung, daß sie unter ihren Mitbürgern mit ihren Fähigkeiten und in der Eigenschaft ehrlicher Männer hinlänglich bekannt sind, daß sie einiges Verdienst um das Vaterland sich erworben und allgemeine Anerkennung verdient haben.

§ 9. Nach der Wahl und Ernennung der Mitglieder und vor Antritt ihrer Functionen haben alle und jeder, von Dir angefangen, in die Hände des Metropoliten einen Eid abzulegen, worin sie geloben, gegen die Interessen der Nation, die ihnen auferlegten Amtspflichten, gegen die Pflichten ihres Gewissens und Meinen kaiserlichen Willen Nichts zu unternehmen.

§ 10. Die öffentlichen Interessen des Volkes zu begutachten, und Dir Dienste und Hülfe zu leisten, wird das einzige Geschäft dieses Senats sein.

§ 11. Keine Anordnung wird vollzogen, keine Auflage wird eincassirt

1) Boué, der (Bd. III, 291—299) diesen Hattischerif französisch mitgetheilt hat, — die einzige Uebersetzung, die mir vorgekommen, — hat doch manche bedeutende Abweichungen, z. B. hier: „la jurisdiction et le droit de punition et de grâce pour les crimes," was aber den folgenden Bestimmungen widersprechen würde.

werden können, die nicht vorläufig vom Senate gutgeheißen und angenommen worden wäre.

§ 12. Die Besoldung der Senatsmitglieder wird mit allgemeiner Zustimmung und angemessen durch Dich bestimmt; und wenn ihre Versammlungen in dem Orte der Central-Verwaltung des Fürstenthums organisirt sein werden, wird deren Wirkungskreis auf folgende Gegenstände begrenzt:

1. Begutachtung und Entscheidung der Fragen hinsichtlich der die Justiz, Steuern und sonstigen Abgaben betreffenden Gesetze und Landes-Anordnungen;
2. Bestimmung der Besoldungen und Belohnungen aller Landesbeamten, und Creirung neuer Dienstesstellen nach Bedürfniß;
3. Berechnung der jährlichen Verwaltungsausgaben und Begutachtung der billigsten und geeignetsten Mittel zur Umlage und Einbringung der Abgaben, womit die Verwaltungsausgaben bestritten werden; endlich
4. Begutachtung eines zu verfassenden, die Zahl, Besoldungen und Dienstvorschriften enthaltenden Codex für das zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung bestimmte Militär.

§ 13. Dieser Senat wird das Recht haben, motivirte Projecte ihm nützlich scheinender Gesetze verfassen zu lassen, und solche, unterfertigt vom Präsidenten und dem Secretär des Senates, Dir vorzulegen, immer unter der Bedingniß, daß dieses Gesetz nichts enthalte, was die Herrschaft Meiner hohen Pforte, die Herr des Landes ist, lädirte.

§ 14. Die im Senate zu begutachtenden Fragen werden durch Mehrheit der Stimmen entschieden.

§ 15. Der Senat wird das Recht haben, von den benannten drei Ministern jährliche Auszüge ihrer Geschäfte alle Jahr im Monate März und April zu verlangen und ihre Rechnungen zu revidiren.

§ 16. Diese drei hohen Beamten, Popecsytelj des Innern, der Finanz und Justiz, sowie der Popecsytelj Deiner Kanzlei, werden, so lange sie in ihren Amtsfunctionen sind, im Senate, nach Ablegung des Eides, Sitz haben.

§ 17. Die Senatoren werden, ohne bei Meiner hohen Pforte eines Vergehens oder einer Gesetzübertretung überwiesen worden zu sein, nicht abgesetzt werden können.[1])

§ 18. Es wird unter den Serben ein Geschäftsträger erwählt und

1) Ueber diesen Paragraphen hat man später Streitigkeiten erhoben und die Behauptung aufgestellt, daß er in dem ursprünglichen Entwurfe anders gelautet habe. Wie er hier gefaßt ist, so ist er immer für gesetzlich gehalten worden. Die Differenz mag sich nach einer Bemerkung des Consul Meroni darauf gründen, daß die Türken das Wörtchen nesd, je nachdem es vor oder nachsteht, mit „bei" oder „gegenüber" übersetzen, und gerade hier sehr darauf ankommt, ob es heißen soll: bevor bei Meiner hohen Pforte bewiesen ist, daß ein Senator ein Verbrechen begangen hat, oder aber, ob derselbe der hohen Pforte gegenüber eines Verbrechens überwiesen ist. Wie der Artikel hier zu lesen ist, so ist er in den officiellen Sammlungen der Hattischerifs, auch in Serbien, publicirt worden.

ernannt, der seinen permanenten Aufenthalt bei Meiner hohen Pforte haben und die Angelegenheiten der serbischen Nation, angemessen Meinen kaiserlichen Absichten und den Gesetzen und Freiheiten der Serben, besorgen wird.

§ 19. Zum Ressort des Ministers des Innern gehört: die Polizei, Sanität, Ertheilung fürstlicher Befehle an die Kreisbehörden, Leitung gemeinnütziger Anstalten und des Postwesens, Erhaltung großer Straßen und Vollziehung der das Militär betreffenden Anordungen.

§ 20. Der mit der Finanzverwaltung Beauftragte wird die Rechnungen revidiren, sich zur Emporhebung des Handels bestreben, die Nationaleinkünfte, deren Quantum gesetzlich bestimmt wird, bewahren und verwalten, die erlassenen Handels- und Finanzgesetze vollziehen, die von den übrigen Würdenträgern berechneten Landesausgaben bezahlen, für Errichtung eines Katasters öffentlicher und Privatgüter, nicht minder für Bearbeitung der Bergwerke und Forsten sowie für andere Geschäfte sorgen, die seinem Departement angehören.

§ 21. Der für die Justizverwaltung bestellte Popecsytelj, dem auch das Ministerium der Volkserziehung und Aufklärung beigegeben ist, wird die Vollziehung der Urtheile bewachen, die gegen die Richter vorgebrachten Beschwerden empfangen und erledigen, sich von den Eigenschaften der zur Rechtspflege Bestimmten Ueberzeugung verschaffen, von denselben dreimonatliche Verzeichnisse aller inzwischen erledigten Rechtsstreite sich vorlegen lassen und für den Zustand und die Anordnung der Gefängnisse und deren Verbesserung Sorge tragen.[1])

§ 22. Er wird sich, durch Errichtung neuer Schulen und durch Aufmunterung zur Erlernung nöthiger Wissenschaften, auch mit Bildung der Nationalsitten befassen. Er wird die Aufsicht der Spitäler und sonstiger wohlthätiger Anstalten führen und mit den Kirchenhäuptern das Einvernehmen pflegen zur Organisirung alles dessen, was sich auf die Religion, Gottesdienst und Kirche bezieht.

§ 23. Ein Fremder, der in Serbien nicht geboren oder nationalisirt worden ist, kann zu keiner der obbenannten drei Stellen gelangen.

§ 24. Diese drei Popecsytelj, jeder mit seiner separaten Kanzlei, werden gegeneinander unabhängig und coordinirt sein.

§ 25. Ihre Departements werden auf mehrere Bureaus vertheilt, und jeder Staatsact muß mit ihrer Unterschrift versehen sein; außerdem darf kein Act ohne vorläufige Gegenzeichnung des betreffenden Bureauchefs und ohne vorläufig erfolgte Eintragung und Registrirung desselben in die Bücher des betreffenden Bureaus vollzogen werden.[2])

§ 26. Diese drei Popecsytelj werden alle Jahre im Monate März und April einen Auszug der in ihren betreffenden Kanzleien und jenen der ihnen

1) Boué: l'exécution des ordonnances concernant les pauvres du pays, ohne Zweifel ein Mißverständniß.

2) Boué: aucune question qui appartient aux attributions des deux départements et a besoin d'un double assentiment, ne sera exécutée sans la signature des chefs de bureau.

untergeordneten Behörden beendeten Geschäfte verfassen und mit beweisliefernden Motiven und unter Fertigung der betreffenden Sectionschefs dem Senate zur Begutachtung vorlegen.

§ 27. Es ist Mein ausdrücklicher Wille, daß die Serben, Unterthanen Meiner hohen Pforte, mit ihren Gütern und Personen in ihrer Ehre und Würden beschützt werden; folglich ist es Meinem Willen zuwider, daß irgend eine Person ihrer bürgerlichen Rechte verlustigt, oder einer Verfolgung, oder was immer für einer Strafe ohne Gericht ausgesetzt werde. Darum ist es nach dem Rechtsgesetze und den allgemeinen Bedürfnissen nöthig, verschiedene Gerichte im Lande zu errichten, um die gerichtlich erwiesenen Verbrecher, mit Rücksichtnahme auf ihre Vertheidigung und Strafwürdigkeit, gesetzmäßig zu strafen und somit jeder Privat- und öffentlichen Person Recht zu geben.

§ 28. Es wird demnach kein Serbe eine Geld-, körperliche oder sonstige Strafe leiden, oder zum Loskaufe von der Strafe genöthigt werden, ohne daß er vorläufig von einem Gerichte nach dem Gesetze gerichtet und dazu verurtheilt wäre.[1])

§ 29. Kinder und Verwandte eines Verbrechers werden für Verbrechen oder Vergehen des Letzteren zur Verantwortung nicht gezogen noch bestraft werden können.

§ 30. Dreierlei Gerichte sind zur Rechtspflege in Serbien bestellt. Das erste wird in den Dörfern aus den Aeltesten des Ortes unter dem Namen Friedensgericht, das zweite in jedem der 17 Kreise, in welche Serbien eingetheilt ist, als Gericht erster Instanz und das dritte in dem Orte der Centralverwaltung als Appellationsgericht bestehen.

§ 31. Das Friedensgericht jedes Dorfes wird aus einem Präsidenten und zwei Mitgliedern, erwählt von ihren Gemeindegenossen, bestehen. Ihre Befugniß bei Entscheidung der Civilstreitigkeiten erstreckt sich bis zu 100 Piastern bei Bestrafung der Vergehen bis zu dreitägigem Arrest und zehn Stockstreichen.

§ 32. Bei Civilstreitigkeiten ist in diesem Gerichte das Verfahren extractiv (summarisch) und mündlich, in den übrigen zwei Gerichten aber schriftlich. — Das Friedensgericht muß jeden Rechtsstreit, dessen Werth 100 Piaster übersteigt, und jeden Proceß wegen Verbrechen oder Vergehen, welche größere Strafe als 10 Stockstreiche nach sich ziehen, sammt beiden streitenden Theilen dem Bezirksgericht, dessen Bestandtheil es ausmacht, senden.

§ 33. Das Kreisgericht, dem die Entscheidung der Streitsachen in erster Instanz obliegt, wird aus einem Präsidenten, drei Mitgliedern und einer hinlänglichen Zahl Schreiber bestehen.

§ 34. Auf die Stelle eines Präsidenten oder Mitgliedes des Gerichts

1) Bei Boué findet sich noch folgender Zusatz zu dem § 28: ces cours de justice s'occuperont des contestations, décideront et jugeront les crimes et les violations des lois; mais dans aucun cas on ne pourra ordonner la confiscation des biens. Dagegen erscheint § 29 irrthümlich als § 31.

erster Instanz können diejenigen keinen Anspruch erheben, die das Alter von 30 Jahren nicht erreicht haben.

§ 35. Diesem Gerichte wird das Verfahren und Entscheidungsrecht in Civil-, Handels-, Criminal- und Uebertretungs-Rechtssachen zustehen.

§ 36. Die Urtheile der Kreisgerichte werden, wenn binnen 8 Tagen kein Theil dagegen appellirt, rechtskräftig.

§ 37. Das Appellationsgericht wird sich mit Untersuchung und Entscheidung nur jener Gegenstände befassen, welche beim Gerichte erster Instanz schon entschieden sind. — Sowohl der Präsident als die ihm beigegebenen 4 Räthe sollen das Alter von 35 Jahren erreicht haben.

§ 38. Die Mitglieder der serbischen Gerichte müssen eingeborene oder gesetzmäßig eingebürgerte Serben sein.

§ 39. Behufs der Uebertragung eines Processes an ein anderes Gericht ist jeder Gerichtspräsident schuldig, einen Auszug des Urtheils unter seiner Fertigung und Siegel beiden Parteien zu verabfolgen.

§ 40. Die Mitglieder der Friedensgerichte können Mitglieder der übrigen zwei Gerichte nicht sein.

§ 41. Die erledigten Stellen der Mitglieder bei den zwei Gerichten werden durch physisch und im Dienste Aelteste unter den Gesetzkundigen, die bei Gerichten schon fungirt haben, besetzt.

§ 42. Kein Mitglied des Gerichtes wird seines Amtes wegen Verletzung seiner Pflichten entsetzt werden können ohne erwiesene Strafwürdigkeit desselben im Rechtswege und nach dem Gesetze.

§ 43. Da die Beamten vom Civil-, Militär- oder geistlichen Stande körperlichen Strafen nicht unterliegen, so soll, wenn sie nach feierlichem Erweise ihrer Schuld nach Gesetzen als strafwürdig verurtheilt worden sind, gegen dieselben keine andere Strafe verhängt werden als scharfer Verweis, Arrest, Cassation und Kerker.

§ 44. Kein Civil- oder Militär-, höherer oder niederer Beamte des Fürstenthums darf sich in die Functionen vorbenannter drei Gerichte mischen. Sie können nur zur Vollziehung ihrer Urtheile berufen werden.[1])

§ 45. Da die Handelsfreiheit in Serbien besteht, so wird sie jeder Serbe frei ausüben können. Die Beschränkung dieser Freiheit wird nie gestattet, es sei denn, daß der Fürst mit Zustimmung des Senates zeitliche Beschränkung eines Handelsartikels vonnöthen findet.

§ 46. Jeder Serbe ist unter Beobachtung der Gesetze befugt, sein Eigenthum zu verkaufen, über dasselbe letztwillig und sonst nach eigenem Willen zu disponiren.

§ 47. Er kann dieses Rechtes nicht anders als durch gesetzmäßigen Spruch eines der organisirten Landesgerichte verlustig erklärt werden.

1) Fehlt bei Boué, wogegen § 45 in zwei Paragraphen getrennt ist, wobei sich denn wie auch sonst öfters kleinere Abweichungen ergeben, die zu wenig austragen, um sie zu verzeichnen.

§ 48. Die Jurisdiction der Kreisgerichte erstreckt sich auf alle im Kreise wohnenden Serben, welche in Streitsachen vor kein anderes Gericht geladen werden können als jenes ihres Wohnbezirkes.

§ 49. Jeder Frohndienst ist in Serbien dermaßen aufgehoben, daß er keinem Serben mehr wird aufgelegt werden können.

§ 50. Die zum Unterhalt der Brücken und Straßen nöthigen Kosten werden auf die umliegenden Dorfgemeinden repartirt.

§ 51. Wie die Centralverwaltung des Fürstenthums schuldig ist, für Erhaltung der großen Poststraßen, Brücken und sonstigen gemeinnützigen Bauten Sorge zu tragen und sie zu leiten, eben so müssen die Privaten wissen, daß auch ihr Eifer und Augenmerk dabei unumgänglich ist.

§ 52. Du wirst mit Zustimmung des Senates billigen Tagelohn den armen Menschen bestimmen, die sich mit derlei Arbeiten beschäftigen sollten, sowie Du Dich mit dem Senate über Festsetzung jährlicher Besoldungen aller im Dienste des Fürstenthums Angestellten verständigen wirst.

§ 53. Jeder Beamte, der einige Jahre gedient, kann aus gesetzlichen Ursachen verlangen, aus dem Dienste zu treten. In diesem Falle wird ihm eine seinem Verdienste angemessene Pension zu Theil.

§ 54. Jedes Amt, sei es Civil, Militär oder Justiz, wird in Serbien mittelst Ukas des Fürsten verliehen, mit der Bedingung, daß jeder Beamte von unten anfängt und stufenweise nach erprobter Tauglichkeit zu höheren Stellen gelangt.

§ 55. Die bei den Gerichten angestellten Justizmänner werden nie zu anderen Bedienstungen außer dem Gerichte überlassen; sie sind schuldig, sich ausschließlich mit ihrer Ausbildung im Justizfache zu befassen.

§ 56. Kein anderer Civil- oder Militär-Beamte wird nicht einmal zeitlich bei den Gerichten angestellt werden können.

§ 57. Da die Serben, tributäre Unterthanen Meiner hohen Pforte, der griechisch christlichen sogenannten östlichen Kirche zugethan sind, so habe Ich der serbischen Nation volle Freiheit verliehen, ihre religiösen Ceremonien ausüben und unter sich, mit Deiner Aufsicht und Mitwirkung, ihre Erz- und Bischöfe mit dem Vorbehalt wählen zu können, daß Letztere, nach den Kirchensatzungen, der geistlichen Gewalt des in Constantinopel residirenden Patriarchen, der als Haupt dieser Religion und der Synode gilt, untergeordnet werden. Und wie den christlichen Bewohnern des ottomanischen Reiches ursprünglich zur Zeit der Beherrschung derselben Privilegien und Freiheiten verliehen worden sind, daß die geistlichen Häupter die religiösen und kirchlichen Angelegenheiten (in so fern sie das Politische nicht berührten) in vollem Maße verwalten, und wie die Belohnungen vom Volke ihren Metropoliten, Bischöfen, Klostervorstehern, weltlichen Geistlichen und frommen der Kirche angehörigen Stiftungen ausgemessen sind so soll eben diese Vorschrift auch in Hinsicht des Unterhaltes der Würde des Metropoliten und der Bischöfe in Serbien gelten.

§ 58. In Serbien werden zur Zusammenkunft eines besonderen Rathes

der Erzbischöfe, Bischöfe, Objecte bestimmt, um die Angelegenheiten der Religion, der Kirche und Geistlichkeit zu verwalten. [1])

§ 59. So wie die Grundherrschaften und alle Feudalrechte in Serbien aufgehoben sind, wird dieser alte Gebrauch dort nie wieder eingeführt werden können.

§ 60. Jeder Serbe, groß und klein, ist steuerpflichtig. Die in Serbien angestellten Beamten werden ihre Steuerportionen nach dem Maße ihrer Grundstücke und Güter entrichten. Nur die Klostergeistlichkeit ist von der Steuerzahlung befreit.

§ 61. Da Serbien in 17 Kreise, diese in einige Bezirke, aus mehreren Gemeinden und Dörfern bestehend, eingetheilt ist, so wird jeder Kreishauptmann (Okruzny Nacsalnik) einen Gehülfen, einen Schreiber, einen Cassirer und die sonst noch nöthigen Personen haben.

§ 62. Die Kreishauptleute werden die ihnen von der Centralverwaltung in allen Zweigen derselben zukommenden, ihre Obliegenheiten betreffenden Befehle vollziehen. Sie sind bei Repartirung der Abgaben an die ihnen von der Centralverwaltung der Finanz zukommenden Verzeichnisse gebunden, und sie können sich in die in ihrem Kreise über Bezahlung der Auflagen entstehenden Streitigkeiten nicht mischen, sondern müssen sich damit begnügen, dergleichen Processe dem Kreisgerichte zu senden, sich nur die Vollziehung des richterlichen Spruches vorbehaltend.

§ 63. Der Bezirkscapitän wird auf Beschützung der Grundstücke und Güter der Dörfer vor jeder Beeinträchtigung, und auf die Beschützung des Volkes vor Bösgesinnten, Landstreichern und Ausgelassenen sein Augenmerk richten.

§ 64. Er ist schuldig, die Pässe aller durch seinen Bezirk Aus- und Eingehenden zu revidiren.

§ 65. Er kann Niemanden länger als 24 Stunden in Haft behalten. Er wird dem Kreisgerichte alle in seinem Bezirke sich ereignenden Streitigkeiten und Processe senden und in Polizeisachen sich an den Kreishauptmann wenden. Nebst dem hat er die Aufsicht der Friedensgerichte zu führen, sich jedoch der Einmischung in die Kirchen- und Schulsachen, und der Verletzung der den frommen Stiftungen angehörigen Einkünfte und Grundstücke genau zu enthalten.

Zur Gewährung des Eigenthumsrechtes auf die den Kirchen, Gemeinden, gemeinnützigen Anstalten sowie den Privaten gehörigen Grundstücke werden Jedem separate, das Eigenthum bestätigende Grundbriefe verabfolgt nnd in den Landeskanzleien einregistrirt.

§ 66. Ueberhaupt kein Serbe, ohne Ausnahme, kann geheim oder öffentlich verfolgt oder beunruhigt werden, ohne vor das Gericht geladen und gerichtet worden zu sein.

1) Boué : on déterminera en Servie les lieux où le haut clergé se rassemblera pour tenir conseil sur les affaires concernant le métropolite, les évêques et l'église.

So, vorstehende Bestimmungen Meinem kaiserlichen Willen gemäß verfassend und bekräftigend, ist dieser kaiserliche Ferman ausgefertigt und, mit Meinem erlauchten kaiserlichen Handzeichen verherrlicht, Dir eingesendet worden.

Ich befehle Dir also, die Sicherheit dieser Provinz — deren Regierung ich Dir und Deiner Familie unter der ausdrücklichen Bedingung, Meinen Befehlen nachzugehen, gegeben habe — sowohl auswärts als im Lande zu bewachen und alle Deine Kräfte zur Sicherstellung ihrer Wohlfahrt, so wie der Ruhe ihrer Bewohner, anzuwenden.

Nebst dem befehle ich Dir, den Stand, die Ehre, Würde und Verdienste Jedermanns zu achten und zu wachen, daß alle Punkte vorstehenden Ustaws ganz und zu jeder Zeit vollzogen werden, damit durch Deinen diesfälligen Eifer Du Meiner Person Gebete und Segnungen aller Classen der Bewohner erwirbst und somit das kaiserliche Vertrauen und Wohlwollen rechtfertigst. —

Ich befehle weiter allen Serben, sich jeder gesetzmäßigen Anordnung des Fürsten zu fügen, stets sich die nöthige Ehrerbietung gegenwärtig haltend.[1]) — Ich befehle, dieser kaiserliche Hattischerif soll kundgemacht werden, damit Jeder, mehr und mehr durchdrungen von der Erkenntlichkeit für diese Verleihung und für das von der kaiserlichen Gnade Allen geschenkte Wohlwollen, sich zur Erlangung Meiner Zufriedenheit dermaßen aufführe, daß die Punkte vorstehenden Ustaws von Wort zu Wort und zu jeder Zeit, ohne daß ihnen jemals entgegengehandelt werden könnte, vollzogen werden.

Auch Du, Mein Wesir, sollst ihn verstehen und Deine Kräfte mit jenen des Fürsten zur genauen und strengen Vollziehung der Punkte vorstehenden kaiserlichen Fermans vereinigen.

1) Boué: être soigneux à acquérir la civilisation nécessaire.

II.

Bosnien

in seinem Verhältniß zu den Reformen des Sultans Mahmud II.

1820—1832.

(Der folgende Aufsatz ist im Jahre 1834 unter dem Titel: „die letzten Unruhen in Bosnien“ in dem zweiten Bande der historisch-politischen Zeitschrift erschienen.)

Es ist schade, daß Hammers inhaltsreiche Geschichte der Osmanen da abbricht, wo sie für die Mitlebenden ein neues Interesse bekommen und gerade recht belehrend hätte werden müssen. Man kann zwar nicht leugnen, die europäischen Verwickelungen, in welche die Pforte seit dem Frieden von Kainardsche, mit welchem jenes Werk schließt, gerathen ist, würden vermöge der nahen Beziehung, in der sie zu der Politik des gegenwärtigen Augenblickes stehen, eine neue Schwierigkeit darbieten; allein man darf hinzusetzen, diese Verwickelungen würden nicht mehr den wichtigsten Theil des Stoffes bilden.

Das Leben des osmanischen Reiches seit einem Jahrhundert liegt durchaus in seinen inneren Bewegungen.

Trotz aller seiner Barbarei bietet dieses Reich doch ein großes Interesse dar.

Wie die verschiedenen Völker, aus denen es zusammengesetzt ist, sich wieder in ihrer ursprünglichen Eigenthümlichkeit hervorthun, wie sie zwar rohe, aber jugendlich frische Triebe entwickeln, sich der Cultur eröffnen oder verschließen, den Maßregeln der höchsten Gewalt beistehen oder sich entgegensetzen, Alles in freiwilliger Bewegung, aus inneren Antrieben des Lebens, in einem Kampfe, der unverweilt ausbricht und sich sofort entscheidet, wer sollte nicht wünschen, dies anschaulich und eingehend vergegenwärtigt zu sehen! Wie viele Bildungen eines wie von Neuem, aber aus den gegebenen Elementen hervorgehenden Staates, eine naive, unmittelbar aus dem Boden aufwachsende Poesie und Sitte, Vermischung und wechselseitige Durchdringung der Religionen, der Sprachen stellen sich hier der Beobachtung dar! Längst hätten wissenschaftliche Männer dahin gehen sollen, um die Denkmale des Alterthums aufzusuchen, die Hervor=

bringungen der Natur auf dieser unbekannten Erde zu verzeichnen, die Heldenlieder zu sammeln, welche die Gebirge beleben, Sitte und Sprache und Staat und das gegenseitige Verhältniß der mannichfaltigen Bevölkerungen einmal genau und umfassend zu beobachten.[1])

In diesen Bewegungen giebt es aber zugleich einen großen Zusammenhang, eine allgemeine Entwickelung.

Zur Seite der Erschütterungen, welche Europa seit dem Ausbruche der französischen Revolution erfahren, zuweilen von ihnen berührt und gleich wieder selbstständig, hat das türkische Reich den Fortgang einer durchgreifenden Veränderung erlebt.

Ueber die ganze Oberfläche desselben hin hatten sich selbständige Gewalten gebildet. Nicht allein, daß die Paschas an so vielen Orten ihre Würden wider den Willen der Pforte zu behaupten sich erdreisteten, daß die Wahabi, „Leiber von Stahl, Feuerseelen [2])", die heiligen Städte einnahmen und Arabien mit einem reformirten Glauben und dem Schwerte revolutionirten: — überall gab es auch locale Aristokratien, — in Aegypten die nach der Entfernung der Franzosen sofort erneuerte Macht der mamlukischen Beys, — das Schutzfürstenthum der Dere-Beys in Kleinasien, — die ererbte Gewalt albanesischer Häuptlinge, — das Ansehen der Ayans in den vornehmsten Städten, und wie viele andere Berechtigungen, welche alle in der großen Corporation der Janitscharen eine Verbindung, einen Mittelpunkt zu finden schienen!

Es ereignete sich, daß der Großherr mit diesen seinen Vasallen in Kampf gerieth. Das geschah nicht immer bloß deshalb, weil er sich beschränkender Gerechtsame hätten erledigen wollen, zuweilen begann die Bewegung auch von der anderen Seite. In Serbien haben wir das Beispiel, daß die Janitscharen sich zu einer durchaus ungesetzlichen und factisch unabhängigen Macht zu erheben trachteten. Es mußte ihnen Einhalt gethan werden.

Man erinnert sich nicht immer, daß, nachdem der unglückliche Selim diesen Kampf kühnlich unternommen und darin erlegen [3]),

1) Erst in unseren Tagen hat sich die Aufmerksamkeit, besonders östreichischer Gelehrter und Touristen, auf diese Landschaften gerichtet. Vornehmlich sind die von A. von Schweiger-Lerchenfeld zusammengestellten Notizen topographischen und naturhistorischen Inhalts (Bosnien, das Land und seine Bewohner, Wien, 1878) der Beachtung werth.

2) Ausdruck von Hope im Anastasius.

3) Nicht übel ist über diese Ereignisse ein Précis historique sur la révolution du 28. Mai 1807 — par un témoin oculaire — in dem Esprit des journaux Dec. 1808. p. 165.

es eine Reaction wider die Janitscharen, ein Sieg über dieselben war, wodurch Mahmud II. auf den Thron gelangte. Die Tendenz der Reform hat ihn zum Sultan gemacht. Zwar ward sie sogleich wieder zurückgedrängt: der Held jener Tage, Beiraktar, erlag wie Selim und hatte nur ein glorreicheres Ende; aber in dem jungen Sultan wurzelte sie darum nur tiefer, — um so tiefer, je mehr er genöthigt war, sie verschlossen zu halten; mit seiner Verstellung und seinem Haß, seinem natürlichen Hange zur Grausamkeit verschmolz sie.

Solange er lebte, hat er Rebellen bekämpft. Allen Selbständigkeiten in seinem Reiche hat er den Tod geschworen. Er hat nicht lange gefragt, ob sie rechtmäßig oder unrechtmäßig, ob sie gefährlich oder zu dulden seien; er hat nie über die Mittel geschwankt: Hinterlist ist ihm eben so recht gewesen, wie offene Gewalt.

In seinem Verhältniß zu der emporkommenden Nationalität der Serben haben wir ihn bereits kennen gelernt. Nur in stetem Widerstreit mit den Paschas, die seinen Willen vollstreckten, konnte sich dieselbe behaupten. Es ist der Mühe werth, auch sein Verhalten gegen eine moslimische Provinz, die sich seiner Reform nicht unterwerfen wollte, ins Auge zu fassen. Vielleicht hat ihm keine andere so viel Widerstand entgegengesetzt, wie Bosnien. Mit Serbien beschäftigt, muß man seine Aufmerksamkeit auf diese Provinz richten. Auch für diesen Theil meiner orientalischen Studien ist mir die Hülfe Wuk's ausnehmend förderlich gewesen. Ihm ist die Sammlung der Materialien zuzuschreiben, die mir vorlagen. Andere Informationen von Bedeutung gab es nicht. Der nachfolgende Aufsatz, der aus diesen Materialien erwachsen ist, bezieht sich auf Zustände, die seitdem vollkommen verändert worden sind. Ein politisches Interesse hat er nicht mehr, wohl aber ein historisches. Gerade der Gegensatz, der sich in demselben manifestirte, die Handlungen, welche aus ihm hervorgingen, verdienen, nicht der Vergessenheit vollkommen überlassen zu werden. Wenn ich nun meine Arbeit vom Jahre 1834 nach 45 Jahren reproducire, so muß ich den Leser ersuchen, sich in jene Zeiten zurückzuversetzen und das Vergangene, wahrscheinlich Vernichtete, als ein Gegenwärtiges zu betrachten.

Ansicht des Zustandes.

Kaum sollte man glauben, daß es nach so vielen Jahrhunderten des Widerstreites der Völker und der Civilisation mitten in Europa noch immer ein Land gab, wo die reichste Vegetation von der Natur

umsonst hervorgebracht wurde; unbemerkt und unbenutzt ein Jahr wie das andere kam und verging sie; kein Auge weidete sich an ihrem Anblick; kein Botaniker hatte diese Flora verzeichnet; starke Stämme krönen die Höhe des Gebirges: es ließen sich stattliche Schiffe daraus zimmern, und ihre Masten aufrichten, denn auch an Flüssen fehlt es nicht, welche das Holz leicht nach der Küste führen würden; aber kein Mensch dachte damals daran, sich diese Vortheile zu Nutze zu machen: man überließ es der Natur, in ihren gesetzten Perioden, was sie erzeugt hatte, wieder zu vertilgen.

Einen Industriezweig jedoch besaß dieses Land, in welchem es schwerlich von irgend einem anderen erreicht wurde. Man arbeitete Säbelklingen von der größten Vollkommenheit: auch legte man nirgend sonstwo in der Welt einen solchen Werth darauf oder bezahlte sie so gut. Die Pistolen wurden auf das Kostbarste mit Gold und Silber verziert. In der Handhabung des Gewehres sowie im Tummeln der Rosse (dies war der Besitz, auf den man am meisten stolz war) brachte man es zu einer persönlichen Virtuosität, die ihres Gleichen suchte.

Wenn das auch von anderen Provinzen galt, so war es doch besonders in Bosnien der Fall. Eine so ungemeine Sorglosigkeit auf der einen, eine so verwunderungswürdige, obwohl einem einzigen Zweige zugewendete, wäre es nicht ein Widerspruch, möchte ich sagen: rohe Ausbildung auf der anderen Seite bezeichneten die Bevölkerung dieses Landes.

Unter allen Grenzen auf Erden gab es wohl keine, die so sehr zwei verschiedene Welten von einander schied, wie die österreichische gegen die Türkei, doppelt stark durch ihre militärische Einrichtungen und die Kette der Contumazanstalten. Der Wechsel war um so auffallender, da er Völkerstämme betraf, die nach Herkunft, Sitte und Sprache übrigens sehr eng zusammengehören; aber nirgends mochte wohl die unendliche Wirkung, welche eine herrschende Religion auf den Menschen hat, deutlicher in die Augen springen.

Noch immer begann in Belgrad und Traunik der Orient. Den langen Tag über saß der Pascha auf seinem Polster und schlürfte in langsamen Zügen Tschibuk und Kaffe; mit gekreuzten Armen standen die Baschis an der Thüre und warteten seines Befehles; wie an der arabischen Küste, hallte das Allah, die Stunden bezeichnend, von den Festungen des Landes durch die Stille der Nacht; dieser Staat, diese Religion hatten sich so nahe bei uns eine entsprechende Umgebung zu bilden vermocht: kaum war man über die östreichischen

Grenzen in Bosnien eingetreten, so erschien der Moslime in dem weiten Gewande des heißen Orients; man gelangte in stille Dörfer, wo ernste Hausväter ein patriarchalisches Regiment führten, wo die Ruhe des Festtages durch keinen öffentlichen Tanz unterbrochen wurde, noch viel weniger durch den Lärm, den der Genuß des Weines bei den Christen verursacht; ungestört nisteten die Vögel in den Bäumen, welche die Häuser umgaben. Es gab Sitten, die der Einwirkung des Klimas zu spotten schienen: obgleich unter den Bedingungen eines anderen Himmels aufgekommen wurden sie hier auf das Treulichste beobachtet. Diese orientalische Richtung des Geistes bemeisterte sich selbst der Christen. Die Wallfahrten nach Jerusalem waren so ehrenvoll wie die Wallfahrten nach Mekka; die einen wie die anderen gewährten unter den Glaubensgenossen den Titel: Hadschi; nennen doch die Christen im osmanischen Reiche, nach der Kaaba von Mekka, das Grab des Herren nicht selten die Tjaba. [1])

Trotz dieses allgemeinen Gegensatzes gegen den Occident, „die Welt da drüben", wie sie sagen, von der sich die Provinzen und Bevölkerungen des osmanischen Reiches gemeinschaftlich absondern, bieten sie doch wieder unter sich die größten Verschiedenheiten dar: nicht allein, weil die Stämme in der That sehr mannichfaltig sind; sie haben auch in sich selbst und zur Pforte die abweichendsten Verhältnisse entwickelt.

Ich fürchte nicht zu irren, wenn ich sage, daß auch die inneren Unterscheidungen hauptsächlich auf der Einwirkung der Religion beruhen.

Ich berühre hier einen Grundzug der osmanischen Geschichte, den man in der Regel weniger ins Auge faßt, dem aber die größte Bedeutung zukommt.

Es ist wahr, die Eroberung geschah auf einmal und durch die Waffen; aber von diesem Moment an begann erst eine Einwirkung, welche in ihrer Jahrhunderte langen Dauer nicht verfehlen konnte, die Unterworfenen den Siegern zu assimiliren.

Das alte osmanische Reich war nicht allein ein Staat; indem es alle politische Berechtigung von dem Bekenntniß des Islam ab=

1) Man mag hierüber noch vergleichen Pertusier: la Bosnie considérée dans ses rapports avec l'empire ottoman, 1822, eine Schrift, welche auf militärisch=geographische Beobachtungen gegründet ist und nur dadurch verliert, daß sie allgemein wissenschaftliche Ansprüche macht, die sie nicht behaupten kann, und das angenehme Buch von Pirch, Reise in Serbien 1830.

hängig machte, bildete es zugleich ein religiöses Institut. In der Epoche seines Glanzes hat es die Spannung seiner Kräfte aus den gezwungenen oder freiwilligen Renegaten gezogen, die es in sich aufnahm. In der späteren Zeit hat es zwar so grausame Maßregeln, wie der Knabenzins war, fallen lassen, auch keine gewaltsame Bekehrungen vorgenommen; aber durch die Ausschließung der Andersgläubigen von dem größten Theile der politischen Rechte hat es eine indirecte Wirkung ausgeübt, welche langsam, ohne Lärm und Aufsehen, auf dem Wege des eigenen Entschlusses durchgreifende Erfolge hervorgebracht hat.

Der ganze Zustand des türkischen Reiches beruhte darauf, wie sich die verschiedenen Nationen, die es ausmachen, zu der herrschenden Religion gestellt haben.

Einige haben Jahrhunderte lang das Joch der moslimischen Oberherren getragen bis in unsere Zeit.

Anderen gelang es, sich mehr oder minder Unabhängigkeit zu erkämpfen, wie den Clementi, den Montenegrinern, den Mainoten, endlich den Serben; glücklich, wenn ihnen die Lage ihres Landes in den Gebirgen, oder eine günstige Combination politischer Verhältnisse zu Hülfe kam. Wie oft haben sie sich nur mit den Waffen in der Hand zu behaupten vermocht!

Allein nicht Alle konnten geneigt sein, um den Preis der Freiheit immerfort kämpfen zu müssen, oder sich dem Dienste der moslimischen Staatsgenossenschaft unterworfen zu sehen; so fest hingen sie nicht an ihrer Religion: sie zogen es vor, den Islam zu bekennen, der sie in den Rang ihrer Gebieter aufnahm.

Mehr, als man glaubt, hat die Zahl der Christen hierdurch abgenommen.

Es wäre wünschenswerth, diese Verluste des christlichen Namens mit einiger Sicherheit verfolgen zu können; doch liegt es in der Natur der Sache, daß man nur zerstreute und abgerissene Notizen darüber aufzufinden vermag. Dieses Reich war niemals sehr zugänglich; und den Zuständen unterworfener Stämme pflegt man ohnehin keine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. [1])

Die Albanesen z. B., nachdem sie sich ziemlich lange gehalten, traten endlich massenweise über. Von der Natur zu Kriegsleuten gebildet, mit einer Leibesbeschaffenheit begabt, welche zu den Beschwerden entfernter Kriegszüge und zur Erwerbung der Handfertig-

1) Ich füge hierüber in den Analecten eine Note hinzu.

keit, wie sie der Krieg in diesen Gegenden fordert, gleich befähigt, von ihren unfruchtbaren Gebirgen ausgestoßen, wurden sie dadurch, daß sie den Islam annahmen, die vornehmsten Milizen der Pforte: gleichsam ein Monopol des Waffendienstes wurde ihnen zu Theil; alle inneren Fehden, in Arabien und Aegypten so gut wie in Griechenland, von dem Euphrat bis an den Drin, haben sie ausgefochten. So neu ihr Muhammedanismus auch ist, so gehen sie so weit, sich unmittelbar von den Arabern herzuleiten. Ist doch ihr Prophet sammt allen ihren Heiligen von diesem Volke entsprungen. [1])

Auch in Bulgarien sind ganze Stämme zum Islam übergetreten. Sie waren nicht viel weniger kriegerisch, als die Albanesen, doch hatten sie kein Bedürfniß, um Sold zu dienen: es war ihnen genug, unangefochten in ihren Bergen zu wohnen; sie hielten nur darauf, daß keine andere bewaffnete Macht des Sultans jemals ihr Gebiet betrat.

Auf eine höchst eigenthümliche Weise gestalteten sich die Verhältnisse in Bosnien.

In Bosnien unterscheidet man, wie in anderen Provinzen, Türken und Rajah.

Die Rajah ist zum Theil von griechischem, zum Theil von katholischem Bekenntniß. Die Griechisch-Gläubigen haben ihre Bischöfe zu Swornik, Sarajewo und Mostar; die Katholiken haben Franciscaner zu ihren Priestern; ihr Bischof sitzt zu Woinitza.

Man bemerkt zwischen den beiden Bekenntnissen eine große gegenseitige Annäherung. Die Katholischen schließen sich den Griechen mehr als irgendwo sonst an: sie beobachten dieselben Fasten, wie diese (ihre Landsleute); nach der national-serbischen Sitte haben fast alle Familien einen Heiligen zum Hauspatron.

Wie sehr aber erstaunt man, wenn man findet, daß auch die Herren, die angeblichen Türken, die nämliche Sprache reden, von dem nämlichen Stamme sind, und noch manche nationale Sitte bewahren. Sie führen slawische Namen: Ljubowitschen, Widaitschen, Sokolowitschen, Gjurgewitschen, Philippowitschen erfüllen das Land. Sie sind allerdings sehr eifrige Muhammedaner: in die schärffste Behauptung des Dogmas von der Einheit Gottes, wie sie es verstehen, setzen sie ihren Stolz; sie wollen Türken heißen; — dabei aber

1) Notice sur l'Albanie von Ibrahim-Manzour-Efendi, Mémoires sur la Grèce et l'Albanie pendant le gouvernement d'Ali-pacha. — Pouqueville findet in einer hippokratischen Schilderung europäischer Kriegsleute Natur und Constitution der Albanesen wieder.

erinnern auch sie sich gar wohl, welchen Heiligen ihre Vorfahren zum Hauspatron gehabt haben, es ist, als könnten sie sich noch immer nicht so ganz und gar von dem altgewohnten Glauben losreißen; zuweilen führt ein bosnischer Beg ganz insgeheim einen christlichen Geistlichen zum Grabe seiner Vorfahren, um die Gebeine derselben zu segnen und für ihre Seele zu beten.

Dieser sonderbare Zustand beruht darauf, daß der bosnische Adel, der nicht auch ausgerottet sein wollte, wie es den Oberhäuptern in anderen Provinzen ergangen war, es vorzog, zum Islam überzutreten. Das hatte dann die Folge, daß er zu einem Theile des islamitischen Staates wurde. Bald wurde er mit Timaren, osmanischen Lehen, Sandschakaten bedacht, da die Unterthanen wenigstens größtentheils Christen blieben, kam er zu derselben in das nämliche Verhältniß, wie in dem übrigen Reiche die Osmanli zu der Rajah.

Hierdurch geschah, daß in Bosnien die Nation in zwei Theile getrennt ward, die einander feindselig gegenüberstanden. Daß die Bosniaken so eifrige Muhammedaner geworden sind, mag mit daher rühren, weil diese Religion der Glaube der Herren war. Adelstolz verknüpfte sich mit dem Stolze der Moslimen.

Indem die bosnischen Herren sich zum Islam bekannten, behaupteten und schärften sie ihre Rechte über die Unterthanen; sie haben immer über das Leben und das Vermögen derselben zu verfügen gehabt. Auf einer anderen Seite aber gereichte es ihnen zugleich zum größten Vortheile, daß sie Eingeborene waren. Dadurch bekamen sie dem Sultan gegenüber eine Stellung, die ihnen eine Unabhängigkeit verlieh, wie sie anderen Lehensleuten nicht so leicht zu Theil werden konnte.

Eben hieraus entsprang das eigenthümliche Verhältniß des Landes.

Schon seit geraumer Zeit waren die sämmtlichen bosnischen Capetane — Pertusier zählt ihrer 48 — erblich geworden, und es war nur noch eine Form, wenn sie sich von Zeit zu Zeit bestätigen ließen. Sie abzusetzen, wäre ohne Gewalt unmöglich gewesen. Die Schlösser, auf denen sie wohnten, schienen zwar einem an europäische Werke gewöhnten Auge nur schlecht befestigt; die vier Thürme an den vier Seiten wurden durch ziemlich baufällige Mauern verbunden, auf denen einiges altes Geschütz aufgepflanzt war; aber da die Angreifenden kein besseres hatten und man gewohnt war, auf Leben und Tod zu schlagen und sich auf das Hartnäckigste zu vertheidigen, so war der Ausgang allemal zweifelhaft. Ueberdieß haben die Geschlechter in ihrem Boden so tiefe Wurzel getrieben, daß ein Un=

glücksfall sie nicht so leicht auszurotten vermochte. Die Capetane sind die großen Besitzer: ein bedeutender Theil des Landes gehört ihnen eigenthümlich an; oft haben sie auch außerhalb der bosnischen Grenzen noch Güter; sie bedienten sich der Rajah, dieselben zu bebauen; sie selbst begnügten sich, den Pacht zu ziehen; nur in der Erwerbung von Kriegsfertigkeiten fanden sie ihre Beschäftigung und suchten sie ihre Ehre. Die Pforte hatte sich in dem Recht behauptet, zur allgemeinen Verwaltung der Provinz einen nicht eingeborenen Wesir zu bestellen; aber Verwunderung kann es nicht erregen, daß eine so selbständige Aristokratie demselben nur wenig Folge leistete. Der Wesir war nicht gewohnt, das Land zu bereisen; die Capetane hielten es nicht für ihre Pflicht, auf seinen Ruf an seiner Hofhaltung zu erscheinen. Ohne sich um ihn zu kümmern, führten sie oftmals Krieg untereinander.

Es versteht sich, daß die übrigen Begs, die auf dem Lande lebten, die Spahi und Timarioten, sich mehr an die immer dauernde Macht der Capetane, als an die vorübergehende eines Wesirs anschlossen; sie Alle hatten Theil an der Landesunabhängigkeit.[1]) Vorzüglich aber genoß ihrer die Hauptstadt der Provinz, Sarajewo.

Hier, wo einst die Residenz des Wesirs gewesen, hatte er jetzt am wenigsten zu sagen. Noch stand das feste Schloß, wo er sonst gewohnt; doch durfte er es nicht mehr betreten. Es war zum Gesetz geworden, daß er bei seiner Ankunft nur eine Nacht in der Stadt verweilen dürfe: diese Nacht wurde er auf öffentliche Kosten verpflegt; aber gleich den anderen Morgen mußte er sich nach Traunik begeben, wo ihm seine Wohnung angewiesen war.

In Sarajewo hatte sich zur Regierung der Stadt ein erblicher Patriciat gebildet. Er beruhte eben auch wie die abendländischen Patriciate auf Grundbesitz in der Gegend oder glücklichen Handelsgeschäften; doch unterschied er sich dadurch, daß er minder ausschließend war. Wer sich durch Glück oder Verstand, selbst durch ein geschickt ausgeübtes Handwerk eine Art von Rang verschafft, erwarb damit den Eintritt in diese Classe.

Die Stadt besaß einen gewissen Reichthum, welcher daher rührte, daß der gesammte Verkehr des Landes hier vollzogen wurde; sie vermittelte die Verbindung von Rumelien, Croatien und Dalmatien, und wenn der Handel in diesen Gegenden weniger ausgedehnt und

1) Auch giebt es, wie oben angedeutet, moslimische Bauern. Sie sind Eigenthümer ihrer Güter. Auf dem Lande haben sie aber keine Moscheen; sie gehen des Freitags in das nächste Schloß zum Gebet.

umfassend ist, als in den unseren, so ist er vielleicht gewinnreicher und dann nicht minder ehrenvoll. Von schönen Höhen und frischen Wiesen umgeben, von dem Flusse der Migliaska durchschnitten, nahm sich Sarajewo mit seinen reinlichen Häusern, zahlreichen Brücken von Stein, und den vielen Minarets, die zwischen den Bäumen emporragen, recht stattlich und anmuthend aus. Es machte den Eindruck der Ordnung und Wohlhabenheit.

Sarajewo galt für das Centrum des Fanatismus, es war auch der Mittelpunkt der bosnischen Aristokratie. Man weiß, wie sich durch das ganze Reich alle alten Bevorrechtungen an das Institut der Janitscharen knüpften: vielleicht der sechste Theil der Einwohner dieser Stadt hatte Theil an ihren Privilegien.

Eben daher kam es dann, daß die Bürgerschaft außerordentliche Gerechtsame ausübte.

Die Pforte sandte ihr den Molla, der die Streitigkeiten sowohl der Moslimen als der Rajah „nach den apostolischen Befehlen und geheiligten Gesetzen des Propheten" zu entscheiden hatte; sie sandte den Musellim für die Rajah und den Janitscharen-Aga; durch diese Anstellungen bewährte sie ihre Landeshoheit; allein die Beamten mußten sich hüten, sich den Bürgern mißfällig zu machen: die Stadt behielt immer das Recht, sie zu entfernen. Selbst auf den Wesir, obwohl dieser dem ganzen Lande vorstand, erstreckte sich diese ihre Befugniß. Sobald sie etwas wider ihn hatte, brauchte sie nur ihre Beschwerden an den Odschak der Janitscharen in Constantinopel einzusenden, um seine Abberufung zu bewirken.

Man begreift, in welch eine schwierige Lage ein bosnischer Wesir gerieth: auf der einen Seite gedrängt, wie er war, von der Pforte, ihren Banquiers, denen er seine Existenz verdankte, und den Forderungen des Serails, auf der anderen Seite durch die aristokratischen Berechtigungen dieser Stadt und dieses Adels außerordentlich eingeschränkt. Eine absolute Gewalt, wie man sie mit dem Begriff eines Paschas verbindet, besaß er bei weitem nicht.

Da nun die Pforte kein anderes Organ ihrer Gewalt in Bosnien hatte, als den Wesir und jene wenigen Landesbeamten, so leuchtet ein, wie geringfügig ihr Einfluß auf dasselbe war. Sie mußte sich begnügen, ihre Einkünfte zu ziehen, und zufrieden sein, wenn sie nicht geradezu Widerstand erfuhr.

Nicht immer aber wollte sie es dabei lassen.

Versuche einer Reform.

Allenthalben mit der Herstellung der höchsten Gewalt beschäftigt, wendete Mahmud seine Blicke und seine Thätigkeit auch nach Bosnien. Nachdem Molla-Pascha von Widdin abgeführt, und Serbien, so gut es ging, beruhigt war, als er sich schon mit dem Plane trug, den gewaltigsten Vasallen im Westen, Ali von Janina, anzugreifen, machte er auch einen Versuch, den Stolz der bosnischen Oberhäupter zu brechen. Bemerken wir, wie er dabei zu Werke ging. Nicht gerade auf illegale, aber doch auf eine sehr gewaltsame Weise versuchte er es. Er sandte einen Wesir nach Bosnien, dem er den Auftrag gegeben, auch den geringsten Widerstand mit der äußersten Gewalt zu züchtigen, Dschelaludin-Pascha. Man kennt die Secte der Bektaschi, muhammedanische Mönche, die einzigen, welche das Recht haben, zu betteln, aber es in der Regel vorziehen, von ihrer Hände Arbeit zu leben. Zu dieser soll Dschelaludin gehört haben [1]). Wenigstens lebte er nicht wie die anderen Wesire: er hielt keinen Harem, er richtete sich keinen Hofstaat ein; er widmete sich völlig seinem Amte. Oft ging er verkleidet umher, wie die alten Sultane und Wesire, um sich von der Beobachtung seiner Anordnungen mit eigenen Augen zu überzeugen; er besuchte selbst die Bethäuser der Christen.

Indem er nun eine unbestechliche, unerbittliche Gerechtigkeit ausübte, war er zwar der Rajah, die nichts anderes forderte, als die Handhabung schützender Gesetze, willkommen, desto minder aber dem Adel von Bosnien.

Dschelaludin hielt es für gerecht, auch war es sein Auftrag, denselben mit Gewalt zu beugen. Es gelang ihm, sich in dieser Republik des Adels, die, wie es in der Natur dieses Zustandes lag, in unzählige kleine Parteiungen zerfiel, unter den Agas von Sarajewo selbst einige Anhänger zu verschaffen; besonders trat das mächtige Haus Dschindschafitsch auf seine Seite. Um so weniger trug er dann Bedenken, über alle Widerspänstige Schrecken und Züchtigung zu verhängen. Man nennt uns eine ganze Reihe von Capetanen, die er geradezu ermorden ließ, einen zu Derwenta, einen von Bagnaluka, einen Fotschitsch, Achmet Bairaktar aus Sarajewo. Vornehmlich die Aelteren, die in dem Genusse ihrer Unabhängigkeit ergraut waren und dieselbe niemals hätten fahren lassen, verfolgte

1) So sagen unsere Nachrichten. Bei der engen Verbindung der Bektaschi und der Janitscharen ließe es sich indeß bezweifeln.

er. Er suchte sie in ihren Festungen auf; Mostar und Srebrnitza nahm er mit den Waffen ein. Keine List verschmähte er, um ihrer Herr zu werden.

Er übte jene orientalische Justiz aus, wie sie uns so oft geschildert wird, von der es zweifelhaft bleibt, ob sie mehr Gerechtigkeit oder Gewaltthat zu nennen ist.

Auch stellte er in der That den Gehorsam her. Zwar versäumten, wie sich denken läßt, die Bürger von Sarajewo auch diesmal nicht, ihre Klage bei dem Odschak in Constantinopel einzureichen. Sie brachten nicht allein die Gewaltthätigkeiten ihres Wesirs zur Sprache, sie klagten auch, er sei ein Christ. Der Odschak legte die Beschwerde wie gewöhnlich dem Sultan vor. Es wäre für diesen selbst bedenklich gewesen, sie geradehin zurückzuweisen, denn allzumächtig waren ihm die Janitscharen noch in seiner Hauptstadt, und man sagt, er habe einen Abberufungsferman an Dschelaludin erlassen. Gewiß aber geschah dies nur zum Schein. Es war eben der Wille des Sultans, den der Wesir zur Ausführung brachte. Und in der That behauptete dieser seine Stellung; nur immer strenger suchte er die Bosnier zu einem ungewohnten Gehorsam zu nöthigen; der versprochene Nachfolger wollte niemals erscheinen.

Beachten wir die Lage und die Absichten des Sultans in jenem Zeitpunkt, so wird es wahrscheinlich, daß das Verfahren Dschelaludins zu einer größeren und allgemeineren Combination gehörte.

Es war der Moment, in welchem Mahmud, im Jahre 1820, einen entscheidenden Angriff auf Ali-Pascha unternahm. Damit ging es über Erwarten glücklich; die Unternehmungen zur See und zu Lande gegen ihn griffen anfangs sehr wohl zusammen; Alles ließ erwarten, daß der alte Rebell sofort vernichtet werden würde. Der Sultan durfte hoffen, sich in Kurzem wieder im unmittelbaren Besitz aller seiner europäischen Provinzen zu sehen.

Nicht einmal die althergebrachte Freiheit der Montenegriner wollte er länger dulden. Dschelaludin, der durch die Beruhigung von Bosnien in ungemeines Ansehen gekommen war, wurde beauftragt, in einem Zeitpunkte, der so außerordentlich günstig schien, zugleich auch diese Völkerschaft anzugreifen.

Aber mit allgemeinen Unternehmungen sind auch allgemeine Gefahren verknüpft.

Nicht so geschwind, wie es anfangs geschienen, war der alte Ali bezwungen. In der äußersten Bedrängniß entwickelte er noch

einmal die ganze Kraft seines Charakters. Seine Verbindungen und seine Schätze, zuweilen selbst der Widerstand, den man ihm entgegensetzen wollte, entzündeten eine Empörung, wie sie der Sultan noch nie erfahren. In dem Frühjahre 1821 durchschwärmten die Sulioten in Ali's Solde Epirus; Odysseus brach von Janina auf und setzte auf Befehl desselben Livadien in Empörung; man erinnert sich des Eindrucks, den ein angeblicher Entwurf des Sultans, die Griechen auszurotten, von Ali der Hetäria bekannt gemacht, auf diesen Bund und die ganze Nation ausübte;[1]) zugleich fielen Yassi und Bucharest in die Hand der Hetären; Mauromichalis stieg von seinen Gebirgen und nahm Morea ein. Die gesammte griechische Bevölkerung schien mit einem Mal zum Bewußtsein ihrer selbst zu gelangen und sich des Joches zu schämen, das sie so lange getragen. Ali selber mußte untergehen; aber in der Insurrection der Griechen, zu welcher seine geheimen und offenen, directen und indirecten Maßregeln unendlich viel beigetragen haben, hinterließ er dem Sultan eine an Unglücksfällen fruchtbare Erbschaft.

Diese Ereignisse mußten nun nothwendig auch auf Bosnien eine Rückwirkung ausüben.

Dschelaludin war von den Montenegrinern geschlagen worden.[2]) Sie hatten sein Heer in den Schluchten der Moratscha erwartet und zu Grunde gerichtet. Er hatte schon viel an Ansehen und Furchtbarkeit verloren, als er von diesem Feldzuge zurückkam. Dennoch war seine Persönlichkeit für die Zwecke des Sultans noch immer unschätzbar. Aber er starb bereits in dem Anfange des Jahres 1821. Ich weiß nicht, was davon zu halten ist, daß man in Bosnien sagte, er habe sich selbst vergiftet; auf jeden Fall brachte sein Tod, zusammentreffend mit jener allgemeinen Bewegung des Reiches, welche alle Kräfte des Sultans lähmte, in dieser Provinz eine große Veränderung hervor. Sie fiel in den gewohnten Zustand zurück. Es kam ein neuer Wesir; doch vermochte er sich so wenig Ansehen zu verschaffen, daß die Eingeborenen nicht einmal seinen Namen mit Sicherheit anzugeben wußten. Die Anhänger Dschelaludins und des Sultans sahen sich gezwungen, das Land zu verlassen. Die großen Familien nahmen ihre frühere Stellung wieder ein. In dem Genuß ihrer Unabhängigkeit, unter Kriegsübungen und kleinen

1) Sutzo, Geschichte der griech. Revolution S. 28.

2) Die beiden letzten serbischen Lieder in dem 4ten Bande der Sammlung von Wuk, Nr. 46 und 47, haben diese Niederlage zu ihrem Gegenstande.

Fehden lebten sie, wie vordem. Allzu beschäftigt und bedrängt war der Sultan, um ihrem Wesen Einhalt thun zu können. Aber nicht lange sollte es dabei sein Verbleiben haben.

Die Geschichte der Provinz zu verstehen, muß man sich immer, was für die Erzählung eine besondere Unbequemlichkeit bildet, die allgemeinen Veränderungen, die das Reich betrafen, ins Gedächtniß zurück rufen.

Es gelang dem Sultan Mahmud, nachdem er sich nur erst des Hauptes entledigt hatte, in ein paar Jahren alle jene Rebellionen zu dämpfen. Wir erörtern nicht, durch welche Mittel es geschah; genug, an der Donau wie in Epirus stellte er zuletzt seine Macht wieder her. Selbst Morea schien einer Erneuerung der moslimischen Herrschaft nicht entgehen zu sollen. In dem Frühjahr 1825 landete Ibrahim mit den Truppen von Aegypten daselbst. Er vernichtete die Bevölkerung mehr, als daß er sie unterjochte: er verwandelte das Land, wie er selber gesagt hat, in eine Ruine; aber er besetzte es wenigstens Schritt für Schritt und pflanzte allenthalben die Zeichen des Großherren wieder auf.

Als es so weit war, faßte der Sultan einen größeren Plan.

Die Unternehmungen und Erfolge Mehemet Ali's haben ihm von jeher zum Muster gedient. In der Vernichtung althergebrachter Berechtigungen ging Mehemet in Aegypten voran; erst als es diesem gelungen, entschloß sich Mahmud, ein ähnliches Ziel zu verfolgen; ein furchtbarer Wetteifer in gewaltsamer Destruction entspann sich zwischen ihnen. Mit jenen Homerischen Schnittern möchte man sie vergleichen, die von verschiedenen Seiten her die Saat abmähen. Längst war nun aber der Vasall zu anderen Maßregeln, welche eine durchgreifende Neugestaltung seines Gebietes in sich schlossen, fortgeschritten: er hatte es durchgesetzt, dem Widerspruche seiner Janitscharen zum Trotz, sich regelmäßige, nach europäischem Vorbilde uniformirte Regimenter einzurichten. Daß es nach so manchem vergeblichen Versuche diese endlich waren, welche Griechenland eroberten, machte auf den Sultan den lebhaftesten Eindruck. Er kehrte endlich entschlossen zu dem Gedanken Selims und Bairaktars zurück. In der Errichtung regelmäßiger Milizen sah er das einzige Heil seines Reiches.

Und so ward am 28. Mai 1826, in einer feierlichen Sitzung seines Staatsrathes, welcher auch der Commissar beiwohnte, der zuletzt in dem Lager Ibrahims gewesen war, jenes Fetwa abgefaßt, „daß, um das Wort Gottes zu vertheidigen und sich der Ueberlegen=

heit der Ungläubigen entgegenzusetzen, auch die Moslimen sich der Subordination unterwerfen und die militärischen Exercitien erlernen würden."

Schon in der serbischen Geschichte ist des Widerstandes gedacht worden, den die Janitscharen diesem Befehl entgegensetzten; so oft hatten sie von jeher ihre Oberherren gestürzt, jetzt wurden sie zu Paaren getrieben. Der Sultan konnte endlich Rache nehmen und seinen so lange Jahre verhaltenen Haß mit Blut sättigen: er verhängte ein furchtbares Gericht über sie. Er durfte es wagen, die ganze Corporation aufzulösen. „Wir haben", sagte er, „ihren Namen verändert und ihren alten Statuten eine andere Form gegeben." In der That machte er ihr ein Ende [1]).

Das Institut der Janitscharen war der Mittelpunkt aller aristokratischen Berechtigungen; nachdem so viele einzeln und nach und nach vernichtet waren, wurde durch diese Maßregel ihr völliger Ruin ausgesprochen.

Noch war es jedoch nicht über allem Zweifel erhaben, ob der Sultan sein Werk, wie in der Hauptstadt, so auch in den Provinzen durchsetzen würde.

Auch unter den Moslimen gab es solche, bei denen er keine Schwierigkeit fand. Die muhammedanischen Bulgaren, die an den aristokratischen Vorrechten wenig Theil hatten, fügten sich mit Vergnügen. Anders stand es in Bosnien. Von den bevorrechteten Oberhäuptern dieses Landes, von jenem mit Janitscharen erfüllten Sarajewo, war der Natur der Sache nach nichts als Weigerung zu erwarten; denn sobald sie sich unterwarfen, war es um ihre Vorrechte auf ewig geschehen. Auch gaben sie auf der Stelle einen großen Widerwillen kund. Es ist sehr bezeichnend, wie sie sich ausdrückten. Bei den neuen Uniformen wurden die Riemen kreuzweise über die Brust geschnallt. Kreuzen heißt in dieser Sprache zugleich sich taufen lassen. „Wenn sie sich kreuzen wollten", sagten sie, „brauchten sie den Sultan nicht: das könnten sie von Oestreichern oder Russen besser haben." Sie waren hierüber alle Eines Sinnes.

Den neuen Wesir, Hadschi-Mustafa, den ihnen der Sultan mit sechs Commissaren zuschickte, um die Einrichtungen der Reform zu treffen, nöthigten sie, sammt diesen Bosnien zu verlassen. Im Januar 1827, in der ungünstigsten Jahreszeit, kamen die Verjagten

1) Ferman des Großherrn an den Kadi von Constantinopel 11. Silkade 1241 (16. Juni 1826). Er enthält auch jenes Fetwa.

sämmtlich in Serbien an. Auch hier aber ging es ihnen nicht nach Wunsche. Ich will ein übrigens unbedeutendes Ereigniß erzählen, weil es die Lage jener Länder und den Widerstreit des neuen Zustandes mit den gewohnten Sitten darstellt. Unter den geflüchteten Commissaren war einer, der eine griechische Sklavenfamilie, die wahrscheinlich während des Krieges in seine Gewalt gekommen war, in seinem Gefolge hatte. Es waren eine Mutter, ihre siebzehnjährige schöne Tochter und ein paar Knaben. In Semendria fand die Mutter Gelegenheit, zu entfliehen. Sie begab sich zu Milosch und flehte ihn an, auch ihre Kinder von dem Tyrannen zu erretten. Indem der Türke unter heftigen Drohungen nach ihr suchte, kam ihm ein Bote von Milosch. Der Fürst ließ melden, die Frau sei bei ihm; aber statt sie herauszugeben, forderte er vielmehr auch die Kinder. Er bezog sich auf ein jüngst erlassenes Verbot des Sultans, Griechen zu Sklaven zu machen; doch bot er eine kleine Entschädigungssumme an. In der Besorgniß, nicht allein die Mutter niemals wieder zu bekommen, sondern auch die Kinder zu verlieren, wandte sich der Türke an den Pascha von Belgrad und bat ihn um Schutz. Der Pascha erwiederte, gegen Milosch vermöge er ihn nicht zu schützen; wolle er behalten, was er noch habe, so möge er sich geschwind nach dem östreichischen Gebiet begeben. Der Türke befolgte diesen Rath. Kaum war er aber in Pancsowa angekommen, so erschien auch die Griechin. Mit fliegenden Haaren, die Brust mit den Händen schlagend, rief sie: „ihr Brüder, ihr Christen, helft mir, daß die Ungläubigen nicht meine Kinder wegführen.“ Es entstand ein Auflauf, in welchem man die Kinder von dem türkischen Wagen nahm und außerhalb des Ortes in einem Kloster versteckte. Der Türke beklagte sich bei dem Commandanten. Dieser entgegnete: er wisse nicht, wo man die Kinder hingebracht; in dem östreichischen Staate gebe es übrigens keine Sklaven. Jener bekam sie nicht wieder; betrübt reiste er über Temeswar und Orschowa zurück. Die griechische Familie fand Aufnahme bei Milosch. Das junge Mädchen ward in Semendria verheirathet, wo sie jedoch kurz darauf gestorben ist.

Wollte der Sultan seine Einrichtungen durchsetzen, so mußte er es auf eine andere Art versuchen und sich vor allem erst auf dem einen oder dem andern Wege der Gewalt in diesem Lande wieder versichern.

Wie die Widersetzlichkeit desselben zwar heftig und gewaltsam, aber doch nicht gerade ein offener Aufruhr war, so würde auch dem

Sultan ungelegen gewesen sein, sogleich zu den Waffen zu greifen. Noch gab es andere Mittel.

Er ernannte den bisherigen Pascha von Belgrad, Abdurrahim, zum Wesir in Bosnien, einen Mann von kränklicher Leibesbeschaffenheit, der aber die türkische Tugend, eine verschlagene Entschlossenheit, mit großer Ergebenheit gegen den Sultan verband.

Mit außerordentlicher Gewandtheit unterzog sich dieser seinem schwierigen Auftrage.

Die Freundschaft, in der er mit dem Fürsten Milosch von Serbien stand, benutzte er, um mit dessen Hülfe eine kleine Schaar von ein paar hundert Mann auszurüsten.

Indessen hätte er Bosnien nicht betreten dürfen, wenn es ihm nicht ferner gelungen wäre, von den Häuptlingen dieses Landes den einen und den anderen zu gewinnen. Glücklich brachte er den Capetan Widaitsch von Swornik auf seine Seite. Swornik wird für den Schlüssel von Bosnien gehalten, und soeben waren die Agas von Sarajewo, die dem Widaitsch mißtrauten, im Begriff, es selber zu besetzen, als Abdurahim ihnen noch eben zuvorkam. Widaitsch nahm ihn in seine Festung auf.

Hierdurch gewann Abdurrahim so vieles Vertrauen zu seiner Sache, daß er in dem Bujurdi, in welchem er seine Ankunft verkündigte, eine entschiedene Sprache redete.

„Von fernher“, sagte er darin, „sende ich Euch, o Muhammedaner von Bosnien, den Gruß des Glaubens und brüderlicher Einigkeit; Euerer Thorheit will ich nicht gedenken. Ich komme, Euere Augen dem Licht zu eröffnen. Die heiligen Befehle unseres mächtigsten Kaisers bringe ich Euch und erwarte, daß Ihr ihnen gehorsamt. Dann habe ich Macht, Euch alle Euere Fehler zu verzeihen. Wählet nun selbst! In Euerer Hand steht es, Euer Leben zu erhalten oder zu verlieren. Denket reiflich nach, damit Euch nichts gereue.“

Auch in diesen Ländern hat die gesetzliche Gewalt, sobald sie sich ihrer Stärke bewußt wird und die Zügel ernstlich ergreift, doch ein unwiderstehliches Uebergewicht. Schon fing Jedermann an, auf seine Sicherheit zu denken. Dem neuen Wesir gelang es, seiner Proklamation noch einen besonderen Nachdruck zu geben.

In seinem Gefolge waren die Anhänger Dschelaludins, die nach dessen Tode das Land hatten räumen müssen, eine Partei, — der in Bosnien herrschenden entgegengesetzt, — welche die Neuerungen des Sultans guthieß: es waren die Brüder Dschindschafitsch, Gjul-Aga und mehrere andere. Unter dem Schutze des Wesirs ver-

suchten sie, nach Sarajewo zurückzukehren, was ihnen über Erwarten gelang. Eine große Partei erhob sich für sie; es kam zu einem Kampfe innerhalb der Stadt; eine Zeit lang suchten sich die Gegner des Sultans noch in der Festung zu halten; aber zuletzt mußten sich alle ergeben.

Wir sehen, es gab eine Partei im Lande, der die Ankunft Abdurrahims selber erwünscht war, und die durch ihn emporkam. Wenn der serbische Fürst ihn unterstützte, so geschah das auch darum, weil die Unabhängigkeit der bosnischen Aristokratie ihn allemal bedrohte. Abdurrahim hatte die Geschicklichkeit, diejenigen Verbündeten in Bewegung zu setzen, deren Interesse mit dem seinen zusammenfiel. Nachdem seine Freunde in Sarajewo den Sieg davongetragen, war er Meister im Lande.

Er begann damit, an denen, welche sich in der Festung hatten ergeben müssen, eine furchtbare Rache zu vollstrecken. Es waren sieben vornehme Oberhäupter: Pino Bajraktar, Ibrahim-Aga Bakrowitsch, zwei Brüder Tamischtschi, Feiz-Aga Turnadschia, Hadschi-Alud-Aga Turnadschia und Janitscharen-Aga Rustschuklia. Sie wurden zu ihm nach Swornik gebracht. Er ließ sie sämmtlich enthaupten.

Noch manche Andere, die er in seine Hand bekommen, bestrafte er auf dieselbe Weise; nicht immer half es, daß man ihm Abgeordnete sandte oder persönlich vor ihm erschien, um sich ihm zu unterwerfen; auch von den Unterwürfigen hat er nicht wenige umbringen lassen. Noch kannte man in jenen Ländern keine andere Art, seine Gewalt zu befestigen, als den Tod des Gegners. Die moslimische Geschichte spricht diese Gesinnung von Anfang an aus; auch auf Milosch wirkte sie, wie wir wissen, zurück.

Wie sich Abdurrahim einigermaßen sicher sah, zog er mit großem Pomp in Sarajewo ein. Er aber war nicht gemeint, es nach der alten Verpflichtung der Wesire des anderen Tages wieder zu verlassen. Gerade hier glaubte er seinen Sitz aufschlagen zu müssen, um die mächtigen Oberhäupter zu beaufsichtigen und im Zaum zu halten. In seinen Gewaltthätigkeiten fuhr er fort, wie er angefangen. Man zählt mehrere hundert Bürger, die er umgebracht; in Einer Nacht soll er einmal gegen dreißig haben köpfen lassen. Die Rajah suchte er mit starken Gelderpressungen heim.

Und so gab es wieder einen Herren in Bosnien. Niemand wagte, der Janitscharen noch zu erwähnen. Die neuen Uniformen wurden nicht mehr zurückgewiesen. Die Capetane fügten sich und

zogen sie an. Das gesammte Land unterwarf sich den neuen Ordnungen. Nun aber erst sollte dieser Gehorsam seine Probe bestehen. Der russische Krieg brach aus, und der Sultan zweifelte nicht, sich in demselben auch der Bosnier bedienen zu können.

In der That sammelten sie sich bei Bjelina. Ihr Heer war auf 30000 Mann berechnet. Wir waren alle gespannt, was diese Miliz, die früher als die beste des Reiches gegolten hatte, — wild und großmüthig wie der Löwe, die Schutzwehr von Constantinopel, wie sie Omar Efendi nennt, — unter dem Einfluß des neuen Systems ausrichten würde. Durch Serbien wollte sie ihren Weg nach der Donau nehmen. Die Pforte muthete dem Fürsten Milosch an, ihren Durchzug zu gestatten Sie ließ ihn wissen, „seinem Lande solle dabei kein Schade geschehen: wenn das Ei einen Para koste, werde man es mit zwei Para bezahlen."

Empörung.

Man hat Mahmud II. oft mit Peter dem Großen verglichen, und es ist nicht zu läugnen, daß, wie Strelitzen und Janitscharen, so auch die Zerstörer dieser Milizen eine gewisse Aehnlichkeit mit einander haben. Insofern lassen sich die beiden Fürsten mit einander vergleichen, nur nicht in Genialität, ursprünglicher Aneignung, Mannichfaltigkeit der Gesichtspunkte und in jener Charakterstärke, die eine Nation mit sich fortreißt. Wie wenige Fürsten aller Zeiten giebt es, die darin mit Peter dem Großen zu vergleichen sind, geschweige denn Mahmud! Peter war original, hervorbringend, schöpferisch, Mahmud ein Nachahmer; Peter ergriff das Wesentliche, die Hauptsache; Mahmud gefiel sich in dem Unbedeutenden, Aeußerlichen.

Daher kommt es auch, daß zwischen ihnen ein anderer großer Unterschied ist. Peter der Große besiegte seine Feinde, ehe er Frieden machte; Mahmud hat sich besiegen lassen: den Frieden von Adrianopel hat er geschlossen, als es in der Gewalt seiner Feinde stand, seine Hauptstadt mit ein paar tausend Mann zu erobern. Hierauf hat er sich auch von seinem Vasallen schlagen lassen und die schönsten Provinzen an ihn aufgegeben.

Da das Vertrauen der Menschen von dem Erfolg abhängt, so liegt am Tage, um wie viel schwieriger seine Stellung durch seine Verluste werden mußte.

Unverständlich bleibt es immer, wie er, noch mitten in den Bewegungen, welche durch seine Reformen hervorgerufen wurden, jenen Hattischerif erlassen konnte, in dem er die Russen als Nationalfeinde bezeichnete, mit denen er nur unterhandele, um sich indeß zum Kampfe gegen sie vorzubereiten, — eine Erklärung, ohne welche es damals schwerlich zum Kriege gekommen wäre.

Als dieser ausbrach, sah sich Mahmud sofort in großer Bedrängniß. Er fürchtete eine Erhebung der Rajah des Reiches zu Gunsten ihrer russischen Glaubensgenossen.

Trotz der erwähnten Zusicherungen traute er doch den Serben keineswegs. Wenn er die bosnischen Truppen bei Bjelina unfern der serbischen Grenze zusammenzog, so geschah es auch darum, weil er fürchtete, die Serben würden sich für die Russen erklären und ihren Abfall förmlich aussprechen. Er wünschte sie durch die bosnische Macht im Zaum zu halten. Die Serben fühlten dies auf der Stelle. Fürst Milosch weigerte sich, den Durchzug der Bosnier zu gestatten. Er sprach aus: seine Nation, die in der Regel schon mancherlei leiden müsse, wenn nur ein kleiner Trupp etwa nach Belgrad gehe, um die dasige Besatzung zu verstärken, fürchte Alles von den Gewaltthätigkeiten einer starken Heeresmacht und werde nicht dulden, daß eine solche in das Land einrücke. Entschlossen, dies selbst mit Gewalt der Waffen zu verhindern, stellte er serbische Mannschaften an der Drina auf.

In der That waren die Besorgnisse des Sultans unbegründet; Rußland wünschte selbst, daß Serbien ruhig bleiben möchte; auch war dies das Interesse des Fürsten Milosch; ganz auf einer anderen Seite lag die Gefahr, welche der Sultan zu fürchten hatte.

Die Bosnier verbargen sich nicht, daß der Sultan, wenn er siege, ihnen ein noch weit härteres Joch auflegen würde. In den Gefahren und Bedrängnissen, in die der Krieg den Großherren setzte, sahen sie das letzte Mittel, sich einer Herrschaft zu entledigen, die ihnen von Tage zu Tage unerträglicher wurde.

Sie zeigten auch hier eine Mischung von Gewaltsamkeit und Hinterlist, die einen Charakterzug barbarischer Nationalitäten ausmacht.

Von allen Schlössern und Städten zogen die Truppen nach dem Adlersfeld — Orlowopolje — dort bei Bjelina, ihrem bestimmten Sammelplatz. Der Wesir beabsichtigte, mit den Mannschaften von Sarajewo in Kurzem eben dahin aufzubrechen. Indem er sich dazu anschickte, ereignete sich, daß die Leute von

Wisoko, einem minder bedeutenden Orte unfern der Hauptstadt, statt ihren Weg, wie sie gesollt hätten, unmittelbar nach Orlowopolje zu nehmen, vor Sarajewo ankamen. Der Wesir schickte seinen Kiaja und einige vornehme Einwohner der Stadt hinaus, um über die eigenmächtige Abänderung des Marsches Erklärungen zu fordern. Ein Kapidschi-Baschi, der eben von Constantinopel angekommen, begleitete die Mission und gab ihr noch ein besonderes Ansehen. Es war aber ohne Zweifel eine zwischen den Oberhäuptern von Wisoko und Sarajewo abgeredete Sache. Schon waren Tausende von den Einwohnern hinausgegangen, viele wohl nur aus Neugier — es war gerade eines Freitags, an welchem die Türken nicht arbeiten —, andere nicht ohne Absicht. Als nun jene Mission mit barschen Worten den ungesäumten Abmarsch nach dem bestimmten Sammelplatz forderte, traten einige ärmere Einwohner von Wisoko aus den Reihen hervor und ließen vernehmen: „ohne Geld seien sie nicht im Stande, einen Schritt weiter ins Feld zu rücken; schon um sich auszurüsten und bis hieher zu gelangen, seien Einige gezwungen gewesen, ihre Kinder, sagten sie, zu verkaufen." Der Kapidschi-Baschi und der Kiaja geriethen hierüber in zornige Aufregung. Ohne sich lange zu besinnen, den Grundsätzen türkischer Gerechtigkeit gemäß, befahlen sie ihrem Gefolge, die Wortführer zu ergreifen, hinwegzuführen und zu enthaupten. Allein damit riefen sie den vollen Sturm hervor. „Wer an den Propheten glaubt," schrieen die Ergriffenen, „helfe und errette uns!" Alles griff zu den Waffen: die Kameraden der Angetasteten, die Einwohner von Sarajewo, sowohl die, welche darum wußten, als, von dem Beispiel fortgerissen, die übrigen. Der Kapidschi-Baschi und der Kiaja behielten nicht Zeit, ihre Pferde wieder zu besteigen; wie sie waren, zu Fuß, verfolgt von Flintenschüssen, eilten sie nach der Stadt zurück. Mit ihnen zugleich kam die tobende, bewaffnete Menge daselbst an. Die Mannschaft des Wesirs säumte nicht, Widerstand zu leisten. Es waren ihrer gegen 2000 Mann, aber alle zerstreut; sie suchten sich zu halten, wo sie zunächst mit den Gegnern zusammentrafen, auf einer Brücke, bei einer Moschee, einem Hause. Sie waren jedoch bei weitem zu schwach. Nur eine kleine Anzahl hatte Zeit gehabt, sich in die Festung zu ziehen, wo der Wesir sich aufhielt, und diese beschossen mit den paar Kanonen, die sie hatten, die niedere Stadt. Aber bei weitem mehr richteten die Bosniaken aus, die ihre einzelnen Feinde ins Auge faßten und mit dem kleinen Gewehr sicher erlegten. Drei Tage schlug man sich; endlich sah sich Abdurahim genöthigt, auf seine eigene Rettung

zu denken. Gern hätten ihm die Bosniaken, die sich als Sieger fühlten, den freien Abzug verweigert; aber die Aelteren, Erfahreneren, zufrieden mit den bisherigen Erfolgen, überredeten die Jugend, denselben zu gestatten. An dem vierten Tag, einem Dienstage im Juli 1828, zog Abdurahim ab. Man erlaubte ihm, die Kanonen — die er selber mitgebracht — mit sich fortzuführen. Er schlug den Weg nach Orlowopolje ein.

Hier hatten indeß die Nachrichten von Sarajewo ihre natürliche Wirkung geäußert. Hatte man zu wählen zwischen einem gefährlichen Kampfe mit den Russen, aus dem, wenn er einen glücklichen Ausgang hatte, nur eine größere Unterdrückung der Landesfreiheiten hervorgehen konnte, und der Aussicht, ohne alle Mühe zu dem Genusse der gewohnten Unabhängigkeit zu gelangen, wie hätte man zweifeln sollen, was zu thun sei? Nachdem der Wesir geschlagen war, hatten seine Befehle alle ihre Kraft verloren. Die Mannschaften, welche sich in Orlowopolje gesammelt, ergriffen den günstigen Augenblick und gingen auseinander. Der Wesir kannte den Zustand dieser Länder zu gut, um noch einige Hoffnung zu hegen. Er begab sich nach Traunik und von da ins Feld gegen die Russen. Doch kam er ohne das Heer an, das er herbeizuführen gehofft hatte.[1])

Um die Ruhe wenigstens scheinbar zu erhalten, bequemte sich der Sultan, einen anderen Wesir von milderer Gesinnung nach Bosnien zu schicken. Dieser nahm dann seinen Sitz wieder zu Traunik und fand nicht mehr Gehorsam, als seine früheren Vorgänger.

1) Es ist vielleicht der Bemerkung werth, wie nur in einiger Entfernung der Zeit und des Ortes dies Ereigniß sogleich gewissermaßen eine mythische Gestalt annahm. Slade, der im Jahre 1829 in Constantinopel war und wenigstens Adrianopel und Philippopel, den ganzen Schauplatz des russischen Krieges bereiste, erzählt es in seinen Records I, p. 301, folgendergestalt: From Bosnia, a province filled with a robuste and warlike population, the Sultan expected efficacious succour and showed it by ordering Abdurrahman Pasha its governor to march with forty thousand men towards the Drina, in order to observe the Servians who under Pr. Milosch were suspected of intentions favourable to Russia. But in Bosnia the spirit of Janissarism or the desire of preserving ancient institutions prevailed in so much that the pasha afraid of the result deputed a Bimbashi in his place to accompany the Mollah to the camp to read the firman. Having heard it the troops burst out into murmurs which soon increased to violence. The Bimbashi and the Mollah were shot dead and the new uniforms which had been brought to dress them in, were piled on the spot and burnt. — Wie seltsam sind hier einige Züge der wahren Begebenheit zu dem fabelhaftesten Gerücht umgestaltet! —

Der Skodra-Pascha.

War es aber wohl zu erwarten, daß die Widersetzlichkeit der Bosnier, so tief begründet, durch eine so grausame Gerechtigkeit, wie sie erfahren hatten, genährt, immer nur abwehrend bleiben sollte?

Man wird einverstanden sein, daß es nur eines Anlasses, eines Oberhauptes, eines Namens bedurfte, um die Absicht hervorzurufen, eine Wiederholung solcher Versuche auf immer unmöglich zu machen.

In dieser Beziehung ward dann Mustapha, Pascha von Scutari, von Türken und Albanesen der Skodra-Pascha genannt, vor allem wichtig. Seit dem Falle von Ali-Pascha fing man an, seinen Namen zu nennen. Er zählte damals ungefähr 25 Jahre; er war nicht ungelehrt in türkischen Wissenschaften: man sagt, er habe eine Liebhaberei — die seltenste unter Türken — für Geographie und Landkarten gezeigt; vor allem aber war er kriegerisch und trotzig auf sein Recht. Seit undenklichen Zeiten war das Paschalik von Scutari in seiner Familie, dem Hause Buschatlia, erblich. Dieses Haus, eines der ältesten in diesen Gegenden, leitet sich von dem Stamme der Merljawtschewitschen her, aus welchem König Wukaschin entsprossen war. Die serbischen Volkslieder bestätigen dies zwar nicht; doch schreiben auch sie dem Hause einen rühmlichen Ursprung zu: sie leiten es von Iwan Zernojewitsch ab. In Sultan Mahmud, der jede erbliche Berechtigung mit Haß verfolgte, sah Mustapha einen natürlichen Feind. Er erinnerte sich seines Vaters Kara-Mahmud, der sich dadurch einen Namen gemacht, daß er seine Burg wider eine unglaubliche Ueberzahl großherrlicher Truppen behauptet hatte. Auch er erwartete einen ähnlichen Anfall.

Im Jahre 1823 ließ er sich zwar bewegen, einen Angriff auf Griechenland zu machen; allein nur mit außerordentlicher Vorsicht unternahm er denselben. Hätte der heldenmüthige Bozzaris ihn in dem Zelte bei Karpenissa gefunden, wo er ihn suchte, so würde er fast mehr den Sultan, als die Griechen eines Feindes entledigt haben. Doch es war anders bestimmt. Bozzaris selbst kam um. In dem Augenblicke seines Todes, wie seine Landsleute sagen, erwarb er die Unsterblichkeit.

Im Jahre 1829 rückte Mustapha auch wider die Russen ins Feld. Um mit dem Sultan nicht geradehin zu brechen, hatte er es den dringenden, fast demüthigen Bitten desselben nicht abschlagen können. Allein nicht ohne die größten Bedenklichkeiten machte er sich auf den Weg. Man denke, was er that. Es war ihm nicht genug, Scutari

mit seinen ergebensten und tapfersten Leuten zu besetzen; mit grausamer Vorsicht ließ er einen seiner Verwandten, dem nach ihm das Paschalik zugefallen wäre, in dem Gefängniß erdrosseln, in welchem er ihn schon lange gehalten hatte. Das oberste Gesetz ihrer wilden und blutigen Moral ist diesen Menschen, sich selbst zu erhalten. Nichts, was dazu dient, wie entsetzlich es auch sei, halten sie für ein Verbrechen. Erst dann brach Mustapha auf. Auf eine furchtbare Weise hielt er Mannszucht unter seinen Truppen. Als die serbischen Abgeordneten nach Nisch kamen, um ihn zu bewillkommnen, sahen sie im Lager einige Hingerichtete liegen, neben ihnen ein paar Zwiebeln, eine abgestochene Henne oder andere Lebensmittel, zum Zeichen, daß die Leute deshalb hingerichtet worden, weil sie sich unrechtmäßig in den Besitz so geringfügiger Gegenstände gesetzt hatten. So gelangte er nach Widdin, mit einem Heere, das man auf 35000 Mann schätzte, und machte Anstalt, den Feldzug zu beginnen. Doch war das niemals sein Ernst. Er trug nur Sorge, seine Mannschaften ungeschwächt zu erhalten. Er wußte wohl, daß jeder Verlust ein doppelter war, daß, wenn er seine Leute im Dienste des Sultans aufopferte, der Sultan ihn ebendarum nur um so eher zu Grunde richten würde. Seine Vertrauten hörte man sagen: sie sähen sich jetzt zwischen zwei Feinden, den Russen und der Pforte: es sei zweifelhaft, welchen sie mehr zu fürchten hätten, welcher von beiden ihr Verderben am meisten wünsche.

Kein Wunder, wenn dann dies Heer den Russen keinen ernstlichen Widerstand entgegensetzte. Den Uebergang über den Balkan würde es vielleicht haben verhindern können, wenn es sich hätte anstrengen wollen; allein dies war nicht seine Absicht; Diebitsch überstieg das Gebirge mit einer Leichtigkeit, die ihm selber unerwartet war: keine Stadt und kein Heer konnten ihm dann noch widerstehen. Als er Adrianopel besetzte, war die große Frage zwischen den beiden Reichen entschieden.

Von Bosnien hatte sich nun wohl eine kleine Heerschaar aufgemacht; aber sie erschien erst in Philippopolis, als es bereits zu spät war.

Es ist nur allzugewiß, daß diese Vasallen die Unfälle ihres Herren nicht ungern sahen. Auch Mustapha war ein entschiedener Feind der Reformen. Von Anfang an hatte er erklärt: wie mit der Flinte, so in der Tracht, in der seine Vorfahren dem Sultan gedient, wolle auch er ihm dienen, aber in keiner anderen und auf keine andere Weise.

Durch die Ereignisse genährt, erhob diese Gesinnung allenthalben ihr Haupt. Die allgemeine Meinung schrieb die Unfälle des Krieges den Reformen zu. Wie sonderbar! Indem die Ankunft der Russen allen christlichen Unterthanen als ein Moment ihrer Befreiung von den Moslimen erschien, erblickten diese selbst in ihr mit Freuden die Möglichkeit, sich ihres Herren zu entledigen. In Constantinopel wurde der Turban, hie und da die Tracht der Janitscharen wieder gesehen; überall hielt man Zusammenkünfte; man war entschlossen, bei dem ersten Erscheinen der russischen Truppen zunächst den Sultan vom Throne zu stoßen.

In diesem Augenblicke ward Mustapha ernstlich thätig. Er rückte mit einer Entschlossenheit vor, die man nicht an ihm kannte. Man hat gesagt, seine Absicht sei gewesen, den Frieden zu verhindern; größere Wahrscheinlichkeit jedoch hat die andere Ueberlieferung, er habe nach Constantinopel gehen wollen, um den Sultan abzusetzen.

Man sieht, durch wie mannichfaltige Bedrängnisse die Halsstarrigkeit Mahmuds gebrochen, wodurch er genöthigt wurde, auf den Frieden Bedacht zu nehmen. An dem nämlichen Tage, als er, um über denselben zu unterhandeln, seinen Defterdar und seinen Kadi-Asker in das feindliche Lager schickte, nahm er in der Hauptstadt entsetzliche Executionen vor. Alle Straßen waren mit den Leichen der Hingerichteten, Schuldiger und Verdächtiger, angefüllt. Erst als der Friede geschlossen war, erschien Mustapha in der Nähe der Russen. Wie gesagt, er war hauptsächlich ein Feind des Sultans; doch mußten ihn diese für den ihren halten. General Geismar hatte ein Gefecht mit ihm und wies ihn zurück.

Gleich in demselben Momente, in welchem die Russen den Sultan zu einem so schimpflichen Frieden genöthigt hatten, mußten sie in anderer Hinsicht indirect seine Vertheidigung übernehmen.

Noch eine geraume Zeit hielt sich Mustapha in dem Lager bei Philippopel. Er ging nicht nach Hause, ehe er die Provinz ganz ausgesogen und überdies eine Summe Geldes von dem Großherren erhalten hatte. Auch dann begab er sich nur zurück, um eine günstigere Gelegenheit zu erwarten, wozu sich ihm in seiner Verbindung mit den Bosniern eine nahe Aussicht darbot.

Hussein-Capetan.

In Bosnien nämlich hatte indes die vollkommenste Anarchie geherrscht.

Unbekümmert um die allgemeinen Schicksale des Reiches, selbst von der Entscheidung der Fragen, an denen ihre eigene Existenz hing, wenig berührt, führten die Oberhäupter, wie sie pflegten, ihre kleinen Kriege miteinander.

Indem ich ein Beispiel derselben erzähle, berühre ich zugleich die Entwickelung, durch welche in diesen anarchischen Widerstand allmählich eine gewisse Form und Ordnung kam.

Ali-Pascha Widaitsch von Swornik, war im Jahre 1829 zum Pascha von Srebrnitza ernannt worden; aber als er sich in Besitz dieser Feste setzen wollte, war sie schon von einem dortigen Aga — des Namens Memisch — eingenommen worden; Memisch hatte die Moslimen gewonnen und zugleich die Christen bewaffnet; alle Anstrengungen des Widaitsch, ihn zu verjagen und sich sein Recht zu erkämpfen, waren vergebens; er machte sich auf den Rückweg nach Swornik.

Wer beschreibt aber das Erstaunen, das ihn ergriff, als er auch die Thore von Swornik verschlossen fand. In seiner Abwesenheit hatte sich einer seiner Verwandten, Mahmud-Pascha, ein guter Freund jenes Memisch, zum Meister daselbst gemacht. Wollte Ali seinen alten Besitz nicht geradezu aufgeben, so war er genöthigt, Gewalt zu brauchen. Zu seinem Glück wohnten ihm noch Freunde in der Stadt, und durch diese gelang es ihm, hineinzudringen. Es kam zu einem Kampfe in den Straßen um die Häuser und Plätze.

Und wahrscheinlich würde Ali hier den Sieg davongetragen haben, wenn nicht sein Feind an dem Capetan von Gradatschatz, des Namens Hussein, einen gewaltigen Verbündeten gefunden hätte. Beiden vereint war Ali zu schwach; er sah sich zuletzt in ein Haus zurückgetrieben. Auch hier vertheidigte er sich noch mit ein paar Momken — er hatte seine besten Schätze, seinen dreijährigen Knaben und seinen arabischen Hengst bei sich, — bis endlich das obere Stockwerk des Hauses ganz zusammengeschossen war. Es liegt etwas Großartiges darin, wie er sich dann benahm. Seinen Knaben gab er einem Momken in die Arme und ließ ihn zu seinem Feinde Mahmud tragen: „der möge mit ihm machen, was er wolle.“ Er selbst ergab sich dem Hussein. Mahmud nahm das Kind und hielt es wie sein eigenes. Hussein führte den Ali mit sich fort nach Gradatschatz; bald wurden sie die besten Freunde und eng verbündete Waffenbrüder. In allen seinen Unternehmungen hat der Capetan seitdem keinen treueren, tapferen Gefährten gehabt, als diesen seinen Gefangenen.

Und hier begegnen wir denn zuerst dem Hussein-Capetan, der sich nach und nach zu dem mächtigsten Oberhaupte in diesem Lande erhob. Er war damals mit Mustapha zu vergleichen, eben auch nicht ohne einen Anflug türkischer Gelehrsamkeit, tapfer, reich, schön, in blühenden Mannesjahren, minder gewaltsam. Sein Vater Osman-Capetan kommt in den serbischen Volksliedern vor; er hatte sich durch eine strenge Gerechtigkeit ausgezeichnet; in seinem Gebiete machte er in Hinsicht des Rechtes keinen Unterschied zwischen Christen und Muhammedanern. Hierin ahmte der Sohn dem Vater nach; in Tapferkeit und Heldenmuth übertraf er ihn. Schon in diesen Jahren hielt sich Hussein für berechtigt, sich den Drachen von Bosnien zu nennen — Smai od Bosna —; selbst in seinen Briefen unterzeichnete er sich mit diesem volksthümlich stolzen Beinamen. Alle Bosnier hatten ihr Augenmerk auf ihn gerichtet und zweifelten nicht, er werde im Stande sein, sie im Genusse ihrer Freiheiten und Rechte zu behaupten.

Denn schon waren sie aufs Neue bedroht. Nach der Entfernung der Russen nahm der Sultan seine Reformen wieder auf. Man kann sagen: er war jetzt dazu gezwungen. In den Altgesinnten des Reiches, die ihn zugleich haßten, weil er sie in ihrem Besitze störte, verachteten, weil er sich hatte schlagen lassen, und doch fürchteten, solange er im Besitze der Gewalt war, lebten ihm lauter entschiedene Gegner. Um sie unterworfen zu halten, griff er sie an. Nachdem es ihm gelungen, sich einiger mächtiger albanesischer Häuptlinge zu entledigen, befahl er im Sommer 1830 dem Wesir zu Traunik, auch in Bosnien Ernst zu gebrauchen, und dieser legte die Uniform an, die ihm aus Constantinopel gesandt worden. Einen ähnlichen Schritt hatten die Bosnier nur erwartet. Mehrere Tausend Mann stark, unter der Anführung des Hussein, suchten sie im Anfange des Jahres 1831 den Wesir in seiner Feste auf. Er konnte ihnen keinen Widerstand leisten. Sie nöthigten ihn, vor ihren Augen die Uniform abzulegen und sich wieder mit der alten Tracht der Wesire zu bekleiden. Gleich als habe er die Religion seiner Väter verletzt, zwangen sie ihn, sich nach ihren Gebräuchen feierlich zu waschen und das moslimische Gebet zu verrichten. Hierauf schleppten sie ihn mit sich fort. Sie beabsichtigten, wider den Sultan ins Feld zu ziehen, wofür sie einen Vortheil darin erblickten, daß sie den Wesir bei sich hatten und unter dessen scheinbarer Anführung vorrückten. Während der Feierlichkeit des Ramadan fand der Gefangene indeß Gelegenheit, zu entkommen.

Durch das österreichische Gebiet kehrte er nach Constantinopel zurück. Nach Vollendung des Festes traten die bosnischen Oberhäupter nichtsdestominder aufs Neue zu Sarajewo zusammen. Eben zog Mustapha Pascha ins Feld. Er hatte 40,000 Mann, und man zweifelte nicht, daß er Constantinopel erobern werde. An dieser Unternehmung beschlossen auch sie Theil zu nehmen und so stark wie möglich ins Feld zu rücken. Sie rüsteten 25,000 Mann.

Es ist nicht zu beschreiben, welche Hoffnungen die altgesinnten Türken allenthalben auf die Unternehmung setzten. In Belgrad jubelten sie laut. In Nisch proclamirte man die Rechte der Janitscharen aufs Neue. Man erwartete eine völlige Umkehr der Dinge: „Skodra-Pascha werde Constantinopel einnehmen, den Sultan absetzen und die alte Ordnung herstellen." In Kurzem hoffte man das zu erleben. Noch in dem Frühjahre drangen die Krdschalien Mustapha's unter Kara-Teisia vor; unter vielen Gräueln bemächtigten sie sich Sophia's. Der Krieg war eröffnet.

Angriffe und Erfolge des Großwesirs.

Es sind dies, wie man sieht, nicht gewöhnliche Empörungen, wie sie unzählige Male in dem osmanischen Reiche stattgefunden, wie, wenn etwa ein Pascha den Gehorsam versagte, oder von seinen Untergebenen vertrieben ward. Es gilt die große Lebensfrage des Reiches, ob es bestehen soll, wie es Jahrhunderte bestanden, mit erblichen Berechtigungen, localen Freiheiten, mit den alten Sitten, und freilich auch der alten Anarchie, oder ob es, man kann nicht sagen, europäisch werden, vielmehr ob es in einen Zustand gerathen soll, wie ihn Mehemet in Aegypten hervorgebracht hat: Vernichtung der bisherigen Oberhäupter, Dienstbarkeit der Landschaft, nur nicht ganz wie der Fellahs, polizeiliche Ordnung, gehandhabt von einer disciplinirten und gehorsamen Miliz.

Einer der größten Bewunderer des Sultans und seines damaligen Wesirs, Urquhart, glaubt aus den Gesprächen mit dem letzten und einigen seiner Anordnungen entnommen zu haben, seine Absicht sei gewesen, einmal allen jenen Gewalthabern, die unter dem Namen Paschas, Begs, Musselims das Land beherrschten, ihre Macht zu entreißen, sie durch besoldete, und eben deshalb um vieles abhängigere Officiere der regelmäßigen Miliz zu ersetzen; sodann

die Auflagen durch einen besonderen Schatzmeister ohne persönliche Vergewaltigungen einzuziehen, die bestimmten Summen immer durch die Primaten der Ortschaften erheben zu lassen.

War es nun die Absicht, die bisherigen Gewalthaber zu vernichten und eine Ordnung der Dinge einzuführen, in der sie sich glücklich preisen mußten, das Leben zu behalten, in der sie aber niemals etwas bedeuten konnten, so kann man sich nicht verwundern, wenn sie sich mit allen ihren Kräften zur Wehre setzten.

Es kam hierbei auf die Bosnier gar bald mehr an, als sie wohl dachten.

Nicht mit einem stärkeren Heere oder Leuten von größerer Tapferkeit, aber mit überlegener Hinterlist setzte sich der kluge Großwesir Reschid dem Pascha von Scutari entgegen. Der Verrath ist in diesen Ländern gleichsam eine erlaubte Waffe, an der Niemand Anstoß nimmt. Wem wären auch die Albanesen jemals treu gewesen? Dem Großwesir gelang es, von den Oberhäuptern, die in dem Heere Mustapha's dienten, einige zu bestechen, andere durch Versprechungen zu gewinnen. Als es auf den Höhen von Prilip zu einem Treffen kam, ging der größte Theil der Armee des Paschas zu dem Großwesir über. Noch einmal wagte er zu widerstehen: allein schon war er im Nachtheil. Er mußte sich nach Scutari zurückziehen.

In dieser seiner Feste, in seinem eigenen Lande war er jedoch noch immer stark, und schon hatten sich die Bosnier in Bewegung gesetzt. Eine eigenthümliche Stellung nahm hierbei Milosch ein, der eben damals als erblicher Fürst von Serbien anerkannt worden war. In einem ausführlichen Schreiben mahnte er die Bosniaken von ihrem Unternehmen ab. Er versprach darin, sie bei dem Sultan wieder in Gnade zu bringen; auch mischte er einige Drohungen ein. Charakteristisch für Personen und Zeiten ist die Antwort, die ihm Hussein zufertigen ließ; er hat sie wörtlich dictirt. „Nimm nur selbst," sagte er, „der wenigen Speise wahr, die du vor dir hast; ich habe meine Schüssel umgestürzt. Eben von einem Großherren, bei dem du dich für mich verwenden kannst, will ich nichts wissen. Dich zu empfangen, bin ich immer und allenthalben bereit; mein Säbel hat gehauen, ehe der deine noch geschmiedet war." Ohne sich irren zu lassen, zogen sie nach den Gebirgen. Milosch ließ sie ziehen. Es waren ihrer gegen 25,000 Mann.

Auch in diesen Barbaren leben doch lebendige nationale Gefühle, sie haben geistige Impulse, wenige, aber starke Erinnerungen und Vorsätze, die diesen entsprechen. Noch in ihrer Provinz hörten

die Bosnier von den Unfällen Mustapha's. Sie schrieben sie mit Recht der Verrätherei der Albanesen zu; sie dagegen, da sie ihre eigene Sache verfochten, fürchteten kein ähnliches Unglück. Daß sie dabei aber doch keine volle Zuversicht hegten, beweist ein Lied, das sie sangen:

„Wir ziehen, Brüder, nach dem ebenen Kossowo; dort, wo unsere Altvorderen ihren Ruhm und ihren Glauben verloren haben, dort mag es sein, daß auch wir unseren Ruhm und unseren Glauben verlieren oder daß wir sie behaupten und siegreich nach Bosnien wiederkehren."

Es liegt etwas Großartiges, ja Erhebendes in diesem Gefühle. Sie meinen für ihren Glauben, für ihr ganzes nationales Dasein zu kämpfen. Das Gefilde suchen sie auf, wo über beide schon einmal, wiewohl unglücklich, entschieden worden ist. Entweder werden sie siegen, und ihre jetzige Religion, den Muhammedanismus, eben da behaupten, wo sie die alte, das Christenthum, verloren haben; oder sie werden unterliegen; dann werden sie sich wenigstens den großen Erinnerungen alter Herrlichkeit und ihres Unterganges zugesellen.

Eine so vollkommene Entscheidung durch die Waffen war ihnen jedoch diesmal nicht bestimmt.

Es schien in Kurzem, als sollten sie schon durch geringere Anstrengungen zu ihrem Ziele gelangen.

Kossowo nahmen sie ohne Schwierigkeit ein; allenthalben wurden sie als Befreier empfangen; nur in Ipek leisteten ihnen die Albanesen und die regelmäßigen Truppen des Großwesirs einigen Widerstand; dem tapferen und geistreichen Ali-Widaitsch, der jetzt, wie gesagt, der getreuste Waffengefährte Husseins war, gelang es bald, die Stadt zu erobern. Der Großwesir, der in Scopia lag, schickte ihnen eine Abtheilung seiner Truppen entgegen; aber auch diese wurde völlig geschlagen; die Albanesen gingen zu den Bosniern über. Wäre die siegreiche Armee vorwärts gerückt, so würde sie Scutari entsetzt und dem gesammten Kriege eine andere Wendung gegeben haben.

Eben dies fürchtete der Großwesir. Verschlagen, wie er war, ließ er es seine ganze Politik sein, die Bosnier zum Rückzuge zu bewegen.

Er ordnete eine Gesandtschaft an sie ab, ihre Forderungen zu vernehmen.

Sie stellten drei Bedingungen auf: zunächst ungestörte Er-

haltung des bestehenden Zustandes ihrer Provinz, ohne alle Reform; sodann Ernennung des Wesirs von Bosnien aus den Eingeborenen, wodurch allerdings ihre Unabhängigkeit erst wahrhaft begründet worden wäre; endlich, in gegenwärtigem Augenblicke: Erhebung des Hussein-Capetan zu dieser Würde.

Die Tataren eilten zwischen den beiden Lagern hin und her. Was konnte der Großwesir thun? Mochte er nun hierzu Vollmacht haben oder nicht, mochte er sein Wort zu halten oder zu brechen gedenken, er mußte dem Feinde, da er ihn nicht vorrücken lassen durfte, seine Forderungen gewähren. Er gestand den Bosniern ihre Bedingungen zu.

Diese aber legten, indem ein gewaltiges Unternehmen ihnen zu gelingen schien, einen Mangel an aller Vorsicht an den Tag. Sie vergaßen ihres alten Freundes, des Skodra-Pascha, der ihnen schon so lange zum Bollwerk gedient und durch seine ganze Lage genöthigt war, ihre Freiheiten zu beschützen; aber überdies warteten sie auch nicht, bis ihnen die neuen Gerechtsamen durch einen Ferman bestätigt wurden: als seien die Versprechungen des Großwesirs schon hinreichend, nahmen sie ihren Rückzug.

Daß sie das thaten, war aufs Neue gutentheils das Werk des Großwesirs. Seine Tataren vermittelten nicht allein die allgemeine Unterhandlung, sie brachten auch geheime Botschaften an den einen oder den anderen der bosnischen Großen. So stellten sie dem Capetan von Tusla vor: es sei wohl billig, daß ein bosnisches Oberhaupt zur Würde eines Wesirs erhoben werde; aber auf keinen Fall gebühre diese Ehre einem so jungen ungeprüften Manne wie Hussein, sondern einem bejahrteren, verständigeren, der eben er, der Tusla-Capetan, selber sei. In der That ging der Alte in diese Falle. Ohne Rücksprache mit den anderen genommen zu haben, brach er mit seinen Leuten zuerst aus dem Lager auf. Ali-Widaitsch sah darin den Anfang einer weitaussehenden Uneinigkeit und wollte ihm nachsetzen und ihn umbringen; Hussein verhinderte es noch. Doch bewirkte dies, daß man, wie man denn ohnehin überaus trotzig auf die Macht der Provinz geworden war, sich um so eher mit dem, was erreicht worden, begnügte und, wie gesagt, den Rückzug antrat.

Und nun hatte der Großwesir freie Hand gegen Mustapha. Mit List und Gewalt griff er ihn an; an den gewohnten Treulosigkeiten fehlte es nicht; endlich gelang es ihm, ihn zu bezwingen: Mustapha ergab sich. Darin scheinen die Osmanen in den letzten

Jahren milder geworden zu sein, daß sie angefangen haben, selbst offenbaren Rebellen das Leben zu schenken: Mustapha wurde nur zur Verbannung verurtheilt. Desto entsetzlichere Grausamkeiten wurden an seinen Leuten begangen. Man empfindet ein Grauen, es nachzusagen. Wurfmaschinen wurden errichtet, die Gefangenen selbst darauf gebracht und nach einem hölzernen Gerüste geschleudert, das mit großen eisernen Widerhaken versehen war. Wo das Eisen in den Leib faßte, blieb er hängen; da mußten die Unglückseligen den entsetzensvollen, schmerzhaften, langsamen Tod erleiden. Ihr Verbrechen war, daß sie Mustapha-Pascha, an den sie sich mit tausend Banden persönlicher Verhältnisse geknüpft, treu geblieben, daß sie nicht auch, wie so viele andere, von ihm abgefallen waren.

Nachdem aber dergestalt, wie früher die Begs von Albanien, so jetzt dies gefürchtete mächtige Oberhaupt vernichtet war —, nach so glücklich zu Ende geführter Unternehmung schien der Großwesir Reschid keine Rücksicht weiter zu kennen. Er erhob sich mit seiner Armee nach Kossowo und schlug sein Lager auf Wutschitern auf; von hier aus konnte er Serbien so gut wie Albanien und Montenegro, hauptsächlich aber Bosnien ins Auge fassen.

In Bosnien hatte Hussein-Capetan die Würde eines Wesirs zu Traunik in Besitz genommen. Er hatte sich eine Hofhaltung eingerichtet, sich einen Kiaja, einen Divan-Effendi, Chasnadar, und wie diese Hofbeamten alle heißen, ernannt. Er glaubte, sein höchstes Ziel erreicht zu haben; er nannte und unterschrieb sich: Wites od Bosna, Held von Bosnien.

Hierdurch aber ward der Neid der übrigen Oberhäupter rege: gleich nachdem man den Sieg erfochten, zeigten sich Uneinigkeiten ohne Zahl.

Einer der mächtigsten Capetane, Ali-Aga von Stolaz, hatte es immer mit dem Sultan gehalten. Wenn es ihm gelungen war, sich seiner Feinde zu entledigen, so verdankte er dies der Hülfe der Rajah; dafür durfte sie dann die Waffen tragen, die sie seinen moslimischen Gegnern entrissen hatte. Der Wesir, der im Jahre 1831 von den Bosniern gefangen weggeführt wurde und ihnen entkam, fand, ehe er nach Oesterreich übertrat, bei Ali-Aga eine Zuflucht. Oft ist dieser von den Uebrigen angegriffen worden; aber sein Schloß, Stolaz in der Herzegowina, war so unangreiflich auf einen Felsen gebaut, seine Rajah so tapfer, daß man ihm nie etwas hat anhaben können. Während der Unternehmungen der Bosnier hielt er sich in stolzer Theilnahmlosigkeit.

Wir sahen, wie sich Mahmud-Widaitsch nur durch die Hülfe Husseins in Swornik erhielt. Aber die Dankbarkeit, die er dafür empfand, war nicht so lebhaft, wie die Bedenklichkeit, mit der es ihn erfüllte, daß sein früherer Gegner, Ali, mit diesem Oberhaupte so vertraut wurde. Mahmud hatte versprochen, nach Kossowo zu kommen; doch sah man ihn daselbst nicht.

Hassan-Aga von Petsch hielt sich zwar in offener Rebellion gegen den Großherren; doch von Hussein wollte auch er nichts wissen. Der Tusla-Capetan machte, wie erwähnt, selber Anspruch auf die höchste Würde.

Außerdem aber fanden sich auch Leute, die nicht gerade durch persönlichen Ehrgeiz oder persönliche Abneigung bestimmt, und doch von immer lebhafteren Bedenklichkeiten ergriffen wurden. Es giebt auch in der Türkei ein Gefühl für die Legitimität. Die bejahrten Agas von Sarajewo hatten an der Bestätigung der in Kossowo erworbenen Zugeständnisse nicht gezweifelt. Daß sie ausblieb, daß auch der Ferman, durch welchen Hussein in seiner Würde bestätigt werden mußte, niemals eintraf, machte sie irre. So entschieden sie an ihren hergebrachten Rechten festhielten, so regte sich doch auch unter ihnen die Meinung, daß die Handhabung einer nicht von dem gesetzmäßigen Herren verliehenen Gewalt eine fortgesetzte Empörung sei und zu keinem guten Ende führen könne.

Mit Vergnügen sah der Großwesir diese Bedenklichkeiten und Entzweiungen überhandnehmen. An seine Versprechungen glaubte er sich nicht gebunden. Da diese Capetane, Begs und Agas, die ihm einen unbesiegbaren Widerstand entgegensetzen konnten, wenn sie einmüthig blieben, wenn sie denjenigen im Besitze der Gewalt erhielten, dem sie doch dieselbe verschafft hatten, sich täglich mehr spalteten, so entschloß er sich zu dem durchgreifenden Schritte einen anderen Wesir von Bosnien zu ernennen, des Namens Kara Mahmud; mit 30000 Mann, 18000 Albanesen und 12000 Mann disciplinirter Milizen, ließ er ihn seinen Weg nach Bosnien nehmen.

Hätte sich Hussein in dem Besitze seiner Stellung sicher gefühlt, so würde er nichts zu fürchten gehabt haben. Er hätte dem Feinde in den Gebirgen entgegengehen können; da hätte er ihn mit leichter Mühe besiegt. Allein schon standen die Sachen so, daß er, wenn er aufbrach, eine Empörung in seinem Rücken besorgen mußte. Obwohl er nicht blutgierig zu nennen war, so hatte er sich doch schon genöthigt geglaubt, einige Agas in Sarajewo hinrichten zu lassen.

So kam es denn, daß er nur ein paar tausend Mann unter Anführern, deren Treue erprobt war, dem Feinde entgegenschicken konnte.

Aber auch diese hätte er besser gespart. Es waren seine tapfersten Leute. Unter dem Alaibeg Todorowitsch rückte eine Schaar von achthundert Mann gegen Kossowo vor und besetzte das Städtchen Baniska. Bald sahen sie sich von 15000 Mann angegriffen. Sie vertheidigten sich lange und herzhaft; allein die Ueberzahl des Feindes war allzu unverhältnißmäßig; endlich mußten sie, so viele ihrer noch am Leben waren, sich sämmtlich ergeben. Sie wurden nach Constantinopel abgeführt.

An der Brücke des Lim hatte sich der Muselim von Prijepolje, Hadschi-Mui-Aga, obwohl früherhin nur ein Handelsmann, jetzt ein tapferer Anführer und einer der entschiedensten Anhänger des alten Zustandes der Dinge und des Hussein, mit einer ziemlichen Mannschaft und ein paar Kanonen aufgestellt. Nach kurzem Widerstande mußte auch er sich der Uebermacht ergeben. Man setzte ihn, mit dem Gesicht rückwärts gekehrt, auf einen Esel; so führte man ihn durch die Stadt, deren Oberhaupt er eben noch gewesen war. Er rief: „giebt es hier keinen Türken, um mich zu erschießen und mich von dieser Schmach zu befreien?“ Sie antworteten ihm: „hier ist kein Türke; ihr Bosniaken allein seid die echten Türken.“

Und so führte Kara-Mahmud, nicht weiter aufgehalten, sein Heer das Gebirge hinab, gegen Sarajewo vorwärts.

Erst jetzt erhob sich Hussein. Nicht weiter, als fünf Stunden Weges wagte er sich von der Hauptstadt zu entfernen. An dem Berge Wites erwartete er die Gegner; er hatte ungefähr 20000 Mann bei sich. Auch die Rajah hatte er in die Waffen gerufen, und wenigstens aus seinem eigenen Gebiete von Gradatschaz war sie zahlreich herbeigekommen. Allein als es zum Schlagen kam, fühlte sie doch keine Lust dazu, denn welches auch der Ausgang sein mochte, so sah sie keine wirkliche Verbesserung ihrer Lage voraus und von dem Siege der bosnischen Aristokratie hatte sie am Ende noch mehr zu besorgen, als von einem Siege des Großherren. Unter den Muhammedanern zeigten sich die gewohnten Entzweiungen. Von jenen 20000 Mann haben sich kaum 3000 ernstlich geschlagen. Kara-Mahmud behielt den Platz.

Noch einmal, vor den Mauern von Sarajewo, rückte ihm Hussein entgegen. Er war außerordentlich tapfer. Ali-Widaitsch wetteiferte mit ihm; acht Pferde sind an diesem Schlachttage unter

ihm gefallen. Wären nur zwanzig Anführer gewesen, wie diese beiden, so würde das Heer des Großherren vernichtet worden sein. Aber die meisten erwarteten die Entscheidung und wollten sie nicht selbst herbeiführen: sie sahen dem Kampfe zu. Dennoch erlitt Kara-Mahmud außerordentliche Verluste, und er soll selbst einmal an den Rückzug gedacht haben; aber noch im rechten Augenblicke erschien Ali-Aga von Stolaz mit seiner herzegowinischen Rajah auf dem Schlachtfelde; er nahm die Bosnier in die Flanke und entschied ihre Niederlage.

Hierauf war an keinen weiteren Widerstand zu denken. Von den Capetanen und Begs dachte ein Jeder nur seine Heimath zu erreichen; von ihren festen Schlössern aus hofften sie mit dem neuen Wesir Verträge schließen zu können. Die Agas der Stadt sahen die Rettung ihrer Besitzthümer allein in einer baldigen Uebergabe. Hussein erkannte, daß er sich nicht behaupten würde; er sah sich zu dem letzten Schritte gezwungen, der den geschlagenen Oberhäupteren dieser Landschaften übrig bleibt: er begab sich über die österreichische Grenze. Der getreue Ali-Widaitsch, der Molla von Sarajewo, der immer seine Partei gehalten, der Krupa-Capetan und gegen zweihundert Andere begleiteten ihn.

Kara-Mahmud zog in Sarajewo ein. Man muß ihm zugestehen, daß er seine Leute gut in Mannszucht hielt; von den Gräueln, die sonst eine Eroberung begleiten, ward diesmal nichts verspürt. Aber, wie man denken kann, auch davon wollte er nichts wissen, daß er nun seine Wohnung in Traunik aufzuschlagen habe, wie die ehemaligen Wesire gethan. Auf der Goritza, eine Viertelstunde von Sarajewo, richtete er sich einen Konak zur Wohnung und Kasernen für seine Soldaten ein.

Die Capetane hatten sich geschmeichelt, gute Bedingungen für ihre Unterwerfung zu erhalten; allein Kara-Mahmud nöthigte einen nach dem anderen mit Gewalt, sich zu ergeben; er fragte nicht lange, ob man mehr oder minder für Hussein gewesen sei. Hassan-Aga von Petsch ward so gut, wie die Uebrigen, zuerst in das Lager des Großwesirs und von da nach Constantinopel gebracht. An die Stelle der erblichen Häupter traten allenthalben Muselims, Beamte des Wesirs.

Nur Ali-Aga von Stolaz war, wie billig, hiervon ausgenommen. Er wurde zum Pascha der Herzegowina ernannt.

Die Flüchtlinge.

Nur Eine Sorge blieb dem Großwesir übrig, ehe er zu einer neuen Bestimmung nach Asien ging. Er wünschte, die Gefahr zu beseitigen, mit welcher die auf das östreichische Gebiet übergetretenen Flüchtlinge die Ruhe von Bosnien bedrohten. Schon hatten sich die Einwohner von Sarajewo noch einmal empört und den Kara-Mahmud auf Goritza angegriffen. Er hatte sich wider sie gehalten und ihnen nur ein desto strengeres Joch auferlegt. Wie leicht konnte aber in der Abwesenheit des Großwesirs und seiner Armee die Rückkehr der Verjagten eine neue und glücklichere Erhebung von besserem Erfolge herbeiführen!

Deshalb ließ nun Reschid vor seiner Abreise sämmtliche Flüchtlinge zur Rückkehr einladen durch eine Botschaft, welche Fürst Milosch vermittelte: der Großwesir versprach ihnen Sicherheit für ihre Person und für ihr Vermögen, wohlverstanden, soviel sie desselben bei sich hätten; außer ihrer Provinz solle ihnen das ganze türkische Reich offen stehen. Noch viel weniger, als ein anderer Exilirter, mag es ein Moslim außerhalb seines Vaterlandes aushalten: es fehlt ihm das ganze Element des Lebens, in dem er sich bewegt. Bei weitem die meisten nahmen diesen Antrag an. Selbst so sehr compromittirte Leute, wie der junge Krdschalienanführer Kara-Teisia, der die Plünderung von Sophia verschuldet hatte, wagten es auf die Gefahr und gingen hinüber.

Von dieser Amnestie waren nur wenige, namentlich Hussein-Capetan mit seinen unmittelbaren Gefährten, ausgenommen und auch diese nur deshalb, weil für sie ein Ferman des Großherren selbst erforderlich war. Endlich gelangte ein solcher nach Semlin. Die österreichische Regierung beschied Hussein, der mit dem Range eines Wesirs, zwar beaufsichtigt, aber wohlgehalten, in Esseck lebte, nach dieser Stadt, um die Eröffnung des Sultans zu vernehmen.

Mit einem Gefolge von hundert Mann, von seinen Getreuen umgeben, erschien Hussein im Anfange des October 1832 in Semlin; in orientalischer Pracht zog er ein. Er saß auf einem arabischen Hengste, mit einer Decke, die von Gold und Silber starrte, und hielt einen Sonnenschirm in der Hand. Als er vom Pferde gestiegen, faßten ihn seine Getreuen, die nicht aufhörten, ihn als Wesir zu behandeln, Ali-Widaitsch und der Krupa-Capetan, unter die Arme; so begaben sie sich zu dem östreichischen Commandanten. Hier vernahmen sie dann ihren Ferman, der nicht sehr tröstlich lautete.

Das Leben ward ihnen zugesichert; doch sollten sie sich zunächst nach Constantinopel begeben, wo man ihnen ihren ferneren Aufenthaltsort näher bestimmen würde. Ali war von Anfang an nicht abgeneigt, sich zu unterwerfen; er erinnerte sich, daß er dem Sultan früher treu gedient, und sprach die Erwartung aus, man werde ihm zutrauen, daß er es in Zukunft wieder thue; ähnlich ließen sich Andere vernehmen. Der alte Wesir trug Bedenken, sich ihm anzuschließen; aber die österreichische Regierung, die ihn nicht in der Nähe der Grenze dulden wollte, ließ ihm nur die Wahl zwischen einem Aufenthalt in Komorn auf der Insel Schütt und der Rückkehr nach der Türkei. Es wurden ihm nur vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit gelassen. Hussein war tief betroffen. Er beklagte, daß er Bosnien jemals verlassen; er wünschte, den Tod im Kampfe gefunden zu haben. Allein eine Entscheidung war erforderlich. Er entschloß sich endlich und trat nach Belgrad über.

In Bosnien ist seitdem eine strenge Ordnung gehandhabt worden. Wohl haben sich die Christen über die Verwaltung der Gerechtigkeit weniger zu beklagen gehabt, als früher; aber sie wurden mit drückenden Auflagen heimgesucht, worüber besonders die Kaufleute bittere Beschwerde führten.

Es mochten 10,000 Mann disciplinirter Truppen im Lande sein, die vor den Moscheen exercirten. Die strenggesinnten Bosniaken sahen es sich mit an und seufzten.

Die alten Capetane kamen meist zurück; sie sind — so stark war das aristokratische Element — in ihren früheren Bezirken nicht selten als Muselims angestellt worden. Ali-Widaitsch fand die Verzeihung, die er erwartet hatte, und kehrte nach Bosnien zurück. Von Hussein erfährt man, daß ihm Trapezunt zum Aufenthaltsorte angewiesen wurde, wo er dann gestorben ist.

Allgemeine Bemerkungen.

Betrachten wir diese bosnischen Bewegungen im Allgemeinen, so haben sie wohl Einiges, das sich an die Erscheinungen unserer westlichen, diesseitigen Welt anschließt.

Die Verfassung war eine Adelsrepublik, wie sie hie und da in anderen slawischen Völkern, vor allem bei den Polen, ausgebildet, wie sie von den Nachbarn der Bosnier, den Ungarn, je zuweilen versucht worden ist. Für das Bedürfniß einer kriegerisch gesinnten, fehdelustigen, unabhängigen Aristokratie war das Verhält-

niß, in welches sie sich zur Pforte gesetzt hatte, nicht übel berechnet. Sie genoß den Schirm des Reiches, dem sie angehörte; vor keinem Nachbarn brauchte sie sich zu fürchten; durch ihren Oberherren war sie in die Obhut des gesammten europäischen Gemeinwesens gestellt. Dabei leistete sie doch dem Sultan nicht mehr Gehorsam, als ihr beliebte; in ihrer Provinz übte sie eine nur wenig eingeschränkte Gewalt aus; selbst in allgemeinen Bedrängnissen des Reiches konnte sie nur mit Mühe zu thätiger Theilnahme herbeigezogen werden; sie verband Sicherheit mit Unabhängigkeit.

Wir sahen, wie der Oberherr diesen Zustand der Dinge unerträglich fand und abzuändern trachtete, zu welchem Kampfe es hierdurch gekommen ist. Die Reformen des Sultans waren durchgeführt. Es war ein Kampf zwischen Moslimen und Moslimen allein, ohne Einmischung fremder Elemente. — Bemerken wir noch die Sinnesweise, die dabei hervortrat; sie ist weitabweichend von Allem, was wir diesseits erleben; sie trägt das Gepräge einer anderen Welt.

Welch eine sonderbare Mischung von Tapferkeit und Hinterlist, Gehorsam und rascher Empörung, Bedachtsamkeit und blindem Vertrauen, kühnem Vorhaben und entschlossener Verzweiflung!

Man treibt die Gewalt, soweit es geht: ist man am Ziele, sieht man den Stärkeren über sich, so unterwirft man sich dem unabänderlichen Geschicke.

Unterwürfigkeit mag es in diesen Ländern geben, solange man im Besitze der Gewalt oder des Geldes ist; auf Treue darf man nicht zählen. Einen Bund unter gleichberechtigten Oberhäuptern, eine freie Unterordnung unabhängiger Männer unter Einen Anführer wird man selbst im Momente der Gefahr nicht ausdauern sehen: auf den entfernten Bundesgenossen nimmt Niemand Rücksicht; nur den nächsten Augenblick und die Gegenwart fühlt ein Jeder. Er steht für sich selber.

Vor allem wird möglichste Waffenfertigkeit ausgebildet, zum Schutze der Person in Gefahren, die sich deshalb auch nur zu dem kleinen Kriege entwickeln läßt, und vielleicht in einer gewissen Verbindung hiermit — denn ihrer Natur nach reicht die persönliche Kraft doch nicht weit — Verschlossenheit, Verstellung Hinterlist. Der Türke ist nicht so leidenschaftslos, wie sein stilles, gesetztes, unveränderliches Aeußere anzuzeigen scheint: diese Ruhe verdeckt oft ein ungestümes Verlangen.

Unter allen Eigenschaften schätzt er die Gabe der Dissimulation hoch. In einer gewissen Vollkommenheit hatte sie sich Reschid Pascha,

der Großwesir, zu eigen gemacht. Nicht allein Ruhe, selbst ein freies offenes Wesen, das Vertrauen einflößte, hatte er sich anzueignen gewußt; rücksichtslos und gut schien er zu sein. Aber dies war doch nur die Außenseite, die er vor sich hertrug. Die albanesischen Begs, die er im Jahre 1830 zu sich einlud, trauten ihm nicht; sie brachten bewaffnetes Gefolge mit sich; aber sein ungezwungenes Betragen machte sie sicher: sie besuchten ihn; indem sie den Kaffe einnahmen, wurden sie von versteckten Arnauten erschossen.

Denn auf die lange Zurückhaltung folgt alsdann, sowie man den Feind in seinen Händen hat, eine entsetzensvolle Grausamkeit.

Seinen Rebellen gegenüber hatte Sultan Mahmud in der Regel den Vortheil, daß er seine Gewalt nur einem Einzigen delegirte, dessen Dasein von ihrer geschickten Handhabung abhing; während die Rebellen — denn selten war ein Einziger zum Widerstande stark genug — sich ihrer verschiedenartigen Interessen zu erinnern und sich zu entzweien pflegten. Immer finden sich Abtrünnige, Verräther; es giebt keinen Sieg ohne Verrath. Sitte und Religion autorisiren alsdann zur äußersten Gewaltsamkeit. Das Menschenleben hat keinen Werth. Die Fußtapfen des höchsten Willens sind mit Blut bezeichnet; es fällt Niemandem ein, darüber zu klagen; es wäre sogar eine Sünde gegen Gott: in dem Urheber seines Unglücks hat man ein Werkzeug des ewigen Rathschlusses zu verehren.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, wenn ich bei den Bosniern in der Mitte dieses wilden Treibens doch noch einige andere Elemente wahrzunehmen glaube, nicht nur Einfachheit und eine patriarchalische Farbe des Privatlebens, wie sie der Islam wohl allenthalben begünstigt, sondern auch ein Gefühl des Bestandes in diesem unaufhörlichen Wechsel, das mit der Erinnerung an die alte nationale Größe zusammenhing, in dem Sultan, dem Inhaber des Zarenthums, einen legitimen Oberherren erkennen ließ, zu einem Zusammenhalten der Provinz mehr als irgendwo sonst antrieb und wenigstens die Möglichkeit einer durch Gesetze befestigten Existenz zeigte. Mitten in den Treulosigkeiten fand sich doch auch Treue, wie des Widaitsch Bundesbrüderschaft mit Hussein; aus den tausend Zerwürfnissen brach dann und wann ein großartiges Gefühl der Einheit hervor.

Unter diesen Bewegungen hat nun aber die Entwickelung des Reiches selbst einen wichtigen Fortgang genommen.

Es liegt am Tage: durch den Kampf des Sultans mit seiner Aristokratie richtete sich das gesammte moslimische Wesen zu Grunde.

Man überredete sich Anfangs, das osmanische Reich werde in den neuen Milizen eine besondere Stärke finden. Wer die Dinge in der Nähe sah — den Stolz und die Ungeschicklichkeit, mit der man die Uebungen trieb, die eifersüchtige Entfernung aller ausländischen Officiere von dem Commando, die unbezwingliche Untauglichkeit der einheimischen — konnte von Anfang an diese Meinung nicht theilen. In dem Feldzuge von 1828 fanden die preußischen Officiere, daß von allen türkischen Truppen die disciplinirten die schlechtesten seien; die Vorzüge der übrigen hatten sie verloren, eigene nicht erworben. Hierauf haben sie in Europa und Asien die größten Niederlagen erlitten und den Thron zweimal hart an den Untergang gerathen lassen. Haben sie die bosnischen und albanesischen Rebellen unterdrückt, so beruhte das, wie wir sahen, minder auf ihrer Tapferkeit, als auf der Verschlagenheit des Wesirs, der Unzuverlässigkeit der bosnischen Capetane und den Treulosigkeiten der Albanesen.

Sind aber die Reformen militärisch nicht förderlich, so sind sie in vielen anderen Beziehungen sogar gefährlich. Sie verletzen die Sitte und bringen den Glauben, der sich dort zum großen Theile an Aeußerlichkeiten anknüpft und mit der Sitte auf das Engste verschmolzen ist, in Zwiespalt; die geistigen Elemente, auf denen Leben und Staat beruhen, schwächen, ja vernichten sie; sie erschüttern dem Sultan die religiöse Verehrung, auf welche seine Autorität in den Gemüthern gegründet ist.

Verschweigen wir nicht, daß es auch noch eine andere Rücksicht giebt. Die destruirenden Wirkungen des neuen Systems beziehen sich hauptsächlich auf die Moslimen selbst und ihre Verhältnisse untereinander; für die Rajah dagegen ist es vortheilhaft.

Als bereits vor mehr als anderthalb Jahrhunderten, im Jahre 1690, das Wort: Nisami Dschedid, die neue Ordnung, das Selim nach so langer Zeit wieder erweckte, zuerst vernommen ward, bezeichnete es nicht sowohl eine neue militärische Einrichtung als die Erleichterung der Rajah. Es war schon damals die Absicht, die christlichen Unterthanen von den tausendfältigen Belastungen, mit denen die Gewaltsamkeit der moslimischen Herren sie heimsuchte, zu befreien und nur einer einzigen directen Auflage zu unterwerfen, wodurch ihr Zustand sich unendlich verbessert haben würde. [1])

1) Hammer, Osmanische Geschichte VI, 551

Obgleich man später diesen Sinn nicht mehr mit dem Worte verbunden hat, so entspricht der Erfolg der ursprünglichen Bedeutung desselben.

Die Neuerungen haben an und für sich einen administrativen Charakter. Da sie auf eine Vernichtung moslimischer Vorrechte zielen, so schließen sie eine Dämpfung der Gewaltsamkeiten ein. Die Absicht, eine Armee förmlich zu besolden, macht Finanzeinrichtungen nothwendig, die nicht ohne eine besondere Schonung der Steuerpflichtigen ins Werk zu setzen sind. Die glücklichsten und wohlverwaltetsten Bezirke waren früher diejenigen, deren Ertrag unmittelbar für die Pforte bestimmt war: in diesen hörten alle persönlichen Vergewaltigungen auf; in einen ähnlichen Zustand würden nach den Planen des Großwesirs Reschid die sämmtlichen Provinzen gesetzt worden sein.

Hier aber tritt uns noch ein anderes Moment vor die Augen. Das Uebergewicht der moslimischen Bevölkerung beruhte von jeher auf ihrem Vorrechte, die Waffen zu tragen. In den letzten Bewegungen ist aber auch die Rajah dann und wann bewaffnet worden. Der Großwesir siegte hauptsächlich durch Verrath über den Pascha von Scutari; nur zu wenigen ernstlichen Gefechten kam es; ich finde, daß darin ein paar christliche Stämme das Beste gethan haben. In Bosnien sind die beiden bedeutendsten Oberhäupter, Hussein von Gradatschaz und Ali-Aga von Stolaz, so entgegengesetzt sie einander übrigens waren, doch darin gleich, daß der eine wie der andere hauptsächlich durch den Schutz der christlichen Bevölkerung und ihre Bewaffnung emporgekommen war und sich behauptete.

Um zu würdigen, was dies sagen will, brauchen wir uns nur zu erinnern, daß die Befreiung Serbiens und Griechenlands an dem nämlichen Puncte begonnen hat. Es war den christlichen Bevölkerungen gestattet worden, die Waffen zu ergreifen; als man ihnen dieselben wieder entreißen wollte, setzten sie sich zur Wehre. Der Erfolg, den sie dabei erkämpft, hat sie zur Freiheit geführt.

Unmöglich konnte das Selbstgefühl, das die Rajah hierdurch nun auch in anderen Provinzen erworben, ihr wieder verloren gehen. In Folge der erzählten Ereignisse kam sie in Bosnien in einen unendlich besseren Zustand.

In der Herzegowina, wo es ohnehin schon längst freie, unter der Begünstigung besonderer großherrlicher Zugeständnisse lebende christliche Gemeinden gab, gelangten sie jetzt, da ihr Freund, den sie groß machen halfen, Ali-Aga, zum Pascha erhoben wurde, zu größeren Berechtigungen. In Rumelien und Bulgarien ließ Reschid den

Christen ungemeine Erleichterungen angedeihen. Die Gewaltsamkeiten der Moslimen wurden abgestellt. Doch lagen in jenem Allen mehr Versuche als definitive Festsetzungen. Der Streit der beiden Bevölkerungen war weit davon entfernt, beruhigt zu werden.

Ueber den Charakter der Reformen, die überall versucht wurden, haben sich zwei Engländer Slade und Urquhart, die das Land in jener Zeit besuchten, vernehmen lassen. Slade hat scharfe und feine Beobachtung; er besitzt das Talent, die Dinge zu reproduciren und lebendig vor die Augen zu stellen; er ist voll treffender Anekdoten, ohne darin zu viel zu thun, dabei in sich selbst hart und scharfkantig, wie es einem Gentleman zu geziemen scheint, spöttisch, wegwerfend: keine boshafte Anmerkung wird er verschweigen. Mit immer frisch angereiztem Vergnügen folgt man ihm auf dem ganzen Wege, den er nahm. (Records of travels in Turkey, Greece etc. 1829—1831 by A. Slade. 1832).

Slade verwirft die Reformen des Sultans. Er findet in den früheren Zuständen eine Freiheit, wie man sie in Europa oft vergebens wünsche: Freiheit von Zehnten und drückenden Abgaben, einengender Aufsicht der Polizei, gezwungenem Kriegsdienst, eine allgemeine Befähigung zu den obersten Stellen [1]). Seine Meinung ist: „der Sultan hätte seine Verbesserungen dem alten Systeme einpfropfen sollen, das auf einer angesehenen Hierarchie, einem erblichen Adel und provinzialen Magistraten beruhte; statt dessen habe er dies System zerstört und nur auf Vergrößerung seiner persönlichen Gewalt Bedacht genommen. Er habe den Verfall des Reiches mehr beschleunigt, als fünf seiner Vorfahren zusammen."

Urquhart ist bei weitem weniger anziehend, aber wissenschaftlicher, eingehender, wärmer; er billigt die Unternehmungen Mahmuds. „Drei Dinge," ruft er aus, „hat der Sultan ins Werk gesetzt, welche alle seine Vorgänger seit Mahomet dem Vierten gegewünscht haben: die Vernichtung der Janitscharen, die Ausrottung der Dere-Beys, die Unterwerfung von Albanien. Der Mann, unter dem solche Erfolge herbeigeführt worden, kann kein gewöhnlicher

1) Er geht so weit, die Janitscharen mit einer Deputirtenkammer zu vergleichen, auch darum, weil sie den Herren leicht haben zwingen können, seine Minister abzusetzen: The Janizaries of Constantinople somewhat resembled a chamber of deputies for they often compelled their sovereign to change his ministers and any talented factions members among them with the art of inflaming men's passions was sure to obtain a good employment in order to appease him. Scherz oder Ernst?

Mensch sein.“ In der Vernichtung des Stolzes der Osmanli, durch welche eine ordentliche Verwaltung, eine wirkliche Benutzung der vorhandenen Hülfsquellen erst möglich werde, findet er eher eine Gewähr für die Zukunft dieses Reiches, als einen Verfall desselben. Urquhart fand das Andenken des Großwesirs Reschid gesegnet; er ist der Meinung, Rumelien sei geschickter von demselben behandelt worden, als Griechenland von Kapodistrias.

Wir sehen, der Widerspruch, in dem sich die beiden Autoren befinden, beruht auf den verschiedenen Standpuncten, welche sie nahmen.

Slade stellt sich in die Mitte der bevorrechteten Classen; er findet ihr bisheriges Leben und Dasein in seinem Wesen angegriffen. Es ist keine Frage, daß er hierin Recht hat. Daß die zusammenhaltende Kraft des osmanischen Reiches unendlich geschwächt worden, kann Niemand bezweifeln. Urquhart faßte hauptsächlich die Unterthanen, die Rajah, in's Auge; er urtheilt, daß der Zustand derselben um vieles verbessert worden und große Hoffnungen und Hülfsquellen darbiete. Obwohl er das, was er ihr Municipalwesen nennt, offenbar zu weit zurückdatirt, ist doch die Thatsache nicht in Abrede zu stellen, die ihm seine eigene Beobachtung an die Hand gab.

Enthalten wir uns noch einen Augenblick alles Schlusses auf das Bestehen oder den Untergang dieses Reiches. Suchen wir uns nur das Ereigniß, welches stattgehabt, zu vergegenwärtigen, so ist offenbar, daß diese beiden Erfolge, — der eine so wenig abzuleugnen wie der andere, — zusammenstimmen und sich wechselseitig bedingen. Sie müssen miteinander anerkannt werden.

Ebenso offenbar ist aber, daß in diesem Zustande eines inneren Kampfes, der die Schwächung der bisher dominirenden Gewalt und das Emporkommen der bisher Unterdrückten in sich schloß, das osmanische Reich unfähig wurde, den Kampf mit irgend einer europäischen Macht ernstlich aufzunehmen. Sein Bestehen ward vielmehr abhängiger als je von dem Verhältniß der europäischen Mächte untereindaner.

III.

Verflechtung der orientalischen und der occidentalischen Angelegenheiten.

(1839—1841).

Wollte man die neuere Geschichte an die alte anknüpfen, so würde man, wie Herodot, von dem Gegensatz zwischen Asien und Europa ausgehen können, der in religiöser Umwandlung den Gesichtskreis der mittleren Jahrhunderte beherrscht hat, und auch in den späteren unaufhörlich hervorgetreten ist.

Nur selten aber war es ein reiner Gegensatz. Wie oft hat Europa vielmehr erlebt, wenn einmal das osmanische Reich, das für uns das asiatische Prinzip repräsentirt, in Gefahr kam, einer europäischen Macht zu unterliegen, daß dann unter den Nebenbuhlern oder Gegnern dieser letzteren, die dadurch zu einer vollkommnen Ueberlegenheit gelangt sein würde, eine Bewegung ausbrach, um eine so gewaltige Vergrößerung nicht zu gestatten.

Im Jahr 1689 z. B., als die Kaiserlichen bis nach Albanien vordrangen und die Eingeborenen wie zu einem Kreuzzug gegen Stambul um sich sammelten, hielt es der mächtigste König der Christenheit, der Protector des Katholicismus, für seine politische Pflicht, dem Kaiser an den deutschen Grenzen zu schaffen zu machen.

Ich finde, die Unternehmungen Alberonis im Jahr 1718 waren ausdrücklich darauf berechnet, den Fortschritten der Kaiserlichen gegen die Osmanen, die auch damals diesen sehr verderblich zu werden schienen, ein Ziel zu setzen.

Und welche Rückwirkungen auf die europäischen Mächte sich daran knüpften!

Ich trage kein Bedenken zu behaupten, daß die erste Theilung von Polen zunächst aus den Verwickelungen entsprang, welche durch den russisch-türkischen Krieg seit dem Jahr 1768 hervorgerufen wurden.

Die Irrungen, welche die Fortschritte von Rußland und dann auch von Oestreich in Folge des Krieges von 1787 hervorriefen, verhinderten die Mächte, dem ersten Stadium der französischen Revolution die Aufmerksamkeit zu widmen, die sie später Allen in um so stärkerem Maaße abnöthigte.

In unsern Tagen haben dann sogar die innern Bewegungen der Türkei und die Gegensätze der innern Politik in Europa unmittelbar einander berührt.

Es liegt wohl einem Jeden vor Augen, daß das nach 1815 vorwaltende System, das man als das der heiligen Allianz bezeichnet hat, in Folge des Aufstandes der Griechen hat verlassen werden müssen. Man ließ geschehen, was an sich nicht eben nothwendig war, daß das Mitgefühl für die Griechen ein Hebel der liberalen Bestrebungen wurde. Unter den lebhaftesten Conflicten aller inneren und äußeren Interessen der europäischen Mächte ist das Königreich Griechenland gestiftet.

Bei Serbien war dies bei weitem weniger der Fall, wiewohl wir bemerken konnten, daß auch hier von Anfang an bis zuletzt die Gegensätze der benachbarten Mächte einzugreifen versucht haben, Es ist ohne Zweifel das Land, wo die Interessen von Rußland und Oestreich am schärfsten einander entgegen stehen.

In einer dritten Angelegenheit, der aegyptisch-syrischen, sind alle Interessen der vorwaltenden Mächte auf das lebhafteste gegen einander angeregt worden. Zwar konnte sich weder für den einen noch für den andern Theil eine besondere Theilnahme in den Gemüthern der Völker entwickeln; aber die inneren Fragen bilden zugleich Motive für die auswärtige Politik, und in so fern kommen sie sehr ernstlich zur Sprache. Zwei sehr verschiedene Reihen von Ereignissen berührten einander an einigen Puncten unmittelbar, und es schien mehr als einmal zum Ausbruch eines allgemeinen Krieges zu kommen.

Man sah da recht, was diese Frage auf sich habe. Orientalische und occidentalische Irrungen griffen auf die gefährlichste Weise in einander.

Daß dem Publicum eine Sammlung von Documenten dargeboten worden ist, welche über diese Verwickelungen mehr mittheilt, als über irgend einen Punct der europäischen Politik bisher bekannt geworden, ist mir schon in jenen Zeiten ein Antrieb gewesen, mir den Gang der Ereignisse zu vergegenwärtigen. Ich habe dabei

nicht von wechselvollen Kriegsereignissen zu handeln, noch umfassenden Entwickelungen des Geistes, noch auch von großen Beweisen moralischer Energie und Thatkraft, sondern allein von diplomatischer Thätigkeit, die in der literarischen Welt eher in Mißcredit ist, aber mich dünkt, die Erfolge sind doch höchst merkwürdig und sollten wohl die Aufmerksamkeit fesseln.

Mehemet Ali und der Sultan Mahmud.

Wir haben es hier nicht mit einer Bevölkerung zu thun, die sich von der Gewaltherrschaft des Islam zu befreien sucht, noch mit einem Fürsten wie Milosch, der sich lange an der Spitze einer solchen erhielt, auch nicht mit Muhamedanern, wie die Bosnier, welche sich sultanischen Reformen widersetzten; sondern mit einem sich selber reformirenden, aber nach einer faktischen Unabhängigkeit strebenden Pascha. Sultan Mahmud hatte so viele Gegner, welche von andern Principien ausgingen: Mehemet war ein Gegner, der die nämlichen Principien wie der Sultan, nur schärfer, umfassender und glücklicher geltend machte.

Als ein wenig bedeutender Kriegshauptmann, an der Spitze von ein paar hundert Albanesen und Rumelioten war Mehemet Ali nach Aegypten gekommen; hier, in der Verwirrung, die nach der Entfernung der Franzosen in diesem Lande eingetreten war, fand er ein Feld für die Eigenschaften, die ihn auszeichneten: ein Talent, die in jedem Falle zum Ziel führenden Mittel zu unterscheiden, und eine barbarische Thatkraft, die vor keinem derselben zurückbebte; Umstände und persönliche Eigenschaften wirkten zusammen, um ihn in Besitz der Gewalt zu bringen. Die von den Franzosen begonnene Zerstörung der Mamluken hat er vollendet; dann aber hat er es verstanden, sich der trotzigen und empörerischen Kriegsgenossen zu entledigen, mit deren Hülfe ihm dies gelungen war, Arnauten oder Türken: so hat er sich im Grunde selbst zum Vicekönig eingesetzt: die Pforte hat ihn dulden müssen, so unbequem er ihr auch werden mochte. Sich in dieser Stellung gegen seine Capitäne sowohl wie gegen die Pforte zu halten bedurfte er ein Heer, das ganz von seinen Winken abhing, und gute Einkünfte. So viel leuchtete ihm auf den ersten Blick ein, daß er weder das eine bilden noch die andern sich verschaffen könne auf dem gewohnten Wege orientalischer Staatsverwaltung. Seine per-

sönliche Stellung veranlaßte ihn, sein Augenmerk in dieser Absicht nach dem Occident zu wenden: noch weit entschiedener, als es einst Selim vorgehabt. Auch er erfreute sich des Beistandes der Franzosen.

Ein alter Adjutant des Marschall Ney mit einer Anzahl französischer und italienischer Offiziere von der großen Armee hat die Landmacht Mehemets geschaffen: Mr. Seve, der dafür den Namen Soliman Pascha führt; an der Spitze der Militärschule in Aegypten finden wir Franzosen; ein Ingenieur zu Toulon, Mr. Croisey hat das Arsenal für die Marine Mehemets gegründet. Und nun hatte ihm das Glück ein Land in die Hand gegeben, dessen Fruchtbarkeit und geographische Weltstellung bisher noch Jeden, der sie benutzte, Pharaonen und Ptolemäer, Araber und Mamluken, reich und mächtig gemacht hat. Mehemet Ali ließ es an sich nicht fehlen, um die verborgenen Hülfsquellen desselben zu entdecken und zu benutzen. Er hat noch in seinem siebenundvierzigsten Jahre lesen gelernt, um sich aus Uebersetzungen gemeinnütziger englischer Schriften über technische Gegenstände zu belehren. Den orientalischen Begriff aber, daß alles Land dem Kaiser gehöre, daß der Fürst der unabhängige Herr aller Kräfte sei, eignete er sich dann um so vollkommner an, da er sich zugleich als den allgemeinen Lehrmeister betrachtete. Engländer haben ihn wohl auf die Vortheile aufmerksam gemacht, welche in Europa eine freigegebene Bewegung aller Kräfte gewähre. Er antwortete, und ohne Zweifel mit Recht, noch seien seine Leute zu unwissend, zu träge dazu: „ich muß ihr Lehrmeister sein, und zwar ein strenger." Absoluter Herr und Lehrmeister: wie jene Jesuiten über die südamericanischen Colonien. Er hat die Canäle erneuert oder gegraben, die dem Erdreich in weitern Kreisen seine Fruchtbarkeit geben; er wies das Land an und theilte die Saat aus: nach seinem Interesse eben so gut ein Handelsmann wie ein Kriegsoberhaupt, ordnete er an, was gebaut werden solle: in seine Scheuern wurde die Frucht geführt: er bezahlte sie und verkaufte sie[1]) „In Euerm Lande," sagte er, „braucht Ihr viele Hände: ich bewege die Maschine allein mit meiner eignen Hand." Und da er auch hiebei so viel Talent entwickelte wie Eifer, da er auch auf andere Bedürfnisse der Cultur Rücksicht nahm, so gelangte

1) Es scheint wohl, als sei die Baumwolle den alten Aegyptiern nicht unbekannt gewesen: bei den Mumien findet man sie angewendet: nach so vielen Jahrhunderten hat er diesen längst vergessenen Anbau erneuert und ihn zur Grundlage seines Handels und seiner Finanzen gemacht.

er zu einer Macht, welche der Sultan fürchten mußte, statt ihr furchtbar zu sein. In der griechischen Sache sah man sie wohl einmal gegen die Uebermacht von Europa vereinigt, bald aber entzweiten sie sich. —

Wie Alle, die jemals in Aegypten mächtig gewesen, — führt doch St. Jean d'Acre von einem Ptolemäer seinen alten Namen! — streckte auch Mehemet seine Hände nach Syrien aus: Da stritten sich, wie bisher überall, indolente Paschas und locale Unabhängigkeiten: wer weiß nicht, wie Abu Ghosch die Berge von Samaria und ganz Palästina beherrschte, und den Pilgern eine willkührliche Taxe auflegte. Es ward Mehemet nicht schwer, in der allgemeinen Anarchie den Sieg davon zu tragen.

Unmöglich konnte dies der Sultan hingehen lassen, aber schon war er zu schwach es zu rächen. Der Seraskier der sieggekrönten Fahne und der Großwesir wurden nach einander geschlagen; im Dezember 1832 rühmte sich Ibrahim, seine Pferde aus den Gewässern von Scutari zu tränken; erzitternd auf seinem Stuhl mußte der Sultan sich entschließen, dem Sieger die Paschaliks von Syrien und Adana zu überlassen.

Seitdem erhoben sich die Gedanken Mehemets höher und höher. In den Verwickelungen, die dem Sultan Griechenland kosteten, hatte er Candien erworben und glücklich behauptet. Er hatte, was der Sultan nicht vermocht, den Kampf mit den Wechabiten ausgefochten, und die heiligen Städte von ihnen befreit. Durch den Besitz von Syrien hatte er auch die Würde eines Emir-ul-Hadsch, den Schutz der dahinziehenden Carawanen an sich gebracht.

Durch die Autorität, die ihm das bei allen rechtgläubigen Moslim gab, ward er, wenn wir so sagen dürfen, geistlich so unabhängig wie weltlich. Später hat er offen den Gedanken ausgesprochen, diese Unabhängigkeit auch anerkannt zu sehen. Er ließ die europäischen Mächte davon wissen, als von einem Plane, den er nie fahren lassen, auf jeden Fall ausführen wolle. Man hat geleugnet, daß er diesen Gedanken ernstlich gehabt habe; nur durch die Ungeschicklichkeit der Pforte, Schritt für Schritt, sei er immer weiter getrieben worden. Zuletzt kommt hierauf soviel nicht an. Jeder weitere Fortschritt der ägyptischen Macht würde zu groß geworden sein, um zu gehorchen. [1])

1) Vgl. Prokesch-Osten Mehemet Ali, 1877. Ihm imponirte Mehemet Ali; da er zu dieser Zeit im Orient angestellt war, so ist er im Stande, Vieles, was in der That merkwürdig ist, mitzutheilen. Die Verflechtung

Die Frage war, welche Stellung die europäischen Mächte dazu nehmen würden, doppelt wichtig, wenn der Sultan wirklich, wie er mit Bestimmtheit erklärte thun zu wollen, noch einmal zu den Waffen griff, um es zu verhindern.

Berührung der europäischen und der orientalischen Streitigkeiten.

Untersuchen wir, welches gemeinschaftliche Interesse Europa bei diesem Streite hatte, so war dies nicht entschieden. Die Theilnahme für die christlichen Bevölkerungen kam hier nicht zur Sprache; Mehemet hielt das Uebergewicht des osmanischen Princips so fest wie Mahmud. Auch konnte von den Fortschritten der Cultur nicht mit Entschiedenheit die Rede sein, da Mahmud auch ein Reformer geworden war, und Mehemet die Grundsätze des türkischen Staatsrechts, z. B. in Bezug auf Eigenthum im Innern mit aller Strenge festhielt. Selbst politisch schien nicht so viel daran zu liegen, ob da zwei Herren sein würden oder einer. Man konnte sagen, daß eine starke Gewalt in Vorderasien die Verbindung mit den entfernter gelegenen Landschaften erschweren würde, aber es war auch vorauszusehen, daß der Gegensatz einer andern Macht diese nie zu überwiegender Stärke würde kommen lassen. Man konnte vielleicht ihren Hader benutzen, um jedem von beiden Grenzen zu setzen.

Von dieser Seite ward die Frage jedoch in Europa nicht betrachtet, sondern die zwischen den Mächten vorwaltende Parteiung und Eifersucht bemächtigte sich ihrer.

Wir erinnern uns Alle, wie sich seit dem Bruche der großen Allianz und dann in Folge der Julirevolution zwei große Gegensätze in Europa gebildet hatten.

Die drei militärischen Continentalmächte waren wieder auf das engste vereinigt; dagegen hielten Frankreich unter seiner neuen Dynastie und das in lebhaften Reformbewegungen begriffene England ihrerseits zusammen. Man sah einst eine englische und eine französische Escadre sich zu Spithead vereinigen und unter dem Schutze einer französischen Armee vorrücken, um die Holländer vollends aus dem belgischen Gebiete zu vertreiben; mit Franzosen und Engländern

mit den europäischen Mächten faßt Prokesch von dem Standpunkt eines in den Geschäften mithandelnden Diplomaten, der jedoch seine Meinung selbst dem Fürsten Metternich gegenüber immer für die bessere hält.

vereinigt griff Don Pedro Portugal an; durch die Einwirkung dieser Allianz ward auch in Spanien das Uebergewicht des liberalen Systems über das apostolische entschieden.

Mit Nothwendigkeit warf sich nun dieser Streit auch auf die orientalische Frage. England und Frankreich schienen in Mehemet einen Verbündeten zu sehen. Rußland ergriff die Gelegenheit, dem Sultan im rechten Augenblick einen entscheidenden Dienst zu leisten; bei jenem glücklichen Vorrücken Ibrahims sandte es dem Sultan Hülfe nach Constantinopel. Ein Bündniß kam zu Stande, der Vertrag von Unkhiar Skelessi, 26. Juni 1833, durch welchen die Pforte statt aller Hülfe, die sie zu leisten schuldig gewesen wäre, sich nur verpflichtete, keinem fremden Kriegsschiff unter keinerlei Vorwand die Durchfahrt durch die Meerenge der Dardanellen zu gestatten. Es leuchtet ein, daß Rußland, wofern dieser Tractat gehandhabt wurde, nicht allein seine Sicherheit in dem schwarzen Meere gewaltig verstärkte, sondern auch das Recht, zum Schutz von Constantinopel zu interveniren, sich ausschließend vorbehielt. Längst in den allgemeinen Differenzen mit Rußland begriffen, glaubten England und Frankreich, daß dieser Tractat hauptsächlich ihnen entgegengesetzt sei. England war dadurch noch mehr gereizt als Frankreich: eine Bewegung der englischen Flotte im Jahr 1834 schien auf den Versuch hinzuzielen sich der Dardanellen sofort zu versichern. Zu einem wirklichen Conflict kam es jedoch damals nicht. Die beiden Mächte begnügten sich protestirend zu erklären, sie würden den Tractat für nicht geschlossen ansehen. Rußland antwortete, es werde die Protestation als nicht geschehen betrachten.

Als nun aber, im Anfang des Jahres 1839, Mehemet jene Unabhängigkeitsgedanken zur Ausführung zu bringen gemeint war, und der Sultan sich rüstete, ihn mit Gewalt daran zu verhindern, bekamen diese Gegensätze verdoppelte Bedeutung. Der Sultan war überredet, wie er sich denn gern überreden ließ, daß er im Stande sein werde, den Gegner zu überwinden. Hafis Pascha versicherte ihn, daß sein Landheer das ägyptische schlagen werde, der Capudan Pascha, daß auch seine Flotte der des Vasallen überlegen sei. „Wohlan", rief er aus, „meine Diener mögen nur ihre Pflicht thun!" Er hielt es für möglich, arabische Häuptlinge, denen er höhere Grade im Dienst geben wollte, selbst die namhaftesten europäischen Offiziere für sich zu gewinnen. Hatte Mehemet Verbindungen mit der Opposition gegen den Sultan in Europa, so zählte Mahmud auf den Beistand, den er an den kaum unterdrückten Rebellen

Mehemets und Ibrahims, an den Völkerschaften der Kurden, Drusen, Mutuali's, selbst den arabischen Stämmen am Jordan finden müsse. Er berechnete die Zeit, wo Hafis in Syrien, Aleppo, Damascus, selbst Acre wieder in seinen Händen sein, wann auch seine Flotte zu Land und See anlangen, und Aegypten angegriffen werden könne. Vergebens machte man ihn auf die Gefahren aufmerksam, denen er sich aussetze. Er sagte, er wolle mit Mehemet schlagen, und sollte er darüber zum Vasallen von Rußland werden.

Eine Zeitlang gab man sich Mühe eine Auskunft zwischen ihm und dem Pascha zu suchen, die aber unmöglich zum Ziele führen konnte, da dabei die Differenzen der Mächte nur wieder zum Vorschein kamen.

Das fürchtete man nicht, daß der Sultan den Pascha zu weit zurückdrängen, oder ihn ganz und gar stürzen werde, — die Gefahr begann erst dann, wenn der Sultan geschlagen ward, und der Pascha den Mittelpunkt des europäischen Reichs bedrohte.

Die europäischen Mächte kannten die Kräfte des Sultans besser als er selber. Sein Wesir, Hafis Pascha, theilte das blinde Selbstvertrauen seines Herrn. Er rückte vor, als er es am wenigsten gesollt hätte, und ward geschlagen. (Nisib 24. Juni). Der Sieger rückte gegen Stambul vor.

Für diesen Fall hatten die collidirenden Mächte bereits sehr entschiedene Instruction gegeben.

Für den Fall, daß Constantinopel gefährdet werden sollte, waren die Russen, und zwar ohne erst lange zu untersuchen, ob Mehemet wirklich der angreifende Theil sei oder nicht, sehr entschlossen, an jenem durch den Vertrag von Unkhiar Skelessi erlangten Rechte festzuhalten. Sie erklärten nicht zwar grade dem englischen, aber doch dem östreichischen Minister, daß sie alsdann die Beschützung Constantinopels übernehmen und die Schließung der Dardanellen für alle übrigen Mächte festhalten würden. Boutenieff ward beauftragt, wenn der Divan sich dem Tractate zum Trotz bewegen lasse, eine fremde Seemacht in das Meer von Marmora aufzunehmen, die Verhandlungen abzubrechen und Constantinopel zu verlassen.

Dagegen ward der englische Admiral beauftragt, in dem Falle, daß Mehemet gegen Constantinopel vorrücke und alsdann eine russische Escadre vor dieser Stadt erscheine, ebenfalls dahin vorzudringen, um entweder dort oder in den Gewässern des schwarzen Meeres selbst so lange zu verharren, bis die russische Flotte sich

wieder entfernt habe. Der Admiral sollte den Divan um Erlaubniß hiezu ersuchen. Würde der Divan eine solche verweigern, so sollte es dem Admiral selbst überlassen sein, zu beurtheilen, ob er im Stande sein werde, den Durchgang mit Gewalt zu erzwingen, ohne sich dadurch für die ferner nothwendig werdenden Operationen allzusehr zu schwächen.

England forderte die Franzosen auf, ihrem Admiral eine gleiche Instruction zu geben.

Einen Augenblick zögerten diese. Es liegt nicht in dem Herkommen ihres Staates, einen so wichtigen Schritt von dem Dafürhalten eines Befehlshabers abhängig zu machen. Auch wandten sie ein, ein Unternehmen auf die Dardanellen habe wohl mehr Schwierigkeit als man meine.

Nach einigem Bedenken aber schlossen sie sich zuletzt doch dem englischen Plane an.

Wir kennen die Unterhandlungen, die über diesen Punkt gepflogen wurden, und den Abschluß, zu dem man kam, nicht genauer; aus unzweifelhaften Documenten geht so viel hervor, daß sich die beiden Mächte zu einem Unternehmen dieser Art, wenn der Fall einträte, vereinigten. Auch die Franzosen überzeugten sich endlich, daß der Pforte nicht zu nahe geschehe, wenn sie nicht vorher gefragt werde. Sollte sich der Divan weigern, so hatten sie nichts dawider, daß zur Gewalt geschritten würde.

Genug, Frankreich und England waren entschlossen, etwas zu unternehmen, was zu verhindern Rußland für eine Sache der Pflicht und der Ehre hielt.

Die Gegensätze, die Europa und Asien spalteten, traten dort an den Dardanellen einander kampfgerüstet gegenüber.

Nun aber waren doch die Beziehungen von England und Frankreich zu den beiden im Kampf begriffenen orientalischen Machthabern keineswegs identisch.

Französisches Interesse.

Wir gedachten des Antheils der Franzosen an der Gründung der ägyptischen Armee und Marine. So waren auch medicinische und juridische Institute von Frankreich herübergenommen; eine große Anzahl der Beamten des Pascha hatte ihre Bildung in Frankreich empfangen; Aegypten ward als eine Art industrieller Colonie von Frankreich betrachtet. In einer Note an Mehemet vom Jahr

1838 bezeichnet Admiral Roussin die Macht desselben als das eigene Werk von Frankreich.

Auf der französischen Tribüne ist von einem der vorwaltenden Staatsmänner gehört worden, der Besitz von Syrien und Arabien sei nicht so wichtig für Mehemet Ali, dessen wahre Macht dadurch vielleicht eher geschwächt werde, als für Frankreich: das rothe Meer und der Euphrat gerathe dadurch unter den Einfluß der Franzosen. An ein selbständiges Aegypten knüpften sich die größten Aussichten einer weitern Welteinwirkung.

Mußten sie nicht Alles thun, um eine Macht wie diese zu erhalten, auf immer zu befestigen?

Es kam wohl nur auf sie an, Mehemet vorwärts zu treiben, — nicht freilich, um auch das osmanische Europa zu erobern, aber um seine Unabhängigkeit in Aegypten definitiv und auf immer zu begründen [1]).

Man dürfte einwenden, für die ägyptischen Truppen sei es unmöglich gewesen in diesem Augenblick vorzurücken, wie wenigstens die von türkischer Seite über ihren Zustand ausgegangenen Berichte unaufhörlich versicherten. Vergleicht man aber eben diese Berichte mit den frühern, so sieht man wohl, daß früher eigentlich ebendasselbe gemeldet ward, was später gesagt worden ist; dennoch hatten damals die Aegyptier gesiegt.

Und brauchten die Franzosen wohl einen Conflict mit Rußland zu fürchten?

In Europa sahen die Franzosen seit dem Jahr 1830 für alle inneren und äußeren Tendenzen ihren vornehmsten Gegner in Rußland. Bei einem Unternehmen auf die Dardanellen mochte Rußland thun, was es wollte, so war es im Nachtheil. Entweder gab es nach: dann würde es seine Autorität im Orient und Occident eingebüßt haben. Oder es widersetzte sich: alsdann gerieth es in Krieg mit England, und nichts konnte für die großen Verhältnisse von Frankreich erwünschter sein. Dadurch erst wäre die Allianz, auf die ihm Alles ankam, mit dem whiggistischen England in den größten Verhältnissen zur Wirksamkeit gebracht, wahrhaft befestigt worden.

1) So bezeichnet in einem dem Leben Palmerstons inserirten Artikel Bulwer die Politik von Frankreich. (Bd. II S. 292). France did not desire to see the Sultan disturbed on the Bosphorus; but she did not desire to see Mehemet Ali disturbed in his possession of Syria and Egypt.

Am Tage lag freilich, daß England an Mehemet lange nicht das Interesse nehmen konnte wie Frankreich.

Wo hat es je eine Allianz gegeben, in welcher nicht der Verbindung zum Trotz auch noch entgegensetzte Interessen obgewaltet hätten? Die vereinigenden Momente müssen nur die stärkeren sein und ernstlich ergriffen werden.

Denkt man sich, daß ein Richelieu in diesem Augenblicke an der Spitze der französischen Politik gestanden hätte, ich zweifle nicht, der würde die Sache zum Bruch gebracht haben.

Ein Richelieu dieser Zeit müßte freilich, wenn sich dies denken ließe, zunächst ein Liberaler gewesen sein.

Denn nicht wenig zum Vortheil der liberalen Ideen würde diese Combination gereicht haben. Sie hätten durch die Befestigung des Bundes eine um so stärkere Repräsentation erhalten. Bei dem ersten Unfall von Rußland würde man erlebt haben, welchen Aufschwung sie genommen hätten. Es war der größte Moment, den die erneuerte Revolution erlebt hat.

Allein sie ergriff ihn nicht.

Die Nothwendigkeit die Politik vor den Kammern zu discutiren, ist einer kräftigen raschen Führung der Geschäfte nicht eben förderlich.

In der Berathung der französischen Kammern, welche Anfang Juli Statt fand, noch ehe man von der Schlacht von Nißib Kunde hatte, faßte man die Fragen ganz allgemein, gleich als ob nicht schon ein eingegangenes und weitere Entwickelung verheißendes Interesse vorhanden gewesen wäre. Man debattirte über ein arabisches und ein türkisches System in dem Orient; brachte die vitalen Kräfte, welche die Türkei doch noch zu haben scheine, das Alter Mehemets, die Krankheiten Ibrahims und die Mängel des neuen ägyptischen Staates in Erinnerung. Wohl gab es Stimmen für eine förmliche enge Allianz mit Mehemet, aber sie wurden von anderen nicht minder beredten übertönt, welche die Unterdrückung des insolenten und rebellischen Vasallen forderten. Endlich zeigte sich doch die Mehrheit davon durchdrungen, daß die Sache in einem Congreß abgemacht werden müsse. Um dabei die französische Ehre aufrecht zu erhalten, votirte man dem Ministerium einen Credit von zehn Millionen, mit welcher Summe demselben die Verpflichtung auferlegt wurde die Angelegenheit auf glorreiche Weise zu beendigen.

Phrasen, die zu viel sagen, mit Mitteln combinirt, die zu wenig bedeuten! Genug, Frankreich entschloß sich nicht das Glück herauszufordern; statt Mehemet und Ibrahim vorwärts zu treiben,

hielt es dieselben zurück. Denn daß es mit einer Sendung an die beiden Orientalen, die dies bezweckte, ihm Ernst war, läßt sich nicht bezweifeln.

Ibrahim machte Einwendungen gegen den Befehl seines Vaters: da inne zu halten, wo ihn der französische Abgeordnete treffen würde. Er gab an, die Gegenden, wo er lagere, seien zu erschöpft, als daß er daselbst bleiben könne. Schon war ein Theil seiner Armee nach Koniah, ein anderer nach Malatia auf dem Weg. Aber die französischen Vorstellungen waren so energisch und dringend, daß Ibrahim nachgab und die beiden vorgerückten Corps wieder an sich zog[1]).

War aber dabei nicht doch vielleicht der Vorbehalt, daß man Mehemet unter der Hand zu unterstützen fortfahren könne?

Das Verhältniß des Sultans Mahmud zu Mehemed Ali beruhte überhaupt darauf, daß der Sultan sich bereits 1837 erboten hatte dem Vicekönig die Erblichkeit in Aegypten und einige Bezirke des syrischen Küstenlandes zuzugestehen. Das syrische Binnenland und Phönizien würden dann wieder in die Hände des Sultans zurückgefallen sein. Es scheint, als hätte Mehemet auch durch die Gefahr einer englisch-türkischen Allianz zur Annahme dieses Vorschlags bewogen werden können. Allein Ostsyrien und Adana aufzugeben, konnte er doch nicht über sich gewinnen. Er soll gesagt haben: wenn er bewaffnet in Syrien stehe, so werde man ihn in Constantinopel fürchten. Der Krieg mußte also wieder ausbrechen, zumal da in Constantinopel die Freunde Alis aus den hohen Posten entfernt wurden und dessen entschiedener Gegner, Chosrew Pascha, zum Conseilspräsidenten erhoben wurde. Chosrew ist derselbe, durch welchen der Vertrag von Hunkiar Iskelessi abgeschlossen worden war. Der Krieg aber ging abermals sehr unglücklich für die Pforte: am 20. Juni erfochten die ägyptischen Truppen abermals einen vollständigen Sieg bei Nißib: ein Ereigniß, dessen Bedeutung dadurch unendlich wuchs, daß der Sultan Mahmud, physisch erschöpft, moralisch deprimirt, am 30. Juni mit Tod abging; so viel man weiß, ohne von der letzten Niederlage Kunde erhalten zu haben.

In der Regierung erfolgte zunächst kein Wechsel: der Nachfolger Abdul-Medjid, der erst in seinem 17. Jahre stand, folgte den Rathschlägen Chosrews: er ließ dem Vicekönig auf's Neue die Erblichkeit von Aegypten und die gewöhnlichen Ehrenbezeugungen anbieten. Aber schon war noch ein anderer Zwischenfall eingetreten,

1) Granville an Palmerston 5. Aug. The marshal read to me a etter from his aide — de — camp Cpt. Callier, reporting etc.

der jede Versöhnung unmöglich machte. Aus Besorgniß vor dem Hasse Chosrews, der bisher durch den Sultan selbst gezügelt worden war, entschloß sich der Capudan Pascha mit seiner ganzen Flotte zu Mehemed überzugehen. Auf dem Wege besprach er sich mit dem französischen Admiral Lalande und eröffnete ihm die Absicht Mehemed die Regentschaft des Reiches anzubieten.

Meister zur See und zu Lande dachte Mehemed nicht auf Anerbietungen einzugehen, die er schon früher öfter zurückgewiesen hatte. Ihm stieg vielmehr der Gedanke auf nach Constantinopel zu gehen und die höchste Gewalt selbst in die Hände zu nehmen. Er hat das den anwesenden europäischen Consuln unumwunden gesagt, sein wärmster Wunsch sei die Geschäfte des Reiches zu führen, aber der Ruf dazu müsse ihm vom Sultan kommen. Dazu gehörte aber, daß Chosrew aus dem Amte entfernt wurde, was Mehemed auf das bestimmteste und nachdrücklichste forderte. Sei dieser, sein Feind, gestürzt, so werde die Flotte unmittelbar nach Constantinopel zurückgehen. Er werde Aegypten und Syrien seinen Kindern überlassen, sich selbst nach der Hauptstadt begeben, dem Sultan Abdul Medjid seine Dienste antragen, ihm helfen das Reich zu beruhigen, zu ordnen, mit Gesetzen zu versehen, welche die Wohlfahrt des Reiches erheischt und die es vertheidigen[1]). Er wollte nicht Großwesir werden, sondern nur Ordner und Ueberwacher ohne ausübende Gewalt, um mit einer dazu einzurichtenden Corporation Aufsicht über die Gesetzgebung und Vollziehung zu führen. Mehemed würde hienach die Dynastie nicht verändert, aber ihr zur Seite die oberste Gewalt in die Hände genommen haben, gestützt auf einen eigenen erblichen Besitz. Man hat immer geglaubt, daß die Franzosen mit Plänen dieser Art einverstanden gewesen wären, aber es liegt am Tage, daß England es nicht dahin kommen lassen konnte.

Collectivnote.

Vor allen andern Mächten hat sich Oestreich seit dem Frieden von 1815 die Behauptung des bestehenden Zustandes zur Aufgabe gemacht. Man kann sich darüber nicht wundern, wenn man sich erinnert, welch' mächtigen Antheil der Repräsentant und Chef der östreichischen Politik auf die Grundlegung desselben gehabt hat: es ist sehr folgerecht, daß er sein eigenes Werk nach Kräften vertheidigte. Einer der vornehmsten Gesichtspunkte des Fürsten Metternich war nun aber von jeher die Erhaltung der Integrität des osmanischen

1) (Prokesch-Osten, S. 103).

Reiches. In der griechischen Angelegenheit, wo er denselben so lange als möglich festhielt, war freilich zuletzt begegnet, daß er ihn aufgeben mußte. In der neuen Verwickelung aber hatte er ihn sofort wieder ergriffen, und längst eine gemeinschaftliche Beschlußnahme der Mächte herbeizuführen gesucht, ohne jedoch eine Conferenz in aller Form zu beabsichtigen, welche die Anwesenheit eines osmanischen Bevollmächtigten nothwendig gemacht haben würde. Noch vor der letzten Entscheidung, beim Zusammentreffen der Krankheit des Sultans mit dem Vorrücken Mehemets hatte er auf eine Vereinigung der großen Mächte angetragen, um dem Erben des osmanischen Thrones die Nachfolge in aller ihrer Integrität zu sichern; oder wie er es ein ander Mal ausdrückte, das osmanische Reich unter der gegenwärtigen Dynastie ungeschmälert zu erhalten.

Wäre Mehemet wirklich vorgedrungen, hätte Frankreich jene Crisis herbeigeführt, die man fürchten mußte, so hätte es dazu nicht kommen können.

Jetzt aber war vor allem England frei. Die Collision der englisch-russischen Interessen am Bosporus war nicht mehr zu fürchten: mit dem Gedanken der Integrität des osmanischen Reiches zeigte sich England vollkommen einverstanden.

Längst waren dies die Gedanken von Rußland und Preußen, es war nur die Frage, ob auch Frankreich beitreten würde [1]).

In der That, das Ministerium Molé konnte sich nicht weigern. Hatten nicht so eben die Kammern dafür entschieden, daß die Sache auf einem Congreß ausgemacht werden möge? Sollte dies aber geschehen, was konnte man weniger bewilligen als die Integrität des osmanischen Reiches? Unter diesem Worte verstand man ohne Zweifel weiter nichts, als daß man nicht dulden wolle, daß Mehemet sich unabhängig mache, was dieser im Augenblicke schon selbst nicht mehr beabsichtigte. Genug, auch Frankreich schloß sich, welches auch der geheime Vorbehalt sein mochte, den es darum nicht aufgab, der allgemeinen Vereinigung an. Fürst Metternich erreichte wirklich, daß noch einmal eine gemeinschaftliche Erklärung der fünf Mächte ausgestellt werden konnte.

Wenn Frankreich schon hiedurch an und für sich in eine Lage gerieth, die darum schwierig wurde, weil sie nicht mehr ganz aus-

1) Nach Prokesch forderte Molé eine Vereinbarung mit England über die Stellung, welche Mehemed zugestanden werden solle, aber dazu wäre Lord Palmerston nicht zu bringen gewesen.

gesprochen, sondern eher doppelsinniger Natur war, so ward diese Lage durch den Erfolg jener Erklärung noch um vieles vermehrt.

Sie traf eben in dem entscheidenden Augenblick ein. Schon hatte der Divan beschlossen, sich zu weitern Zugeständnissen gegen Mehemet zu bequemen; der Gesandte war bestimmt, der dieselben nach Alexandrien bringen sollte, so wie der Tag seiner Abreise, der 29. Juli: als am 27. die Anweisungen zu einem gemeinschaftlichen Schritte, die keinen Zweifel übrig ließen, zunächst bei dem Internuntius eingingen. Kein Augenblick war zu verlieren. Noch an demselben Tage ward eine Collectivnote unterzeichnet; in welcher die Pforte eingeladen ward, zu keiner definitiven Entschließung zu schreiten ohne die Theilnahme der Mächte, deren Einverständniß über die orientalische Frage gesichert sei. Am 28. ward dieselbe dem Divan zugestellt.

Sie gab, wie man denken kann, seinen Entschlüssen eine ganz andere Richtung. Denn das war wohl nicht die vornehmste Frage, die man sich vorlegte, ob es auch mit der Ehre des osmanischen Reiches verträglich sei, in einer inneren Angelegenheit zwischen dem Herrn und dem Vasallen die Intervention der großen Mächte zuzulassen, — wiewohl in einem offiziellen Schreiben davon die Rede ist — sondern sobald man sich nur der Hülfe der großen Mächte versichert hatte, war man entschlossen, dem bedrohenden Vasallen keinen Schritt weiter entgegenzukommen.

„Die Pforte," sagte Nuri Effendi den Gesandten der fünf Mächte, „ist ohne Armee, ohne Flotte: was kann sie thun, wenn Mehemet Ali sie angreift? wollen dann die fünf Mächte die Pforte vertheidigen?" — Die Gesandten antworteten, nach einiger Zögerung auch der französische, daß das die Meinung der Mächte sei. Hierauf machten nun aber auch sie die Verpflichtung geltend, in welche die Pforte durch Annahme der Collectivnote getreten, kein geheimes Verständniß mit Mehemet einzugehn: Nuri Effendi nahm diese Verpflichtung an. So ward ein Bündniß geschlossen, das nicht allein den früher gehegten Ansprüchen Mehemets ausdrücklich entgegengesetzt war, sondern auch seinem Einfluß gewaltig Schranken setzte. In Constantinopel faßte jetzt Alles Muth gegen ihn: Minister und Ulemas: die entfernten Paschas schlossen sich an.

Und an diesem Bündniß nahm Frankreich, das Mehemets Macht als seine eigene ansah, jetzt wirklich Theil!

Es war gewissermaßen beiden Parteien verpflichtet; — eine nothwendigerweise unhaltbare Stellung, welche viele Gefahr in sich schloß.

Verhältniß von England und Frankreich.

In den Gesetzen der menschlichen Dinge ist es wohl überhaupt begründet, daß eine Allianz, die nach irgend einem Ziele hingestrebt, sei es nun, daß sie sich desselben nur dunkel oder klar bewußt gewesen, so wie der Augenblick versäumt worden, um den letzten Schritt zu thun, von selbst erkaltet.

Da nun einmal die antirussische Tendenz, welche England und Frankreich am meisten vereinigte, ihre Erfüllung nicht gefunden, resolute Anträge der Engländer vielmehr von den Franzosen mit einer Lauigkeit aufgenommen wurden, die kein rechtes Zusammenwirken dazu erwarten ließ, so erwachten nach und nach die natürlichen Gegensätze zwischen den beiden Mächten.

Das läßt sich wohl nicht sagen, daß England ein ganz unzweifelhaftes Interesse gegen Mehemet gehabt hätte; aber man liebte ihn nicht, wie denn zuweilen sein Monopoliensystem Irrungen veranlaßt hatte; und seine Einwirkungen auf den Orient fing man schon an zu fürchten.

Ponsonby versichert mit Bestimmtheit, Mehemet habe sich mit dem Schah von Persien verbünden wollen und zwar eben zu der Zeit, als dieser sich von England mehr zu Rußland abgewendet, als von einem Bunde desselben mit Kabul, Lahore, den Mahratten, ja den Birmanen die Rede war. Sollte England eine Macht erschaffen, die ihm einst für Indien gefährlich werden konnte? Noch mehr als Mehemet selbst beargwöhnten die Engländer dessen Verbindung mit Frankreich. Noch lebten auf beiden Seiten die alten traditionellen Gegensätze. Wie das Cabinet der Tuillerien sich nicht aus dem Sinn schlagen konnte, das Patronat über Aegypten zu erlangen, so fanden es die Engländer gefährlich, daß eine große europäische Macht den Weg nach Indien, welches Eigenthum von England sei, ihren Einflusse unterwerfe [1]).

Schon in den früheren Unterhandlungen war die Verschiedenheit der Tendenz der beiden Mächte in Beziehung auf Mehemet zu bemerken gewesen, doch hatte die Gemeinschaftlichkeit des allgemeinen Interesses sie noch nicht so stark hervortreten lassen. Jetzt war sie nicht mehr zurückzudrängen.

Englischer Seits drang man vor Allem auf die Herausgabe der Flotte, die so ganz im Widerstreit mit allem Staatsrecht im

1) Bulwer sagt in der oben angeführten Stelle: the mistress of India cannot permit France to be mistress directly or indirectly of the road to her Indian dominions.

Orient und Occident von dem Oberherrn zu dem Vasallen übergegangen war. Palmerston schlug vor, den Admiralen der englischen und der französischen Escadre gemeinschaftliche Instruktion zu geben, um Mehemet zu ihrer Ausführung zu zwingen. Es versteht sich, daß Marschall Soult jede Cooperation hiezu zurückwies.

In jenem Augenblick, als die Collectivnote erschien, hatte die Pforte sich entschlossen, dem Mehemet die Erblichkeit seiner Regierung in Aegypten, mit Vorbehalt der Oberhoheit der Pforte zuzugestehen, jedoch nichts weiter. Oestreich schlug hierauf vor, diese Abtretung als Basis der Unterhandlung anzunehmen, war aber wohl geneigt, um die streitigen Interessen zu versöhnen, wohl noch etwas mehr zu gewähren, z. B., daß der Pascha Syrien wenigstens lebenslänglich in seinen Händen behalten sollte. Nur so meinte Fürst Metternich Frankreich befriedigen zu können, wo man jetzt unverhohlen behauptete, Mehemet habe durch den Sieg bei Nisib, den er dem verkehrten Verfahren der Pforte verdanke, allerdings ein Recht auf größere Concessionen erlangt als er früher gefordert; auch ließ sich voraussehen, daß sich Mehemet keiner anderen Auskunft in Gutem fügen werde. Allein auch hiemit war Lord Palmerston jetzt nicht zufrieden. Er forderte, daß dem Mehemet augenblickliche Räumung von Syrien als Bedingung für den erblichen Besitz von Aegypten gesetzt werde. Er wußte wohl, daß wenn er nur sich hierin standhaft zeigte, die Sache von den übrigen Mächten ohne Zweifel beliebt werde. Noch im Lauf des August beauftragte er den englischen Gesandten in Wien, wo damals noch immer die gemeinschaftliche Behandlung dieser Angelegenheiten am meisten ihren Sitz hatte, wenn er nicht die vier übrigen Mächte sämmtlich für die englische Ansicht gewinnen könne, mit einer geringern Zahl Vereinbarung zu treffen, vorausgesetzt, daß eine solche ein genügendes moralisches Gewicht und hinreichende materielle Mittel erwarten lasse.

Der englische Gesandte fragte an, ob er auch in dem Falle dazu schreiten solle, wenn in dieser geringeren Zahl nicht Frankreich sei, aber wohl Rußland? Palmerston trug kein Bedenken, dies zu bejahen. Dahin war die Meinung des scharfsinnigen und entschloßenen Palmerston von jeher gegangen. Sein Motiv war, daß das Interesse von England es fordere. Würde die englische Regierung davor zurückscheuen es geltend zu machen, so würde sie eine Abhängigkeit von Frankreich kundgeben, die ihrer Ehre zuwiderlaufe [1]).

1) Palmerston an Melbourne, 5. Juli 1840 (bei Bulwer, a. a. O. S. 359): I think it would in the present instance, lead England to

Um aber die Franzosen nicht sofort von sich zu stoßen, sagte er dem Repräsentanten des Königs von Frankreich, Sebastiani: der Fall werde dann sein wie 1832, als England und Frankreich zu Coercitivmaßregeln gegen Holland schritten, ohne daß die anderen Mächte damit einverstanden gewesen wären. Und gewiß war der Fall ähnlich: in Beziehung auf Doctrinen und Gebräuche des europäischen Völkerrechts; politisch war er das Gegentheil. Damals waren England und Frankreich vereinigt gewesen; jetzt fingen sie an, sich zu trennen. Schon änderte sich die Sprache auch in jener Beziehung auf die gemeinschaftliche Feindseligkeit gegen Rußland gewaltig.

Wenn Soult dabei blieb, sobald eine russische Flotte im Bosporus erscheine, müsse nach den älteren Verabredungen auch eine französische und eine englische dahin vordringen, so waren die Engländer jetzt nicht mehr dieser Meinung. Sie antworteten, es sei etwas ganz anders, wenn Rußland seine Flotte im Einverständniß mit den europäischen Mächten auslaufen lasse, als wenn es dieselbe, nach seiner früheren Absicht, lediglich aus eigenem Antrieb geschickt hätte.

Man sieht wohl, eine totale Veränderung der obwaltenden Verhältnisse bahnte sich an.

Annäherung zwischen England und Rußland.

Daran war jetzt nicht mehr zu denken, daß jener Krieg, der ein Prinzipienkrieg in Europa zu werden drohte, dort an den Dardanellen ausbrechen würde. Die beiden constitutionellen Mächte, die ihn hätten führen sollen, waren jetzt ganz verschiedener Meinung.

Auch das war nicht mehr zu erwarten, daß Mehemet dort im Orient unabhängig werden oder einen vorherrschenden Einfluß in Constantinopel erlangen dürfte.

So große welthistorische Entscheidungen standen nicht mehr in Aussicht.

Indessen waren die obschwebenden Fragen doch noch überaus wichtig: für den Orient, welches das Gebiet Mehemets sein, ob er

make herself subservient to the views of France for the accomplishment of purposes injurious to British interests. — Von Lord Palmerston existirt ein ausführliches Schreiben über sein Verhalten in der syrischen Frage, welches jedoch nur eben das Aeußere der Verhandlungen recapitulirt in Beziehung auf einen Vorwurf, den Guizot dem Lord gemacht hatte. Die eigentlichen Motive darf man daselbst nicht suchen.

Syrien und Aegypten, was ihm immer eine große Stellung gegeben hätte, behaupten werde oder nicht; — für den Occident, ob England, ausgenommen in diesem Einen Punkte, wo es sich näherte, im Uebrigen noch eine Opposition gegen Rußland festhalten werde.

Da hierin der Gegensatz zweier politischer Systeme lag, so sieht man, was Alles sich daran knüpfte.

Von Wien und Berlin her, wo mehr die allgemeinen Fragen in Betracht gezogen werden konnten, da das besondere Interesse fern lag, machte man den englischen Minister aufmerksam, daß er in den Fragen über Mehemet sein Ziel nicht erreichen werde, so lange er nicht überhaupt ein besseres Vertrauen herstelle.

Und dürfen wir nicht sagen, daß die Ideen, welche England jetzt in Bezug auf die Pforte verfocht, dem System der drei Continentalmächte ganz wohl entsprachen?

Gar nicht so übel faßte der Großwesir Chosrew die Sache, wenn er die für den Sultan günstigen Erklärungen Europas von dem natürlichen Antheil herleitete, den eine Regierung der andern widme. Das war unter andern der Grund, aus welchem die Anmuthung Mehemets, daß zunächst eben dieser Chosrew, sein persönlicher Feind, aus dem Rathe des Großherren ausscheiden solle, mit allgemeinem Widerwillen verworfen wurde. Die Idee, daß der Sultan der rechtmäßige Herr, Mehemet nichts als ein rebellischer Vasall sei, war seit dem Uebergang der Flotte nicht selten das Argument, dessen sich England in seinen Unterhandlungen mit Frankreich bediente. Frankreich widersprach ihm nicht eigentlich, aber es wollte die Folgerungen nicht zugeben, die man daraus ableitete. Dagegen war Rußland mit seinen beiden Verbündeten hierüber vollkommen einverstanden, es waren deren eigenste Ideen.

Nach vorläufigen Eröffnungen von beiden Seiten, die seit langer Zeit zum erstenmal wieder freundlich lauteten, Ende August 1839, kündigte Rußland eine besondere Mission nach England an: „Da der Kaiser Grund habe zu glauben, daß die englische Regierung jetzt besser gegen Rußland gesinnt sei und eine gerechtere Meinung von seiner Politik habe als bisher."

Sehr willkommen geheißen erschien hierauf im September Baron Brunnow in London, und eröffnete die Unterhandlung.

Noch immer wollte Rußland die Schließung der Dardanellen als einen Grundsatz des Völkerrechts angesehen wissen: das heißt doch wohl, daß es die Sicherheit, deren es im schwarzen Meer bedurfte, um jeden Preis festhalten, und sich dagegen in Bezug auf

das osmanische Reich nicht so feierlich und auf immer die Hände binden lassen wollte. Ferner nahm es das ausschließende Recht in Anspruch, zur See die Stadt Constantinopel gegen Mehemet zu beschützen und wollte noch immer nichts von einem Erscheinen fremder Geschwader im Meer von Marmora hören. Dagegen versprach es, auf den Vertrag von Unkhiar Skelessi zu verzichten, und die jetzige Hülfleistung, jene Herbeisendung seiner Streitkräfte, als die Folge nicht dieses Tractats, sondern einer europäischen Uebereinkunft zu betrachten.

Kein Wunder, daß die Franzosen, denen diese Anträge, ich weiß nicht ob vollständig, mitgetheilt wurden, lebhafte Einwendungen dagegen erhoben. Die Aufhebung des Vertrages schien ihnen wenig zu bedeuten, da derselbe seinem Ablauf so nahe sei. Sie erinnerten weiter, Rußland wolle durch einen Präcedenzfall die exceptionelle Stellung, die es sich im Orient verschafft, gleichsam sanctioniren. Aber in England erwog man dagegen, daß die Erbietung, wenn sie auch nicht hinreichte, doch ein wichtiges Zugeständniß einschloß. Sollte es so gar nichts bedeuten, daß ein Contract aufgehoben und auf die leicht erreichbare Erneuerung desselben Verzicht geleistet ward, gegen welchen man früher so lebhaft protestirt, worin man eine Beleidigung gesehen? Auch in allen anderen Punkten waren die russischen Erklärungen zufriedenstellend, entgegenkommend; jede mißbeliebige Erörterung ward vermieden. In der ägyptischen Sache schloß sich Rußland ganz der englischen Forderung an, daß Mehemet zur Herausgabe der osmanischen Flotte und zur Unterwerfung unter die ihm vom Sultan zu machenden Bedingungen genöthigt werden müsse.

War wirklich für die asiatischen Verhältnisse eine wenn auch indirecte Einwirkung russischen und ägyptischen Einflusses zu erwarten gewesen, so war es auch für England von der größten Bedeutung, daß gemeinschaftliche Coercitivmaßregeln gegen Mehemet in Aussicht genommen wurden.

In einem Cabinetsrath, der zu Windsor gehalten wurde, erkannten die englischen Minister das Gewicht der russischen Erbietungen an. „Sie huldigten" wie Palmerston sagt, „den reinen Absichten Seiner Kaiserlichen Majestät", und waren entschlossen, zu dem einmal ins Auge gefaßten Zweck, Syrien dem Sultan wieder zu verschaffen, auch ohne Frankreich vorwärts zu schreiten. Dabei aber verhehlten sie nicht, daß sie in einigen Punkten nicht mit Rußland einverstanden seien. Vor Allem wollten sie das Recht nicht

aufgeben, im Fall eines Angriffs von Mehemet auch ihre Flotte zur Vertheidigung von Constantinopel erscheinen zu lassen. Palmerston ging von dem Grundsatz aus, daß in der Regel beide Meerengen fremden Kriegsschiffen geschlossen sein sollen: im Fall aber, daß ausnahmsweise zu gemeinschaftlichem Zweck sich die eine für die Russen eröffne, müsse die andere für die englischen Schiffe offen stehen. Er meinte, die englische Nation müsse erfahren, daß das Prinzip des ausschließlichen Russischen Protectorats nicht angenommen sei; und forderte das Recht der Cooperation, wenn sie auch nicht stark sei.

Da hier noch immer Grundsätze einander gegenüberstanden, über welche man so lange gehabert, so schien es selbst bei einer Zusammenkunft auf dem Johannisberg, als sei man noch weit vom Ziele.

Im Grunde aber betraf die ganze Zwistigkeit eine Eventualität, die gar nicht mehr zu erwarten stand.

Rußland beschloß auf die Forderung Englands einzugehn. Der Kaiser erklärte am 10. Dezember: er sei fern von jeder Absicht, einen exclusiven Einfluß auszuüben: er erkenne die Nothwendigkeit an, in welcher sich England befinde, auf eine Cooperation seiner Seemacht zu bestehen: er wolle dem Wunsche dieser Macht nachgeben: wenn der Fall eintrete, möge die Flagge derjenigen Mächte, welche an der gemeinsamen Action Antheil nehmen wollen, durch eine Anzahl von Schiffen repräsentirt werden, die im Meer von Marmora erscheinen sollen.

Hierdurch wurden die beiden obschwebenden Fragen und zwar durch eine freiwillige Annäherung Rußlands, das in der einen, wie in der andern Hinsicht sich den englischen Vorschlägen anschloß, erledigt, und eine Vereinbarung der Mächte zu Stande gebracht, von der es sich nur fragte, ob Frankreich ihr beitreten würde oder nicht.

Einwirkung der inneren Bewegungen von Frankreich.

An und für sich wäre das wohl sehr möglich gewesen; — denn nur ein Mißtrauen, das doch nicht Jedem gerechtfertigt erscheinen konnte, durfte behaupten, wie es wohl geschah, die Auskunft des Kaisers sei nur eine Variante des Vertrags von Unkhiar Skelessi; — und was die Hauptsache anbelangt, so hat der französische Gesandte in London, General Sebastiani, einst den Vorschlag gemacht, dem

Pascha außer Aegypten nicht ganz Syrien und Arabien, wie man bisher gefordert, sondern nur den südlichen Theil von Syrien zu überlassen, und darauf war man in London wirklich eingegangen. Nur über die Grenze schien in jenem Augenblick noch ein Streit obwalten zu können. Sebastiani forderte für den Pascha noch Beirut und Damascus; Palmerston wünschte Acre für den Sultan zu retten, und diesem überhaupt den ganzen Carawanenweg nach Mecca zurückzugeben. Es leuchtet ein, daß man sich über eine Differenz dieser Art nicht zu entzweien brauchte.

Allein in der That, so weit war's noch nicht. In Frankreich trat eine Bewegung ein, welche, indem sie alle inneren Triebe des Staates in Gährung setzte, auch die äußere Politik nothwendig ergreifen mußte. Einem Ministerium, welches die Regierung führte, ohne auf die Parteien der Kammer der Deputirten und die in jeder derselben vorwaltenden Häupter viel Rücksicht zu nehmen, dem Ministerium Molé setzte sich eine Verbindung entgegen, die vor Allem den Antheil herzustellen suchte, welcher der Kammer an den öffentlichen Geschäften gebühre. In der Kammer gab es außer Legitimisten und Republikanern drei große Fractionen, die der Linken. die des linken und die des rechten Centrums, an deren Spitze Odilon Barrot, Guizot und Thiers standen. Diese drei Oberhäupter und die Parteien, die sie repräsentirten, waren von sehr verschiedenem Charakter und von sehr verschiedener Intention, aber sie wirkten zusammen, um die bisherige Regierung zu stürzen, ohne daß sie einander darum näher getreten wären. Denn in der Rechten waltete die Idee des Widerstandes gegen die Tendenzen der Revolution vor, von denen dagegen die Linke lebhaft erregt wurde, während auch das linke Centrum, obwohl der Widerstand von ihm ausgegangen war, doch einige revolutionäre Hinneigungen nicht ganz von sich abgestreift hatte. König Louis Philipp war gegen das Uebergewicht der Linken: er hat Guizot einst selbst gesagt, diese sei dem rechten Centrum ebenso entgegengesetzt wie dem Königthum selbst. Es dauerte lange, ehe es zur Bildung einer neuen Verwaltung kam: das geschah erst in dem Moment, daß aufrührerische Bewegungen sich regten. Das Ministerium, das alsdann unter dem Marschall Soult gebildet wurde, war im Sinne des Königs, so weit es das in diesem Moment sein konnte. Allein Meister der Geschäfte blieb Louis Philipp dabei nicht, auch nicht in den äußeren Angelegenheiten. An jene Concessionen in der ägyptischen Angelegenheit war fortan nicht mehr zu denken.

Wenn der König dazu geneigt war und annähernde Vorschläge gemacht hatte, so war dies ein Grund mehr für das Ministerium, das diesen unmittelbaren Einfluß des Königs bekämpfte, sich dagegen zu setzen. Der Marschall und seine Collegen verleugneten förmlich den Vorschlag, welchen Sebastiani gemacht, ein Mann, welcher als der intime Vertraute des Königs angesehen wurde. Sie hielten es für einen hinreichenden Preis der Erblichkeit, wenn Mehemet nur Orfa und Diabekir räume, und Adana, wozu er doch nur mit großen Schwierigkeiten vermocht werden könne, da es ihm die Tauruspässe sichere und seit 6 Jahren in seinen Händen sei, aufgebe. Und fragte man sie ferner, — wofern Mehemet so weit gehen sollte, auch diese Abkunft abzulehnen, ob sie dann entschlossen sein würden, zu Zwangsmaßregeln gegen ihn zu schreiten, so antworteten sie, daß darüber erst berathschlagt werden könne, wenn man in der Hauptsache einig geworden sein würde. Es blieb doch sehr unsicher, ob sich dann auf sie hätte zählen lassen. Nach einigem Bedenken verwarf Soult auch die Cooperation, welche Rußland vorgeschlagen, mit beschränkter Streitkraft der Verbündeten und unbeschränkter der Russen. Der englische Gesandte berichtet im Januar 1840, er glaube nicht, auf die Annahme einer Auskunft dieser Art von den Franzosen rechnen zu können.

Schon waren die Sitzungen dieses Jahres eröffnet, in denen eine Stimmung hervortrat, die noch entschiedenere Resultate forderte. Der König hatte in seiner Thronrede von der Erhaltung der Integrität des osmanischen Reiches, unter welchem Wort man jetzt in Europa einen für Mehemet ungünstigen Sinn verband, geredet und sich überhaupt so ausgedrückt, daß er der Sympathie der Franzosen für Mehemet Ali nicht genug that. Schon in der Pairskammer hielt man es für gut, von der Erhaltung mehr der Unabhängigkeit als der Integrität zu sprechen:[1]) Offenbar war diese Phrase gegen Rußland gerichtet, während der Ausdruck des Königs auch gegen Mehemet gedeutet werden konnte. Und noch unumwundener ließ sich die Kammer der Deputirten vernehmen. Es war ihr nicht darum zu thun, den Ausdruck Integrität zu verlassen; aber sie erklärte, wenn Frankreich Rechte, die durch die Zeiten geheiligt worden, zu unterstützen gemeint sei, so sei es doch auch entschlossen, die neu erworbenen aufrecht zu erhalten: es müsse ein Tractat geschlossen werden, der die einen wie die andern sichere.

1) Bei Prokesch p. 161 geschieht dieses Vorschlags Erwähnung, aber nicht der dabei vorgekommenen Vermittelung von Oesterreich.

Ueberhaupt zeigte sich eine der königlichen Prärogative sehr ungünstige Stimmung. Sie beruhte darauf, daß die Coalition von dem Ministerium ausgeschlossen war.

Die Absicht des Königs war immer darauf gerichtet, sich kein Ministerium aufzwingen zu lassen. Er hatte kein Hehl damit, daß er ein solches, wenn er es ja annehmen müsse, nie unterstützen werde. Die Frage war immer, wie sich die königliche Gewalt und die großen Körperschaften des Staates, namentlich die Deputirtenkammer, zu derselben verhalten würde. Der König war entschlossen, sich der Kammer nicht zu unterwerfen. Die entgegengesetzte Idee verfolgte an der Spitze des linken Centrums Thiers, der dann nach einiger Zeit doch durchdrang.

Der König mußte endlich doch nachgeben.

Einer der Führer der Coalition, Guizot, war bereits zu einer der wichtigsten diplomatischen Stellungen, der eines Botschafters in London, berufen worden an Stelle Sebastiani's. Jetzt entschloß sich der König den Führer des linken Centrums, Thiers mit der Bildung eines neuen Ministeriums zu betrauen, in welchem derselbe dann die erste Stelle einnahm. 1. März 1840.

Und so stark ward die Besorgniß, mit der französischen Nation unter einer Führung wie diese in Collision zu kommen, daß das englische Cabinet einen Schritt näher trat.

Hauptsächlich unter Vermittelung des östreichischen Gesandten — wie denn Oestreich früher den lebenslänglichen Besitz von Syrien für Mehemet zugelassen —, gestand England am 5. Mai 1840 den Franzosen zu, daß auch die Festung von Acre und das ganze Gebiet des Sees von Tiberias dem Pascha lebenslänglich vorbehalten bleiben solle. Es drückte die Meinung aus, daß der Sultan noch immer stark genug sein werde, dem Pascha zu widerstehen, wenn er nur Beirut besitze. Ein Vorschlag, der in der That mit demjenigen, den Sebastiani einst gemacht, sehr nahe zusammentraf.

Allein auf diese Vorschläge mochte das neue Kabinet, das jetzt im Innern eine überaus starke Stellung genommen hatte, noch weniger zurückkommen als das alte.

Unter allen Liberalen, welche das 19. Jahrhundert gesehen hat, möchte ich Adolf Thiers den Preis geben. Er hat unaufhörlich nach beiden Seiten hin für den Liberalismus gekämpft. Die immer wieder aufbrausende Macht der äußersten Revolution, des Radicalismus und der socialen Republik, niederzukämpfen hat Niemand mehr beigetragen. Aber auch nach der anderen Seite hin

war seine Position und seine Grundidee überaus bedeutend. Diese ging dahin, daß der König zwar herrsche, aber nicht regiere. Diese Idee, eine abstracte Analogie mehr der englischen Constitution, versuchte er in Frankreich im Gegensatz mit dem feinen und geschickten Louis Philipp durchzuführen.

Nachdem Thiers in das Ministerium eingetreten war, zeigte er größere Hinneigung zu der Linken, als zu der Rechten. Da aber die Kammer ihm noch keine entschiedene Majorität darbot, so neigte er sich zu einer Auflösung derselben, wobei er, unterstützt durch die öffentliche Autorität und durch die Presse, einer Versammlung, die ihm nicht genügte, zu entgehen, und eine neue, die in seinem Sinn war, zu Stande zu bringen hoffen durfte. Aber der König, der ihn sonst als einen alten Vertrauten behandelte, war dagegen. Guizot behauptet in seinen Memoiren, der König sei in der Seele der Rechten geneigt gewesen; so mochte und mußte es ihm scheinen, doch darf man bezweifeln, ob es sich so verhielt. Thiers erzählte mir einst von einer Discussion, die er mit Louis Philipp gehabt habe. Der König habe ihm in Bezug auf die Coalition gesagt: Ihr seid drei oder vier (sie an den Fingern herzählend); ich bin nur einer; ich werde über euch alle den Sieg behalten; d. h. der Eine Wille wird über die drei verschiedenen Willen triumphiren [1]). Schon damals sah man den König zuweilen verstimmt; der erste Minister wurde dann und wann mit auffallender Kälte behandelt; schon war von dem Eintritt hervorragender Mitglieder des rechten Centrums in die Verwaltung die Rede; die Situation war nicht vollkommen entschieden, aber Thiers behielt bei der Vertagung der Kammern im Juli 1840 das Ruder in den Händen und konnte in den auswärtigen Angelegenheiten zu einer Politik schreiten, wie er sie für die beste hielt. Der Gesandte in England hoffte noch immer, den lebenslänglichen Besitz von ganz Syrien für Mehemet zu retten. Er meinte, Oestreich und Preußen und der günstige Theil des britischen Cabinets würden, um den Frieden nicht zu gefährden, zuletzt noch darauf eingehen. Der Ministerpräsident hatte noch immer nicht aufgegeben, die Erblichkeit von Syrien und von Egypten zu erlangen. Er war davon durchdrungen, daß es einer großen Eroberung gleich kommen würde, dies Ziel zu

1) Thiers hat das auch Senior erzählt; sonst darf man wohl nicht alles, was Thiers im Gespräche sagte, als historisches Document betrachten und Schlüsse daraus ziehen.

erreichen. Er beauftragte den Gesandten, sich nicht definitiv zu erklären, „die Dinge noch ein wenig kommen zu lassen."

Er hatte immer schon gesagt, das beste werde sein, ein directes Verständniß zwischen Constantinopel und Alexandrien einzuleiten: Es schien, als hoffe er diesen Gedanken jetzt selber zu realisiren.

Tractat vom 15. Juli.

Und das liegt am Tage, wäre es damit gelungen, so würde die französische Politik den größten Triumph erfochten haben. Mehemet im Besitz erhalten, und ein Verständniß mit Constantinopel unmittelbar ins Werk gesetzt, hätte den Franzosen dann überwiegenden Einfluß im Orient verschafft.

Auffallend milderten sich seit einiger Zeit in Constantinopel die bisher so feindlichen Verhältnisse zu dem Vicekönig. Chosrew, der älteste, verhaßteste Gegner Mehemets, ward entfernt. Mehemet erklärte sich bereit die türkische Flotte herauszugeben, und bald lief ein Schreiben der Sultanin Mutter an den auf die ägyptische Seite übergetretenen Capudan-Pascha ein, die ihn zur Rückkehr einlud, da die Verhältnisse verändert seien. Auch ein Abgeordneter Mehemets, Sami-Bey, machte sich auf den Weg nach Constantinopel.

In England hielt man dafür, daß Mehemet nicht ohne Bedingung die Flotte herausgebe, nicht umsonst Geschenke mache. Man glaubte den Augenblick vor sich zu sehen, wo Mehemet dort eine Abkunft, wie er sie wünsche, unter französischem Einfluß erlange.

Es leuchtet ein, warum man in England über eine solche Aussicht, durch welche alle bisherigen Bemühungen verloren gewesen wären, mißvergnügt war; die Nachricht, die darüber eintraf, regte einen recht persönlichen Widerwillen auf; Alles war entschlossen, sich zu widersetzen.

Und nun wollte der Zufall, daß diese Nachricht mit einer andern zusammen eintraf, von dem Aufstand, der in Syrien gegen Mehemet ausgebrochen war.

Die Christen im Libanon weigerten sich, die Waffen, was Mehemet forderte, wieder herauszugeben, die er ihnen einst selbst anvertraut hatte; aber mit den Maroniten waren jetzt die Drusen vereinigt: in dem ganzen Lande regte sich Widerstand; ägyptische Bataillone wurden in der Nähe von Jerusalem von Insurgentenhaufen geschlagen; in Naplus weigerte man sich die Abgaben zu zahlen. So vereinigte sich mit der Nothwendigkeit, etwas zu thun, auch die Gelegenheit dazu.

Bisher hatte Palmerston immer eine Anzahl von Stimmen in dem englischen Conseil gegen sich gehabt, die es bedenklich fanden, sich von Frankreich loszusagen: jetzt aber drang er durch. Die Meinung, daß man erst noch den Erfolg der Sendung des Sami-Bei abwarten müsse, ward jetzt beseitigt, da, wenn man etwas thun wollte, keine Zeit zu versäumen war; man durfte nicht die Monate erwarten, in denen dort die Stürme beginnen und Krankheiten auszubrechen pflegen.

Am 8. Juli ward in dem Kabinet der Königin von England der Beschluß gefaßt, auf die Theilnahme Frankreichs an den gegen Mehemet anzuwendenden Coercitivmaßregeln Verzicht zu leisten.

Während der französische Gesandte die Meinung aussprach, daß der Mittelpunct der Negociationen jetzt in Constantinopel sei, ward ganz in seiner Nähe ein Vertrag unterhandelt, der die Sache zur Entscheidung bringen mußte.

Nach allem, was vorangegangen, nach den Erklärungen, die gewechselt worden, konnte man nicht zweifeln, daß die drei Continentalmächte mit England übereinstimmen würden.

So ward der Tractat vom 15. Juli 1840 geschlossen. Die vier Mächte kamen mit dem in London anwesenden Bevollmächtigten des Sultan überein, dem Pascha gewisse Fristen der Unterwerfung zu bestimmen — von denen jede spätere mit geringeren Zugeständnissen verknüpft sein sollte —, und im Fall er sich weigere, ihn mit Gewalt dazu zu zwingen.

Europa vereinigte sich zu Gunsten des Sultan, hauptsächlich aus dem Grund, um Frankreich nicht zu einem überwiegenden Einfluß im Orient gelangen zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, mit Frankreich darüber in gespannte oder widerwärtige, feindselige Verhältnisse zu gerathen.

Denn daß es dazu kommen würde, mußte man voraussehen.

Widerstand von Frankreich.

So lange war es schon in Europa herkömmlich, daß jede Macht besonders, ja alle zusammen geschehen ließen, was sie nicht hindern konnten. Man schien zu erwarten, daß dies auch die Politik von Frankreich sein würde, wie es Palmerston einst bei den ersten Einwendungen Sebastianis angedeutet hatte; der englische Gesandte in Frankreich schien die alten Verhältnisse in jeder andern Beziehung fortsetzen zu wollen.

Dies hatte jedoch nunmehr eine viel größere Schwierigkeit, da

die französische Administration jener Zeit eigentlich in Opposition gegen die ihr zu nachgiebigen Tendenzen der früheren Zeit gebildet worden war.

Diejenigen waren an der Regierung, welche das ägyptische Interesse und alle seine Consequenzen zu verfechten angenommen, welche sich gut ägyptisch nannten, den schlecht ägyptisch-Gesinnten gegenüber.

Die Frage war nun, ob ein Mittel in ihrer Hand sein würde, ihre Ansprüche geltend zu machen.

Wohl konnte es ihnen so scheinen, da man alle die Jahre nichts so sehr zu vermeiden gesucht hatte, als einen Bruch mit Frankreich, die Schilderhebung dieser beweglichen und kriegfertigen Population, welche alle andern zugleich im Aeußern und im Innern bedrohte.

Sei es durch Reflexion oder durch einen natürlichen Impuls der französischen Ehre getrieben, beschloß der Ministerpräsident Thiers, der den Bruch der Allianz gleichsam als eine persönliche Beleidigung einer Nation gegen die andere betrachtete, diese Stellung ganz in Besitz zu nehmen.

Am 20. Juli wollte der englische Geschäftsträger über einige andere Angelegenheiten mit ihm sprechen. Thiers erwiederte demselben: zu Erörterungen dieser Art sei jetzt die Zeit nicht mehr: „die Allianz zwischen England und Frankreich," rief er aus, „ist zu Ende." Sage sich England in der orientalischen Frage von Frankreich los, so müsse das eine durchgängige Trennung zur Folge haben. Rufe ihn Würde oder Interesse seines Landes zu irgend einer Handlung auf, so werde er davor nicht zurückbeben. „Ich kann nicht anders, aber ich sehe Ereignisse voraus, welche den Frieden von Europa bedrohen werden."

Und in diesem Sinne schritt er nun zu weiteren Manifestationen.

Die Antwort, welche er auf den Tractat vom 15. Juli gab, bestand in einigen Ordonanzen, die der Moniteur vom 1. August enthielt, in denen er den Rest des Contingents von 1836 so wie das gesammte Contingent von 1839 zusammenrief, und überdies eine Vermehrung der Marine mit 10,000 Matrosen, 5 Linienschiffen, 13 Fregatten, 5 Dampfböten, genug nach beiden Seiten hin die ansehnlichsten Rüstungen anordnete. Er sagte dem englischen Gesandten, die ganze Nation fühle die Art, wie England die bisherige Allianz gebrochen habe, als einen Schimpf: jeder Mi-

nister, wie er auch heiße, habe die Pflicht, sie in Stand zu setzen, ihre Würde zu behaupten.

In Constantinopel ward erklärt, Frankreich betrachte den Abschluß des Tractates als eine ihm vom Sultan widerfahrene Beleidigung.

Dahin ging die Meinung der Franzosen wohl nicht, sich der Ausführung des Vertrages mit Gewalt zu widersetzen. Es ist ohne Zweifel ein Irrthum, wenn man meint, Mehemet habe zu einem Marsch auf Constantinopel gereizt, der Sultan mit der Erhebung der arabischen Population gegen die Türken bedroht werden sollen. Wenn wir den französischen Abgeordneten selbst hören, so war er beauftragt, den Pascha auf die Nothwendigkeit der Defensive aufmerksam zu machen, die nicht so schwer erschien, da die vier Mächte nur eine verhältnißmäßig geringe Streitmacht in Bewegung zu setzen beschlossen hatten;[1]) vor Allem sollte er St. Jean d' Acre und Alexandrien vertheidigen: wenn es ihm gelinge, sich bis auf das Frühjahr zu behaupten, so werde Frankreich mit Anstrengung aller seiner Kräfte die Vermittelung unternehmen, und vielleicht eine Ermäßigung des Tractates durchsetzen.

Es ist nicht zweifelhaft, welche Ermäßigung beabsichtigt wurde. Mehemet lehnte die Annahme des Tractates in der ihm vorgelegten Form ab; denn er wolle sich nicht den Preis achtjähriger Anstrengungen mit einem Federstrich entreißen, er wolle sich nicht lebendig begraben lassen. Er bot endlich der Pforte die Ueberlieferung von Adana, Candia und den heiligen Städten an, jedoch unter der Bedingung, daß sie ihm oder seinem Sohne Syrien auf Lebenszeit überlasse.

Thiers erklärte, dies sei das äußerste, wozu Mehemet gebracht werden könne: er gab zu vernehmen, wenn man auch das verwerfe, und ohne alle Rücksicht auf Frankreich die Beschlüsse vom 15. Juli ins Werk setze, so glaube er nicht, auch wenn er von sich absehe, daß irgend ein Ministerium in Frankreich den Coercitivmaßregeln

1) Der französische Gesichtspunct erläutert sich durch folgende Stelle bei Guizot: (Mémoires Bd. V, p. 28): On comptait fermement à Paris sur la persévérance de Méhémet-Ali dans ses prétentions à la possession héréditaire de la Syrie et sur son énergie à les soutenir par les armes, s'il était attaqué. On regardait les moyens de coaction qui pouvaient être employés contre lui ou comme absolument inefficaces et vains, ou comme gravement compromettants pour la sûreté de l'Empire ottoman et la paix de l'Europe.

ruhig werde zusehen können. Es werde ein Zustand eintreten, der in kurzem den Frieden der Welt stören müsse.

Er schien von der Meinung auszugehen, daß in dieser friedliebenden Welt derjenige der stärkste sei, der am entschiedensten mit dem Krieg drohe. Er war überzeugt, daß namentlich die beiden deutschen Mächte, denen an dieser Frage kein unmittelbares Interesse beiwohne, ihren Einfluß anwenden würden, um durch eine für Mehemet vortheilhaftere Stipulation den Krieg zu vermeiden.

Beginn der Ausführung des Tractats.

Alle diese Berechnungen der Franzosen täuschten jedoch.

Den Anträgen Mehemets half es nichts, daß sie von den Franzosen empfohlen wurden. Das Schreiben, in dem dieselben enthalten waren, wurde für eine abschlägige Antwort erklärt; die Pforte wagte es, in Folge davon die Absetzung des Paschas auch in Aegypten auszusprechen.

Sie faßte wieder Muth, da sie die Unterstützung von Europa zu ihrer Seite hatte.

Und unverzüglich begannen nun die Coercitivmaßregeln gegen den Pascha. Da er Syrien nicht in Gutem herausgeben wollte, so traf man Anstalt, es ihm zu nehmen.

Ibrahim zeigte sich schwächer, die europäischen Waffen stärker, als man gemeint hatte. Am 11. September ward Beirut, am 21. Sidon für den Sultan in Besitz genommen.

Auch ohne dies aber hätte doch Niemand glauben dürfen, daß die Furcht vor einem Friedensbruch auch diesmal nachdrücklich und durchgreifend wirken werde.

Es versteht sich wohl, daß man den Krieg vermied, so lange England mit den Franzosen verbündet war; war aber England wider die Franzosen, wie hätte man dann einen Krieg mit ihnen fürchten, oder um denselben zu vermeiden, sich zu irgend einer übrigens nicht beliebten Concession bewogen fühlen sollen?

Preußen hatte kein Interesse bei der ägyptischen Frage; es hatte sich bei der Ratification des Vertrages ausdrücklich ausbedungen, weder mit Geld noch mit Truppen mitwirken zu müssen, und sich für die unmittelbar daher entspringenden Folgen seine Freiheit vorbehalten: wenn man aber in Frankreich mit Krieg drohte, so mußte das eher ein Motiv sein, sich den entgegengesetzten Mächten anzuschließen.

Allerdings stand in Deutschland nicht Alles, wie es hätte stehen sollen.

Die Militärverfassung war noch immer nicht vollendet; die Entzweiung zwischen den Principien des constitutionellen Systems und der reinen Monarchie dauerte fort; die hanoversche Angelegenheit übte auf die allgemeine Stimmung einen aufregenden Einfluß aus; geistliche Streitigkeiten hatten das Vertrauen z. B. zwischen Preußen und Baiern auf eine widerwärtige Weise erschüttert und alle Gemüther in Bewegung gesetzt.

Bei alle dem aber zeigte sich doch', welch eine große Veränderung in Deutschland geschehen war.

Jene unbestimmte und um sich greifende kaiserliche Macht, gegen die sich sonst die Selbständigkeit des Fürstenthums gern auflehnte, war nicht mehr.

Die geistlichen Fürsten, die sonst einer in Frankreich drohenden Macht aus Furcht oder aus Neigung sich angeschlossen hatten, existirten nicht mehr.

Zum erstenmal seit Jahrhunderten fand eine Schilderhebung der Franzosen keinen Anklang an irgend einer Seite in Deutschland.

Was ist es, was alle europäischen Kriege seit dem sechszehnten Jahrhundert hervorgebracht hat, als eben die Gegensätze des innern Deutschlands, welche fremden Mächten die Hoffnung gaben, in der Mitte einer kriegerischen Nation Hülfe und Unterstützung zu erlangen?

Vielmehr erhob sich über ganz Deutschland hin bei der ersten Aussicht, das der Friede gebrochen werden konnte, eine lebendige Erinnerung an die alten Kämpfe, Verluste und zuletzt Siege; das germanische Bewußtsein einer neuen Macht, die schon gegen Napoleon das beste gethan und seitdem bei alle dem Ungenügenden, das die öffentlichen Zustände darboten, erst recht gekräftigt worden.

Auch trug man wohl Sorge, die obwaltenden Uebelstände zu vermindern. Deutschland bedarf es zuweilen von der romanischen Welt her angeregt, erweckt zu werden.

Für nun waren jene Irrungen einer ganz fremden und andern Welt wichtiger als man hätte ahnden sollen.

Frankreich sah sich darin jetzt ganz isolirt. Ein von den vier Mächten genommener Beschluß ward ohne weitere Rücksicht auf dieses Land ganz gegen die Absichten, die es gehegt hatte, durchgeführt.

Sollte die europäische Einheit hergestellt werden, so konnte es nur durch eine Aenderung des französischen Systems geschehen.

Rückwirkung auf das innere Frankreich.

Der französische Minister, der in dieser Zeit, — denn gerade in dem Augenblick, als der Bund der 4 Mächte zu Stande kam, waren die französischen Kammern vertagt worden — das Ruder allein führte, ging seinen Weg entschlossen vorwärts. Er ergriff den Gedanken der Fortification von Paris, der auf der Voraussetzung beruhte, daß Europa feindselige Absichten gegen Frankreich hege. Daß einige Plätze an der syrischen Küste fielen, machte wenig Eindruck auf ihn, so lange St. Jean d' Acre und Alexandrien sich hielten. Er bezeichnete noch immer den Taurus als die natürliche Grenze des Vicekönigs, noch immer ließ er Anträge in Constantinopel wiederholen, die dahin zielten, ihm diese Grenze zu verschaffen. Um der drohenden Stellung, die er eingenommen, mehr Nachdruck zu geben, schuf er durch Ordonanz vom 29. September zwölf neue Regimenter zu Fuß, vier zu Pferd. Seine Absicht war, eine Armee von 630,000 Mann regelmäßiger Truppen aufzustellen und 300,000 Mann Nationalgarde zu mobilisiren. Er zweifelte nicht, daß die Kammern, die er einberief, Alles, was er angeordnet, als im nationalen Sinne gethan billigen würden. Er schlug dem König gleich bei dem Entwurf der Thronrede die Einberufung des Contingents von 1840 vor.

Da kam nun aber die Entscheidung doch an den König zurück, dem sie hatte entwunden werden sollen, und die Frage über die Leitung der Angelegenheiten in Frankreich tauchte wieder auf.

Das Ministerium, dessen Acte der König nach seiner constitutionellen Pflicht hätte unterzeichnen müssen, war ihm niemals angenehm gewesen. Er fürchtete die Hinneigungen des Ministerpräsidenten zu der Linken und verwarf, wie berührt, eine Auflösung der Kammern, mit der das Cabinet umging, weil neue Wahlen eine Kammer von einer mehr demokratischen Richtung, als ihm lieb sein konnte, hervorgebracht hätten. Die innere und die äußere Politik seines Ministers waren ihm beide zuwider. Da die revolutionären Leidenschaften wieder aufwachten, so war die Lage des Königs unerträglich geworden.

Schon kam es, am 15. October zu einem neuen Mordanfall auf den König. Also beherrscht zu werden von der einen, gefährdet zu sein von der andern Seite, das war seine Aussicht, wenn er nachgab. Eben diejenigen von seinen früheren Gegnern mußten das einsehen, welche an der Politik der letzten Jahre lebendigen Antheil

genommen: der Mann, der Sebastiani in London hatte ersetzen müssen, Guizot, war jetzt selbst mehr auf des Königs Seite. Indem Louis Philipp das bisherige Ministerium auflöste und Guizot zum Minister ernannte, so wie einige andere, welche bei der nächst vorhergegangenen Verwaltung mitgewirkt hatten, gelangte er noch nicht zu den Männern, welchen seine Gedanken am nächsten gestanden, aber daran konnte ihm wenig liegen; wenn er nur jene Coalition völlig zersprengte, und diejenigen an sich heranzog, die sich ihm früher opponirt. Jener war er ohnehin sicher.

Von den Kammern konnte er sich unter den obwaltenden Umständen Zustimmung versprechen.

Von der socialen Klasse, welche dieselben constituirte, war weder Krieg noch Revolution, durch welche sie zuerst gefährdet und über den Haufen geworfen worden wäre, zu erwarten.

Die Lage der Dinge war doch im Grunde genommen bei aller Regelmäßigkeit und Trockenheit, mit welcher sie verlief, sehr sonderbar.

Die Haltung der großen Mächte, die so vielen eine Feindseligkeit gegen Frankreich und den Julikönig in sich zu schließen schien, mußte gerade dienen, dessen Macht, die schon gewaltig beschränkt war, wieder herzustellen.

Die Drohungen, welche den deutschen Mächten Friedensgedanken einflößen sollten, entbanden den germanischen Geist, so daß sie erkannten, wie gewaltig sie wohl einst widerstehen und sich schlagen könnten, wenn es auf Herausforderung von jener Seite dazu käme.

Die Kammern, welche die Bewegung in Europa zu repräsentiren schienen, waren lange Zeit das wirksamste Institut zur Erhaltung des allgemeinen Friedens.

Aufs neue ward viel hin und her geredet. Was gescheidte und geistreiche Reflexion vorbringen kann, um die Aufwallung nationaler Gefühle, die sich auf etwas Unbewußtes gründet, zu beruhigen, ward gesagt; die schwierige Stellung, in der das letzte Ministerium sich befunden, ward als sein eigner Fehler betrachtet; die Kammern nahmen ein Ministerium an, das von der bisher eingehaltenen Bahn vollkommen abwich.

Es scheint zwar nur ein Schritt zu sein von der kriegdrohenden Haltung, die Thiers genommen, zu dem System des bewaffneten Friedens, welches Guizot aufstellte; aber der Unterschied der Tendenzen ist unermeßlich.

In jener lag nicht allein Isolirung, sondern Feindseligkeit: aus einem scharf ergriffenen nationalen Interesse allgemeine Gefährdung; in dieser Aufopferung dieses Interesses, Isolirung, aber Erhaltung des einmal gebildeten Zustandes. In jener lag weitere Beschränkung des königlichen Ansehens, in dieser Herstellung desselben.

Damit war nun aber nicht gesagt, daß die Politik des 1. März als unnütz erschienen wäre, oder nicht noch nach der Hand große Nachwirkungen gehabt hätte.

Weitere Annäherung.

Wollte man das allgemeinste Motiv der beiden Mächte, von deren Zwiespalt die orientaliche Verwickelung hauptsächlich ausgegangen war, bezeichnen, so lag es darin, daß die englische Politik die großen Angelegenheiten, das Verhältniß zu Indien und dem Orient überhaupt mit hartnäckigem Scharfsinn festhielt, die Allianz mit Frankreich dagegen hintansetzte, während in Frankreich diese Allianz voranstand und die Convenienzen des inneren Zustandes jede andere Rücksicht ausschlossen. So weit ging dies jedoch nicht, daß nicht Frankreich seine Lage immer im Auge behalten hätte. Eine Vermuthung der Franzosen war, daß die Mächte, die den Tractat zu Stande gebracht, sich ausschließende Vorrechte dabei zu verschaffen nicht versäumen würden.

Wir dürfen wohl annehmen, daß das Protocoll vom 17. September, in welchem die vier Mächte, nachdem die Ratificationen des Tractates vom 15. Juli ausgewechselt waren, sich verpflichteten, keine Territorialvergrößerung, keinen ausschließenden Einfluß, selbst keinen Handelsvortheil für ihre Unterthanen zu suchen, den nicht auch jede andre Nation erlangen könne, nicht so rasch und rückhaltslos zu Stande gekommen wäre, wenn es nicht nothwendig geschienen hätte, das Aufbrausen des Oppositionsgeistes, der sich in Frankreich erhob, durch irgend ein den geheimen Befürchtungen desselben entgegenkommendes Zugeständniß zu beruhigen. Darauf waren eigentlich alle Publicationen dieser Zeit, auch die Erklärungen der englischen Minister im Parlament, berechnet. Wir hören doch, daß sie in der That nicht wenig beitrugen, die Stimmung zu mäßigen: allein zugleich liegt auch darin, daß sich die Mächte in Bezug auf den Orient gewaltig die Hände banden.

Sonst hätte sich wohl über Syrien eine andre Abkunft treffen lassen. Waren die vier Mächte der Pforte gegen Mehemet zu

Hülfe gekommen, so kam jetzt die Opposition Frankreichs gegen die übrigen ihr ebenfalls zu Statten, besser als irgend ein direktes Abkommen es vermocht hätte.

Daß Mehemet sich über alles Erwarten schlecht hielt, daß er der europäischen Uebermacht keinen der Rede werthen Widerstand entgegensetzen konnte, unterstützte die Entwicklung der Dinge in Frankreich. Man hatte ganz mit Recht bemerkt, daß Erfolge desselben die allgemeine Gährung nur zu erneuern dienen würden. Aber am 4. November fiel Acre, das einst Napoleon so lange und entscheidend aufgehalten, durch dieselben englischen Streitkräfte, die jenem damals Widerstand geleistet, in die Hände der Pforte zurück. Die Niederlage des alten Verbündeten unterstützte die französische Regierung, wie sie nunmehr war.

Aber in der schlechten militärischen Haltung des Pascha lag nach der andern Seite hin auch wieder eine neue Gefahr.

Noch kurz vor seinem Abtreten hatte Thiers die Erhaltung Mehemets in Aegypten als eine Bedingung des europäischen Gleichgewichts, und die rücksichtslose Ausführung des Firmans, welcher seine Absetzung aussprach, als den Fall, in welchem der Krieg unvermeidlich sein werde, bezeichnet. Die Andeutung, daß dies am Ende doch geschehen könne, führte zu einer allgemeinen Aufregung in der französischen Hauptstadt. Guizot konnte seine ergebensten Anhänger nur durch die Erklärung beruhigen, daß ihm die bestimmtesten Versicherungen gegeben worden seien, es solle dahin nicht kommen. Da der alte gefürchtete Widersacher jetzt danieder lag, so darf man sich nicht wundern, wenn sich in der Pforte der Gedanke regte, Mehemet ganz zu vertilgen. Auch in einem Theil der europäischen Gesandtschaften hatte sich während des langen Haders ein dem Pascha feindseliger Geist gebildet, der den völligen Ruin desselben gern gesehen hätte. Als Mehemet, überall geschlagen, getäuscht und gefährdet, die ersten ernstlichen Schritte zu seiner Unterwerfung machte, wollte man dieselben in Constantinopel, um die dagegen zu machenden Concessionen zu vermeiden, nicht als vollgiltig anerkennen; und wenigstens der englische Gesandte schloß sich hierin der Ansicht der Pforte an: er meinte, nur dann, wenn sie sich selbst für befriedigt erkläre, auf die stipulirten Concessionen dringen zu können. Wenn er aber bisher bei Allem, was er that, von der allgemeinen Combination unterstützt worden war, so sah er sich jetzt isolirt. Denn wie hätten wohl die europäischen Mächte geneigt sein sollen, durch ein Ueberschreiten ihres eignen Tractats, die Opposition von Frankreich

nicht allein auf's neue hervorzurufen, sondern erst wahrhaft zu begründen? Mit großer Energie sprach sich zunächst Oestreich hiegegen aus. Im Januar 1841 erklärte Fürst Metternich, er würde sich durch die Verweigerung der Erblichkeit des Besitzes von Aegypten veranlaßt sehen, der Pforte seinen materiellen und moralischen Beistand zu verweigern: würde man über die Vertreibung Ibrahims aus Syrien hinausgehen, z. B. eine Insurrection in Aegypten veranlassen, so würde Oestreich dies mißbilligen müssen. Der östreichische Hof gab einmal der Vermuthung Raum, daß England jetzt selbst darauf denke, Mehemet ganz und gar zu vernichten. Ich finde nicht, welchen bestimmten Anlaß man dazu hatte, Palmerston aber wies diesen Argwohn mit beleidigtem Selbstgefühl von sich. Und fast möchte man sagen, daß die Deutlichkeit, mit welcher dieser Minister dem Abgeordneten der Pforte die Ungelegenheiten vorstellte, in welche sie sich verwickeln würde, wenn sie weiter gehen und ihren Ferman zur Ausführung bringen wolle, eine alte ursprüngliche Ueberzeugung voraussetzt. Einmüthig forderte die Londoner Conferenz vom 30. Januar die Pforte auf, nicht allein die Absetzung zu widerrufen, sondern dem Pascha die Erblichkeit zu bewilligen.

Nachdem dies geschehen, war für Occident und Orient nur noch eins übrig, nämlich die Verhältnisse Mehemets definitiv zu ordnen und zwar auf eine solche Weise, daß Frankreich damit einverstanden sein konnte.

Einrichtung der Verhältnisse zwischen Mehemet und der Pforte.

Der erste Vorschlag, der dafür gemacht wurde, war im höchsten Grade ungünstig und zeigte den ganzen Widerwillen, welcher sich hier und da gegen Mehemet gebildet hatte.

Ponsonby meinte, der Pascha müsse, wenn er auch erblich sei, dadurch beschränkt werden, daß man ihm die Administration des Landes entreiße. Dadurch allein könne man seine Unterwerfung unter die Pforte sichern und seinen Gewaltsamkeiten gegen die Population ein Ende machen. — Er sei allezeit gefährlich, so lange er Geld habe. „Geld ist Macht, in diesem Lande mehr als in jedem andern."

Was aber konnte wohl dem Mehemet eine Erblichkeit helfen, wenn ihm der Nerv und das Mittel der Herrschaft aus den Händen gewunden ward?

Und die Pforte selbst durfte das im Grunde nicht wünschen.

Eine totale Umgestaltung der innern Verhältnisse von Aegypten würde erfolgt, ihr eignes Einkommen, der Tribut, den sie höchst dringend bedurfte, zweifelhaft geworden sein.

Am 13. Februar setzte sie den Pascha in Aegypten und zwar als erblichen Fürsten wieder ein; sie überließ ihm zugleich die Administration des Landes.

Schon meinte man in London, daß hiermit Alles beendigt sei, und um die Spannung loszuwerden, in welcher der bewaffnete Friede die Welt erhielt, entwarf man eine Convention, — über die Schließung der Dardanellen, — deren einziger Zweck war, den Wiedereintritt Frankreichs in das allgemeine Einverständniß zu befestigen.

Bald aber zeigte sich, daß die Pforte auch ihre weiteren Zugeständnisse doch noch durch Bedingungen beschränkte.

Sie limitirte nicht allein die Land und Seemacht, welche der Pascha halten könne, auf eine gewisse Anzahl von Truppen, sondern sie behielt sich die Ernennung aller höhern Offiziere vor; sie forderte ferner den vierten Theil von dem rohen Ertrag der Landeseinkünfte, und was die Hauptsache ist, sie behielt sich vor, bei einer Vacanz des Paschaliks aus den Nachkommen Mehemets den Nachfolger zu ernennen.

Ganz mit Recht bemerkte Mehemet, daß eine Anordnung, wie die letzte, Entzweiung in seiner Familie hervorbringen werde. Trete der Fall ein, und wähle die Pforte den jüngern Sohn, so werde der ältere demselben nicht gehorchen wollen: es werde zu Zwistigkeiten, vielleicht selbst zum Krieg kommen, und seine ganze Familie zerstört werden.

Diese und verwandte Remonstrationen machten bei der Pforte auf's neue viel böses Blut; man meinte fast, es laufe wider ihre Souveränität, mit dem Pascha zu unterhandeln; — so weit aber wollte man doch in Europa die Identificirung europäischer Verhältnisse mit den osmanischen zu Gunsten der Pforte nicht treiben. Liefen doch die Ideen, die sie jenen Bedingungen zu Grunde legte, Allem, was man diesseit für möglich hält, schnurstracks entgegen.

Jedermann war einverstanden, daß die Absonderung des vierten Theils vom rohen Product unausführbar, die Anstellung der obern Offiziere unmittelbar von Constantinopel aus destructiv für die Armee und gute Ordnung sein würde; hauptsächlich aber lief die Art der Erblichkeit, welche der Sultan zugestehen wollte, den europäischen Ideen entgegen, und Niemand konnte über ihre illu-

sorische Natur in Zweifel sein. Namentlich forderte Oestreich eine Bestimmung, entsprechend entweder dem europäischen Gebrauch der Primogenitur oder dem asiatischen des Seniorats.

Hatten die deutschen Mächte zur Feststellung der nunmehr obwaltenden Verhältnisse so vieles beigetragen, und sich dadurch doch in eine jetzt vorübergegangene, aber im ersten Moment nicht unbedeutende Gefahr verwickelt gesehen, so nahmen nun diejenigen von ihnen, die bei den orientalischen Geschäften am meisten betheiligt waren, auch die Beilegung der Streitigkeiten ernstlich in die Hand.

Mit ungewohntem Eifer drang Fürst Metternich (am 2. April) in den öftreichischen Gesandten zu Constantinopel, die Sache in diesem Sinne zu Ende zu bringen; denn selbst im Interesse der Pforte sei ein Tribut in einer bestimmten Summe jenem vierten Theil des Brutto-Ertrags bei weitem vorzuziehen.

Fürst Metternich forderte einen festen und haltbaren Zustand für Aegypten, wie er mit dem Begriff der Erblichkeit verbunden ist; auf der andern Seite erklärte er sich entschlossen, auch den Pascha mit Gewalt zur Annahme vernünftiger Bedingungen zu nöthigen: „sonst müsse sich ganz Europa gegen die Pforte vereinigen.“ Hauptsächlich durch seinen Einfluß geschah es, daß auch die Conferenz sich am 10. Mai für die Erbfolge in der Form des Seniorats und für einen Tribut in bestimmter Summe erklärte.

Das wirkte nun auch auf die Pforte zurück. Sie gab in diesen beiden Puncten nach, und überließ auch die Anstellung der höhern Offiziere dem Pascha.

Am 19. Mai legte sie den Bevollmächtigten den Entwurf zu einem Ferman in diesem Sinne vor. Diese hielten nicht für rathsam, denselben schlechthin gut zu heißen, aber sie erklärten, Lord Ponsonby sei entschlossen, nichts darin zu finden, was eine Einwendung veranlassen konnte.

Indessen war auch Mehemet von der Nothwendigkeit überzeugt worden, in der er sei, sich nunmehr zu unterwerfen.

Am 7. Juni erschien Kiamil Pascha mit dem neuen Ferman in Alexandrien; am 10. ließ Mehemet Ali denselben feierlich in dem Pallast verlesen und den endlichen Abschluß des Vertrages der Stadt durch ein allgemeines Schießen von den Forts und den Schiffen verkündigen.

Mit besserm Grunde als vor ein paar Monaten konnte man nun die orientalische Angelegenheit als beendigt ansehen, und mehr

bedurfte es nicht, um auch die occidentalische zu Ende zu bringen. Noch ehe die Nachricht von dem letzten Abschluß eingetroffen, nur nach Einsicht des neuen Fermans, hatte Guizot den französischen Gesandten autorisirt, die früher entworfene Convention, welche den Wiedereintritt Frankreichs in die allgemeine politische Vereinigung kund machen sollte, zu unterzeichnen. Er sagte, es sei ihm genug, wenn nur die Conferenz selbst die Sache für beendigt halte. Indessen war jetzt so viel Eile nicht mehr nöthig. Am 8. Juli langte die offizielle Nachricht von der Unterwerfung Mehemets in London an. Am 10. luden die Bevollmächtigten der vier Mächte und des Sultans Frankreich ein, jene Festsetzung über die Schließung der Dardanellen und des Bosporus für die Kriegsfahrzeuge fremder Mächte mit zu unterzeichnen: am 13. Juli geschah dies: der allgemeine Friede, welcher so ernstlich gefährdet gewesen, konnte wieder als befestigt betrachtet werden.

Betrachtungen.

Ein Schauspiel ohne Gleichen, — diese zum Kriege, wie noch nie früher, gerüsteten Mächte, — wie sie sich gegen einander bewegen, sich in Streitigkeiten verwickeln, zu Bündnissen und Gegenbündnissen schreiten, Fragen einer entfernten Welt bei der ersten leichten Berührung zu Ende bringen, und dabei vermeiden, mit einander in offnen Kampf zu gerathen! So viele kampfbereite Schaaren, über die sie gebieten, wünschten sich nichts Bessres als den Krieg, und dennoch hält man inne! Aber wohl fühlte man, wie viel dabei auf dem Spiele stehen würde, die Erhaltung, die Zerstörung einer zur allgemeinen Wohlfahrt sich entwickelnden Welt.

Und auch ohne Waffen sind großartige Erfolge erreicht worden, vor allem: die orientalische Verwickelung mußte dazu dienen, den Gegensatz zweier Parteien unter den europäischen Mächten, der zum allgemeinen Kriege zu führen drohte, wieder aufzulösen.

Hätte die Pforte aus eigner Kraft nach ihrem alten Systeme Mehemet unterdrückt, so würden die Dinge dort geblieben sein, wie sie waren.

Wäre es Mehemet gelungen, die Pforte zu besiegen, so würde er zwar ein reformirtes, aber doch in dem islamitischen Principe beruhendes Reich, stark durch den neuen Erfolg haben gründen können.

Weder das eine noch das andere ist geschehen: die Pforte hat Mehemet nicht allein besiegen können: auch Mehemet hat aber zu-

letzt den Platz nicht behalten: europäische Kräfte allein haben ihn in seine Schranken zurückgewiesen, aber doch dabei zugleich im Widerspruche mit den Velleitäten der Pforte aufrecht erhalten.

Es liegt am Tage, daß Europa dadurch zu einem Uebergewichte in der Türkei gelangt ist, wie es noch niemals vorhanden war.

Und zwar nicht eine oder die andere Macht, sondern ganz Europa.

Eigentlich die europäischen Mächte haben damals den Sultan wieder zum Herren in seinem Lande gemacht und feste Zustände im Orient begründet.

IV.

Das Fürstenthum Serbien unter der Einwirkung der europäischen Mächte; seit 1842.

Erstes Capitel.

Verwickelung der europäischen Politik. Bestätigung des Alexander Karageorgewitsch.

Ich komme nun auf die serbische Geschichte zurück. Doch wird die Fortsetzung insofern einen veränderten Charakter tragen, als der Einfluß der europäischen Mächte auf den Lauf und die Gestaltung der Dinge von Tag zu Tag stärker hervortritt. Schon die erzählten Ereignisse können ohne Berücksichtigung der äußeren Lage der Türkei nicht verstanden werden, denn ein Friede mit Rußland, der Friede von Adrianopel war es, durch welchen die von den Serben erworbenen Rechte anerkannt wurden, so daß der Kaiser von Rußland als der Protector der Serben erschien und ein Recht erhielt, bei der Ausführung der von der Türkei gemachten Zugeständnisse mitzureden und darüber zu wachen. Mit ausdrücklicher Beziehung auf diesen Frieden erfolgte im August 1830 ein Hattischerif, in welchem die Autorität des Knias Milosch Obrenowitsch als dauernd und erblich in seiner Familie anerkannt wurde[1]). Es war überhaupt die Zeit, in welchem die Autonomie der Nation und ihres Fürsten auf ihren Höhepunkt gelangte. Bald aber änderten sich die Verhältnisse. Die Erhebung des Vicekönigs von Aegypten gegen den Großherren wirkte nachtheilig auf Serbien zurück, denn in deren Folge wurden zwischen Rußland und der Türkei wieder freundschaftliche Beziehungen angeknüpft. Da nun die Türken keine ihrem

1) Le kniaz actuel Miloche Obrenovitsch sera maintenu kniaz de la dite nation (Servienne) et cette dignité sera appropriée à sa famille. In dem Berat von demselben Datum (3. Aug. 1830) heißt es: il jouira de ce bienfait impérial de père en fils.

Interesse entgegenlaufende Dazwischenkunft Rußlands zu befürchten hatten und in Bosnien Herren und Meister geworden waren, so zögerten sie, die gemachten Zugeständnisse zu erfüllen; namentlich wurde die versprochene Entfernung der in Serbien angesiedelten Türken bis auf weiteres verschoben und dann unausgeführt gelassen. Je schwieriger nun die Lage der Türkei durch die Feindseligkeiten Mehemeds wurde, um so enger gestaltete sich ihr Verhältniß zu Rußland, so daß der russische Minister in jenen Ustaw willigte, der die Machtsphäre des Fürsten Milosch in einer Weise beschränkte, welche diesem unerträglich fiel. Die Türkei war dann mit den Oberhäuptern der Nation einverstanden, durch welche die Abdankung von Milosch veranlaßt wurde. Rußland hatte nichts dawider, weil die Gewaltsamkeiten des Fürsten und vielleicht selbst seine politischen Aspirationen Antipathieen in Rußland hervorgerufen hatten.

Noch wichtiger wurde alsdann der weitere Verlauf der ägyptischen Verwickelungen. Durch die Vereinigung von vier großen europäischen Mächten gegen die fünfte und deren Schützling wurde das türkische Reich in der gefährlichsten Krisis, die es jemals bestanden hat, gerettet und in seiner Integrität hergestellt. Die Osmanen aber fühlten sich dadurch zu keiner Dankbarkeit bewogen; sie wurden vielmehr nur in der Meinung bestärkt, daß die Existenz ihres Reiches eine Bedingung des allgemeinen Weltfriedens überhaupt sei. In der Sache der Maroniten blieb der Diwan nicht minder hartnäckig als zuvor. Man bemerkte, daß in den inneren Angelegenheiten die Ideen der Reform, nachdem man denselben anfangs zu huldigen geschienen, wieder zurücktraten. Die Europäer im türkischen Dienst wurden vernachlässigt oder außer Thätigkeit gesetzt. In allen politischen Verhandlungen spielten die persönlichen Beziehungen, selbst die Bestechlichkeit der Mitglieder des Diwans die gewohnte Rolle. In dieser Lage erlebte man nun, daß die Türkei im Jahre 1842 sogar nach einer, bereits verlorenen Autorität in Serbien die Hand ausstreckte.

Durch ihre Verbindung mit zwei serbischen Oberhäuptern, Wutschitsch und Petroniewitsch, geschah es, daß der junge Michael Obrenowitsch seines Fürstenthums beraubt, und ein Sohn Kara Georgs, Alexander Karageorgewitsch, an seine Stelle gesetzt wurde. Wir haben diese Ereignisse in ihrem inneren Zusammenhange vorgeführt; aber sie hatten noch eine ganz andere Bedeutung für das Verhältniß der Türkei zu den europäischen Mächten überhaupt. Es ist sogar ein Moment eingetreten, in dem der allgemeine

Friede dadurch gestört zu werden Gefahr lief. In der Literatur ist davon weder damals noch auch später viel die Rede gewesen; aber die folgende Geschichte von Serbien hängt davon ab; die orientalische Frage trat damit in eine neue Phase.

Ich hoffe, man wird es gerechtfertigt finden, wenn ich es unternehme, auf authentische Actenstücke gestützt, diese Verwickelungen zu schildern. — Es galt nicht mehr blos eine Frage zwischen Rußland und der Türkei, obgleich diese immer im Vordergrunde blieb. Die großen Mächte von Europa traten dabei, eine jede ihrer eigenen Lage gemäß, einander gegenüber. Ein großer Minister hat sich über gesandtschaftliche Berichte sehr abschätzig ausgelassen. Doch giebt es Fälle, in denen die diplomatischen Correspondenzen nicht sowohl eine Quelle der Geschichte sind, als diese selbst bilden. Sie enthalten die Action der verschiedenen Mächte. Ein solcher Fall ist der hier vorliegende.

Zuerst trat der Hof von Wien auf den Schauplatz. Aus einigen Demonstrationen an der Grenze zu Gunsten der Bewegung hat man damals schließen wollen, daß Oestreich mit derselben einverstanden gewesen sei. Das hatte aber nur lokale Ursachen; Fürst Metternich, der damals die östreichische Politik mit absoluter Autorität leitete, erklärte sich vom ersten Augenblicke an entschieden dagegen. Er sagte dem türkischen Gesandten, seine Regierung habe zwei große Fehler begangen: den ersten dadurch, daß sie einen von der Pforte selbst installirten Fürsten durch Rebellen habe verjagen lassen; sie hätte denselben vielmehr, wenn sie gegründete Beschwerden gegen ihn zu haben glaubte, selbst absetzen müssen; den zweiten, indem sie einen neuen Fürsten, welcher behaupte, gewählt zu sein, bestätigt habe, ohne sich darüber mit dem Cabinet von St. Petersburg zu verständigen. „Ich weiß noch nicht", sagte Fürst Metternich, „welchen Beschluß Kaiser Nikolaus gefaßt haben wird, aber ich bin überzeugt, er wird das, was in Serbien geschehen ist, mißbilligen. Und was wollt Ihr thun, wenn er protestirt?" Der türkische Gesandte, Akif Effendi, erwiederte hierauf kein Wort [1]).

Auf Rußland, das durch das Ereigniß in Serbien, wo es ein factisches Protectorat ausübte, unmittelbar betroffen wurde, kam nun eben Alles an. Fürst Metternich ersuchte den Kaiser, die Sache auf eine Weise zu erledigen, welche dem Sultan am wenigsten schädlich sei [2]).

1) Bericht des preußischen Gesandten in Wien, Kanitz, vom 1. November 1842.

2) Metternich an Trautmannsdorf am 29. Decbr. 1842.

Kaiser Nikolaus nun ergriff zwei verschiedene Maßregeln. In einem Schreiben an den Sultan erklärte er sich unbedingt, obwohl in gemäßigten Ausdrücken, gegen Alles, was in Belgrad geschehen war. Zugleich aber schickte er einen seiner Adjutanten, der durch einen früheren Aufenthalt in Serbien dazu befähigt schien, Baron Lieven, nach Belgrad, um die Lage der Dinge zu erkunden, die Ursachen der vorgekommenen Veränderung, die Stellung und Stärke der Parteien und die Mittel, die Ordnung und Ruhe herzustellen. Lieven wird als ein intelligenter und wohlgesinnter Officier geschildert [1]; der Eindruck, den er in Belgrad empfing, war jedoch nicht, daß die frühere Regierung sich so leicht würde herstellen lassen. Da sei Alles, so sagt er, innere Parteiung. Gewiß wäre es besser gewesen, wenn Michael sich behauptet hätte, aber ihn jetzt wieder einzusetzen, würde für die Autorität der Pforte sehr schädlich sein. Eben dies war auch der Sinn des Fürsten Metternich. Ihm lag daran, daß weder das Geschehene gebilligt, noch auch die Pforte zu einer erniedrigenden Nachgiebigkeit genöthigt werde. Der Weg dazu sei: die Urheber der Empörung zu entfernen, dann aber eine neue Wahl zu veranstalten [2]. Darin würde der Kaiser Nicolaus eine Genugthuung sehen. Man meinte, man müsse in Constantinopel dem schlecht informirten Divan den besser informirten Sultan entgegensetzen und so eine rasche und leichte Erledigung der Sache herbeiführen.

In dem erwähnten Schreiben des Kaiser Nikolaus [3]) heißt es: bei dem Umsturze der öffentlichen Ordnung in Serbien habe er auf die Weisheit der Pforte gerechnet, aber zu seinem Bedauern müsse er bemerken, daß die Pforte die Linie des Verfahrens, welche ihr durch die Verträge vorgeschrieben worden, überschreite. Sie habe die Rücksichten aus den Augen gesetzt, welche Rußland, durch dessen Hülfe die Türkei aus den schweren Gefahren, die sie vor Kurzem bestanden, gerettet worden sei, fordern dürfe; sie habe vielmehr die Rebellion sanctionirt und einen Fürsten als solchen anerkannt, der von rebellischen Unterthanen, die Waffen in der Hand, proklamirt worden sei.

Die wesentliche Anmuthung, die hierin liegt, ist, daß die Pforte die schon gegebene Sanction einer bereits vollzogenen Wahl widerrufen solle. Man darf sich nicht gerade wundern, daß sie Anstand

1) Bericht von Kanitz aus Wien an den König, 15. November 1842.
2) Bericht von Kanitz an das Berliner Ministerium, 8. Februar 1843.
3) Vom 19. October 1842.

nahm einzuwilligen. Lieven, der nach Constantinopel gegangen war, und der russische Botschafter Butenieff verhandelten darüber mit dem türkischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sarim Effendi, aber in den mancherlei Conferenzen, die sie mit ihm hielten, konnten sie doch keinen Schritt weiter kommen. Dies rührte nun aber ohne Zweifel daher, daß die anderen Großmächte mit Rußland und Oestreich keineswegs einverstanden waren. England und Frankreich, nach der ägyptischen Differenz wieder miteinander ausgesöhnt, waren nicht gemeint, das russische Protectorat über Serbien anzuerkennen. Der französische Gesandte in London bemerkte, daß Rußland in Beziehung auf die Ernennung des Fürsten in Serbien kein Veto habe; Lord Aberdeen: daß den Russen kein Recht zustehe, die Pforte zu zwingen, eine schon gegebene Entscheidung zurückzunehmen. England werde sich jedoch ruhig halten, wenn es nicht von der Pforte angegangen würde[1]). Abgesehen von der Rechtsfrage kamen bei diesem Anlaß die verschiedenen politischen Tendenzen der Mächte zu Tage. Allgemein nahm man an, daß Frankreich, nachdem es in den letzten Conflicten in Nachtheil gerathen war, jetzt unter einem anderen Ministerium Alles aufsuche, um mit der Pforte in ein gutes Vernehmen zu kommen, was nur dadurch möglich schien, daß es die Interessen derselben zu den seinen machte. In dieser Frage berührten sich die türkischen Interessen nahe mit den französischen; wir wissen schon: seit der Revolution von 1830 war immer ein starker Widerstreit Frankreichs gegen Rußland hervorgetreten, und nicht unauflöslich schien das Einverständniß zwischen Rußland und Oestreich. Louis Philipp hat gemeint, wenn Rußland die Protektion der Donaufürstenthümer besitze, so sei es rathsam, dem Kaiser von Oesterreich die Protection von Serbien in die Hand zu geben. Auch in England nahm man Anstoß an dem Uebergewichte Rußlands in dem östlichen Europa. Und Sir Stratford Canning, damals englischer Gesandter in Constantinopel, zeigte immer gleichsam eine persönliche Feindseligkeit gegen den Kaiser Nikolaus. Dem Einflusse dieser beiden Mächte schrieb man es zu, wenn nun endlich nach langem Harren im März 1843 die Pforte mit einer Antwort an Kaiser Nikolaus hervortrat, die dessen Ansprüchen geradezu entgegenlief[2]). Sie sagt darin, sie sei

1) Bericht von Pourtales aus Pera vom 1. März 1843.

2) Lettre du Sultan à l'Empereur de Russie en réponse à la lettre de S. M. Impériale à Sa Hautesse, mit Bemerkungen (Remarques) des Fürsten Metternich.

schon lange mit dem Verhalten des Fürsten Michael unzufrieden gewesen und habe den Kaiser schon selbst darauf aufmerksam gemacht. Aus den Beschwerden der serbischen Nation gegen Michael gehe hervor, daß die Unruhen in Serbien nicht als eine Rebellion betrachtet werden könnten und ebensowenig das Verhalten des Sultans als eine Sanction derselben. In den Tractaten sei der Nation das Recht, ihren Fürsten zu wählen, vorbehalten: die Pforte habe nicht anders gekonnt, als die Anerkennung dieser Wahl auszusprechen. Michael wird besonders deshalb getadelt, daß er nicht seine Zuflucht in die Festung zu dem türkischen Pascha genommen, sondern das Land verlassen habe. Die Nation habe bei ihrem Akt, für den sie verantwortlich sei, doch nicht versäumt, von dem Gouverneur der Festung und dem Pfortencommissär sich eine Autorisation zu erbitten. Diese aber hätten bei der Dringlichkeit und Gefahr der Lage nicht lange hin und her fragen können. Die Sache sei also nicht ohne Autorisation geschehen. Die von dem General Lieven und dem russischen Gesandten in den verschiedenen Conferenzen gemachten Vorschläge seien unvereinbar mit den der Pforte von dem Kaiser so oft zugesicherten Rechten der Souveränetät.

Ueber diese Erklärung hat Fürst Metternich einige Bemerkungen gemacht, mit der Clausel allerdings, daß es ihm nicht zukomme, die Briefe zweier Souveräne zu kritisiren, die aber doch eine sehr entschiedene Kritik des türkischen Schreibens enthalten. Wir dürfen die Bemerkungen nicht übergehen, da sie für die Politik des Fürsten sehr bezeichnend sind. Er geht darin von dem Grundsatze aus, daß jede Empörung in einem Staate demselben verderblich sei. Wäre die Pforte in dem Falle gewesen, dem Fürsten Michael Vorwürfe zu machen, und hätte sie sich für berechtigt gehalten, ihn abzusetzen, so hätte sie das selbst thun sollen. Aber sie habe ihren Anspruch mit einer Insurrection vermischt, welche sich nun rühme, durch die Beistimmung des Großherren ihr Werk gekrönt zu sehen. Indem die Pforte den Fürsten auf diese Weise entfernte, habe sie einen Theil der Souveränetät an die Serben abgetreten; wodurch andere Völkerschaften veranlaßt werden könnten, ebenfalls zu Empörungen zu schreiten, um zu ihren besonderen Zwecken zu gelangen. Hätte das Volk von Serbien über Michael zu klagen gehabt, so hätte es diese Klagen bei der Pforte anbringen müssen, und diese dann ihre Begründung untersuchen und nach Befund verfahren sollen. Die Pforte erkenne gewisse Rechte Rußlands an, denen sie nur, durch die Umstände gedrängt, nicht habe Rechnung tragen können. Heiße das nicht ein-

gestehen, daß die Umstände stärker gewesen, als der Wille des Souveräns? Dieses Zugeständniß der Schwäche würden die Factionen in jedem Theile des Reiches für sich benutzen. In Serbien hätte der Sultan gewiß von Seiten der Nachbarn keine Begünstigung der Rebellion erwarten können, am wenigsten von Oesterreich. Sehr betrübend sei es, daß die Pforte dennoch ein Verfahren befolgt habe, durch welches der Wille des Volkes oder auch nur einer Faction über die souveräne Macht gestellt werde. Etwas thun und Etwas zulassen mache für die höchste Gewalt keinen Unterschied. Unleugbar sei es jedenfalls, daß die Pforte die Initiative, die sie hätte ergreifen sollen, den Insurgenten zugestanden habe. Wenn die Pforte der Insurrection ihre Sanction verweigert hätte, so würde sie Zeit genug behalten haben, um sich alle die Verlegenheiten zu ersparen, in denen sie sich jetzt befinde.

Wollte man diese scharfsinnige Kritik wieder einer Kritik unterwerfen, so müßte man wohl sagen, daß Fürst Metternich das allgemeine Verhältniß zwischen Fürsten und Unterthanen im Auge hatte und die serbische Angelegenheit ungefähr so betrachtete, wie er eine Empörung in Böhmen oder Kroatien angesehen haben würde. Er nahm keine Rücksicht auf die besondere Stellung, welche Serbien der Pforte gegenüber sich erkämpft hatte. Er schrieb der Pforte ein Souveränetätsrecht zu, das sie in der That nicht eigentlich besaß, und erkannte dabei doch auch wieder die Verpflichtung an, in welcher sie zu Rußland stehe. Mochte man über die Vorfälle in Serbien urtheilen, wie man wollte, so konnten sie doch nicht als eine reine Insurrection angesehen werden. Es hat etwas für sich, wenn die Pforte sagt, die Insurrection sei ihr selbst dienstbar gewesen. Aber eben dies waren Zustände, welche das Wiener Kabinet nicht anerkannte. Liegt darin nicht ein Mangel dieser Politik überhaupt, daß sie die besonderen Anliegen dem allgemeinen Begriffe gegenüber nicht vollkommen würdigte?

Wenn nun aber Oestreich die Politik der Pforte verwarf, so war Rußland über dieselbe empört. Und sehr anstößig konnte es in der That erscheinen, daß sich die Pforte in Bezug auf Rußland auf den Besitz einer Souveränetät berief, die ihr den Verträgen gemäß nicht vollkommen zustand. Wie leicht konnte dieses Princip auch auf die Rechte, welche Rußland in anderen Provinzen besaß, ausgedehnt werden! Diese Erwägungen veranlaßten dann ein sehr außerordentliches Verfahren. Der russische Gesandte Butenieff erklärte schlechthin, er könne und dürfe das Schreiben, dessen Inhalt er kenne,

seinem Kaiser gar nicht überschicken, es wäre denn, er würde durch eine besondere Instruction dazu ermächtigt. Diese Weigerung machte nun aber das größte Aufsehen in aller Welt, gleich als stehe ein Bruch zwischen Rußland und der Pforte unmittelbar bevor. Und in der That stellten die officiellen Erklärungen Rußlands, obwohl sie sehr gemäßigt in dem Sinne Metternichs gehalten waren, einen solchen in Aussicht. Der Reichsvicekanzler Nesselrode betonte [1], daß Rußland nichts weiter gefordert habe, als gemeinschaftliche Berathung über die in Serbien vorgekommenen Illegalitäten und die Zurücknahme derselben. Kaiser Nikolaus verlange nicht eine vollkommene Wiederherstellung des früheren Zustandes, namentlich nicht die des Fürsten Michael. Er habe nichts dawider, wenn der Sultan die Erblichkeit, die er den Obrenowitschen zugestanden habe, widerrufe. Aber er fordere die Bestrafung der beiden vornehmsten Rebellen, die Absetzung des durch ihre Intriguen erwählten Fürsten und eine Neuwahl, welche der Ausdruck des freien Willens der Serben sei. Wenn die Pforte diese billigen Forderungen verwerfe, so werde der Gesandte Butenieff die Verhandlungen mit derselben abbrechen, was dann doch einem völligen Bruche zwischen den beiden Mächten gleichgekommen wäre.

Oestreich und Rußland erwarteten, daß die Pforte nachgeben werde. Butenieff hat gesagt, in der Hoffnung auf baldige veränderte Entschlüsse habe er jenes Schreiben abzusenden verweigert [2]). Und auch in Berlin theilte man diese Meinung, vorausgesetzt, daß keine andere Macht sich einmische [3]). Das hielt man aber doch für sehr möglich. Indem man dem Kaiser Nikolaus bezeugte, daß man die Insurrection in Serbien und die Uebereilung, mit welcher die Pforte einen neuen Fürsten anerkannt habe, im höchsten Grade mißbillige, hütete man sich doch auch, das Recht, welches Rußland in Anspruch nahm, ausdrücklich anzuerkennen. Der Minister Bülow war es, der die Vorlage entwarf; der König Friedrich Wilhelm IV. nahm sie unbedenklich an. Man wollte sich nicht von vornherein für alle Fälle binden. Dagegen war und blieb die Haltung von Oestreich entschieden für Rußland. Bei dem unzweifelhaften Gegensatze der östreichischen und russischen Interessen an der unteren Donau ist man um so mehr berechtigt, nach den Gründen zu fragen, welche

1) In einem Schreiben an Meyendorff vom 9. März 1843.
2) Vgl. das Schreiben von Pourtales vom 1 März 1843.
3) Bericht Bülows an den König vom 28. März 1843.

den umsichtigen Staatskanzler zu dieser Politik bewogen. Sie gingen noch weit über die vorliegenden Streitigkeiten hinaus. Man lernt sie aus einem Schreiben kennen, welches Fürst Metternich an die anderen Höfe richtete. [1])

„In allen Streitigkeiten mit der Pforte," sagt er, „hat Rußland die Macht auf seiner Seite. Dieser Macht kann nicht durch die Mittel der Türkei allein das Gegengewicht gehalten werden; da, wo die Pforte in der Lage sein würde, Widerstand anzuwenden, wird es für sie nöthig sein, die Mittel dazu von ihren Freunden zu entlehnen, und es kann Fälle geben, in denen ihr diese Stütze nicht fehlen wird. Bietet nun aber die serbische Frage dem Sultan diesen Vortheil, der für denselben der einzig wirksame unter den gegebenen Umständen ist? Wir glauben es nicht nur nicht, sondern wir sind von der entgegengesetzten Ueberzeugung durchdrungen, und hierin beurtheilen wir die Entschließungen der anderen Mächte nach den unsrigen." „Eine Macht, welche das Uebergewicht der Kräfte für sich hat, kann Absichten der Unterdrückung, wenn es deren gegen einen schwächeren Nachbar hat, auf zwei verschiedene Weisen ausführen, entweder durch offene Gewalt oder auch auf dem Wege der Mäßigung, möge diese wahrhaft oder auch nur scheinbar sein. Ein großer Fehler der Mächte wäre es, die Pforte auf einem Wege vorschreiten zu lassen, welche sie der Anwendung der Gewalt aussetzt, die Kaiser Nikolaus ohne Zweifel gebrauchen wird, nachdem er auf dem Wege der Mäßigung, den er eingeschlagen, eine größere moralische Stärke erlangt hat" [2]).

Haben wir ein früheres Schreiben Metternichs einer Kritik unterworfen, so erweckt das vorliegende eine gewisse Bewunderung der einsichtigen und vorschauenden Politik dieses Staatsmannes. Vorliebe für Rußland war es nicht, woraus seine Theilnahme an den serbischen Angelegenheiten entsprang. Er wollte dieser Macht nur keinen Anlaß geben, mit der Türkei zu brechen, im Vorgefühle der ungeheueren Uebermacht des Kaisers von Rußland und der Gefahr, die aus einer Theilnahme der anderen Mächte an diesen Zwistigkeiten entstehen könne. Man könnte sagen, er habe das schon kommen sehen, was sich erst zehn Jahre später anbahnte. Er wiederholte so oft und so dringend wie möglich, daß ihn nur die Fürsorge für die Türkei leite, welche verloren wäre, wenn es zum Ausbruche von Feindseligkeiten käme. Und da nun von Frankreich

1) Schreiben Metternichs vom 23. März 1843.
2) Metternich an Trautmannsdorff. 1. April 1843.

in seinem damaligen Zustande sich nicht erwarten ließ, daß es sich von England absondern werde, so lag Alles an der Auffassung des Lord Aberdeen.

Auf den aber übte ohne Zweifel die Erklärung des russischen Gesandten, daß seinem Kaiser, abgesehen von allen Persönlichkeiten, nur daran liege, daß es zu einer neuen formell legalen Wahl komme, den größten Einfluß.

In einer Instruction nun an die englische Gesandtschaft in Constantinopel trat Lord Aberdeen im Allgemeinen den Gesichtspunkten von Oesterreich bei. Aber zuletzt blieb er doch dabei stehen, daß Karageorgewitsch aufrecht erhalten, weder Fürst Michael, noch der alte Milosch zurückberufen, überhaupt aber Alles vermieden werden sollte, was der Würde der Pforte Eintrag thun könnte[1]).

Der östreichische Minister billigte anfänglich diese Instructionen, die man ihm mittheilte, aber es zeigte sich sogleich, daß besonders der letzte Zusatz anders aufgefaßt wurde, als er wünschte. Was ließ sich nicht Alles aus jener Bezugnahme auf die Würde der Pforte herleiten? Die Erhaltung des neu erwählten Fürsten schien überhaupt die Erhaltung des gesammten bestehenden Zustandes in sich zu schließen.

So faßte man die Instruction in Frankreich auf. Der preußische Gesandte in Wien bemerkt, alle Velleitäten der Franzosen, ein Bündniß gegen Rußland zu Stande zu bringen, seien erwacht[2]). Ihn, den Gesandten, verdrieße nur, daß bei der orientalischen Frage nichts weniger in Betracht gezogen werde, als die Lage der Morgenländer selbst. Dem Fürsten Metternich berichtete man, Guizot sehe in der Instruction eine Billigung der durch Sir Stratford Canning eingehaltenen Politik. Wenn die Pforte fortfahre, sich den russischen Anmuthungen zu widersetzen, und darüber der Krieg ausbräche, so würden sich Frankreich und England mit der Türkei verbinden. In dem Falle, daß diese den Russen nachgebe, würden die beiden Westmächte ganz Europa dagegen aufrufen. Das war die Stimmung von Paris überhaupt. Metternich sagt, man ergreife da jede Gelegenheit, um dem Kaiser Nikolaus Besorgnisse zu erwecken. In den letzten Mittheilungen aus England habe man Häsitationen und üblen Willen gegen Rußland wahrzunehmen geglaubt. Leichtsinniger Weise knüpfe man daran die Hoffnung, ein

1) or by any other mode, by which the dignity and credit of the Sultan should be consulted. Instruction Aberdeens an Canning, mitgetheilt von Bülow an Brisson. 25. April.

2) Kanitz an Bülow. 11. April 1843.

Einverständniß Frankreichs nicht allein mit England, sondern auch mit Oestreich und Preußen gegen Rußland zu Stande zu bringen, was ein Triumph der französischen Politik sein würde. Man sei so eingenommen von dieser Idee, daß man nicht fühle, sie sei unausführbar und müsse doch zuletzt nachtheilige Folgen für die Türkei herbeiführen.

So trat doch ein Augenblick ein, in welchem die serbische Fürstenwahl ein allgemeines Zerwürfniß in Europa hervorzurufen drohte. Metternich [1]) schreibt diese Wendung der Ungeschicklichkeit nicht allein des russischen, sondern auch des östreichischen Gesandten in England zu, denn sie seien beide bestrebt, dort ihre Cour zu machen; nicht etwa einer Dame, sondern mit dem englischen Ministerium in angenehmen Verhältnissen zu bleiben. Sollte die Absicht, Karageorgewitsch im Besitz des Fürstenthums zu lassen, nicht in Rußland selbst, sondern in London entstanden sein? Bisher hatte man in Rußland nur eben gesagt, die Absicht sei, eine legale neue Wahl zu Stande zu bringen, ohne das Individuum zu nennen, auf welches sie fallen könne. Es war keine schlechte Auskunft, wenn man nun dahin gelangte, sich die Wiederwahl des Karageorgewitsch selbst gefallen lassen zu wollen. Mit großer Bestimmtheit drangen die Engländer darauf, aber es leuchtet doch ein, daß dadurch neue Schwierigkeiten hervorgerufen wurden. Denn wie sollte der neue Fürst aufrecht erhalten werden, wenn man die Art seiner Erhebung als Rebellion zu betrachten und die Männer zu bestrafen hatte, durch welche sie geschehen war?

Das Letzte war der Hauptinhalt der Forderungen, mit denen Butenieff Ende März 1843 hervortrat [2]). Er erklärte, der russische Hof billige vollkommen die Zurückhaltung jenes Schreibens, welches nur dazu angethan gewesen wäre, die freundschaftlichen Verbindungen der beiden Mächte auf immer zu vernichten. Jetzt gehe das Verlangen des Kaisers auf folgende vier Punkte:

1. Absetzung des Fürsten Alexander.
2. Eine neue Wahl, frei von allem Zwang.
3. Entfernung des Kiamil-Pascha, welchen der russische Hof als Haupturheber der letzten Verwirrungen ansehe, vom Belgrad, und
4. Bestrafung der vornehmsten Urheber der Unruhen, namentlich des Wutschitsch und Petroniewitsch.

1) Vgl. sein Schreiben an Trautmannsdorf vom 11. April.

2) Dieselben sind, genau formulirt, in dem Berichte von Pourtales an das Berliner Ministerium vom 4. April enthalten.

Der Gesandte sprach mit Bestimmtheit aus, für den Fall, daß die Pforte diese Bedingungen ablehne, habe er die Weisung, in keine weitere diplomatische Verhandlungen mit derselben einzutreten.

Durch diese Mittheilungen war Sarim Effendi sehr betroffen; noch bis zu diesem Augenblicke hatte er erwartet, Kaiser Nikolaus werde von seinen Forderungen nachlassen: eine Erwartung, in der er durch die Gesandten von Frankreich und von England, namentlich den letzteren, bestärkt worden.

Dieser, Sir Stratford Canning, hat dem russischen Gesandten seine Vermittelung in der Streitigkeit angeboten, Butenieff lehnte dieselbe ab; denn der Streit zwischen der Türkei und Rußland sei ausschließlich eine Sache zwischen diesen beiden Mächten allein.

Dennoch glaubte man in den Häsitationen der Pforte die Einwirkung Sir Stratford Cannings zu erkennen, von dem man häufig in den Zeitungen las, daß er Conferenzen mit Sarim Effendi halte, der diesen lobe, während alle Anderen sich über denselben beschwerten, und der auch seinen Einfluß bei dem allmächtigen Großmarschall des Palastes nur dazu anwandte, um Sarim zu unterstützen. Man behauptete, von Kaiser Nikolaus persönlich verletzt, dem er einst zum Botschafter an seinem Hofe vorgeschlagen, aber von ihm abgelehnt worden sei, habe er sich vorgenommen, im Gegensatze zu demselben eine große Rolle in Constantinopel zu spielen. Er habe versucht das diplomatische Corps in Pera zu regieren, und da ihm dies mißlinge, so sei er voll Unmuth. Er eigentlich schaffe die Schwierigkeiten in der serbischen Angelegenheit.

Von den anwesenden Gesandten stand der französische dem englischen mit gleichförmigen Ansichten zur Seite. Die französische Politik unter der Leitung Guizots war das Gegentheil von der, welche der vorangegangene Minister Thiers, eingehalten hatte. Unter dem Ministerium des Letzteren hatten sich die Franzosen von den übrigen Mächten isolirt und den vornehmsten Feind der Türken begünstigt. Unter Guizot nahmen sie eher Partei für die Türken, indem sie zugleich ihr damals unterbrochenes vertrauliches Verhältniß zu England wiederherzustellen suchten. Guizot drückte sich über das Recht des Kaisers von Rußland sehr zweifelhaft aus. Durch die Verträge werde dem russischen Hofe keine Befugniß ertheilt, auf die Einsetzung eines serbischen Fürsten oder dessen Absetzung einen Einfluß zu üben, wie ihm eine solche in den beiden Donaufürstenthümern zustehe. Der Gesandte in Constantinopel ließ vernehmen, man mache der Pforte Anmuthungen zur Nachgiebigkeit, denen sie sich

nicht fügen könne. Sollte Rußland zu dem Aeußersten schreiten, so werde es eine Allianz von Frankreich und England mit der Türkei zu bekämpfen haben. Undenkbar sei es ja, daß Oestreich ein Anwachsen der Uebermacht von Rußland an der Donau begünstige. Auch Sarim Effendi deutete an, die Türkei könne im Nothfalle auf die Unterstützung europäischer Mächte rechnen.

Wenn man aber auch Oestreich zu dieser Ansicht herüberzuziehen meinte, so war man dabei sehr im Irrthume. Noch einmal [1] führte Metternich seine Ansicht aus, daß die serbische Bewegung ein Werk der Insurrection sei, welche statt von der Autorität des Sultans, wie sich gebührt hätte, erdrückt zu werden, von ihr begünstigt worden sei, und zwar durch Behörden, welche sich hätten erkaufen lassen. Das sei im Widerspruche mit dem von der Türkei der Nation gewährten und von Rußland garantirten organischen Statute geschehen. Wenn der junge Sultan auf den Rath seiner Minister einen Akt, der für seine eigene Autorität subversiv sei, bestätigt habe, so ändere das nichts an der Natur der Sache. Der Kaiser von Rußland, dem das Protectorat zustehe, sei vollkommen in seinem Rechte, wenn er dagegen protestire. Er thue das auf eine Weise, der man nicht vorwerfen könne, daß sie die Grenzen der Mäßigung überschreite. Ganz Europa habe das Interesse, einen Zusammenstoß zu vermeiden, bei welchem die stärkere Macht, Rußland, auch das gute Recht auf ihrer Seite habe.

Mit Bestimmtheit läßt sich nicht sagen, ob diese Argumente, namentlich in Frankreich, vielen Eindruck gemacht haben, denn unter allen Bedingungen wäre den Franzosen eine antirussische Bewegung erwünscht gewesen. Aber so viel leuchtet doch ein, daß der Augenblick zu einer solchen nicht gekommen war, da sich Oestreich mit Entschiedenheit auf die russische Seite neigte. Es wäre immer nöthig gewesen, daß die Türkei die Hilfe der Mächte ausdrücklich in Anspruch genommen hätte. Dazu wagte man in Constantinopel nicht zu schreiten.

Am 13. April wurde daselbst eine große Conferenz gehalten [2], bei welcher auf der einen Seite Sarim, der Großadmiral Halil Pascha und einige andere türkische Würdenträger, auf der anderen aber der russische Gesandte und Baron Lieven, der wieder nach Constantinopel gekommen war, und ihr Dragoman Antheil

1) In einem Schreiben vom 24. April 1843.

2) Vgl. Rapport de M. de Klezl, Constantinople le 13. Avril.

nahmen. Die türkischen Minister waren in Beziehung auf die Führer der Empörung nicht ganz ungefügig, aber sie wollten die Absetzung des Fürsten Alexander nicht zugeben; denn ihn treffe keine Schuld an den Unruhen, und er sei von dem Großherren nun einmal bestätigt.

Der Gesandte antwortete, auf die Person Alxeanders komme es hier nicht an, sondern nur auf die Unregelmäßigkeit seiner Wahl. Das sei eine Frage, in welcher einzig der Wille des Souveräns selbst entscheiden könne. Der junge Sultan Abdul Medschid, der noch in seinem zwanzigsten Jahre stand, wurde also persönlich zur Entscheidung in dieser Angelegenheit, die Europa bereits beunruhigte, zu einer maßgebenden Erklärung aufgefordert. Er gab sie mit vieler Würde. Bei dem Feste der Geburt des Propheten, bei welchem der Khalif, d. h. Nachfolger desselben, die Glückwünsche seiner Minister empfängt, kam es zu einer neuen Consultation [1]. Die Frage war so gestellt worden, was das Bessere sei, den Zustand der Dinge, wie er in Serbien sei, aufrecht zu erhalten, oder die freundschaftlichen Verhältnisse mit Rußland zu gefährden. Der Sultan zeigte sich mißvergnügt, daß man es so weit habe kommen lassen. Von den Ministern wagte Keiner eine Einwendung zu machen. Der Sultan sagte, bei der Alternative, in der man sich befinde, könne man nicht zögern, sich zu entscheiden. Er habe von seinem Vater die Hinterlassenschaft eines guten Verständnisses mit Rußland überkommen und lege den größten Werth darauf, dies Erbtheil zu erhalten. Dadurch also wurde entschieden, daß man die russischen Anträge in Bezug auf die serbische Angelegenheit annehmen wolle. Die Würde der Pforte trat vor dem Gefühle der Nothwendigkeit der guten Beziehungen mit Rußland zurück. Man hat erzählt, der Sultan sei darauf aufmerksam gemacht worden, daß ihm die Hilfe anderer Mächte nicht fehlen werde; er habe geantwortet, er wisse, was er von dieser Hilfe zu erwarten habe. Allgemein nahm man an, eben die Besorgniß, eine solche werde doch nicht erreicht werden, habe den Sultan zu diesen Entschließungen bestimmt.

Und nun schien es wohl, als sei damit die ganze Sache erledigt; denn die Pforte war verpflichtet, die Urheber der letzten Bewegung wenigstens durch ihre Entfernung zu bestrafen und eine neue Fürstenwahl vornehmen zu lassen. Wenn die Besorgniß, die Sache werde ein europäisches Zerwürfniß zur Folge haben, durch die

1) Bericht von Pourtales aus Constantinopel vom 19. April 1843.

Concessionen der Pforte gehoben war, so war man doch noch keineswegs am Ziele. Es mußte sich erst zeigen, ob die Pforte das gegebene Wort halten werde, selbst ob sie im Stande sein würde, es zu halten.

Kiamils Entfernung hatte keine Schwierigkeit, da man ihn durch Erhebung auf einen anderen, noch einträglicheren Posten befriedigen konnte. An seine Stelle trat Hafiz, der früher an einer Gesandtschaft in St. Petersburg theilgenommen und sich daselbst Zutrauen verschafft hatte. Dagegen fand die Idee der Absetzung des Fürsten hartnäckigen Widerspruch. Dieser selbst weigerte sich zu gehorchen und wurde dabei von Wutschitsch und Petroniewitsch lebhaft unterstützt. Wohl hat sich bei den Russen der Gedanke geregt, das Fürstenthum wieder an Milosch zu bringen. Mit Entschiedenheit aber ist derselbe nicht ergriffen worden. Nach Allem, was vorgegangen, konnte die Pforte dem Karageorgewitsch versprechen, ihre ganze Autorität aufzubieten, um seine Wiederwahl bei einer neuen Wahlversammlung durchzusetzen. Alexander weigerte sich lange, endlich gab er nach. So seltsam es aussieht, daß die Pforte, um ihn zur Abdankung zu vermögen, ihm versprechen mußte, daß er bei einer Neuwahl wieder eingesetzt werden sollte, so entsprach das doch der Lage der Dinge; denn nur auf eine neue, regelmäßige Wahl drang der Kaiser von Rußland. Einen neuen Candidaten hatte er eigentlich nicht genannt. Man wußte, daß er von vornherein der Wiederwahl Alexanders nicht widersprechen werde.

Hier aber stieß die Diplomatie mit dem nationalen Elemente zusammen. Alles, was in Serbien geschah, ging von den beiden Oberhäuptern aus, der Fürst hing vollkommen von ihnen ab; sie hatten das Vertrauen des Volkes. Der neue Pascha besaß so wenige Mittel sich ihnen entgegenzusetzen, daß er sie vielmehr als die Grundpfeiler der öffentlichen Ordnung betrachtete, ohne welche Alles auseinander fallen würde. Lieven, der wieder nach Belgrad gekommen war, vermochte ebenfalls nicht, dieser Uebermacht der beiden Häupter zu widerstreben. Für ihn war nur die Frage, ob er dem Gange der Dinge ruhig zusehen oder ob er Belgrad mit der Erklärung verlassen solle, daß der Wille des Kaisers noch nicht ausgeführt worden sei. Er entschloß sich zu dem ersteren. Es konnte hierauf wirklich zu einer neuen Wahl des Fürsten geschritten werden. Lieven hatte sich damit begnügt, daß Wutschitsch und Petroniewitsch nur nicht geradezu an der Skupschtina Theil nahmen.

Mochten sie aber dieser Versammlung persönlich beiwohnen oder nicht: der Erfolg derselben konnte nicht zweifelhaft sein.

Die Pforte hatte kraft ihrer oberherrlichen Befugniß den jungen Michael, als welcher das Land nicht in ihrem Sinne zu regieren verstehe, namentlich ausgeschlossen. Neben Karageorgewitsch gab es dann keinen anderen Bewerber von Aussicht und Anspruch, als Milosch selbst. Sollten aber diejenigen, die dadurch in die Macht gekommen, daß Milosch verbannt worden, nicht alles thun, was in ihren Kräften stand, um seine Rückkehr zu verhindern? sie hätten den Verlust ihres Ansehens, ja wie die Sachen standen, die äußersten Gefahren zu besorgen gehabt. Und auch das Volk war in diesem Augenblicke der Mehrzahl nach nicht für ihn. Wir bemerkten, wie sich ein lebhaftes und leicht aufzureizendes Gefühl der Nationalität auch hier entwickelt hat: es war Milosch eher schädlich, daß man ausbreitete, er habe die gute Meinung der Höfe für sich. Man sagte in Belgrad, wer einen anderen Fürsten wolle als den, der schon einmal gewählt worden sei, Alexander Karageorgewitsch, der möge kommen und ihn mit Gewalt einsetzen; aber man werde einem solchen Beginnen in einem Kampfe auf Leben und Tod Widerstand leisten: schon schickte man sich an, die Schießgewehre in Stand zu setzen.

Daran jedoch hat wohl Niemand gedacht, ihnen einen Fürsten aufzubringen: trug man doch nicht einmal Sorge, was eher ausführbar gewesen wäre, die nach Oestreich Ausgetretenen zur Skupschtina herüberkommen zu lassen.

Am 15. Juni 1843 ward die Wahl in altnationaler Weise vollzogen.

Die Serben stellten sich nach ihren Nahien geordnet auf, wie einst die Polen bei ihren Königswahlen nach den Woiwodschaften. Der neue Pascha, im Namen von Rußland der Consul sowohl als der Bevollmächtigte, und der Metropolit verfügten sich zu ihnen und fragten sie, wen sie zum Fürsten wollten. Die 17 Nahien forderten einmüthig Kara Georgewitsch. Auch mehrere Einzelne wurden gefragt: sie antworteten eben so.

So geschah es, daß eine einmüthige Wiederwahl des Karageorgewitsch erfolgte, gegen deren Legalität sich nichts einwenden ließ. Aber weit entfernt blieb man noch immer davon, den Forderungen des Kaisers zu genügen, der die Urheber des Aufruhrs bestraft wissen wollte. Sie waren und blieben die mächtigsten Männer in dem Lande. Und hat es nicht in der That einen inneren

Widerspruch, den Fürsten, der seine Wahl ausschließlich ihnen verdankte, anzuerkennen, und sie selbst bestrafen, wenigstens aus dem Lande weisen zu wollen?

Aber Kaiser Nikolaus hielt Beides für nothwendig, das Erste, um der Pforte nicht durch ein Bestehen auf der früheren Forderung zu nahe zu treten, das Andere, um das revolutionäre Element, das die erste Wahl hervorgebracht hatte, gründlich zu dämpfen und zu bestrafen. Wutschitsch und Petroniewitsch widersetzten sich mit Heftigkeit und Nachdruck. Durch eine Versammlung ihrer Landsleute, die sie consultirten, darin bestärkt, ließen sie vernehmen, sie würden sich eher die Köpfe abschneiden lassen, als den serbischen Boden räumen. Der Pascha erreichte durch sein eindringliches Zureden nur so viel, daß sie Belgrad verließen und sich nach Kragujewatz zurückzogen. Seinerseits aber hielt der Kaiser an seinem Entschlusse fest. Als Lieven auf seiner Rückreise nach Petersburg in Warschau anlangte, fand er dort einen Courier, der ihm befahl, zurückzukehren und so lange in Serbien zu bleiben, bis die beiden Oberhäupter entfernt seien. Rußland und Oestreich wandten nun Alles an, um auch England und Frankreich dahin zu bringen, diese letzte Forderung bei der Pforte, bei welcher man darauf halten müsse, daß sie ihr gegebenes Wort erfülle, zu unterstützen. Besonders in Frankreich aber war man nicht dieser Meinung. Man meinte, Rußland gehe, indem es die beiden Primaten entfernen wolle, über das ihm zustehende Recht hinaus. In große Aufregung setzte es, daß der russische Gesandte verlauten ließ, der Kaiser verlange die Bestrafung der beiden Oberhäupter unbedingt und werde nöthigenfalls alle in seiner Macht stehenden Mittel anwenden, um sie ins Werk zu setzen. Hieß das nicht den Krieg drohen? Schon sprach man von einem vereinigten russisch-östreichischen Kriegszug in das Land, um das Protectorat von Rußland in dieser Frage zu voller Anerkennung zu bringen. Guizot erwiderte auf die Erklärung Kiseleffs nicht ohne Betroffenheit, die Verjagung der beiden Oberhäupter werde gewiß Schwierigkeiten finden, und wenn dann Rußland nach Serbien marschiren lasse, so würde die ganze Gefahr, welche in der orientalischen Frage liege, hervortreten. Auch Frankreich müsse sich dann betheiligen: es dürfe nicht zusehen, daß der Türkei Gewalt geschehe, und das europäische Gleichgewicht verletzt werde. Wie verhielt es sich aber mit der vermeintlichen Drohung Rußlands? Hatte diese Macht wirklich die

1) Unparteiische Nachrichten versichern, daß nur ihre Anhänger an der Skupschtina theilnehmen durften: andere seien sogar gefangen gehalten worden.

Absicht, im Gegensatze gegen die Türkei den Knoten mit Einem Schlage zu durchhauen? Die Erklärung, mit welcher Lieven in Belgrad auftrat, schien dies anzudeuten. Er bemerkte, daß die Vertreibung der beiden Primaten die Bedingung der Anerkennung der Fürstenwahl sei, und ließ in dürren Worten vernehmen, wenn man dem Kaiser nicht Gehorsam leiste, so werde derselbe mit 20000 Mann in Serbien einrücken. Seine Erklärung war aber nicht vollständig. Er versäumte, die Bedingung zu nennen, unter der nach der Ansicht des Kaisers dies geschehen sollte. Diese war, daß Rußland nur dann einschreiten wolle, wenn die Pforte ihre eigene Unfähigkeit, ihre Versprechungen ins Werk zu setzen, ausspreche und die Hilfe von Rußland in Anspruch nehme.

Als diese Forderung in Constantinopel gemacht wurde, war man nicht durchaus unzufrieden mit derselben. Denn daß der Kaiser eine Anerkennung der Wahl in Aussicht stellte, entledigte die Pforte der Verlegenheit, eine dritte Wahl vornehmen zu lassen, was ihre Autorität vollends ruinirt hätte: aber dabei hielt sie doch für sehr bedenklich, die Entfernung der beiden Oberhäupter in Angriff zu nehmen, da dieselben wahrscheinlich Widerstand leisten würden. Mit allem möglichen Nachdrucke unterstützte Oestreich das Verlangen der Entfernung; denn diese werde ihm durch sein eigenes Interesse geboten. Es könne unmöglich einen Heerd der Revolutionen in seiner Nachbarschaft dulden. Metternich war überzeugt, daß sich mit den serbischen Irrungen eine Bewegung der polnischen Emigration verbinde [1]). Dem am Hofe allmächtigen Riza Pascha ließ Metternich diese Vorstellungen machen und berief sich dabei auf das Zeugniß des Rifaat, der vor Kurzem in Wien gewesen und die Lage von Oestreich kenne.

Der Gesandte von Preußen, Lecoq, der bei seiner Ankunft mit dem Ausdrucke wohlwollenden Vertrauens in Constantinopel aufgenommen wurde, ging ebenfalls auf die allgemeine Bedeutung des russischen Verlangens ein, zugleich aber ließ er doch durch seinen Dragoman den Reis Effendi wissen, daß auch Preußen die Erfüllung der einmal gegebenen Versprechungen sehr gern sehen würde. Die Pforte suchte noch durch neue Verhandlungen mit dem russischen Gesandten Zeit zu gewinnen, aber zu widerstehen hatte sie nicht den Muth. Ein Kapu Kiaia begab sich nach Belgrad, um der dortigen Regierung kundzuthun, daß der Kaiser die geschehene

1) Vergl. den sehr lesenswerthen Brief Metternichs an Baron Neumann in London. 12. Mai 1843.

Fürstenwahl unter keinen Umständen bestätigen würde, es wäre denn, daß die beiden Oberhäupter vorher entfernt würden. Rifaat Pascha hat hierauf anerkannt, daß die Pforte zu schwach sein werde, um mit ihren eigenen Kräften diese Entfernung zu bewirken. Er hat in der That den russischen Gesandten aufgefordert, der Pforte zu Hilfe zu kommen und die Erfüllung ihres Versprechens ihr zu erleichtern. Der französische und der englische Gesandte billigten keineswegs alle Schritte von Rußland, aber auch sie gestanden jetzt zu, daß die Entfernung der beiden Häupter unbedingt nothwendig sei. Gerade die Möglichkeit, daß über diese Frage ein allgemeines Zerwürfniß ausbräche, bei welchem Rußland formell in seinem Rechte war, bestimmte sie, ihren Widerspruch fallen zu lassen. So kam nun Alles zusammen, die unnachgiebige Haltung von Rußland, die Unterstützung, welche Oesterreich und Preußen derselben gewährten, die bestimmte Aufforderung des Großwesirs, mit der Sache ein Ende zu machen, und die Erklärung der beiden anderen Mächte, daß Serbien bei ihnen keinen Rückhalt finden werde, was die definitive Entscheidung herbeiführte. Am 9. August 1843 wurde eine Volksversammlung in Kragujewatz gehalten, bei welcher der Pascha, der Fürst und auch Baron Lieven sich einstellten. Die Anhänger der beiden Oberhäupter waren sehr zahlreich herbeigekommen. Einen Augenblick schien die Entscheidung zu schwanken, aber zuletzt wurde doch der Beschluß gefaßt, daß Wutschitsch und Petroniewitsch Serbien verlassen und sich zunächst nach Widdin begeben sollten. Erst als der russische Gesandte vollkommen überzeugt war, daß dem allen so sei, und beide Oberhäupter Serbien verlassen hätten, gab er zu, daß der Berat für den neuen Fürsten ausgefertigt wurde. Alexander Karageorgewitsch trat in seine Würde zurück.

Zweites Capitel.

Regierung des Alexander Karageorgewitsch. 1843—1856.

So viel Mühe und Arbeit es auch gekostet hatte, die Führer der früheren Insurrection aus dem Lande zu verbannen, so läßt sich doch nicht sagen, daß das Resultat dieser Mühe werth war. Die beiden Oberhäupter hatten zu tiefe Wurzeln in der serbischen Nation, um durch ein Exil ihren Einfluß auf dieselbe zu verlieren. Die Gesandten wollten dieselben in Widdin nicht dulden: sie gingen nach Rustschuk. Noch war kein Jahr vorbei, daß sie der Pforte anlagen, sie wieder ins Land aufzunehmen, was diese dann auch geschehen ließ. Und ohne Zweifel war ihre Anwesenheit nothwendig, um die Regierung des Fürsten Karageorgewitsch aufrechtzuerhalten. Im Spätsommer 1845 machte eine Schaar von Anhängern der Obrenowitschen einen Versuch, in Serbien einzudringen, aber sie wurden geschlagen, und Wutschitsch verhängte über alle die, welche des Einverständnisses mit den Obrenowitschen verdächtig waren, eine blutige Rache. Er ließ die Körper der Gefallenen oder Ermordeten längs der Save aufs Rad flechten, um alle die, welche es nach einem Einfalle gelüste, durch diesen grausen Anblick abzuschrecken. [1])

Es hat nun wohl den Anschein, als würde sich das serbische Fürstenthum unter der Autorität der Pforte weiter haben entwickeln

1) In späteren Berichten werden die Grausamkeiten dem Nikolitsch, einem aus Oestreich übergetretenen Unteroffizier, zugeschrieben, einem ganz rohen Menschen, welcher der Helfershelfer des Wutschitsch gewesen, mit diesem in Schabatz eingedrungen sei und über 3000 Menschen habe umbringen lassen. Ich kann dies jedoch nicht bestätigen; ich muß vielmehr bemerken, daß mir über diese Jahre nur fragmentarische Informationen zu Gebote standen.

können. Der Ustaw von 1838 hatte die Wirkung, daß die persönlichen Gewaltsamkeiten, welche unter Milosch vorgekommen waren, nicht wiederholt werden konnten. Die Culturbestrebungen, in die man einmal eingetreten war, wurden mit einem gewissen Eifer fortgesetzt; nach und nach kam ein Gesetzbuch zu Stande, und man fing an, die militärischen Einrichtungen, wie ja auch in der Türkei selbst, nach europäischem Muster umzubilden; ein unmittelbarer Verkehr, namentlich mit Frankreich und mit Deutschland, wurde besonders durch die unterhalten, welche ihrer Studien wegen diese Länder besuchten; nach ihrer Zurückkunft bemeisterten sie sich eines nicht geringen Einflusses; auch dies ungefähr wie in Constantinopel, wo sich in dem Contact mit europäischer Literatur und Politik eine jungtürkische Partei bildete, die einen Anschluß der Osmanen an die europäische Cultur für möglich hielt. Weder durch das Eine noch durch das Andere wurden die politischen Verhältnisse unmittelbar berührt. Man konnte eine Art von Aussöhnung des modernen Geistes von Europa mit den Zuständen im osmanischen Reiche erwarten. Dieser ruhige Fortgang wurde nun aber durch zwei Ereignisse, deren Ursprung anderen Regionen angehört, man kann nicht sagen, gehemmt, aber doch unterbrochen, durch die Revolution von 1848 und den Krimkrieg.

Der allgemeine Sturm, welcher das continentale Europa im Jahre 1848 ergriff, konnte doch im Südosten keine durchgreifende Einwirkung ausüben. Die türkischen Verhältnisse sind aus ganz anderem Metall gegossen als die der europäischen Staaten.

Wenn in Serbien allerdings das Bestreben, die Verfassung in popularer Form umzugestalten, in dieser Zeit anwuchs, so wurde doch damit nichts erreicht, was erwähnt zu werden verdiente: die wiederhergestellte Hoheit der Pforte und eine volksthümliche Verfassung schlossen einander aus. Aber in den benachbarten Reichen traten Erschütterungen ein, von deren Rückwirkung auch Serbien betroffen wurde und in die es sogar einzugreifen Anlaß fand.

In dem angrenzenden östreichischen Gebiete hatten die gegen Ende des 17. Jahrhunderts eingewanderten Serben die Erinnerung an ihre Nationalität keineswegs verloren, die serbischen Nationallieder wurden daselbst so gut wie in dem alten Serbien gesungen; die alte Größe des serbischen Reiches war in Erinnerung geblieben, die um so stärker wirkte, da sie in einem poetischen Halbdunkel erschien. Die nationale Erhebung, die in dem Paschalik Belgrad eintrat, hatte hierauf, wie man denken kann, sehr lebhaft ein=

gewirkt. Die Ideen nationaler und religiöser Freiheit waren erwacht und traten nun bei den Unruhen des Jahres 1848, welche das Gebäude des östreichischen Staates umzustürzen drohten, in einer sehr eigenthümlichen Gestalt hervor. Allenthalben wurden Volksversammlungen gehalten. Der Metropolit von Karlowitz wurde so weit gebracht, daß er in einem Kalender, den man ihm darreichte, den Tag bezeichnete, an welchem eine National-Versammlung gehalten werden sollte. Es war der 1./13. Mai 1848. Aus allen Bezirken, soweit der serbische Name in Oestreich reicht, fanden sich an diesem Tage Abgeordnete in Karlowitz ein. In ihren mannigfaltigen, immer malerischen Nationaltrachten erfüllten sie alle Straßen und Plätze der dortigen Militärcommunität, vornehmlich die Umgebungen der Kirche und den Hof des erzbischöflichen Palastes. Der Metropolit hielt einen feierlichen Gottesdienst; dann erschien er mit Popen und Mönchen im Hofe, aber nicht wie sonst mit Reliquien, sondern mit zwei alten Documenten in der Hand, den beiden Privilegien von 1690 und 1691, welche die Versprechungen der nationalen und religiösen Freiheiten enthielten, unter denen die Serben damals eingewandert waren. Der Menge wurde auseinandergesetzt, daß diese Zusagen doch nicht gehalten worden seien. Die serbische Nation habe ein Recht darauf, einen Patriarchen und einen Woiwoden an ihrer Spitze zu sehen. Die Versammlung erklärte den Metropoliten selbst zum Patriarchen. Zum Woiwoden forderte sie einen in der Militärgrenze geborenen östreichischen Offizier, der einst auch unter Napoleon gedient hatte, damals aber in Italien stand. Wenn nun aber diese Erhebung einer selbständigen Nationalität sich ursprünglich der Regierung von Oestreich entgegenstellte, so geschah doch bald, daß sie ihre vornehmste Richtung gegen Ungarn nahm, welches nicht gemeint war, die serbische Nation in seinem Machtbezirke selbständig emporkommen zu lassen. Da nun aber die Krone Oestreich mit den Ungarn in heftigstem Widerstreite lag, so kam ihr die Bewegung der Serben vielmehr zu Statten.

Wir verfolgen dieselbe nicht weiter, sie hat zuletzt zu einer Abkunft zwischen dem neuen Patriarchen, der allseitig anerkannt wurde, und dem Kaiser von Oestreich geführt; von dem neuen Woiwoden der nach langem Verzuge endlich erschien, war nicht viel die Rede: Er erklärte, die Würde nur dann annehmen zu wollen, wenn sein Kaiser, dem er unverbrüchlich ergeben sei, einwillige.

1) Serbische Bewegung in Südungarn. 1851. S. 113.

Was uns hier angeht, ist nur die Theilnahme der Serben des Fürstenthums an diesen Ereignissen. Sie trat ungesucht schon dann ein, als die östreichischen Serben von den kaiserlichen Truppen angegriffen wurden. General Hrabowski, der nach Karlowitz vorrückte, wo er der Bewegung mit Einem Schlage ein Ende zu machen gedachte, fand unerwarteten Widerstand: eine Freiwilligenschaar hat sich, Arm in Arm vorrückend, den Kanonen des Executionscorps entgegengestürzt. Besonders leisteten die herübergekommenen Serben, bei denen auch Montenegriner waren, gute Dienste: mit ihren langrohrigen Albaneserflinten stellten sie sich an der Brücke über einen Gießbach auf, welche die Feinde passiren mußten. Das Beste leistete der Montenegriner Vule, der unter dem feindlichen Feuer, das auf ihn traf, sich niederwarf, aber sein Gewehr dann immer auf's Neue mit dem besten Erfolge abschoß. Er gerieth kurz darauf in Geistesverwirrung; er glaubte nicht anders, als er sei der wiedergeborene Held Milosch Kobilitsch.

Die Oestreicher mußten sich wirklich nach Peterwardein zurückziehen.

Noch lebhafter entbrannte die Kriegslust der jenseitigen Serben, als sich herausstellte, daß der Kampf gegen das Uebergewicht der Ungarn geführt wurde. Wenn diese, bei ihrem Angriffe auf Szent Tomas bei den Römerschanzen zuletzt zurückweichen mußten, so war das vornehmlich der Hilfe zuzuschreiben, welche die jenseitigen Serben den diesseitigen leisteten.

So war es auch bei Etschka im Banate hauptsächlich ein Serbe des Fürstenthums, Jantscha, der mit seinen Genossen, die mit Handjars bewaffnet waren, das Treffen zum Nachtheile der Ungarn entschied.

Diese Vorgänge konnten nicht verfehlen, auf die Politik des Fürstenthums zurückzuwirken. Wenn man in Serbien behauptet, der Fürst habe in der Theilnahme so vieler Serben des Fürstenthums an dem Kampfe der östreichischen Serben gleichsam ein Ventil gesehen, das zu seiner Sicherheit dienen könne, so ist dagegen zu erinnern, daß die Sache doch auch sehr gefährlich für ihn werden konnte, namentlich wenn Michael Obrenowitsch, der sich in die Donaugegenden begab, bei den Uebergetretenen Eingang gefunden hätte. Auf der anderen Seite wurde der Fürst von den Türken und selbst dem französischen Consul aufgefordert, der Theilnahme seiner Serben am Kampfe im östreichischen Gebiete ein Ende zu machen.

Eine Skupschtina wurde nach Kragujewatz berufen, in der man beschloß, die Neutralität des Fürstenthums zu proclamiren, die Aus-

getretenen zur Rückkehr aufzufordern und fernere Zuzüge zu verbieten. Dieser Beschluß ist aber nicht recht zur Ausführung gekommen: der populäre Zuzug ließ sich nun einmal nicht verhindern. Aber man wollte doch auch denselben nicht sich selbst überlassen. Einer der besten Freunde und Anhänger des Fürsten, Stefan Petrowitsch, genannt Knitschanin, damals Senator, einer von denen, welche mit Michael zerfallen, das Emporkommen des Karageorgewitsch am wirksamsten befördert hatten, legte seine Würde nieder und setzte über die Save, um als Oberst unter den Freischaaren aufzutreten. Er sollte unter den Insurgenten fechten, aber dafür sorgen, daß nichts geschähe, was den Interessen des Fürstenthums entgegenlaufe.[1]) Für die in Karlowitz proclamirte Nationalität wollte man fechten und zugleich den Obrenowitschen die Hoffnung entreißen, sich dieser Bewegung zu ihrem Vortheile zu bedienen.

Dadurch, daß der Patriarch, der zum Verweser der Nation ernannt worden war und jetzt die Summe der Gewalt in seinen Händen hatte, sich an Oestreich anschloß, wurde die Insurrection gleichsam loyalisirt: der Fürst von Serbien trug kein Bedenken, sie zu unterstützen.

Er erleichterte den Uebertritt neuer Freiwilliger und hatte nichts dagegen einzuwenden, daß Munitions- und Geldunterstützungen aus Belgrad den Lagern der Batschka und des Banates zuflossen.

Zwischen dem östreichischen General-Consul, Meyerhofer, dem Patriarchen und dem Fürsten Alexander Karageorgewitsch bildete sich ein vertrautes Verhältniß aus. Knitschanin leistete den östreichischen Serben nicht selten erfolgreichen Beistand. Ein wesentliches Verdienst um die serbische und jetzt zugleich östreichische Sache erwarb er sich durch die Behauptung von Dolowatz, mit dessen Kanonen er die heranrückenden Magyaren zurücktrieb, wodurch Tomaschewatz und Pendschear wieder gerettet wurden.

Der Hauptanführer der östreichischen Serben, Stratimirowitsch, der sich mit dem Patriarchen entzweite, nahm seine Zuflucht zu Knitschanin, fand aber bei demselben so wenig Unterstützung, daß er sich entschloß, auf die Seite von Oestreich zu treten, ebenso wie der Patriarch. Knitschanin erinnerte in seinem Aeußeren an die Helden des Befreiungskrieges; eine sehr breitschultrige Gestalt in einfachem Gewande, in dessen Gurt er seine Pistolen trug. Er hatte aber etwas von den nunmehr emporgekommenen Tendenzen der Cultur an sich;

1) Vgl. Springer, Oestreichische Geschichte, Bd. II, S. 633.

den Magyaren machte er den Vorwurf, daß durch sie die Entwicklung der serbischen Nationalität gehindert werde; dagegen schloß er sich der monarchischen Idee in dem damaligen Oestreich an, welche eine solche Entwickelung nicht allein zulasse, sondern begünstige. Es ist wohl kein Zweifel, daß die Haltung Serbiens, die diesen Ideen überhaupt entsprach, das freundschaftliche Verhältniß begründete, das seitdem zwischen Oestreich und dem Fürsten Alexander bestand. Viele östreichische Serben traten in die Dienste des Fürsten und waren demselben zur Einrichtung eines einigermaßen regelmäßigen Staatswesens behilflich. Man kann darin nicht einen Act der Willkür sehen, es war die Folge der eingetretenen Ereignisse.

Vor Knitschanin, in welchem sich die Verbindung mit Oestreich repräsentirte, und der sich der Cultur anschloß, trat Wutschitsch, in welchem mehr die Verbindung mit den Osmanen zu Tage kam, allmählich zurück. Im Jahre 1850 starb Petroniewitsch auf einer Gesandschaft in Constantinopel. An seine Stelle trat Garaschanin, ein Mann, welcher in den Ideen der Jahrhunderts lebte und denselben auch in Serbien Eingang zu verschaffen beflissen war. Knitschanin meinte, in einigen Jahrzehnten würden die Serben durch europäische Bildung sich ebenso hervorthun, wie die Böhmen.

Indem sich die Serben in diesen Richtungen bewegten, traten Verwickelungen zwischen Rußland und der Türkei ein, welche nothwendig auch auf Serbien mächtig zurückwirken mußten. Von Anfang an trugen sie einen allgemeinen europäischen Charakter und führten bald darauf zu einem Kriege, der alle bisherigen Machtverhältnisse in Frage stellte.

Der Verfasser fühlt das Bedenkliche seines Vorhabens, über Vorfälle Bericht zu erstatten, die mit diesen großen Ereignissen zusammenhängen, ohne sie von Grund aus erörtern zu wollen. Aber es liegt nun einmal in der Aufgabe, denn das Allgemeine läßt sich nicht ohne das Besondere, das Besondere nicht ohne das Allgemeine verstehen. Es muß eben versucht werden. Wir haben oben erörtert, wie viel Mühe sich Fürst Metternich gab, einen Conflict, zwischen der Türkei und Rußland, bei dem sich die westlichen Mächte mit der Türkei verbinden zu wollen Miene machten, zu verhüten. Wie ist es nun doch ein Decennium später zu dieser Allianz und diesem großen Zusammenstoße gekommen? Von der Voraussetzung, daß Kaiser Nikolaus die Türkei, besonders Constantinopel, habe erobern wollen, ist nach meinem Dafürhalten abzusehen. Sie beruht auf einem Privatgespräche, dem auf keiner Seite weitere Folge gegeben worden ist.

Das Wahre ist nur, daß das Uebergewicht, welches Rußland kraft der alten und neuen Tractate in der Türkei besaß, derselben sehr beschwerlich und den anderen Mächten unleidlich erschien. Ich will hier nur an die Thatsachen erinnern, die nach und nach zu dem Kriege führten. Schon früher bei den Irrungen in den Fürstenthümern, später noch entschiedener bei dem Widerstande, welchen die Ungarn den beiden Kaiserhöfen entgegensetzten, hatten die Türken die liberalen Bewegungen begünstigt. Constantinopel war ein Mittelpunkt der Flüchtlinge geworden, es gab dort selbst eine Colonie polnischer Emigrirter, mit denen die Pfortenminister meistens in vertraulichen Beziehungen standen, und die wieder den Zusammenhang der Politik des Divans mit Frankreich und mit England vermittelten. In einem wichtigen Augenblicke, als die Türken von Rußland gedrängt wurden, noch mit Bezugnahme auf einen Artikel des Friedens von Kainardsche, die Flüchtlinge auszuliefern oder zu entfernen, gab ihnen ein englisches Geschwader, welches in das geschlossene Meer bei den Dardanellen ohne Hinderniß einlief, den Muth zum Widerstande. Der Einfluß des Westens auf den Osten, den die Waffen nicht hatten durchsetzen können, wurde durch die Presse vermittelt. Wir berührten schon, daß eine jungtürkische Partei sich gebildet hatte, welche diese Verbindung mit Eifer ergriff. In der Bewegung, die hiedurch eintrat, erwachten nun aber auch die religiösen Differenzen. Das letzte große Ereigniß, daß nämlich das Sultanat des Hauses Osman nur durch europäische Dazwischenkunft erhalten worden war, wirkte bewußt oder unbewußt auf die Bevölkerungen zurück, welche dem Regiment der Moslimen nicht mehr dienstbar sein wollten, da es ja selbst nicht durch eigene Kraft sich behauptet hatte.

In den hierüber entstehenden Bewegungen hielt sich der russische Kaiser — ebenfalls in Folge eines Artikels des Friedens von Kainardsche, für den berechtigten Protector der christlichen Bevölkerung. Darin lag das wichtigste Moment einer Frage, die damals vieles Aufsehen machte, betreffend die Rechte der lateinischen oder der griechischen Confession auf die für beide gleichheiligen Stätten zu Jerusalem. Der Kaiser von Rußland nahm darin die Rechte der Griechen in seinen Schutz, was ihm die Sympathie der griechischen Bevölkerung in der Türkei verschaffte; ihm gegenüber aber erschien ein neuer Competent in der Person des eben emporkommenden Präsidenten der französischen Republik, der bald darauf unter dem Namen Napoleon III. als Kaiser auftrat; Frankreich machte unter ihm, mit Beziehung auf alte Verträge der Könige und der Pforte,

die Ansprüche der lateinischen Confession geltend. Um so mehr hatte das zu bedeuten, da die neue Revolution, aus der sich zuletzt das neue Kaiserthum erhob, den schon früher bemerkten Gegensatz zwischen Frankreich und Rußland in hohem Grade geschärft hatte. England, das sich um diese Frage wenig kümmerte, war doch in Constantinopel selbst noch eifriger in dem Widerstreite gegen Rußland, als Frankreich. Dieser westmächtliche Einfluß auf die Pforte und ihre Minister ist es eigentlich gewesen, welcher im Jahre 1853 jene Sendung des Fürsten Menschikoff, die ein so großes Aufsehen machte, veranlaßte; zugleich sollte er die Ansprüche eines Protectorates über die türkischen Unterthanen christlichen Glaubens, welche Rußland aus den früheren Friedensschlüssen herleitete, zur Anerkennung bringen.

Man würde die Lage mißverstehen, wenn man annehmen wollte, alle Türken seien gleich eifrige Moslimen, also Gegner von Rußland, und alle Griechen dagegen Anhänger der nordischen Macht gewesen. Die alttürkische Partei, welche die früheren Verträge mit derselben eingegangen, und deren Princip es war, beiden Religionen das zu gewähren, was ihnen gebühre, war noch nicht völlig unterdrückt und hatte in dem Serail eine einflußreiche Beschützerin an der Sultanin Valide, Mutter des Sultans. Menschikoffs Aufgabe war nun, diese Partei wieder zu beleben. Er brachte dem Oberhaupte derselben, Chosrew, der einst den Vertrag von Unkiar Skelessi mit Rußland geschlossen, ein in Brillanten gefaßtes Porträt des Kaisers mit, was man im Serail sehr gern sah. Und so weit reichte nun auch der Einfluß Menschikoffs, daß er die Entfernung Fuads, welcher jetzt als der vornehmste Anhänger der Westmächte galt, aus dem Ministerium bewirkte.

Weiter aber, zu einer Zusammensetzung der Ministerien in russischem Sinne, konnte er es nicht bringen. In Constantinopel setzte ihm Sir Stratford Canning, der, zum Viscount of Redcliff erhoben, in eben diesem Momente wieder eintraf, unüberwindlichen Widerstand entgegen. Und die griechische Geistlichkeit, auf welche Rußland zählte, sehr zufrieden mit dem Schutze, den Kaiser Nikolaus ihren Ansprüchen gegen die Lateiner gewährte, war doch keineswegs gemeint, die anatolische Kirche der russischen unterzuordnen. Lord Redcliff gewann, auch durch persönliche Verbindung mit dem Patriarchen Germanos ein unzweifelhaftes Uebergewicht über den russischen Einfluß. Die reformistischen Moslimen ergriffen das Princip des Islam, nicht gerade aus Ueberzeugung, sondern weil es ihnen politisch zu Statten

kam; es nährte den Gegensatz gegen Rußland. Der Tod der Sultanin-Mutter, der gerade damals eintrat, hob jede persönliche Gegenwirkung auf den Großherrn Abdul-Medschid auf. Bei dem nächsten Beiramfeste wurde derselbe vielmehr ganz in die Richtung, welche Politik und Fanatismus verband, hineingezogen [1]). Rußland wollte nicht erobern, aber es wollte die einmal erworbenen Rechte unbedingt aufrecht erhalten. Jedoch die Zeiten hatten sich geändert. In der Epoche, als diese Rechte bewilligt wurden, waren sie sehr nothwendig gewesen. Sie hatten zur Wiedererweckung des Gemeingefühls der orientalischen Christen wirksam beigetragen. Jetzt aber schienen sie eher dazu angethan, die Selbständigkeit der Türken zu erdrücken, was dem Geiste des Jahrhunderts insofern geradezu entgegenlief, als die indirecte Gewalt eines Reiches über das andere von den politischen Anschauungen überhaupt verworfen wurde. Und da nun Menschikoff, der nur die Verhältnisse zwischen der Türkei und Rußland, wie sie bisher standen, zu behaupten vermeinte, die Drohung eines militärischen Einschreitens vernehmen ließ, so trug das nur dazu bei, den Türken die Sympathieen zu verschaffen, welche aus diesen Anschauungen entsprangen. Eine westmächtliche Flotte erschien bei Constantinopel, durch deren Nähe der türkischen Friedenspartei entgegengewirkt wurde. Die Mission Menschikoffs konnte als vollkommen gescheitert betrachtet werden. Als nun Kaiser Nikolaus, um seine Drohungen wahr zu machen, den Pruth überschritt, ließ sich nichts anderes, als ein allgemeiner europäischer Kampf voraussehen. Man sah es als einen Bruch des Völkerrechtes an, daß in einer streitigen Frage von der einen Partei das Mittel ergriffen wurde, sich durch Besitznahme einer fremden Provinz Recht zu verschaffen. Wie weit könne ein solcher Vorgang führen! Wenn nun in dieser Beziehung England auf die Seite der Türkei trat, so dürfte man doch nicht glauben, daß es den Fanatismus der Türken so weit habe begünstigen wollen, daß daraus eine Gefahr für die christlichen Bevölkerungen erwachsen wäre. Die zwei Millionen fanatisirter Türken zur vollen Herrschaft über zwölf Millionen christlicher Unterthanen gelangen zu lassen, widerstrebte den Gefühlen, die das Ministerium, sowie das Volk von England und

1) Ich folge hier den Aufzeichnungen des damaligen Internuntius Bruck, welche von vieler Einsicht zeugen und die Einseitigkeit, welche der gäng und gäben Ueberlieferung anhaften, vermeiden. Sie sind selbst ein sehr merkwürdiges Stück diplomatischer Historiographie, aber leider zu kurz und nicht ganz authentisch überliefert.

den Hof belebten. Man ging mit der bestimmten Absicht zu Werke, der Türkei nicht freie Hand zu lassen, sondern behielt sich das Recht vor, im Frieden Bestimmungen zu treffen, wie sie der Civilisation und dem Christenthume angemessen seien.[1])

Napoleon III. war glücklich, verbündet mit England und der Türkei, seine Armee, die er als die des alten Kaiserreiches betrachtete, gegen die Russen ins Feld schicken zu können.

Ursprünglich hatte Oesterreich eine der russischen nahe verwandte Tendenz gezeigt: es hatte sich durch eine besondere Mission über die Gewaltsamkeiten beklagt, welche von den Türken an den österreichischen Grenzen, in Bosnien, der Herzegowina, Montenegro ausgeübt wurden, und hatte befriedigende Erklärungen von der Pforte erhalten. Die religiösen Ansprüche des russischen Czaren konnte es nicht verfechten, allein es gab sich alle mögliche Mühe, den Bruch des europäischen Friedens, der darüber einzutreten drohte, zu verhüten. In diesem Sinne ward zuerst in Wien im Einverständniß mit den Bevollmächtigten der Mächte eine Note abgefaßt, von der man einen Ausgleich erwartete: sie wurde aber in Constantinopel verworfen. Einer anderen Erklärung, welche in Olmütz zu Stande kam, verweigerten die westlichen Mächte von vornherein beizutreten. Beinahe wörtlich erfüllte es sich, was Metternich vorausgesagt hatte; England und Frankreich verbündeten sich gegen Rußland in einem Augenblick, wo dies im Unrecht war, mit der Türkei. Unter dem Impuls der Westmächte beschloß ein großer Rath in Constantinopel, bestehend aus den obersten Militär- und Civilbehörden und einigen Ulemahs, den Krieg, der am 4. October 1853 in aller Form erklärt wurde. Im November brachen die Feindseligkeiten aus. Ein Vortheil, den die Russen im schwarzen Meere über die türkische Flotte erfochten, bewog die Westmächte allen Zögerungen ein Ende zu machen. Am 12. März 1854 schlossen sie einen Tractat mit der Pforte, in welchem sie deren Interesse in Schutz nahmen. Wer erinnert sich nicht der allgemeinen Bewegung der Geister, welche hierüber in ganz Europa um sich griff? Man sprach von nichts

1) Vgl. das wohlgedachte Memorandum des Prinzen Albert, Memorandum for the consideration of the Cabinet, vom 21. October 1853 bei Martin, Life of the Prince Consort, II, 525. Dies Werk ist überall von hoher Wichtigkeit, wo es von persönlichen Ansichten und Beziehungen handelt. Eine Prüfung verdient es, wo es sich auf die Berichte diplomatischer Agenten, die nicht selten Partei sind, gründet.

Anderem und dachte an nichts Anderes, als an die bevorstehende Krisis, welche dem Uebergewichte, das Rußland in den letzten Jahrzehnten ausgeübt hatte, ein Ende machen sollte.

Wir haben hier nur einen Theil der großen Bewegung, der damals wenig beachtet wurde, ins Auge zu fassen. Der allgemeine Conflict ist für den Fortgang der serbischen Angelegenheiten sehr bedeutend geworden, wozu die geographische Lage des Landes und seine politische Stellung gleichmäßig beitrugen. Anfangs schien es, als würde sich Serbien den russischen Intentionen vollkommen anschließen. Dem Auftreten Menschikoffs in Constantinopel entspricht es, daß er auch den Fürsten Alexander kurz und gebieterisch anwies, Garaschanin seines Ministeriums zu entsetzen. Das geschah denn auch; Garaschanin wurde entlassen. Mehr erreichte Menschikoff aber auch in Serbien nicht.

Jeder weiteren Folgeleistung widersetzte sich der serbische Senat, der durch den Ustaw von 1838 ein natürlicher Verbündeter der Pforte geworden war. Er warnte den Fürsten, in einer Frage nachzugeben, welche die rechtlichen Grundlagen der politischen Existenz von Serbien aufzulösen drohe. An Stelle Garaschanins traten Freunde desselben, welche an seinen Grundsätzen festhielten.

Die Unabhängigkeit Serbiens zu erkämpfen war der bewußte Gedanke Garaschanins und des jungen Serbiens, das sich in Paris oder in Wien oder auch in Berlin gebildet hatte.

Man hat wohl über die Jungserben gespottet: „Wilde," wie man sagte, „in Glacéhandschuhen". Auch haben sie so viel Einfluß nicht gehabt, wie sie sich zuschrieben. Aber sie repräsentirten den Gedanken einer Annäherung an europäische Verhältnisse und die Idee der Unabhängigkeit.

Die allgemeine Lage wurde überaus zweifelhaft und schwierig, als nun der Krieg ausbrach zwischen dem Souverän, zu dessen Reiche die Serben gehörten, und der Schutzmacht, der sie ihre Privilegien verdankten. Als ein türkisches Armeecorps sich den serbischen Grenzen näherte, ließ der Fürst dem Divan eröffnen, daß Serbien sich an dem Kampfe zwischen der Schutzmacht und dem alten Souverän neutral zu verhalten gedenke. Ein Vorrücken der Türken in dem Lande würde eine neue Empörung zur Folge haben. Eine Zeit lang ließ sich die Pforte das gefallen. Als aber jener Beschluß des großen Rathes erfolgt, und der Krieg angekündigt war, forderte der Divan eine kategorische Erklärung über die Haltung, welche Serbien nehmen wolle. Die Antwort war im Sinne einer

bewaffneten Neutralität. Serbien werde 50,000 Mann aufstellen, welche sich jedem Betreten des serbischen Gebietes von Seiten einer fremden Macht, die Waffen in der Hand, widersetzen werde. Auch den Türken könne nur ein Zuzug zu den Festungen auf den gewöhnlichen Etappenstraßen bewilligt werden. Der Grund davon sei, daß das Einrücken türkischer Truppen Oestreich zu einem Einschreiten Anlaß geben würde. [1])

Noch waren Oestreich und Rußland damals im Allgemeinen einverstanden, doch unterschieden die Serben das Interesse der beiden Mächte auf der Stelle. Eine Ansammlung östreichischer Truppen an der Grenze brachte bereits eine allgemeine Aufregung hervor. Und wenn dann der Wiener Hof erklären ließ, er denke nur zum Schutze der Regierung, die ja mit Rußland nicht mehr gut stehe, seine Truppen vorrücken zu lassen, so antwortete der serbische Senat, eine solche Intervention sei nicht nöthig, da Serbien darüber mit Rußland sowie mit der Türkei zerfallen würde. Damals erschien ein russischer Staatsrath, Mitglied der Gesandtschaft in Wien, des Namens Fonton, in Serbien, und hier meinte man wohl, er werde auf die Absetzung des Fürsten hinarbeiten. Aus der Aeußerung des hochgebildeten und unvergeßlichen russischen Gesandten in Wien, Meyendorff, eines Mannes von Umsicht und Mäßigung, entnehmen wir [2]), daß Fonton beauftragt war, die Serben zu beruhigen. Fonton wurde allenthalben, wo er erschien, mit der größten Theilnahme angehört; er nährte die russischen Gesinnungen des Volkes, aber er ermahnte zur Ruhe.

Aber indessen war der Krieg an der Donau in vollen Flammen ausgebrochen; und für die Pforte wurde es dadurch von doppelter Wichtigkeit, sich der Theilnahme von Serbien auch Rußland gegenüber zu versichern.

„An dich, Alexander Bey, gegenwärtig Fürst von Serbien, den Gott erhalten möge", so ist der Ferman überschrieben, der Neujahr 1854 in Belgrad einlief [3]). Der Fürst wird darin beauf-

1) So versicherte der Schwiegersohn des Fürsten, Nikolajewitsch, dem preußischen Gesandten Wildenbruck. Wildenbruck an Manteuffel 29. September 1853.

2) Dieselbe findet sich in einer eigenhändigen Nachschrift von Kanitz zu seinem officiellen Berichte aus Wien vom 15. August 1853.

3) Derselbe wurde von dem preußischen Consulatssekretär Sabarth als Beilage zu einem Bericht vom 13. Januar in französischer Uebersetzung nach Berlin übersandt.

tragt, den Willen des Großherren, der dahin gehe, alle bestehenden Privilegien von Serbien, das einen Theil seines Reiches bilde, aufrechtzuerhalten, seiner Nation bekannt zu machen. Darin ist nicht ausdrücklich gesagt, daß die Privilegien trotz des Bruches mit der Schutzmacht beobachtet werden sollten: dies Verhältniß wird ignorirt; die Privilegien werden als der Ausfluß des souveränen Willens selbst bezeichnet. In Serbien konnte man zweifeln, ob der Fürst Recht thue, den Ferman anzunehmen, weil darin doch eine Trennung von der Schutzmacht lag. Der östreichische General-Consul, der keine offene Veränderung der bestehenden Verhältnisse wollte, sprach sich dagegen aus; aber Garaschanin und dessen Partei drangen darauf und bewogen den Fürsten, sich dazu zu entschließen. [1])

Auf jeden Fall hatte der Ferman die Wirkung, daß die Serben in der einmal ergriffenen Neutralität bestärkt wurden. Die Pforte bestätigte die Privilegien, ohne auf die Theilnahme an dem Kriege zu drängen. Aber in Serbien konnte man nicht gemeint sein, sich allen Eventualitäten desselben ungerüstet auszusetzen. Wer konnte voraussehen, was der eine oder der andere der streitenden Monarchen nach erfochtenem Siege für rathsam halten werde. Von Frankreich trafen wohlwollende, aber doch sehr weitaussehende Anerbietungen ein. Der französische Consul ließ vernehmen, Frankreich denke, ein aus politischen Flüchtlingen aller Nationen zusammengesetztes Corps von Skutari aus nach Serbien vorrücken zu lassen. In die größte Aufregung versetzte das Verhalten von Oestreich. Seine Truppenanhäufungen an den Grenzen und seine zweideutigen Erklärungen, über deren Sinn man auch in Constantinopel in Zweifel war, erweckten den ganzen Argwohn der Serben, als habe man in Wien die Absicht, bei diesem Anlasse einen einseitigen Einfluß in Serbien zu erlangen. [2])

In dieser Lage nun, heimgesucht und erschreckt zugleich von entgegengesetzten Demonstrationen und Eventualitäten, haben die Serben den Gedanken gefaßt, sich mit allem Eifer zu bewaffnen. Der Umschwung liegt darin, daß die Türken, die den Serben die Waffen entrissen hatten, jetzt selbst dafür waren, daß sie dieselben wieder ergriffen. Izzet, Pascha von Belgrad, hat ihnen sogar Kanonen zu ihrer Verfü-

1) Bericht des preußischen Consuls Meroni vom 18. März 1854.

2) Cette convoitise, qui pousse l'Autriche à chercher à exercer en Serbie, n'importe sous quel patronage, une influence égoïste.

Memorandum vom 5./17. April 1854; vgl. die deutsche Uebersetzung bei Jasmund, Aktenstücke zur orientalischen Frage II, 216 ff.

gung gestellt. Täglich wurden Waffen aus den Hauptdepots in Belgrad nach dem Lande geschickt, wo man sich in ihrem Gebrauche eifrig einübte.[1]) Ein schweizerischer Oberst hatte einen Plan der Bewaffnung angegeben, der aber mehr für die Schweiz als für Serbien zu passen schien; ein russischer Offizier legte dagegen einen anderen Entwurf vor, der den Verhältnissen angemessener war.

Das Land wurde von dem Fürsten in fünf Militärdistricte eingetheilt, und in jedem derselben ein Woiwode bestellt, dem ein Sekretär beigesellt wurde. Man gab ihnen Fahnen, die auf der einen Seite das Landeswappen, auf der anderen das Bild des im Districte am meisten verehrten Heiligen führten. Die Woiwoden hatten bestimmte Weisung, jedes Einschreiten, von welcher Seite es auch komme, mit bewaffneter Hand zurückzuweisen. Man versicherte, daß in den 17 Nahien 315 Compagnien Infanterie, nahe an 80,000 Mann, und überdies etwa 16,000 Mann Cavallerie einexerciert würden.

Gewiß ein bemerkenswerthes und in der Geschichte des 19. Jahrhunderts nicht zu vergessendes Ereigniß, daß die waffenlose Rajah — denn alle militärischen Handlungen, welche vorgekommen, waren nur sehr partieller Art gewesen — in dem Momente einer großen europäischen Krisis sich entschloß und Anstalten traf, zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit die Waffen im Großen und Ganzen zu ergreifen, denn ohne selbständige Waffen giebt es nun einmal keine politische Unabhängigkeit auf Erden. Der Versuch, die Waffen wieder in die Hand zu nehmen, war an sich eine Handlung, welche das nationale Selbstgefühl befriedigte, aber dann auch Antipathien von schwerster Bedeutung hervorrief. Von allen Mächten fühlte sich keine so sehr verletzt, wie Oestreich: vielleicht, daß die Autonomie des Fürstenthums auf die stammverwandten Serben im Kaiserstaate zurückwirkte, und offenkundig war es ja, daß die östreichischen Truppenanhäufungen den Serben als Anlaß zu ihren Rüstungen dienten. Dazu kam, daß eben damals ein serbisches Memorandum bekannt wurde, in welchem die oben angeführten und noch andere anzügliche Aeußerungen über die östreichische Politik vorkommen.[2]) Oestreich sah darin eine Beleidigung und forderte zur Genugthuung dafür die Einstellung aller Rüstungen. Und auf den Fürsten, der, wie berührt, in nahem Verhältnisse zu Oestreich stand,

1) Einen genauen Bericht über die serbischen und türkischen Rüstungen gibt Meroni dem Ministerpräsidenten Manteuffel im März 1854.

2) Bericht Meronis vom 17. Juni.

machte diese Anmahnung so viel Eindruck, daß die Einübungen der Miliz, die bisher drei Tage in der Woche stattfanden, auf einen einzigen herabgesetzt wurden.[1]) Der östreichische General-Consul war jedoch damit noch nicht zufrieden. Und soviel Einfluß hatte in diesem Augenblicke Oestreich, da es sich jetzt den Türken mehr zuwandte, daß man auch von Constantinopel aus die Rüstungen in aller Form verbot, mit der Bemerkung, daß dieselben nur zu einer Zeit hätten gestattet werden können, wo ein Einfall der Russen zu befürchten, und die Pforte der Freundschaft von Oestreich noch nicht versichert war.[2])

Welchen Eindruck dies wieder auf die Serben machte, erhellt aus einem kleinen Vorfalle, den der preußische Consul Meroni erzählt.[3]) Bei einem Ausfluge nach einem Dorfe nahe bei Belgrad fand Meroni bei den Bauern, die er vor der Schenke antraf, eine besonders gute Aufnahme, weil man ihnen sagte, er sei der Abgesandte eines Schwagers des Kaisers von Rußland; diesen nannten sie fortwährend „unser Kaiser." Die Einstellung der militärischen Exercitien ließen sie sich allenfalls gefallen, da es in ihrem Willen stehe, sie jederzeit wieder aufzunehmen; das Verlangen sie zu entwaffnen erschien ihnen aber als etwas ganz Unmögliches und Unerreichbares. Ihre Augen blitzten, als nur von den Waffen die Rede war, und sie forderten die ganze Welt heraus, sie sich selbst zu holen.

Durch eine unerwartete Connivenz der Türken, welche sich von ihrer Feindseligkeit gegen Rußland und ihrem Verdachte gegen Oestreich herschrieb, hatten sie jetzt die Waffen in die Hände bekommen, aber sogleich erlebte man, daß damit ihre Begier, sie gegen die Türken selbst zu brauchen, wieder erwachte. Trotz ihrer Neutralität fühlten sie sich als Verbündete der Russen. Meroni bemerkt, daß jede den Russen günstige Nachricht in Serbien mit Enthusiasmus aufgenommen werde.

Während aber die Nation sich zu bewaffnen und mit den Russen gemeinsame Sache zu machen wünschte, hielt der Fürst an

1) Meroni übersendet das Circular, welches diese Verfügung enthält, am 10. Juli dem preußischen Ministerium, berichtet aber schon am 17. Juli, daß dasselbe nicht eben streng beobachtet werde.

2) Bericht Meroni's vom 19. Juli, nach welchem der Gouverneur Izzet Pascha einen Verweis erhalten haben soll, weil er den Serben 50 Kanonen zur Verfügung gestellt habe.

3) In seinem Berichte vom 19. September.

der Verbindung mit Oestreich um so mehr fest, da diese Macht soeben die große Umwandelung in ihrer Politik vornahm, sich von Rußland zu trennen und auf die Seite der Türken und der Westmächte zu treten.

Am 2. Dezember machte sich der Wiener Hof anheischig, die Rückkehr der russischen Truppen nach den Fürstenthümern zu verhindern, und anderweiten Bewegungen der französischen, englischen und türkischen Heeresmassen nicht entgegenzutreten. Für Serbien erfolgte daraus, daß die bisherige Opposition der westmächtlichen Consuln gegen Oestreich aufhörte. Der östreichische General-Consul v. Radossavliwitsch gewann alsdann in Belgrad einen beherrschenden Einfluß, der sich in einer Ministerialveränderung äußerte, die wir doch nicht übergehen dürfen. In der nächsten Umgebung des Fürsten Alexander brachen nämlich Entzweiungen aus. Knitschanin, ein entschiedener Anhänger Oestreichs, der bisher das Vertrauen des Fürsten besessen, zerfiel mit der Familie Nenadowitsch, welche eigentlich die des Fürsten war; ein Hader zwischen der Schwägerin des Fürsten aus dieser Familie und der Frau Knitschanins soll dazu den unmittelbaren Anlaß gegeben haben.

Knitschanin selbst an das Ruder zu bringen würde aber zu nichts geführt haben, da er bereits durch einen Schlaganfall gelähmt war. Es war genug, daß seine persönliche Autorität auf die bewaffnete Macht zu Gunsten Oestreichs ausgeübt wurde. Noch hatte jedoch der vornehmste von den Nenadowitsch, Azika, das wichtigste der dortigen Ministerien in Händen, das des Innern und des Krieges.

Dem Einfluß des Consuls gelang es, einen Mann an dessen Stelle zu setzen, der als seine Creatur betrachtet wurde, des Namens Petrowitsch. Alle Abtheilungs-Directoren und Bureau-Chefs, welche Oestreich ungünstig gesinnt waren, wurden beseitigt. Doch duldete man den Premierminister Simitsch, von welchem nachgewiesen wurde, daß er das erwähnte antiöstreichische Memorandum nicht allein nicht verfaßt, wie man ihm anfangs Schuld gab, sondern sich gesträubt hatte, es zu unterschreiben. [1])

Radossavliwitsch stellte nicht in Abrede, daß die Veränderungen auf seinen Rath erfolgt seien. Der französische Consul hatte Einiges gegen die Wahlen, die er traf, einzuwenden; daß aber Oestreich

1) Bericht Meroni's vom 28. December 1854.

sich des beherrschenden Einflusses zu bemächtigen suchte, billigte er vollkommen.

„Der östreichische Consul," so schreibt Meroni am 11. Juni 1856, „läßt den Fürsten keinen Augenblick aus den Augen und weiß ihm bei jeder Gelegenheit seinen Rath aufzudringen, ohne welchen der Fürst gar nichts mehr unternimmt."

Welch' ein Zustand bildete sich aber nun! Die Nation russisch durch und durch, der Fürst ganz in den Händen von Oestreich. Auch in dem Senate regte sich Opposition gegen einige Wahlen des Fürsten. Man schrieb sie wohl dem Einflusse Oestreichs selbst zu, um den Fürsten ganz in seiner Hand zu behalten.

Eben in diesem Zustande innerer Entzweiung und äußerer Gebundenheit machte aber Serbien den größten Fortschritt in seinen Selbständigkeitsbestrebungen ohne viel Zuthun von seiner Seite, lediglich in Folge der allgemeinen politischen Verhandlungen, auf die wir hier näher eingehen müssen.

Wenn die Absicht der verbündeten Mächte hauptsächlich darauf gerichtet gewesen war, der Einwirkung Rußlands auf die Türkei ein Ende zu machen, so war dieselbe durch den Lauf des Krieges erreicht. Aber sie hatten damit auch die andere verbunden, die Protection der christlichen Unterthanen des Sultans, als deren Beschützer bisher Rußland aufgetreten war, in ihre eigene Hand zu nehmen.

Das hatte jedoch eine nicht geringe Schwierigkeit; denn wenn die Rechte von Rußland auf die Gemeinschaft der Mächte übergangen wären, so würde doch die Unabhängigkeit der Türkei, welche in vollem Umfange wiederherzustellen die Absicht des Krieges war, nicht ins Werk gesetzt worden sein. Es wäre nur ein Wechsel des Patronates gewesen, das Wort „Unabhängigkeit" wäre damit nicht realisirt worden. Die Intention der Mächte war aber von Anfang an, der Sonderstellung der Türken überhaupt ein Ende zu machen und sie in die europäische Gemeinschaft, wie man sagte, in das Concert der europäischen Mächte, d. h. in ihre Genossenschaft in allen völkerrechtlichen Verhältnissen, aufzunehmen. Fragte man aber nach, wie dabei die Rechte der christlichen Bevölkerungen gesichert werden könnten, so war die Antwort, daß die Verfassung der Türkei überhaupt reformirt, und die nicht moslimische Bevölkerung zur Gleichberechtigung mit der moslimischen erhoben werden sollte. Es gab eine Meinung in Europa, der sich namentlich Friedrich Wilhelm IV. anschloß, welche

dies für unmöglich hielt. Aber der Grundgedanke der türkischen Reformen lag in der Voraussetzung, daß es möglich sei, und diese brachte der damals angesehenste Mann in Constantinopel, der englische Botschafter Lord Redcliff, zur Geltung. Unter seinem Einflusse waren einige Gesetze in diesem Sinne ergangen, von denen das wichtigste der Hattischerif ist, welcher die Christen von dem Kopfgeld, befreite, sie aber dagegen zur Theilnahme an der osmanischen Miliz heranzog. Auch bei den Veränderungen in dem türkischen Heerwesen, die mit dem Sturze der Janitscharen zusammenhingen, war es doch dabei geblieben, daß nur die Moslimen selbst die Pflicht, d. h. hier zugleich das Vorrecht, des Kriegsdienstes hatten. Durch das neue Gesetz sollte nun diesem Zustande ein Ende gemacht, und der Unterschied der Racen und Religionen im türkischen Reiche aufgehoben werden. Das ließ sich aber ohne weitere Reformen der osmanischen Verwaltung nicht durchführen; ein Unternehmen, bei dem die drei Botschafter von England, Frankreich und Oestreich, Lord Redcliff, Thouvenel und Prokesch, mit den Ministern der Pforte im Anfange des Jahres 1856 eifrig zusammenwirkten. Man weiß, daß die Grundlage des Gesetzes von den Gesandten der Mächte herrührt und von den Türken, allerdings nicht ohne Modificationen, angenommen wurde. Der Entwurf wurde dann mit den üblichen Förmlichkeiten versehen und als Hati Humajun („allgemeines Gesetz") im Sitzungssaale des großen Rathes in Gegenwart aller Minister und Großwürdenträger, des Patriarchen, des Ober-Rabbiners und der Notabeln der christlichen Gemeinschaften, feierlich verlesen.[1]) Er erschien als der unmittelbare Ausfluß des höchsten Willens des Großherren; der Theilnahme der fremden Gesandten geschah darin keine Erwähnung; diese aber bedurften einer solchen Kundgebung der Pforte auf das dringendste; denn soeben versammelte sich der Congreß zu Paris, welcher dem Kriege überhaupt ein Ziel setzen und den Frieden auf dem Grund der schon entworfenen Präliminarien zu Stande bringen sollte. In diesen selbst war die Forderung aufgestellt worden, daß sich Rußland den aus den Berathungen der Mächte hervorgegangen Bestimmungen über die Verhältnisse der nicht-moslimischen Unterthanen anschließen solle. Der Artikel, in welchem der neue Hat dem Congreß mitgetheilt wurde, enthielt die ausdrückliche Klausel, daß die Mächte weder insgesammt noch besonders berechtigt sein sollten, in die innere Verwaltung des osmanischen Reiches

1) Eichmann, die Reformen des osmanischen Reiches, S. 240.

einzugreifen. Der in Paris anwesende Großwesir betonte, er werde keiner Redaction zustimmen, welche etwa den Zweck haben könnte, die Autorität der hohen Pforte zu beschränken. Rußland machte keine Schwierigkeit, sich einverstanden zu erklären; der russische Gesandte sagte, das neue Gesetz übertreffe Alles, was man jemals habe erwarten können. Wenn er einfließen ließ, Rußland nehme besonderen Antheil an dem Schicksale der griechischen Christenheit, so erweckte das den Widerspruch des englischen Bevollmächtigten, der in dem Antheile an dem Schicksale der anatolischen Christen den Russen keinen Vorzug zugestehen wollte. Auf dieser Grundlage nun wurden die weiteren Verhandlungen gepflogen. Wir haben hier nur auf die Bestimmungen, welche Serbien betreffen, die aber wieder von dem, was über die Donaufürstenthümer beschlossen wurde, abweichen, Rücksicht zu nehmen. Rußland stimmte dem ersten Artikel bei, welcher die Abschaffung des russischen Protectorats über die Donaufürstenthümer in aller Form enthielt. Dieselben sollen ihre Privilegien und Gerechtsame unter der Oberherrlichkeit der Pforte behalten. Der Gesandte erhob selbst Einspruch gegen den Ausdruck Protectorat, worauf man von östreichischer Seite erwiderte, es sei damit nur die einseitige Garantie der Rechte der Bevölkerung durch Rußland gemeint. Was nun aber die Bestimmungen über Serbien selbst betrifft, so tritt dabei eine gewisse Schwierigkeit ein. Wir kennen die Verhandlungen nicht, die darüber gepflogen worden sind, aber unleugbar ist, daß noch einige Vorschläge gemacht waren, die in dem Artikel, wie er zu Stande kam, nicht enthalten sind. Die Commission hatte nicht allein die bestehenden Zustände bestätigt, sondern auch die Zukunft ins Auge gefaßt; die etwa nothwendig erscheinenden Verbesserungen der Organisation sollten durch eine Gemeinschaft des Sultans und der Mächte eingeführt werden können. In einer von dem französischen Bevollmächtigten vorgeschlagenen Fassung wird dies wiederholt, jedoch mit größerer Betonung der Initiative der Pforte. In dem Friedensinstrumente findet sich weder die eine noch die andere Fassung: die ganze Klausel ist ausgelassen. Sie ist bei der letzten Redaction des Instrumentes, der eine neue Berathung voranging, weggefallen,[1]) wahrscheinlich, da sie weder der türkischen noch einer anderen Gesandtschaft genügte. Noch in

1) Jasmund, II, S. 419 und 25 und die endgiltige Bestimmung des Friedens im Artikel 28, ebenda S. 351. Das Auffallende ist, daß später von einem russischen Diplomaten ein ganz ähnlicher Artikel aus dem Protokoll angeführt und als angenommen betrachtet wird. Der Artikel war

einem anderen Punkte ist ein kleiner Unterschied. Die Commission hatte im Allgemeinen gesagt, daß Serbien unter die besondere Garantie der Mächte trete: in der französischen Fassung, welche angenommen wurde, ist nur davon die Rede, daß die Rechte Serbiens unter der gemeinschaftlichen Garantie aller contrahirenden Mächte stehen sollten.

Es sind damit, so wurde es wenigstens von der Pforte gefaßt, die bestehenden Rechte, also auch die ganze durch den Ustaw von 1838 getroffene Einrichtung, gemeint; ein Punkt, auf den wir später zurückzukommen haben werden.

Nachdem dies festgesetzt war, hatten die Türken kein Bedenken dabei, wenn den Serben andere erhebliche Zugeständnisse gemacht wurden. Das Fürstenthum Serbien soll auch fortan dem türkischen Reiche zugehören, aber es soll eine völlige Unabhängigkeit der Administration, Freiheit des Cultus und der Gesetzgebung nicht allein, sondern auch des Handels und der Schiffahrt behalten. Die Türken sollen die Festungen in Serbien, wie bisher, mit ihren Garnisonen versehen, aber eine Intervention in die inneren Angelegenheiten von Serbien mit bewaffneter Macht wird allen contrahirenden Mächten, also auch den Türken, untersagt. Die Festsetzungen, die in diesen Worten liegen, schließen einen großen Fortschritt in den Gerechtsamen des Fürstenthums ein, das dadurch zu einer Art von Selbständigkeit gelangt. Wenn man aber den Wortlaut des Artikels näher prüft, so fällt der Widerspruch auf, den er in sich enthält. Die Pforte behauptet ihre Hoheit über Serbien, aber die Rechte Serbiens werden unter die Protection aller Mächte gestellt; die Pforte behauptet die Garnisonen in Serbien, aber sie verzichtet auf das Recht der Intervention. Man brauchte kein Prophet zu sein, um vorauszusehen, daß aus diesen Concessionen und ihrer Beschränkung neue Entzweiungen hervorgehen würden.

zwar weggelassen, aber damals doch nicht ausdrücklich verworfen worden. Wenigstens hat später die Pforte immer einen Unterschied zwischen den Zugeständnissen gemacht, die in Bezug auf die Fürstenthümer, und denen, die in Bezug auf Serbien gewährt worden seien. Nur die ersten seien auf die Zukunft bezüglich gewesen, durch die letzten sei nur der status quo sanktionirt worden. So äußerte sich im Anfange des Jahres 1860 Fuad Pascha gegen den preußischen Gesandten, Grafen Goltz: Les puissances européennes ont garanti en Servie par le traité de Paris, non pas comme en Moldavie et Valachie, un droit nouveau à créer, mais les immunités, telles que cette province les possédait à cette époque.

Drittes Capitel.

Sturz des Karageorgewitsch. Rückkehr der Obrenowitschen.

Fürst Alexander hatte wohl nicht Unrecht, wenn er in einer Proclamation an das Volk die für Serbien günstigen Bestimmungen des Friedens für die Folge seiner Haltung während des Krimkrieges erklärte. Er nahm davon Gelegenheit, die Nation zu vollem Vertrauen und entgegenkommendem Gehorsam gegen die Behörden zu ermahnen. Ganz andere Erfolge aber traten ein, als er erwartete. Daß der gespannte Zustand, welcher durch den Krieg hervorgebracht war, aufhörte, war kein Vortheil für ihn. Der Einfluß von Oestreich, welchen dessen Verbündete bisher sogar gern gesehen hatten, fand nicht mehr ihren Beifall, da er für die allgemeine politische Lage nicht länger erforderlich war. Besonders setzte sich demselben der französische Consul entgegen, der jetzt den russischen meistens auf seiner Seite hatte. Und so groß war diese Gegenwirkung, daß ein neues Ministerium, das nicht mehr östreichisch genannt werden konnte, gebildet wurde. Noch weitergehende Tendenzen aber regten sich unter den einheimischen Gegnern: ein Ereigniß trat ein, aus welchem sich ergab, daß die Person des Fürsten selbst der Gegenstand ihrer Feindseligkeiten war.

Am 9. Oktober 1857 sah man in Belgrad mit Erstaunen, wie einer der angesehensten Männer, Raja Damjanowitsch, in einem Wagen über die Straße fahrend, ergriffen, in die Caserne gebracht und mit Ketten belastet wurde [1]). Zugleich ging eine Cavallerieabtheilung nach Semendria ab, wo dem auf seiner Besitzung verwei-

1) Wir folgen auch hier dem gleich unter dem Eindrucke des Ereignisses geschriebenen Berichte des preußischen Consuls vom 9. Oktober 1857.

lenden Senator Paun Jankowitsch dasselbe widerfuhr. Beide waren Männer von großer Popularität und vielem Ansehen: Damjanowitsch der Schwiegersohn des Mischa Anastasiewitsch, der als der reichste Mann im Lande galt, und Schwager des Neffen des Fürsten. Bald darauf wurde noch ein dritter Senator, sowie der Präsident des Senates und des obersten Gerichtshofes eingezogen. Man gab den Verhafteten einen Versuch zum Umsturze der Regierung und zur Ermordung des Fürsten Schuld. Auch mehrere andere Senatoren wurden der Theilnahme verdächtig. Der Fürst ließ ihnen vorschlagen, auf ihre Stellen Verzicht zu leisten; sonst würde er auch gegen sie verfahren müssen. An der Schuld der Verhafteten waltete kein Zweifel ob [1]). Die beiden erst genannten Senatoren, und der Senatspräsident Stephan Stephanowitsch gestanden sie ohne Rückhalt ein. Von den mit Untersuchung bedrohten Senatoren gaben sechs ihre Entlassung; der Fürst setzte sechs andere an ihre Stelle. Ein Hochverrathsprozeß wurde instruirt, in welchem die Landesgerichte acht der Angeklagten zum Tode verurtheilten; der Fürst, der das Begnadigungsrecht besaß, verwandelte die Todesstrafe in lebenslängliches Gefängniß.

Die Meinung des preußischen Consuls ist, daß die Absicht dahin gegangen sei, an Stelle des Fürstenthums ein Kaimakanat einzurichten; das Vorhaben habe mit den Bewegungen, die damals in Bosnien und Bulgarien ausbrachen, zusammengehangen; der Fürst sei als zu gut östreichisch und dadurch der Regierung unwürdig betrachtet worden. Die Angeklagten selbst haben später immer behauptet, daß sie den Fürsten deshalb zu beseitigen gesucht hätten, weil er Alles vorbereite, um das Land an Oestreich zu bringen, und daher eigentlich ein Verräther sei: darüber wäre eine allgemeine Empörung zu befürchten gewesen, der sie hätten zuvorkommen wollen. [2])

Nun aber hatte diese Sache noch eine andere Seite.

Das Verfahren des Fürsten lief dem Ustaw von 1838, dem Grundgesetze des Landes, nach welchem die Senatoren nur mit Einwilligung der Pforte zur Strafe gezogen werden sollten, entgegen: Die Landesverfassung, welche auf der Selbständigkeit der Senatoren dem Fürsten gegenüber beruhte, wurde durch dessen Verfahren verletzt.

1) Dafür spricht schon die Thatsache, daß selbst der Senat in seiner Eingabe vom 7./19. Oktober nur sein Bedauern über den Vorfall kundgibt, die Schuld aber nicht weiter in Zweifel zieht.

2) Bericht Meronis vom 27. November 1858. Derselbe beruht auf Mittheilungen eines Dr. Kalisch aus Rustschuk.

Bei der ersten Kunde, welche die Pforte von dem Vorgefallenen erhielt, drückte sie dem Fürsten ihr Erstaunen aus, daß er gegen Mitglieder des Senates soweit vorgegangen sei, ohne der durch den Ustaw festgesetzten Vorrechte des Großherren zu gedenken. Der Divan entschloß sich, einen der angesehensten Beamten, Ethem Pascha, nach Belgrad zu schicken, um die Sache zu untersuchen und zu entscheiden. Die angeregte Frage hatte für das Fürstenthum Serbien eine sehr eingreifende constitutionelle Bedeutung; denn die Sicherheiten, welche dem Senate durch das Grundgesetz gewährleistet waren, veranlaßten seine Unbotmäßigkeit; ein Fürstenthum in europäischem Sinne war mit denselben unvereinbar. Eben diese Vorrechte aber wurden nun von der Pforte in Schutz genommen. Ethem Pascha, der gegen Ende März 1858 in Belgrad eintraf, ließ sich die Proceßacten vorlegen. Man erfährt glaubwürdig, daß er mit der Oppositionspartei gegen den Fürsten in Verbindung trat und die Absicht hegte, denselben zu entsetzen und zugleich den Ansprüchen des Senates gerecht zu werden und die Befugnisse der Pforte zu voller Geltung zu bringen. Die Absetzung des Fürsten schien bevorzustehen, dagegen aber trat doch wieder eine Rücksicht ein, welche aus einem allgemeineren Verhältnisse entsprang. Die Annahme, daß die serbische Bewegung mit den Gährungen in Bulgarien und den benachbarten Landschaften überhaupt zusammenhänge, ist nicht grundlos. Das Verhältniß des Fürsten dazu war von sehr eigenthümlicher Natur. Berichte liegen vor, nach welchen die militärischen Rüstungen, die Bereitung von Waffen und Pulver, die in Serbien an der Tagesordnung waren, mit der südslavischen Regung in Verbindung standen. Auch Alexander bot die Hand dazu, ohne gerade in die Bestrebungen mit verflochten zu sein. Man behauptet: er habe, als die Pforte ihn bedrängte, wohl einmal vernehmen lassen, wenn das so fort gehe, werde er sich nach Kragujewatz werfen, das Volk aufrufen, den Montenegrinern die Hand bieten. Dann werde die Pforte sehen, was daraus werde. Man hat gesagt, der Fürst habe sich wohl mit der Anwandelung geschmeichelt, einmal als Alexander I, König von Südslavien, aufzutreten; und nicht ungünstig, sich zu erklären, wäre der Moment gewesen, in welchem die Pforte in die inneren Angelegenheiten von Serbien in einer Weise eingriff, welche die Macht des Fürsten beeinträchtigte. Sein Vater, Kara Georg, möchte es gethan haben. Alexander selbst war seiner Natur und Sinnesweise nach dazu unfähig, die Gewohnheit seines Thuns und Lassens fesselte ihn an Constantinopel. Doch auch die Türken mußten

Bedenken tragen, ihn auf das Aeußerste zu treiben. Eine Zeit lang hat der Commissar den Gegnern des Fürsten Hoffnung gemacht, daß die Pforte die Hand zu seiner Absetzung bieten werde. Man wollte dies auf dem möglichst gesetzmäßigen Wege, durch eine Skupschtina, bewirken. Plötzlich aber zeigte er in Folge neuer Befehle, die ihm zugekommen, eine andere Gesinnung. Die Pforte hatte erkannt, daß sie keinen anderen Fürsten, auch keinen Kaimakan, finden dürfte, der gefügiger sei, als Alexander es war. Er bewies dies gleich damals. Statt aus dem Verhalten der Pforte einen Anlaß zur Widersetzlichkeit zu schöpfen, unterwarf er sich ihren Anmuthungen, und fand sich in Alles, was der Commissar verlangte. Er nahm die Consequenzen des Ustaw an. Die sechs abgesetzten Senatoren traten wieder in den Senat ein. Auf den Rath Ethems wurde ein Ministerium gebildet, in welchem Wutschitsch, der jetzt ein Gegner des Fürsten geworden, und Garaschanin, der nach Paris gegangen und von dort zurückgekommen war, ohne die ihm angemuthete Abdankung von der senatorischen Würde zu vollziehen, die vornehmste Rolle spielten. Das Resultat von Allem war, daß der Fürst in die alte Unterordnung unter die Türkei zurücktrat. Er hatte einen Schritt gethan, um sich zu emancipiren, aber dieser selbst führte ihn zu noch größerer Unterwerfung. Er verlor dadurch seine selbständige Haltung vollends[1]).

Ethem Pascha hatte Wutschitsch und Garaschanin bewogen, sich unter einander und mit dem Fürsten zu versöhnen, und ihnen zugleich erklärt, daß von dessen Absetzung keine Rede sein könne. Alexander Karageorgewitsch, allezeit nachgiebig, wie er war, empfing sie mit offenen Armen und übertrug ihnen die Zusammensetzung eines neuen Ministeriums; denn das alte habe er entlassen. Zugleich sprach er aus, daß er die Senatoren, die genöthigt worden waren, ihre Abdankung einzugeben, wieder in ihre Stellen eingesetzt habe; daß er ferner niemals wieder versuchen werde, was er bisher verschiedene Male gethan hatte, seine Minister anders als aus der Mitte der Senatoren zu erwählen. Sein Schwiegervater Nenadowitsch sei bereits aus dem Dienste entlassen: er werde Alles thun, was das neue Ministerium fordere, und unterzeichnen, was es ihm vorlege. Er unterwarf sich also der Combination der türkischen Autorität und der Opposition im Lande, welche ein und dasselbe Interesse hatten; nämlich die Bestimmungen des

1) Nach dem eingehenden Bericht Meronis vom 1. April 1858.

Ustaws zu voller Geltung zu bringen. Wutschitsch und Garaschanin, zwei ganz verschiedene Menschen, der eine ein Serbe alten Schlages, der mit seinem arabischen Renner und seinem starken Schwerte das Land einst beherrscht hatte, der andere ein Mann der neuen Schule, der die europäischen Tendenzen innerhalb des serbischen Stammes repräsentirte, jener noch halb und halb ein Türke, dieser schon ein moderner Constitutioneller, vereinigten sich, die wichtigsten Stellungen unter sich zu theilen. Wutschitsch wurde Senatspräsident, wiewohl man sich erinnerte, daß er weder lesen noch schreiben könne. Garaschanin nahm das Ministerium des Innern in Besitz, wie wir wissen, das wichtigste von allen. Andere Stellen kamen an die Senatoren, welche compromittirt gewesen waren, auch die des Predstavnik. Alle wurden als Feinde von Oestreich und Anhänger von Frankreich betrachtet. Sie waren weit entfernt, den Sinn des Fürsten auszudrücken, dem sie vielmehr ihren Willen auferlegten. Die verurtheilt gewesenen Senatoren, von denen einer im Gefängniß gestorben war, wurden der Pforte ausgeliefert und fanden eine Freistätte im türkischen Gebiete. Mit diesem Gange der Dinge war nun aber Oestreich, das früher meistentheils auf Seiten der Türken gewesen, wenig zufrieden.

In der Temeswarer Zeitung, die von der östreichischen Regierung inspirirt wurde, las man Artikel zur Rechtfertigung der Schritte, durch welche Alexander Karageorgewitsch eine gewisse Unabhängigkeit von der Pforte in Besitz genommen hatte: es kam auf die Auslegung des 17. Artikels in dem Grundgesetze an, der in jener Zeitung mit Bezugnahme auf frühere Erklärungen der Pforte zu Gunsten des Fürsten ausgelegt wurde.

Der serbische Senat dagegen schritt auf dem jetzt eingeschlagenen Wege immer rücksichtsloser fort. Die erwähnte Vereinbarung fand im April 1858 statt. Noch in demselben Monate machte man aber dem Fürsten eine weitere Vorlage zur Beschränkung seiner Macht. Vor Allem wollte sich der Senat gegen ein gerichtliches Verfahren, wie das letzte gewesen war, sichern. Ein Senatsmitglied sollte nur dann, wenn es bei thätlicher Ausführung eines Verbrechens ertappt werde, in ein Gefängniß gebracht werden können, das aber auch dann seinem Stande angemessen sein müsse. An der Voruntersuchung sollten dann außer den Gerichten noch einige Senatoren Antheil nehmen. Das definitive Urtheil des höchsten Landesgerichtes sollte dem Senate mitgetheilt und von diesem der Pforte zur Bestätigung vorgelegt werden. Die Minister sollten nur dem Senate verantwort-

lich sein und dieser bei einer entstehenden Vacanz den Ersatzmann selbst wählen: dem Fürsten solle nur das Recht der Bestätigung zustehen. Der so zusammengesetzte Senat solle dann in die Geschäftsführung entscheidend eingreifen. Die Vorlagen, die der Senat dem Fürsten macht, soll dieser zwar prüfen und mit seinen Bemerkungen versehen an den Senat zurückschicken; geschehe das aber zum dritten Male und werde in einer Sitzung der Minister und des Senates die Vorlage festgehalten, so gewinne sie Gesetzeskraft, selbst wenn der Fürst sie nicht bestätigen sollte [1]): Bestimmungen, welche den Fürsten seiner Autonomie eigentlich völlig entkleiden. Es war die Verwandlung einer monarchischen Regierungsform in eine aristokratische. Alexander Karageorgewitsch sträubte sich lange, die neuen Satzungen anzunehmen. Am 10. Mai 1858 hat er sich dennoch dazu entschlossen.

Sogleich aber stellten sich die nachtheiligsten Folgen davon heraus. Hätten die Senatoren wie einst die dirigirende Körperschaft in Venedig, Einen Willen gehabt, so wäre das vielleicht noch erträglich gewesen. Allein die Einwirkungen der verschiedenen Mächte machten sich jeden Augenblick im Senate geltend. Die Mitglieder desselben gehörten verschiedenen Parteien an: ebenso spalteten sich die höheren Beamten; sie waren nicht unzugänglich für fremdes Geld; die, welche an der Spitze der Nahien standen, ließen sich Ungerechtigkeiten ohne Zahl zu Schulden kommen; denn es fehlte an der starken Hand, die sie hätte zügeln können. Ein allgemeines Mißvergnügen griff um sich; einigen der vornehmsten Minister gibt man Schuld, dasselbe geschürt zu haben statt es zu dämpfen. Ein an sich nicht eben bedeutender Vorfall bewies, daß auch die von dem Islam gutgeheißenen Gewaltsamkeiten der Türken sich wieder regten.

Belgrad wurde von den Türken Haus des Religionskrieges genannt, und nirgends trat der Gegensatz der Religionen handgreiflicher hervor. Die Türken waren nicht zufrieden mit dem Besitze der Festung, sie nahmen das Garnisonsrecht und eine damit zusammenhängende polizeiliche Aufsicht auch in der Christen=

1) In dem am 3. 15. Mai publicirten Gesetze heißt es: Wenn der Senat solche zum zweiten Male von dem Fürsten gemachten Bemerkungen nicht annehmen will, hat er eine Hauptsitzung zu berufen, und wenn in dieser zwei Drittel der Stimmen für das Senats=Project sind, so erlangt dasselbe Gesetzeskraft, und der Fürst hat es zu unterfertigen.

Im Großen und Ganzen stimmt das schließlich publicirte Gesetz mit dem von dem Senate verfaßten Entwurfe, über den Meroni am 18. April an Wildenbruck nach Constantinopel berichtete, überein.

stadt in Anspruch, woraus dann unaufhörliche Reibungen entsprangen. Da ereignete sich nun, daß auch das durch Verträge sanktionirte Ansehen der europäischen Consulate in diese Gegensätze hineingezogen wurde [1]. Das Glacis der Festung, ein weiter Rasenplatz, diente den Einwohnern und Fremden als Promenade; sie genossen dort die Aussicht über ein schönes Land hin bis nach Semlin. Eines Tages saß nun der englische Consul Fonblanque auf dem niedrigen Gemäuer, das den Platz einschloß, und erfreute sich an dieser Aussicht. Plötzlich hörte er den Zuruf der türkischen Schildwache, daß es nicht erlaubt sei, dort zu sitzen, wiewohl man von keiner Anordnung des Befehlshabers, welche dieses verboten hätte, wußte. Der Consul zögerte einen Augenblick; als er endlich sich freiwillig erhob, wurde er von einem Nisam der Festung, der in seinen Geberden eine strafwürdige Widersetzlichkeit zu sehen meinte und einen weiten Umweg gemacht hatte, um zu ihm zu gelangen, angefallen und unter dem Zuruf anderer Türken, auf den Ungläubigen zuzuschlagen, verwundet. Nur durch den Beistand serbischer Studenten, die auf dem Platze mit einem Kugelspiele sich vergnügten, wurde er gerettet. Soviel man weiß, sind es Arnauten gewesen, die wildesten Christenfeinde, die diese Handlung der Barbarei vollzogen. Eine größere Anzahl derselben erschien kurz darauf vor dem Hause des Consuls und suchte, den Flaggenbaum umzustürzen oder wenigstens die Flagge selbst herunterzureißen. Unverzüglich aber bekamen sie auch die Folgen davon zu fühlen. Der auf seinem Wege nach Constantinopel so eben in Semlin eingetroffene englische Gesandte Sir Henry Bulwer zögerte, seine Reise über Belgrad fortzusetzen, ehe er nicht die Genugthuung erhalten habe, welche er bereits auf telegraphischem Wege gefordert hatte. Diese sollte in Bestrafung der Schuldigen und Wechsel der Garnison bestehen. Die Pforte, ohne Zweifel selbst durch den Vorfall sehr unangenehm berührt, bewilligte diese Forderung; und man sah die herabgenommene englische Flagge unter türkischen Salutschüssen wieder aufhissen. Hierauf begab sich Bulwer nach Belgrad; er wurde von einem Bataillon serbischer Infanterie und einer Abtheilung serbischer Reiterei empfangen; an dem Stadtthore waren auch ein paar Compagnien Türken aufgestellt. Schon auf dem Schiffe hatte ihn der serbische

1) Die Darstellung stützt sich auch hier vorwiegend auf die preußischen Consulatsberichte. Die mir zu Theil gewordenen Mittheilungen aus Serbien erweisen sich nicht immer als zuverlässig, weil sie nur Aufzeichnungen aus der Erinnerung enthalten.

Minister Garaschanin begrüßt; ein fürstlicher Wagen stand zu seiner Auffahrt bereit. Ueber die Verhandlungen, welche nun von Sir Henry Bulwer mit dem Pascha der Festung und den Serben der Stadt gepflogen wurden, sind wir nicht unterrichtet. Was können sie aber anders betroffen haben, als das eben zu Tage gekommene Mißverhältniß, durch welches der Repräsentant einer europäischen Macht einer so gewaltsamen Beleidigung, wie die vorgefallene, ausgesetzt worden war. Die serbische Ueberlieferung ist dann, daß Sir Henry Bulwer den Serben bei dieser Gelegenheit den Rath gegeben habe, auf eine Skupschtina zu recurriren, d. h. eine Volksversammlung zu berufen, von der man eine parlamentarische Dazwischenkunft erwarten konnte. Damit soll nicht angedeutet sein, daß diese Absicht von Sir Henry Bulwer ausgegangen sei. Sie war schon lange gefaßt[1]). Mit aller Bestimmtheit wird versichert, daß der Pfortencommissar Ethem in der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Belgrad, als er noch an eine Absetzung des Fürsten dachte, zu diesem Zwecke die Abhaltung einer Skupschtina empfohlen habe. Als nun die Pforte die Absetzung verweigerte, hielt die Oppositionspartei an diesem Vorhaben fest, wie denn tausend andere alle Tage auftauchende Unzuständigkeiten eine allgemeine Berathung wünschenswerth erscheinen ließen.

Der Fürst sträubte sich lange dagegen, gab aber endlich nach. Was ihn dazu bewog, war die Erklärung der Minister, vor Allem Garaschanins, ihre Entlassung zu fordern, wenn er die Skupschtina verweigere. Diese Erklärung enthielt eine Art von Zwang; denn ein neues Ministerium zu bilden, war bei der damaligen Lage dem Fürsten ein Ding der Unmöglichkeit. Bei dem ersten Versuche, neue Minister zu ernennen, die nach den letzten Gesetzen nur aus dem Senate genommen werden konnten, weigerten sich die von dem Fürsten bezeichneten Senatoren, die Stellen anzunehmen. Er genehmigte, daß eine Commission aus Ministern und Senatoren zusammengesetzt wurde, um den Wahlmodus zu berathen. Und hier kommen wir nun auf ein Ereigniß, welches vielleicht als das wichtigste von allen in der neueren Geschichte von Serbien bezeichnet werden kann, in welchem die allgemeinen Tendenzen von Europa und die eigensten der Bevölkerung von Serbien zusammengreifen. Die Skupschtina, ursprünglich eine Versammlung von Woiwoden und ihrem Gefolge, war unter Milosch von Zeit zu Zeit berufen worden; durch eine solche,

1) Meronis Berichte vom 17. August und 17. September 1858.

freilich eine sehr unregelmäßige Versammlung, die unter dem Einflusse des Wutschitsch stand, war die Entfernung der Obrenowitschen, die Einsetzung des Karageorgewitsch bewerkstelligt worden. Dieser hatte jedoch nur einmal, im Jahre 1848, dem allgemeinen Wunsche folgend, einesolche Versammlung berufen; er hatte seitdem vermieden, darauf zurückzukommen.

Was konnte nun die neue Regierung veranlassen, auf eine solche Versammlung bei dem Fürsten zu dringen? Nach alle dem, was wir aus Constantinopel erfahren, kann kein Zweifel daran sein, daß die vorwaltenden Männer die schon früher gehegte Absicht wieder aufnahmen, an die Stelle des Fürstenthums ein Kaimakanat zu setzen: was ihnen früher in Folge der Entschließung der Pforte mißlungen war, wollten sie jetzt mit Hilfe einer Skupschtina erreichen. Wutschitsch schien von dieser Versammlung nur eine Wiederholung des Ereignisses von 1842 zu erwarten: bei einer Reise, die er in das Land machte, hat er bei dem Abschiede seine Freunde aufgefordert, ja nach Belgrad zu kommen und zwar, wenn es nicht anders sein könnte, mit Feuersteinen bewaffnet. In Constantinopel war man aber jetzt nicht mehr geneigt, eine Veränderung zuzulassen: man entschloß sich dort kurz und gut, die Skupschtina zu verbieten. In sehr strengen Worten ließ der Gouverneur der Festung dies Verbot, das er als ein kategorisches bezeichnete, bekannt machen[1]). Allein die leitenden Männer in Serbien waren nicht gemeint, sich demselben zu fügen; sie sagten, die Vorbereitungen seien schon zu weit gediehen, als daß man sie zurücknehmen könne. Ueberdies aber gaben sie zu vernehmen, daß das zu ihren inneren Angelegenheiten gehöre, in welche sich die Pforte gar nicht einzumischen habe.

Die europäischen Consuln, welche in Belgrad immer einen kleinen Krieg unter einander führten, ergriffen hierüber verschiedene Parteien. Der östreichische war gegen eine Skupschtina, wie man denn der Einwirkung von Oestreich das Verbot der Versammlung zuschrieb, denn auch auf die östreichischen Serben konnte die Abhaltung einer Art National-Assemblée in dem Fürstenthume aufregend zurückwirken: in Oestreich wünschte man dem von vornherein vorzubeugen. Aber schon machte sich der französische Einfluß auch in Constantinopel geltend. Auf eine Anfrage des Gesandten erklärte der Großwesir, die Pforte habe kein Verbot, sondern nur den Wunsch ausgesprochen, von der Skupschtina abzustehen.

1) Bericht Meronis vom 5. October 1858.

Unter diesem Eindrucke nun, daß die Türkei und Oestreich gegen die Versammlung seien, Frankreich aber und wahrscheinlich auch Rußland dafür, — denn der preußische und der englische Consul hielten sich neutral —, wurden die Wahlen gegen Ende November 1858 abgehalten. Darin, daß man zu Wahlen schritt, lag selbst eine große Neuerung, denn bisher hatte die Skupschtina immer aus den Angeseheneren bestanden, die eben für gut hielten, dazu herbeizukommen; an die Stelle dieses den alten Zuständen entsprechenden Verfahrens schritt man nun zu einer Wahl von Deputirten. Von je 300 steuerpflichtigen Köpfen wurde ein Abgeordneter gewählt. Der Senat war es, der den Tag der Eröffnung der Skupschtina auf den Jahrestag des vornehmsten kirchlichen Patrons, St. Andreas, festsetzte und zugleich den Versammlungsort Belgrad, während der Fürst Kragujewatz vorgezogen hätte.

Wenn man das weit aus einander Liegende und in dem Umfange seiner Bedeutung ganz Verschiedene dennoch vergleichen dürfte, so erinnern die Vorgänge in Serbien an die Einberufung der französischen Nationalversammlung von 1789, welche das Muster aller aller ähnlichen Versammlungen ist. Wie dort die Aristokratie König Ludwig XVI. genöthigt hat, die Nationalversammlung zu berufen, durch welche sie dann vernichtet worden ist, so zwang der serbische Senat, in welchem sich die aristokratischen Machthaber vereinigt hatten, den Fürsten Alexander, die Skupschtina zu berufen, eine Versammlung, durch welche sie unverzüglich aller ihrer Rechte beraubt werden sollten. Denn die im Lande herrschende Unzufriedenheit galt nicht allein dem Fürsten, sondern auch dem Senate, durch welchen das Fürstenthum wieder eng an die Pforte gefesselt worden war, und dem man zuletzt alle die Mißbräuche zuschrieb, über die man sich beklagte.

Nicht ohne innerlich zu erschrecken, sah u. A. der preußische Consul [1]) die 500 Deputirten in Belgrad erscheinen; mit ihnen langten noch etwa 1500 Bewaffnete an, die nicht Deputirte waren. Berittene Bauern trafen ein, jeder von seiner Nahie beauftragt, die Nachrichten von vorkommenden Ereignissen unverzüglich nach Hause zu überbringen. An dem bestimmten Tage, am 30. November nach dem griechischen Kalender, welcher dem 12. December des gregorianischen, dem wir weiterhin folgen, entspricht, fand ein Hochamt statt, bei welchem die Würdenträger des Staates und die Deputirten zugegen

1) Vgl. seinen Bericht vom 9. December.

waren. Der Metropolit hielt eine Rede zu Gunsten der bestehenden Zustände: er warnte davor, durch weitere Bestrebungen das Errungene wieder zu gefährden. Aber die obwaltende entgegengesetzte Stimmung trat gleich hiebei hervor. Mehrere Deputirte verließen, während er sprach, die Kirche; Wutschitsch, der gegen seine Gewohnheit ebenfalls in derselben erschienen war, lachte laut bei den Ermahnungen des Metropoliten und gab sein Mißvergnügen durch spöttische Bemerkungen kund.

Nach dem Hochamte folgte der Gewohnheit gemäß eine Gratulation beim Fürsten. Die Consuln, die Minister, der Senat waren zugegen; von den Deputirten erschien jedoch kaum die Hälfte. Nach dieser Ceremonie sollte nun ein großes Gastmahl stattfinden; der Fürst hatte hiezu sämmtliche Deputirte in den ihm zugehörigen Gasthof „zur serbischen Krone" eingeladen. Von den 500 Deputirten folgten aber nur zehn der Einladung, worauf der Fürst, der davon in Zeiten benachrichtigt wurde, auf den Rath Garaschanins auch selbst zu kommen verschmähte. Am Abend war eine Illumination veranstaltet. Da haben dann einige Transparente die Hoffnungen, ein südslavisches Reich zu errichten, ausgedrückt; ein Lied ward gesungen, das man als die serbische Marseillaise bezeichnete [1]). Am 15. December n. St. hielt die Versammlung eine Sitzung, um sich zu constituiren, bei welcher der größte Opponent des Fürsten, Mischa Anastasiewitsch, der mit dem Senate in enger Verbindung stand, zum Präsidenten erwählt wurde; der Vicepräsident, Stewtscha Michailowitsch, war als einer der eifrigsten Anhänger von Milosch bekannt. In das Sekretariat wurden ein paar Männer von literarischer Bildung und oppositioneller Gesinnung aufgenommen. Nach geschehener Constituirung erschien der Fürst in voller Galla und ließ eine Art von Thronrede verlesen [2]).

Darin wurde das Verdienst, welches sich seine Regierung durch ihre neutrale Haltung in dem letzten Kriege erworben habe, nochmals hervorgehoben; denn in Folge derselben seien die alten Freiheiten von dem Großherren bestätigt, und in dem Pariser Frieden neue Vorrechte erlangt worden. Die Versammlung möge nun die Vorlagen, welche die Regierung einbringe, erwägen und sich bei ihren Berathungen an den Ustaw und die Gesetze halten. Auf die Rede erfolgte zwar ein Zivio, das aber keineswegs ein allgemeines war. Beim Weggehen sagte der Fürst: „mit Gott, Brüder"; ein Ruf,

1) Ich folge auch hier dem consularen auf der Stelle abgefaßten Berichte; die serbischen Relationen bieten nur eine vage Erinnerung dar.

2) Bericht des preußischen Consuls vom 16. December.

der von der Versammlung ihm ebenfalls nachgerufen wurde. Fürst Alexander meinte noch immer, auch unter den veränderten Umständen sich behaupten zu können. Die Versammlung begann ihre Thätigkeit mit dem Beschlusse einer Danksagung an die Mächte für die in dem Pariser Frieden enthaltenen für Serbien vortheilhaften Bestimmungen. Unter den Mächten war auch die Pforte einbegriffen; dieser aber wurde durch eine besondere Zuschrift in Erinnerung gebracht, daß sie sich laut der Verträge in die inneren Angelegenheiten des Landes nicht zu mischen habe. Die Anmuthung, von der man sprach, daß der Commissar, den die Pforte bei diesen Irrungen herbeigesendet hatte, Kabuly Effendi, den Sitzungen beiwohnen sollte, wurde mit einer energischen Protestation zurückgewiesen. Nachdem die Skupschtina ihre äußere Unabhängigkeit wahrgenommen, schritt sie zur Erwägung der inneren Angelegenheiten. Sie antwortete dem Fürsten auf seine Rede mit keiner Adresse; ihr Verhältniß zu demselben wollte sie nach ihrem eigenen Ermessen feststellen. Von den beiden zuletzt aufgenommenen Sekretaren wurde eine Petition über Verfassung und Rechte der Skupschtina eingebracht und am 20. December genehmigt. Darin nahm die Versammlung die Befugniß in Anspruch, alle Acte der Regierung ihrer Erwägung zu unterziehen. Sie verlangte, jährlich im August nach Belgrad einberufen zu werden. Wer ihrer gesetzlichen Thätigkeit Hindernisse in den Weg lege, werde als Verräther betrachtet werden.

Lag nicht hierin eine Art von Souveränetätserklärung, wenigstens für die inneren Angelegenheiten? In den nächsten Tagen folgten Beschwerden über die Regierung überhaupt, hauptsächlich aber über den Fürsten selbst. Man machte ihm die Nichtberufung der Skupschtina, sein Verhalten gegen den Senat, die Willkürlichkeiten, welche durch den Einfluß seiner Gemahlin vorgekommen seien, überdies auch seine auswärtige Politik zum Vorwurf. Wir wissen, wie wenig zufrieden die Nation von jeher mit seiner neutralen Haltung gewesen war. Die zurückgedrängten Gefühle der Nationalität und Religion brachen sich jetzt Bahn. Auch die Auslieferung einer Zahl politischer Flüchtlinge auf den Wunsch Oestreichs machte man ihm zum Verbrechen. Wie der Fürst einst durch eine Skupschtina eingesetzt war, so glaubte die damalige auch das Recht zu haben, ihn abzusetzen. Sie faßte eine Acte ab, in welcher der Fürst, auf seine Einsetzung Bezug nehmend, erklären sollte, daß er ebenso die Macht in die Hände der Versammlung zurückgebe und seine Beamten des Schwures, den sie ihm geleistet, entbinde. Die Ver-

sammlung hielt es nicht für nöthig, sich hierüber an den Senat zu wenden. Mit Vorbeigehung desselben sendete sie eine Deputation an den Fürsten, die ihn aufforderte, diese Acte zu unterschreiben, indem sie ihm ohne weiteren Rückhalt aussprach, die Nation wolle ihn nicht mehr. Der Fürst antwortete, die Skupschtina habe doch nur die Wahl zwischen ihm und Milosch; von einem dritten könne gar nicht die Rede sein.

Indem der Fürst, immer aufs Neue gedrängt, sich noch Bedenkzeit bis auf den nächsten Tag ausbat, ging eine andere Deputation an den Befehlshaber der serbischen Garnison ab, um ihm zu sagen, er habe fortan nicht mehr Befehle von dem Fürsten, sondern nur von der Skupschtina anzunehmen. So viel man weiß, weigerte sich dieser, die ihm vorgelegte Formel eines solchen Versprechens zu unterzeichnen.

Noch zögerte der Fürst, eine Würde niederzulegen, in der er von dem Großherren in Constantinopel und den europäischen Mächten anerkannt war. Er ließ den Pfortencommissar Kabuly Effendi und die Consuln zu sich einladen und bat sich ihren Rath aus. Die letzteren erklärten, einen solchen nicht geben zu können, bevor sie bei ihren Höfen angefragt hätten. Dabei ist zur Sprache gekommen, ob nicht die Skupschtina sich durch ihr Verhalten auf revolutionären Boden stelle. Der französische und auch der russische Consul wollten jedoch diese Frage nicht erörtern lassen. Ein besonderer Zufall war es, daß der östreichische Consul, der bisher dem Fürsten mit seinem Rathe immer zur Seite gestanden, in diesem Augenblicke abberufen wurde und seinen Nachfolger, der kein persönliches Ansehen besaß, eben in dieser Versammlung einführte. Man hatte schon früher bemerkt, daß der Fürst, wenn er den gewohnten Rathgeber entbehre, sich vollständig isolirt fühlen werde. Kabuly Effendi, welcher die Instruktion hatte, den Fürsten zu halten, wofern dieser es nicht selbst unmöglich mache, gab ihm jetzt den Rath, seine Minister und den Senat um sich zu versammeln und das Gutachten derselben zu befolgen.

Die Minister trugen Bedenken, der Skupschtina die Nachricht, daß die Höfe erst befragt werden sollten, auch nur mitzutheilen: sie meinten, das komme nur dem Präsidenten der Versammlung selbst zu, den sie dazu auffordern würden. Nur dazu verpflichtete sich Garaschanin, für die persönliche Sicherheit des Fürsten Sorge zu tragen.

Aber indeß hatte sich die Skupschtina auf die Nachricht von der Zögerung des Fürsten für permanent erklärt und ihn durch eine zweite Deputation aufgefordert, seine Entschließung bis zum Abend

kundzugeben. Die Stadt war in einer allgemeinen, Schrecken erregenden Aufregung: man hörte, für den Fall, daß die fremden Mächte sich des Fürsten annähmen, sei das Leben ihrer Repräsentanten in Belgrad in Gefahr. Auch der dem Fürsten ergebene Polizeipräfect sagte den Consuln, es würde unmöglich sein, den Fürsten zu halten. Der einstimmige Rath der Minister und Senatoren war jetzt, daß der Fürst die Abdications-Akte unterzeichnen möge. Er vermied dies jedoch auch dann noch und zog es vor, zu dem türkischen Pascha in die Festung zu entfliehen. Das geschah aber nicht allein, wie man meinte, um sein Leben zu retten, welches nicht gefährdet war, wenn er unterschrieb, sondern um die Erklärung der Pforte und der fremden Mächte abzuwarten [1]).

Weiter brauchte es Nichts, um die Skupschtina zu dem äußersten Entschlusse fortzureißen. Die Entfernung des Fürsten bezeichnete sie als eine Flucht zu den Türken; in Folge der schon erwähnten Clausel ihres ersten Entschlusses bezeichnete sie ihn als einen Verräther und sprach seine Absetzung aus. Aber einen Fürsten wollte man haben; denn mehr, als alles Andere legte man dem Kara Georgewitsch die Schwäche seiner Regierung zur Last. Das Volk wollte regiert sein und wandte seine Blicke nun wieder auf den vertriebenen Milosch, von dem es einst mit Strenge beherrscht worden war; und der zugleich nach außen hin, namentlich gegen die Pforte, immer kräftig Stand gehalten hatte. Das Andenken an die Gewaltsamkeiten, die er sich doch eigentlich nur gegen die Nebenbuhler seiner Macht, namentlich die Senatoren, erlaubt hatte, war ihm in der allgemeinen Stimmung nicht nachtheilig. Von Ränken, die er aus der Ferne angesponnen habe, finde ich keine zuverlässige Nachricht. Es war eben Alles unwillkürliche Strömung der Meinung, für die kein Einzelner verantwortlich war. Die Skupschtina forderte wie Ein Mann die Rückberufung des alten Milosch [2]): das Volk, großentheils unter den Waffen, nahm diese Ernennung mit Jubel auf. Dadurch geschah eben dem wiedererwachten Gemeingefühle Genüge.

Wie so ganz lief das den Erwartungen entgegen, welche die mächtigen Männer, die einst die Berufung einer Skupschtina planten und einleiteten, gehegt hatten. Sie hatten sich zwar des Fürsten entledigen, aber eigentlich an dessen Stelle treten wollen. Man

1) Ueber alle diese Vorgänge erweist sich der preußische Consul, der die Ereignisse mit erlebte, sehr genau unterrichtet.

2) Meroni, Belgrad, 19. Januar 1859.

erzählt, bei der Aufforderung den Mann zu bezeichnen, von dem das Land fortan regiert werden solle, habe Mischa Anastasiewitsch die Antwort erwartet: „Du Mischa und kein anderer". Und der würde dann ein Regiment aufgerichtet haben, wie es der Senat im Sinne hatte. Der Sinn der Skupschtina war es aber nicht, eine Regierungsweise anzuerkennen, wie sie durch die letzten Beschlüsse des Senates begründet worden wäre; sie wollte vielmehr ein wirkliches Fürstenthum, wozu sie den vornehmsten Gegner des Senates, den energischen Milosch, ohne weiteres Bedenken herbeirief.

Noch aber war nicht Alles zu Ende. Unwillkürlich wendet man seine Augen nach den regelmäßigen Truppen, die der Fürst von Serbien um sich her in europäischer Art und Weise organisirt hatte. Von diesen ist doch ein Versuch, dem Gange der Dinge Einhalt zu thun, gemacht worden. Ein Vertrauter des Fürsten, Milowoy Petrowitsch, bemächtigte sich des Commandos und schien nicht übel gewillt zu sein, mit den Truppen dem Volke entgegenzutreten.

Ueber das, was dann vorging, finden sich zwei verschiedene Auffassungen. Damals erzählte man, Milowoy habe einige Senatoren auf dem Wege durch die Stadt in seine Gewalt gebracht und sie nach der Caserne geführt, wo er ihnen dann einen Beschluß zu Gunsten des Fürsten Alexander abgenöthigt habe. In der Skupschtina dagegen hat man immer angenommen, daß die Senatoren freiwillig in die Kaserne gegangen seien und hier das Militär aufgewiegelt haben, gegen die Festung vorzudringen und den Fürsten Alexander daraus zurückzuholen: sie hätten von freien Stücken einen darauf bezüglichen Beschluß gefaßt. Dem Senator Jankowitsch warf man vor, in der Kaserne ein Lebehoch auf Fürst Alexander ausgebracht, sich überhaupt an die Spitze der Senatoren gestellt zu haben.

Wie dem aber auch sei, Milowoy Petrowitsch beabsichtigte eine Reaction im Namen des Fürsten und des Senates zugleich gegen die Haltung der Skupschtina.

So viel man weiß, hatte er vor, diese auseinander zu jagen. Sie fand aber jetzt noch einen andern Rückhalt in der Bürgerschaft von Belgrad, die, ebenfalls den Senatoren abgeneigt, sich um das Versammlungshaus her zum Schutze desselben aufstellte. Jeden Augenblick schien es zu einem blutigen Zusammenstoße kommen zu können.

In dieser Gefahr entschlossen sich die Consuln auf Rath des französischen, der von einer Deputation der Skupschtina angegangen

wurde, sich in die Festung zu verfügen, wo ihnen Alexander die Versicherung gab, daß Milowoy zu seinem Verhalten von ihm nicht autorisirt worden sei. Die Consuln benachrichtigten den vorsitzenden Minister, daß der Fürst den Truppen die Weisung ertheilt habe, sich ruhig zu verhalten; denn Alles sollte in dem Zustande bleiben, in welchem es sich befinde, bis definitive Entscheidungen von den Mächten eingegangen sein würden. Allein wie hätte ein Zustand allgemeiner Gährung auf unbestimmte Zeit aufrecht erhalten werden können? Eine Deputation der Skupschtina begab sich in die Caserne und verkündigte daselbst die Absetzung des einen und die Proklamation des anderen Fürsten. Die Truppen selbst nahmen diese Erklärung mit Freudengeschrei auf; die anwesenden Senatoren faßten nun einen dem früheren entgegengesetzten Beschluß. Eine interimistische Regierung von drei Mitgliedern wurde bis zur Ankunft des Fürsten Milosch eingesetzt; man sah dessen lebensgroßes Bild unter militärischer Musik durch die Straßen tragen.

Dergestalt war in Belgrad die Sache bereits vollendet, eine Umwälzung der Regierung vollzogen, ein Fürst abgesetzt, ein anderer gewählt. Dann aber trat erst die Frage ein, was die europäischen Mächte dazu sagen, vor Allem, wie es in Constantinopel aufgenommen werden würde. Die erste Antwort auf die an die Höfe ergangenen Anfragen lief von St. Petersburg ein. Der Kaiser erklärte, daß an dem Rechte der Serben, sich einen Fürsten zu wählen, kein Zweifel obwalte. In Constantinopel war man nicht dieser Meinung. Man wandte ein, daß die vorläufige Einwilligung des Großherren zu einer neuen Wahl erforderlich gewesen, und daß die Skupschtina nicht mehr die alte sei, welche dieses Recht früher ausgeübt habe; diese sei durch die persönliche Anwesenheit aller derer, die sich hätten einfinden wollen, gebildet worden; jetzt habe man eine Repräsentation eingeführt, wodurch das ganze Verhältniß sich ändere [1]). Indessen ließ sich bald bemerken, daß die türkische Regierung aus diesen Einwendungen doch die Folgerung nicht ziehen würde, den Fürsten Alexander in Schutz zu nehmen. Es bleibt immer auffallend, daß Alexander Karageorgewitsch, hauptsächlich durch den Einfluß der Pforte eingesetzt und dann durch Oestreich, dessen Rathschläge er während des Krimkrieges meistentheils befolgt hatte, unterstützt, in diesem Augenblicke von beiden verlassen wurde. Bei den ersten Nachrichten von den in Belgrad ausgebrochenen Unruhen gab

1) Bericht Eichmanns an den Minister Schleinitz vom 31. Decbr. 1858.

Graf Buol keinerlei Sympathie mit dem Fürsten kund. Die Politik von Oestreich wurde durch eine andere Rücksicht bestimmt. An dem Fürsten lag ihm nichts, wohl aber an der Erhaltung der allgemeinen europäischen Lage. Eine Bewegung, wie die in Serbien ausgebrochene, war für Oestreich auch deshalb unangenehm, weil die Serben Miene machten, die türkische Festung anzugreifen, welche Oestreich nicht in die Hände der Serben fallen zu lassen entschlossen war. Der commandirende General in Semlin hat wirklich die Weisung erhalten, gegen eine solche Eventualität im Nothfalle einzuschreiten. Hierdurch berührte aber die serbische Frage die allgemeinen Interessen; denn eine Intervention in Serbien war durch den Pariser Frieden ausdrücklich verboten. In Constantinopel wirkten andere Motive ein, um den Sturz des Fürsten Alexander ruhig mit anzusehen, Motive freilich der persönlichsten und unwürdigsten Art. In der diplomatischen Welt zu Constantinopel erwachte die Erinnerung an die erwähnte Mission Ethem Paschas und sein Vorhaben, den Fürsten abzusetzen. Sein Vertrauter in jener Epoche war Mischa Anastasiewitsch gewesen, der entweder für sich oder für seinen Schwiegersohn, Neffen Alexanders, der aber in offener Feindschaft mit diesem lebte, die fürstliche Würde zu erlangen sich Hoffnung machte. Man zweifelte nicht, daß ansehnliche Geschenke desselben die angesehensten Minister der Pforte für ihn gestimmt hatten. Danach wäre es der Pforte angenehm gewesen, wenn Anastasiewitsch, der erste Präsident der Skupschtina, zum Fürsten proclamirt worden wäre. Darauf wird sich die Instruction Kabuly Effendis bezogen haben, nach welcher Alexander aufgegeben werden sollte, wenn er nicht behauptet werden könne. Man erkennt hier den Zusammenhang der Vorgänge in Belgrad und der Stimmungen in Constantinopel. Hier hätte man es gern gesehen, wenn ein Kaimakanat eingerichtet worden wäre, in welchem Mischa Anastasiewitsch eine große Rolle gespielt haben würde. Das ganze Verhalten beruht darauf, daß die Opposition des Senates, welcher das volle Vertrauen der Pforte hatte, zu ihrem letzten Ziele geführt, und die höchste Gewalt auf die eine oder die andere Weise in dessen Hände gelegt werden sollte. Daß man damit auch in Wien zufrieden gewesen wäre, beweisen die Aeußerungen des damaligen Internuntius Prokesch. Das politische Motiv dafür lag darin, daß in diesem Augenblicke unruhige Bewegungen in allen von Christen bewohnten Provinzen des türkischen Reiches eintraten, von denen man nicht ganz sicher war, daß sich der Fürst, wie bisher, so auch fortan ihnen widersetzen würde. Von

den Senatoren aber, welche von der Pforte abhingen und auch jetzt von ihr unterstützt wurden, ließ sich das nicht erwarten.

Da eben war nun jene unwillkürliche, volksthümliche Bewegung eingetreten, welche zur Erhebung von Milosch führte; sein Name bedeutete zugleich innere Ordnung und äußere Unabhängigkeit. Es drückt ganz den vorwaltenden Sinn aus, wenn ihm die Skupschtina zugleich die Erblichkeit seiner Würde votirte; denn Milosch stand bereits hoch in Jahren, und neue Unordnungen, die nach seinem Tode eingetreten wären, hätten Alles rückgängig machen können. Nicht allein Milosch, sondern die Obrenowitschen überhaupt waren also zurückberufen worden. Wenn man das, was in Serbien, mit dem unendlich viel Bedeutenderen, was in Frankreich nach den Erschütterungen von 1848 vorgegangen ist, vergleichen darf, so hat die Erhebung von Milosch in der Erhebung Napoleons III. eine Analogie: sie waren beide das Werk einer plötzlich hervorbrechenden Sympathie mit der starken inneren Macht, welche zugleich äußere Größe versprach. Denn die Völker erwägen nicht lange, sie fühlen nur groß und stark und werden dann von dem Momente inspirirt.

Durch diese Wahl nun aber wurden alle Pläne der Pforte vernichtet. Sie hatte in Milosch ihren Feind gesehen, und anfangs gab der damalige Minister Fuad zu vernehmen, die Pforte werde Milosch niemals anerkennen. Von allen Seiten aber wurde sie gewarnt. Denn in ihrem eigenen Interesse liege es ja, den Unruhen in Serbien sofort ein Ende zu machen; diese würden sonst mit den Agitationen anderer Provinzen zusammenfallen und eine höchst gefährliche Gestalt annehmen. Die Pforte wolle eine Revolution unterdrücken, allein sie müsse bedenken, daß sie kein Mittel dazu habe. Ueberdies aber, sie brauche dabei die Einwilligung der europäischen Mächte; denn ohne eine solche dürfe sie selbst in den serbischen Angelegenheiten nicht interveniren. Vornehmlich machte der russische Botschafter diese Bemerkungen geltend. Er versicherte, Rußland habe sich nicht für Milosch erklärt, es würde eher für Michael gewesen sein, allein man habe kein Recht, die einmal geschehene Wahl zu verwerfen, und der Kaiser wünsche vor Allem eine Beruhigung Serbiens; denn durch eine Empörung der slavischen Provinzen gegen die türkische Regierung würde auch die russische in eine große Verlegenheit gerathen. Der französische Botschafter verwarf das Vorhaben, Mischa zum Kaimakan zu machen und sprach von Anfang an die Meinung aus, die Pforte werde sich zuletzt doch entschließen, Milosch anzunehmen. Die türki=

schen Minister erwiderten, die Sache gehe die Mächte eigentlich nicht an; deren Theilnahme könne erst dann stattfinden, wenn ein Conflict zwischen der Pforte und Serbien ausbreche.

Aber man sah sogleich, daß ihre wahre Gesinnung doch nicht diesen stolzen Worten entsprach. Sie conferirten mit dem Internuntius und dem englischen Gesandten: Berathungen, aus denen eine Erklärung der Pforte hervor ging, nach welcher sie die Legalität der neuen Wahl in Abrede stellte und die Vornahme einer legaleren, vornehmlich durch den Senat, auf den sie verwies, verlangte. Wir erfahren, sie habe ursprünglich noch weiter gehen wollen; hauptsächlich unter dem Einflusse Sir Henry Bulwers wurde eine gemäßigte Fassung beliebt. Der preußische Gesandte Eichmann, dem wir die meisten dieser Nachrichten verdanken, beobachtete eine neutrale Haltung und fand zu seinem Erstaunen, daß Sir Henry persönlich seine Gesinnung theilte.

Die Pforte gab noch nicht nach; in Belgrad ließ sie ankündigen, daß sie zwar die Absetzung Alexanders, aber nicht die Wahl Milosch's billige, für welche eine Skupschtina in der alten Form, und zwar eine bei weitem zahlreichere, erforderlich gewesen wäre. Der türkisch-serbische Streit hatte in diesem Augenblicke abermals eine Differenz der europäischen Mächte hervorgerufen, welche weitaussehend zu werden drohte. Die eventuellen Befehle der östreichischen Regierung zum Einmarsche in Serbien waren bekannt geworden und hatten besonders in Paris lebhaften Widerspruch erregt. Louis Napoleon sprach aus, er würde das als einen Bruch des Pariser Vertrages ansehen [1]) und genöthigt sein, eine Vereinbarung der übrigen Mächte gegen ein solches Vorhaben nachzusuchen. In Oestreich behauptete man [2]), daß man sich vollkommen innerhalb der Grenzen des Vertrages bewege; denn durch denselben sei das Garnisonsrecht der Türken in Belgrad anerkannt, und man könne nicht geschehen lassen, daß die neue serbische Regierung sich der Festung bemächtige.

Schon aber war dies nicht mehr zu befürchten; Kabuly Effendi überzeugte sich von der Unmöglichkeit, die Wahl Milosch's rückgängig zu machen, und unter seiner Einwirkung entschloß sich Fürst Alexander am 3. Januar 1859 seine Abdankung zu unterzeichnen und die Festung und das Land zu verlassen: er trat nun

1) So berichtet Flemming auf Grund einer Depesche des französischen Ministers Walewsky nach Berlin. 4. Januar 1859.

2) Brief Buols an Koller, 3. Januar 1859.

auch seinerseits nach Semlin in das östreichische Gebiet über [1]). Hierdurch aber wurde die ganze Sache entschieden. Die Pforte gab dem Rathe ihres Commissars Gehör, indem sie davon abstand, das Unmögliche zu verlangen; und da hierauf auch die feindseligen Demonstrationen der Serben gegen die Festung aufhörten, so fiel der Grund für Oestreich, zu einer Intervention zu schreiten, weg. Graf Buol setzte das sehr ausführlich dem preußischen Gesandten auseinander. Wir hören, daß die türkische Botschaft in Wien dem östreichischen Hofe für die Anerbietungen der Hülfeleistungen gedankt hat, von denen jedoch der Großherr Gebrauch zu machen nicht im Falle sei. In Serbien war eingetreten, was sich in ähnlichen Krisen auch anderweit bemerken läßt: dem nationalen Impulse, der sich mit spontaner Macht erhob, kam die Lage der allgemeinen Angelegenheiten zu Hülfe. Diese rief denselben nicht etwa hervor; aber sie bewirkte, daß er keinen Widerstand fand und machte ihm freie Bahn.

Der hierdurch geschaffenen complicirten Lage hätte es nun nicht entsprochen, wenn Milosch auf Grund der Wahl der Skupschtina und des Rufes der Nation sich beeilt hätte, die neue Fürstenwürde in Besitz zu nehmen. Er mußte sich zugleich auf die Einwilligung des Großherren, der in aller Welt als Souverän des Landes angesehen wurde, stützen können. Milosch befand sich damals in Bukarest bereits in dem höchsten Alter, das dem Menschen beschieden ist, in einer behaglichen Ruhe, die er gegen die Unsicherheit einer von allen Seiten bestrittenen fürstlichen Gewalt nicht ohne weiteres vertauschen mochte. Er erklärte, dem Rufe der Serben nur dann folgen zu wollen, wenn die Pforte damit einverstanden sei. Diese möge nur nicht lange zögern, wenn sie anders den Ausbruch ernstlicher Unruhen vermeiden wolle [2]). Diese Betrachtung mag es gewesen sein, was die Pforte zu einer Entscheidung bewog; und wenn nun Milosch selbst in diesem Sinne an den Großwesir, Ali Pascha, schrieb, so konnte das nicht anders, als einen guten Eindruck machen. Damit trafen dann die Erklärungen der europäischen Mächte zu Milosch's Gunsten zusammen. Die Pforte zögerte nicht länger, die Wahl der serbischen Nation, welche ihr kundgethan worden sei, durch einen Berat zu bestätigen. Mit der ihr eigenen Consequenz in den Formalitäten nahm sie die Miene an, als sei Alles regelmäßig her-

1) Bericht des preußischen Consuls vom 4. Januar 1859.

2) So entnehmen wir aus dem Berichte des preußischen Consuls in Bukarest, vom 3. Januar 1859.

gegangen [1]). Der bisherige Knias hat abdicirt, die serbische Nation an seine Stelle den vorigen Knias Milosch Obrenowitsch gewählt; die Pforte weiß, daß derselbe alle Eigenschaften besitzt, die dazu gehören, um die Wohlfahrt der serbischen Nation zu befördern, und bestätigt diese Wahl, nicht jedoch ohne die Erwartung auszusprechen, daß der neue Fürst auf dem Wege des Gehorsams, der Unterwerfung und der aufrichtigen Treue wandeln und dadurch einen Beweis geben werde, daß er die volle Zufriedenheit des Großherren verdienen wolle [2]). So lautete der Berat: der von den Serben votirten Erblichkeit der fürstlichen Würde war darin mit keinem Worte gedacht. Ein türkischer Generalstabsoffizier überbrachte den Berat nach Bukarest; Milosch, dem es nicht entgehen konnte, wie wenig derselbe den Berechtigungen entsprach, die ihm durch die Skupschtina zuerkannt waren, nahm ihn dennoch an. Das war nun aber mit allem Bedachte geschehen. Als die auswärtigen Gesandten, unter ihnen auch der preußische auf den besonderen Befehl seiner Regierung, dem Großwesir die Bestätigung der Wahl des Milosch empfahlen, antwortete dieser, die Erblichkeit sei durch die Ereignisse vom Jahre 1843 factisch aufgehoben. Wohin würde man gerathen, wenn man allen Wünschen empörter Völkerschaften Raum geben wollte? Den europäischen Mächten könne es nicht angenehm sein, wenn sich Populationen von der legitimen Herrschaft der Pforte emancipiren wollten [3]).

In Belgrad war indessen Alles in großer Gährung. Zuweilen gewann es den Anschein, als ob Garaschanin und Mischa eine gewaltsame Aenderung vorhätten. Die Pforte war auch von dort aus aufmerksam gemacht worden, daß augenblicklich die Anwesenheit des Fürsten Milosch in Belgrad dringend nothwendig sei, um die Wühlereien anderer Parteien zu hindern.

Und unverzüglich begann Milosch seine Regierung in Serbien. Durch den Telegraphen hob er die provisorische Regierung auf, indem er Stewtscha Michailowitsch für seinen alleinigen Stellvertreter

1) Der Berat, in welchem die Pforte Milosch die Investitur ertheilt, wird am 19. Januar von Eichmann nach Berlin übersandt.

2) In dem Berat wird die Erwartung ausgesprochen: qu'en outre le dit Prince, marchant avec fermeté dans la voie de l'obéissance, de la fidélité et de la droiture, s'attaque à donner des preuves de son désir de mériter en toute circonstance Ma haute satisfaction Souveraine.

3) Diese Erwägungen giebt Eichmann in seiner Depesche vom 4. Januar 1859 wieder.

erklärte. Stewtscha war ein entschiedener Anhänger Miloschs, aber nicht ohne Rücksicht auf die entgegengesetzten Factionen und ihre Bewegungen. Er bat Milosch, es bei der provisorischen Regierung zu lassen. Dieser antwortete, er habe nichts gegen die provisorische Regierung, sein Wille aber sei, daß Stewtscha allein seine Stelle vertrete. Darauf übernahm dieser die Regierung, die er nach den Gesetzen und den gegenwärtigen Bedürfnissen zu führen versprach. Die Skupschtina [1]), welche eigentlich für die provisorische Regierung gewesen wäre, weil sie von ihr selbst eingesetzt worden, stimmte doch bei, weil die Wahl sowohl des Stellvertreters selbst als der Männer, welche ihm zur Seite stehen sollten, ihren Beifall hatte. Sie hatte sich schon auch an den Fürsten Michael gewendet und ihm ausgedrückt, daß ihre Freude unbegrenzt sein werde, ihn in der Mitte der Nation zu sehen. Dagegen wies die Skupschtina einige von denen aus, welche als heftige Gegner der Obrenowitschen bekannt waren. Der Metropolit, der jene Rede zu Gunsten Alexanders gehalten, wurde durch seine geistliche Würde nicht geschützt. Man kündigte ihm an, wenn er sich nicht entferne, so würde man sein lasterhaftes Leben zum Gegenstande einer Anklage machen. Er reichte hierauf seine Demission ein. Die Skupschtina gab dem Stellvertreter den Wunsch kund, auch die Minister und Senatoren, weil ihnen das Vertrauen der Nation fehle, zu entlassen. Stewtscha antwortete, man könne so weit nicht gehen, ehe Fürst Milosch komme. Den Senatoren, die sich bei jener Scene in der Kaserne compromittirt hatten, wurde angemuthet ihre Abdankung einzugeben. Sie weigerten sich dessen, zumal da man ihnen keine Pension bewilligte.

Ueberhaupt gab die Skupschtina sehr weitgehende demokratische Gelüste kund und schien in die executive Gewalt eingreifen zu wollen, wie sie denn nochmals feierlich die Absetzung der Minister und Senatoren votirte. Auch diesmal widerstand der Stellvertreter. Die Gährung aber war eine allgemeine und man befürchtete neue Unordnungen. Sehr gespannt waren die Fremden auf die Ankunft des Fürsten. Sie sagten: man werde nun sehen, ob der alte Despot oder das revolutionäre Element die Oberhand behalten werde, zunächst ob der Fürst die Skupschtina, die immer weiter um sich greife, werde auflösen können.

1) In den Akten finden sich die Protokolle dieser Sitzungen der Skupschtina; auf ihnen beruht die Darstellung dieser Vorgänge.

Viertes Capitel.

Zweite Regierung des Fürsten Milosch.

Am 6. Februar 1859 (n. St.) langte Fürst Milosch mit seinem Sohne in Belgrad an.[1]) Der Dampfer „Attila", der sie an Bord hatte, fuhr um einen großen Theil Belgrads und um die Festung, von wo er durch die türkischen Geschütze salutirt wurde, herum. Milosch landete auf dem halben Wege von Belgrad nach Toptschider, um auf der ziemlich guten Chaussee seinen Einzug zu halten. Am Landungsplatze erwarteten ihn die Mitglieder der Gerichte, die Schulen und viele Deputationen des Landes. Die türkischen Behörden waren zugegen. Voran zogen Tausende berittener Bauern und die serbische Cavallerie. In dem ersten Wagen saß Milosch neben dem Stellvertreter Stewtscha Michailowicz. Er war in einen Pelz gehüllt und sah sehr angegriffen und beinahe theilnahmlos aus. Im zweiten Wagen folgte sein Sohn Michael. Der Zug bewegte sich zuerst nach der Kathedrale, wo die Mitglieder der Skupschtina ihn erwarteten. Hier wurde ein Tedeum gehalten, dann begab sich der Fürst nach seinem Konak. Hier reichte ihm einer der ältesten Deputirten Salz, Brod und Wein nach ältestem Gebrauch.

Man hat das wohl so ausgelegt, als verdankte er Alles, was zum Leben gehöre, selbst sein Haus, dem Volke. Milosch hat das anders verstanden: Er sah in Salz und Brod die enge Verbindung zwischen Fürst und Volk und in dem Weine die Verpflichtung, für den Nationalwohlstand zu sorgen.

Fürs erste beschäftigten die politischen Fragen die allgemeine Aufmerksamkeit. Am 9. Februar wurde der Berat in türkischer und serbischer

1) Meroni berichtet am 7. Februar sehr ausführlich über die Empfangsfeierlichkeiten.

Sprache auf dem Calimeidan verlesen. Man bemerkte, daß eines der Mitglieder der bisherigen provisorischen Regierung Ugritschitsch, der den Berat in serbischer Sprache verlas, durch Winke und Zeichen die versammelte Menge abhielt, ihren Beifall kundzugeben. Indem die Türken den Fürsten in ihrem Sinne an sich zu fesseln meinten, sprach Milosch in der Proclamation, die er nunmehr erließ,[1] den Serben die entgegengesetzten Versicherungen aus. „Vielgeliebte Brüder" so redete er sie an, „wieder ist der alte Gospodar Milosch unter Euch, der mit Freudenthränen das Land begrüßt, das er einst mit Eurer Hilfe in manchem blutigen Kampfe befreit hat." Indem er dann der Nation seinen Dank für seine Wiederberufung ausspricht, betont er vor Allem, daß dies mit Anerkennung des Rechtes der Erblichkeit geschehen sei, welches auch früher dem Nationalwunsch gemäß und durch besonderen Hattischeriff der Dynastie Obrenowitsch angehörte.

Er gedenkt auch des Berats, erklärt aber, daß er die Regierung des Landes als Milosch Obrenowitsch I. wieder übernehme. Reichlich mit Hab und Gut gesegnet und ohne anderweite Verwandte könne er es nun seine ausschließende Sorge sein lassen, die Serben, seine einzigen Brüder, und ihre Kinder, welche auch seine Kinder seien, und welche er ebenso liebe, wie seinen Sohn, den Thronfolger Michael, glücklich zu machen. In dem Volke liege seine Stärke. Er fordert Gehorsam gegen die Beamten, die er durch besondere Erlasse ernennen werde, und verspricht in den Jahren, die ihm noch übrig seien, für die Wohlfahrt der Nation ebenso zu sorgen, wie in den früheren für ihre Befreiung.

Die Zusagen für die innere Regierung treten hier im ersten Augenblicke vor dem Gegensatze gegen die Türken zurück. Die Erblichkeit, welche der Berat nicht zugesteht, nimmt der Fürst als ein altes Recht in Anspruch.

Die Skupschtina war überhaupt gegen den Berat in großer Aufregung. Sie nahm Anstoß an dem Ausdrucke desselben, daß die Pforte die Demission des Fürsten Alexander angenommen habe: das serbische Volk allein habe denselben eingesetzt und abgesetzt. Noch heftiger entbrannte sie gegen die Worte, in denen der Großherr die Ernennung des Milosch sich zuschrieb. Sie gestand demselben kaum das Recht der Bestätigung, schlechterdings aber nicht das der Ernennung zu. Am meisten empörte es sie, daß die Pforte in dem Berat die Thronfolgefrage ganz unberührt gelassen, da doch die Nation den Fürsten Michael bereits zum Nachfolger ernannt habe.

1) Am 28. Januar/9. Februar 1859.

Die Einwendungen, welche die Skupschtina gegen den Berat machte, wurden von einer Volksmenge, die sich unter den Waffen um das Haus der Versammlung her gesammelt, mit drohendem Geschrei unterstützt.[1]) Die Menge ging erst aus einander, nachdem sie versichert worden war, daß die Skupschtina einen Protest abgefaßt habe, der dem Amte des Predstavnik übergeben werden solle, um das Weitere zu veranlassen.

Bei dem ersten Akte, welcher vorgenommen wurde, der Erneuerung des Senates, schien ein Mißverständniß zwischen dem Fürsten und der Skupschtina bevorzustehen. Die Skupschtina protestirte gegen das Vorhaben des Fürsten, einige der abgesetzten Senatoren in den neuen Senat aufzunehmen. Milosch gestattete jeder Nahie zwei Senatoren vorzuschlagen; aus den 34 Vorgeschlagenen versprach er die 17 auszuwählen, die den Senat bilden sollten.

Der Pfortencommissar nahm hiervon Gelegenheit, sich bei Milosch über die Anmaßungen der Versammlung zu beschweren, welche auch nach seiner Ankunft fortfahre zu decretiren, als ob kein Fürst im Lande wäre.

Milosch erwiderte, er kenne sein Volk besser, und wisse, wie er mit demselben zu verfahren habe. Welches auch die Vorschläge der Skupschtina seien, er werde zu Senatoren und zu Ministern ernennen, wen er wolle, und schon habe er der Versammlung angekündigt, daß sie bis Sonnabend ihre Arbeiten zu beendigen habe.

An diesem Tage, dem 12. Februar, ging er selbst in die Versammlung. Er hielt eine Rede, in der er die verschiedensten Gegenstände erörterte, hauptsächlich die Versicherung gab, ein wahrer Vater des Volkes sein, dessen Rechte wahren und seine Fortentwickelung befördern zu wollen. Auch mit Einzelnen redete er und entließ dann die Skupschtina mit dem Versprechen, sie noch im Herbste des Jahres wieder zu versammeln. Die Versammlung rief ihm zu: „In Dir, Herr, liegt unser altes Glück, mit Dir kommt uns größere Kraft, unserm Lande neues Leben und alles Gute. Deine Klugheit und Dein Muth erwarb uns alle diese Rechte und Freiheiten, Du wirst es am besten verstehen, uns alles dies zu bewahren."[2])

Unter allgemeinem „Zivio" verließ Milosch die Versammlung, worauf auch Michael, wie es in dem Protokolle heißt, eine kurze herzliche Rede hielt, die mit gleichem Enthusiasmus aufgenommen

1) Bericht Meronis vom 23. Februar.
2) Aus dem Protokolle der Schlußsitzung der Skupschtina vom 12. Febr 1859.

wurde. Eine minder verbürgte Erzählung ist, man habe ihm das Wort Kral (König) zugerufen.[1])

Ein eigenthümlicher Anblick im 19. Jahrhundert, eine Versammlung, in der die Ideen der Volkssouveränetät geäußert wurden, so ganz unter den Einfluß eines harten und beinahe despotischen Regiments, das sie einst selbst von sich gestoßen, zurückkehren zu sehen. Der Grund liegt darin, daß Fürst und Volk ein und dasselbe Interesse hatten, das nur durch ihr Zusammenhalten gewahrt werden konnte. Und zunächst bildeten sie eine einzige Partei.

Wenn es schon bei ausgebildeten constitutionellen Verfassungen die Regel ist, daß auf den Wechsel der leitenden Macht auch eine Veränderung der untergeordneten Behörden überhaupt erfolgt, so muß das hier in doppelter Schärfe zur Erscheinung kommen. Alle die, welche sich als Gegner gezeigt, wurden aus dem Lande verwiesen, unter ihnen auch Simitsch und der reiche Mischa. Es machte keinen Unterschied, ob sie Senatoren gewesen waren oder nicht. Auch für die entsetzten Senatoren wurden keine Pensionen ausgeworfen. Einige aber erschienen zu feindselig und gefährlich, um sie auch nur zu entlassen; der gefährlichste von Allen war Wutschitsch: sie wurden in engen Gewahrsam genommen. Schon die Maßregeln des Karageorgewitsch gegen die Senatoren hatten die Feindseligkeit der Pforte gegen denselben hervorgerufen; wie weit aber ließ das eigenmächtige Verfahren, welches Milosch einschlug, die Handlungen des Karageorgewitsch hinter sich zurück. Kabuly Effendi fragte Milosch, ob er den Ustaw zu beobachten geneigt sei oder nicht. In den Beschlüssen der Skupschtina, welche er keineswegs widerufen habe, sei eine Feindseligkeit gegen die Türken nicht zu verkennen. Milosch erwiderte, er habe keine feindliche Absichten gegen die hohe Pforte, vielmehr denke er, in gutem Vernehmen mit derselben zu regieren, doch müsse eine Revision des Ustaw und eine Abänderung verschiedener Paragraphen desselben nach seinem Vorschlage stattfinden, ohne welche jedem Regenten das Regieren unmöglich gemacht würde.[2])

Erheben wir uns über die Streitigkeiten, die jeder Moment hervorrief, so liegt etwas Constantes und Unabweisbares in den Bestrebungen der Serben. Man dürfte nicht leugnen, daß der politische Zustand, in dem sie sich der Pforte gegenüber befanden, durch die Tractate anerkannt war. Aber ebenso gewiß ist, daß sie in diesem Zustande nicht verharren konnten, wenn der durch die Trac-

1) Meronis Bericht vom 14. Februar.

2) So der Bericht des preußischen Consuls vom 4. März 1859.

tate ebenfalls anerkannte Zweck der inneren Unabhängigkeit der serbischen Nation, der sich doch wieder aus den vorhergegangenen Ereignissen als unabweisbar erwies, erreicht werden sollte. Es war unmöglich bei den Bestimmungen des Ustaw von 1838 zu verharren; denn dadurch wurde eine Unbotmäßigkeit des Senates gegen den Fürsten veranlaßt, die dieser nicht ertragen konnte; um so weniger, da die Schwäche der Pforte jedem auswärtigen Einfluß Thür und Thor öffnete.

Aber auch der Erblichkeit des Fürstenthums konnte das Land nicht entbehren; denn der Besitz des Fürstenthums war doch immer geeignet, den Ehrgeiz und auch die Habgier der Mächtigen zu reizen. Die Festsetzung der monarchischen Ideen war das einzige Mittel diesem Treiben ein Ende zu machen. Das Eine und das Andere lag nun aber zugleich im Interesse der europäischen Mächte. Denn eine feste Gewalt in dieser auch geographisch bedeutenden Landschaft war für die allgemeine Ruhe erforderlich. Milosch verfuhr, als ob weder ein Ustaw bestehe, noch die Erblichkeit in Frage gestellt worden sei.

In Constantinopel aber nahm man die Verletzung des Ustaw sehr ernstlich. Fuad Pascha sagte den europäischen Gesandten, der Ustaw bestehe zu Recht, und wenn die mißhandelten Senatoren sich deshalb an die Pforte wenden sollten, so müsse diese sich derselben annehmen. Er erwarte hiebei die Unterstützung der Garantiemächte; denn in dem Pariser Frieden seien die in Serbien bestehenden Rechte und Verfassungen garantirt. [1])

Milosch säumte nicht seine Forderungen präcis auszusprechen. In Bezug auf den Ustaw verlangte er zweierlei: die Abschaffung jenes 17. Artikels, nach welchem die Senatoren ohne die Beistimmung der Pforte nicht abgesetzt werden konnten, zugleich aber auch eine Aufhebung der besonderen Bestimmungen, durch welche die Ernennung der Ministerien von der Pforte abhängig gemacht wurde. Sollte die Pforte dies verweigern, so werde auch er die Vermittelung der Garantiemächte anrufen. Denn unmöglich könne sich die Garantie auf den Ustaw beschränken, gegen den er und die Nation immer protestirt habe: sie begreife zugleich alle die früheren Hattischeriffs und Verordnungen, in welchen u. A. auch die Erblichkeit der Obrenowitschen festgesetzt war. [2]) Die Frage ist nicht allein juridisch, sondern in gewissem Sinne historisch. Um die Stellung des Milosch

1) Goltz berichtet diese Aeußerungen Fuads am 4. März nach Berlin.
2) Bericht von Goltz aus Constantinopel nach Berlin, 30. März 59.

zu begreifen, muß man sich erinnern, daß seine Autorität ursprünglich auf einer Combination von Befugnissen, die ihm die Pforte zuerkannt hatte, mit anderen, die ihm aus der Empörung, deren Führer er gewesen war, entsprungen waren, beruhte. Als Oberknes von drei Nahien hatte er sowohl bei der Rajah, die sich wieder erhob, mehr Autorität, als auch bei der Pforte eine gewisse Rücksicht gefunden. In diese Stellung trat er nunmehr gewissermaßen zurück. Seine persönliche Autorität und zugleich die, welche er der Nation verschaffte, waren der Pforte zu stark geworden: sie hatte ihn wieder entfernt mit Hintansetzung von Rechten, die sie doch früher anerkannt hatte. Die niedergeworfene und des verstärkten Druckes der Türken überdrüssige Nation rief ihn zurück, und er nahm das Recht, in welchem seine Position culminirte, das der Erbfolge, wieder in Anspruch. Die Pforte dagegen bestand auf den Rechten, die durch den Ustaw gewährleistet worden waren, aber dann die Verjagung erst des Milosch, dann des Michael veranlaßt hatten. Einmal wiederhergestellt ging Milosch auf die früher ihm selbst und der Nation gemachten Zugeständnisse zurück. Damit fand er nun aber zunächst in Constantinopel wenig Anklang.

Soeben war Kabuly dahin zurückgekommen, und zwar mißvergnügt, weil ihm Milosch ein für die Verdienste, die er zu haben meinte, viel zu geringes Geschenk angeboten hatte, was er zurückwies. Er war einst für Milosch gewesen, jetzt erklärte er sich, aus welchem Grunde auch immer, gegen ihn. Er sagte, der Despotismus des Milosch, die Verachtung, die er gegen die Rechte des Suzeräns an den Tag lege, die Tendenzen der Unabhängigkeit, die er verrathe, seien nicht geeignet, die Pforte zu einer Erweiterung seiner Befugnisse geneigt zu machen. Kabuly schlug eine Conferenz der Gesandten der Garantiemächte mit Deputirten der Pforte und Serbiens vor, um den Ustaw zu revidiren, nicht gerade wie Milosch verlange, aber den Bedürfnissen der Zeit gemäß. Das türkische Ministerium lehnte dies jedoch ab. [1])

Und schwerlich würde die Einmischung der großen Mächte einen guten Erfolg hervorgebracht haben. Frankreich schien unter dem Einfluß der Gegenpartei des Milosch dem Regimente desselben sehr abhold zu sein. Der preußische Gesandte Goltz billigte die Ansprüche der Serben, weil sonst der Fürst immer genöthigt sein werde, der Direction seiner Feinde in dem Senate zu folgen. Noch weiter ging

1) Auch darüber handelt der erwähnte Bericht von Goltz vom 30. März.

der russische; er unterstützte Milosch auch in Bezug auf die Erblichkeitsfrage. Goltz bemerkte, das Beste würde sein, wenn die Sache zwischen Serbien und der Pforte allein ausgemacht werde. Würden die großen Mächte einschreiten; so werde man das Wohl der beiden Länder weniger beachten, als die Interessen der allgemeinen Politik. Schon ward ein solches von Oestreich her mit Eifer in Anregung gebracht.

Nicht mit Unrecht wurde dem Fürsten eine Mißachtung der Consulate vorgeworfen. Einen Beweis davon, den wir trotz aller Geringfügigkeit nicht übergehen dürfen, hat Meroni mitgetheilt. Er erzählt,[1]) wie wenig Milosch es zu schätzen gewußt habe, daß er in den Konak gegangen war, um demselben den Glückwunsch zu seinem Geburtstage darzubringen. Der preußische und der russische Consul trafen zusammen ein; zugleich erschien Milosch, von seinem Sohne und einem Sekretär begleitet, von der andern Seite. Aber kaum hatte der preußische Dragoman einige Worte gesagt, so rief Milosch aus: „ich danke, ich danke, adieu, adieu!" und wies sogar nach der Thür hin. Michael fragte den Vater, ob er sich nicht setzen wolle. Dieser antwortete: „Du weißt ja, daß ich noch Viele zu empfangen habe." Er hat sich später damit entschuldigt, er sei in dem Augenblicke sehr unwohl gewesen.

Gegen andere Consuln, die danach eintraten, hat er sich, wahrscheinlich von seinem Sohne aufmerksam gemacht, etwas artiger betragen. Aber sein Princip war überhaupt, den Verkehr mit den fremden Consuln zu vermeiden. Den Serben ist es ausdrücklich verboten worden, mit denselben umzugehen. Wenn es aber den Consuln von Milosch überhaupt zum Vorwurf gemacht wurde sich eingemischt zu haben, so wurde Niemand davon mehr betroffen, als der östreichische. Dafür ließ Milosch, ohne demselben auch nur Notiz davon gegeben zu haben, den östreichischen Unterthanen in Belgrad eröffnen — denn besonders verhaßt war ihm die consulare Jurisdiction —, daß sie sich den Landesgesetzen unterwerfen oder das Land binnen 30 Tagen verlassen müßten.[2]) Darüber eben beschwerte sich der Internuntius auf das Bitterste, weil es eine Verletzung der bestehenden Verträge enthalte. Er forderte die Dazwischenkunft der Pforte, da mit dem vertragswidrigen Verfahren auch das Bestreben verbunden sei sich von der Suzeränität des Großherrn zu emancipiren.

1) In seinem Berichte nach Berlin vom 15. März.

2) Wir entnehmen dies einem Berichte von Goltz aus Constantinopel vom 14. April.

Wir sind jetzt in die Zeiten gelangt, in welchen Napoleon III. sich zum Angriff auf Oestreich rüstete. Es war die Entwickelung des großen politischen und militärischen Systems, in welchem sich dieser Monarch bewegte. Nachdem er Rußland gedemüthigt, war sein Ehrgeiz, die Ehre der französischen Waffen auch gegen die zweite große Continentalmacht, welcher Napoleon I. unterlegen war, wiederherzustellen.

Eine unmittelbare Beziehung zu Serbien hatte das nun nicht. Mittelbar aber wirkte es auch auf die Donauländer. Oestreich wurde verhindert, an der Donau und Save so furchtbar zu erscheinen wie bisher, so daß der Widerwille der Serben gegen die Einwirkung von Oestreich, welcher unter der früheren Regierung so fühlbar gewesen, Raum bekam, sich derselben nunmehr rücksichtslos entgegenzusetzen. Zugleich aber brachte der Internuntius dabei noch eine andere Seite der großen Angelegenheiten zur Sprache. Ueberall regte sich die unterworfene Rajah, die trotz der Zusagen des Pariser Friedens den härtesten Bedrängnissen unterworfen wurde. Der Internuntius behauptete, daß in den Donau-Fürstenthümern Bosnien, Herzegowina, Montenegro und Bulgarien eine weit verzweigte, auf die Unabhängigkeit dieser Länder gerichtete und republikanische Verbindung bestehe. Was solle daraus werden, wenn Milosch, was man ihm zutraute, sich für unabhängig erklärte? Die ganze Balkanhalbinsel wäre dann in Feuer und Flamme gerathen. Erwartungen, die damals sehr verbreitet waren. Der türkische Pascha in Belgrad glaubte dem Vorhaben einer Unternehmung gegen seine Festung auf die Spur gekommen zu sein. Eine große Bedeutung schien es nun zu haben und wurde mit diesen Verhältnissen in Zusammenhang gebracht, daß der von den Serben anerkannte Thronfolger, Fürst Michael, sich damals mit seiner jungen und schönen Gemahlin aufmachte, um die europäischen Hauptstädte zu besuchen.[1]) Das Paar, welches sich einer höheren Bildung erfreute, war sehr geeignet überall einen guten Eindruck zu machen und die Stimmung der Salons für sich zu gewinnen. Wir erfahren nun mit einer, wie es scheint, nicht zu bezweifelnden Sicherheit, daß in Paris, wohin sich Fürst Michael zuerst begab, Prinz Napoleon demselben gerathen habe, sich an die Spitze der allgemeinen slavischen Bewegung zu stellen. Sie würde dem Vorhaben gegen Oestreich sehr zu Statten gekommen sein, da sie ohne Zweifel in den slavischen Provinzen des östreichischen Staates lebendigen Anklang gefunden hätte. Und sollte nicht Rußland, dem

1) Bericht Meronis vom 28. März.

man allgemein Schuld gab, diese Bewegungen zu schüren, damit übereinstimmen?

Die russische Politik war jedoch dagegen, und zwar aus dem einleuchtenden Grunde, weil dann auch die türkischen Gebiete in den Krieg zwischen Oestreich und Frankreich verwickelt werden würden, was Großbritannien unmöglich zulassen könne. Die Sendung eines englischen Geschwaders in das Mittelmeer schien dies zu bestätigen; denn England war damals unbedingt für die Erhaltung der bestehenden Zustände. Auch war Napoleon III. wie in vielen anderen Punkten, so auch in diesem, mit seinem Vetter nicht einverstanden.

Der russische Gesandte Kisseleff und der französische Minister Walewski gaben vereinigt dem jungen Fürsten den Rath, sich ja nicht weder durch seinen Ehrgeiz, noch durch die Anreizung seiner Landsleute fortreißen zu lassen, sondern geduldig den Erfolg der von den europäischen Mächten im Interesse ihrer Glaubensgenossen anzuwendenden Bemühungen abzuwarten. Aehnliche Rathschläge sind demselben dann auch in London und in Berlin gegeben worden. Sie entsprachen seiner eigensten Natur und gereichten ihm, wie sich sogleich zeigte, zum persönlichen Vortheil.

Im Frühjahr 1859 ließ sich Alles sehr kriegerisch an. Der Internuntius meinte, ein allgemeines Verständniß zwischen den christlichen Populationen annehmen zu müssen, welches selbst die Wallachei umfasse; ein griechischer Gesandter sei in Belgrad gewesen, um von dorther die Bewegung der Slaven zu unterstützen. Es sei auf eine Losreißung Aller von der Türkei abgesehen. Der preußische Gesandte sah die Sache kühler an, aber er gab nur eine wirkliche Verbindung zwischen Serbien, Bosnien und Montenegro zu; Unabhängigkeitsbestrebungen freilich gebe es überall: früher oder später würden sie sich realisiren. Großes Aufsehen machten in diesem Moment die Rüstungen, die man in Serbien vornahm.[1]) Alle Beurlaubten wurden einberufen. Die schon bestehenden zwei Bataillone regulärer Infanterie sollten durch vier neue vermehrt werden, Milosch bildete sich eine berittene Leibgarde. Man brachte eine Verordnung früherer Zeit in Erinnerung, nach welcher jeder Serbe sich bereit halten sollte, im ersten Augenblicke im Felde zu erscheinen. Die regelmäßige Infanterie wurde in dem Lager von Kragujewatz eingeübt. Die Kanonengießerei dieser Stadt hatte bereits hundert brauchbare Geschütze angefertigt. Man kaufte Artilleriepferde zur Bespannung, zunächst

1) Ueber dieselben berichtet Meroni am 14. Mai ausführlich.

aber fuhr man die fertiggewordenen Kanonen nach den wichtigsten Plätzen Poscharewatz, Schabatz, Tschupria.

Eigentlich doch mehr auf Vertheidigung als auf eine spontane Erhebung waren diese Maßregeln gerichtet; denn auf der anderen Seite rüsteten auch die Türken: sie brachten ein stattliches Heer von 50000 Mann ins Feld. Man meinte in Belgrad, die Pforte denke, die eben in Italien ausgebrochenen politischen Verwickelungen zu benutzen, um mit den Privilegien von Serbien ein Ende zu machen. Und dahin möchte es vielleicht gekommen sein, wenn die Bewegung, die man voraussetzte, wirklich ausgebrochen wäre. Aber Frankreich wünschte das ebenso wenig wie Rußland. Von beiden Seiten wandte man Alles an, um Milosch zu vermögen, von der Dringlichkeit seiner Anforderungen zunächst abzusehen und den Frieden nicht zu stören.

Wir haben hier nicht Alles und Jedes, was die vorliegenden Berichte Tag für Tag an die Hand geben, zu wiederholen, aber unmöglich können wir die Rückwirkungen der italienischen Ereignisse ganz übergehen.

Nicht sowohl von Frankreich als von Sardinien wurden entgegengesetzte Einwirkungen versucht. Der sardinische Consul vertheilte Bildnisse von Victor Emanuel und Cavour. Zur Feier der Schlacht von Solferino hißten der französische sowohl als der sardinische Consul ihre Flaggen drei Tage lang. An einem Gartenfeste, das der französische Generalconsul veranstaltete, betheiligte sich ein großer Theil der serbischen Bevölkerung. Auf den Tischen lagen Illustrationen der letzten Kriegsereignisse: man trank auf das Wohl des Kaisers Napoleon, „des Befreiers Europas". Dann wurden Tänze aufgeführt unter dem Spiele der fürstlichen Musik. Man brachte Hochs auf die Freiheit von Serbien und selbst die Freiheit von Ungarn aus. Oestreichs wurde mit großer populärer Ungunst gedacht.[1]) Das machte Alles vieles Aufsehen, aber die Wirkung, die man beabsichtigte, hatte es nicht. Milosch wich jedem Versuche, sein Ministerium bei ihm zu discreditiren, aus; er glaubte darin Absicht und gleichsam ein abgekartetes Spiel wahrzunehmen. Der alte Gospodar hatte sein Augenmerk nur auf sein eigenes Land gerichtet. Hier aber verfuhr er mit derselben Willkür, die er in früheren Zeiten gezeigt hatte. Er nahm sich nicht übel, richterliche Erkenntnisse durch Machtspruch umzustoßen. Er vermehrte seine Civilliste eigenmächtig;

1) Bericht des preußischen Consulatssekretärs Sabarth vom 5. Juli.

Geschenke, die er machen wollte, wies er auf die Staatskasse an. Und wenn er in diesem Augenblick mit seinen Anforderungen in Constantinopel nicht mehr so dringend war, wie bisher, so übte er doch die Rechte, welche er in Anspruch nahm, ohne Rücksicht aus. Einst sind ihm von englischer Seite her Vorstellungen über die gesetzlose Willkür, mit der er die Senatoren behandele, besonders auch mit Bezug auf Wutschitsch, den er noch immer im Gefängniß hielt, obgleich er fast der namhafteste Mann in Serbien war, oder vielmehr eben darum, gemacht worden. Der General-Consul suchte ihn in Begleitung des Predstavnik in seinem Konak auf, um sie ihm zu hinterbringen. Er gab die äußerste Entrüstung kund, daß eine fremde Macht ihm in seine Angelegenheiten einreden wollte. Er hat gesagt, der Ustaw existire für ihn nicht; er sei selbst der Ustaw und das Gesetz; er könne thun, was er wolle. Weder die Pforte, noch die garantirenden Mächte hätten ihm etwas zu befehlen.[1])

Man sah beinahe eine Erklärung, daß er sich um keine Einreden zu bekümmern habe, darin, wenn er gleich am nächsten Tage fünf Senatoren und noch einige andere namhafte Männer gefangensetzen ließ, weil sie einer Verschwörung schuldig seien. Jedermann sölle vor ihm zittern und durch Sorge für Leib und Leben abgehalten werden, etwas gegen ihn zu versuchen.

Indem man noch mit Vermuthungen über Grund oder Ungrund der neuen Verhaftungen beschäftigt war, hörte man, daß Wutschitsch in seinem Gefängniß plötzlich gestorben sei. Es konnte nicht anders sein, als daß man den Fürsten selbst beschuldigte, den Tod des alten Gegners wahrscheinlich durch Gift herbeigeführt zu haben. Die Pforte, die noch immer auf die Anhänglichkeit des Wutschitsch gerechnet hatte, ließ Milosch auffordern, die Ausgrabung der Leiche und deren ärztliche Untersuchung unter Assistenz sämmtlicher Consulate zu gestatten. Eine solche Leichenschau würde selbst im Interesse Milosch's liegen, da ein allgemeines Gerücht ihm die Vergiftung zuschreibe. Aber auf Milosch machte die Aufforderung der Pforte, obwohl sie in diesem Falle von Rußland unterstützt wurde, keinen Eindruck. Er hat gesagt, es würde die fürstliche Autorität, wie sein Wort ist, die Würde des Staatsoberhauptes, beeinträchtigen, wenn er um eines Verdachtes willen eine Leichenschau verstatte[2]).

1) Bericht des preußischen Consulatssekretärs Sabarth vom 13. Juli.
2) Sabarths Bericht vom 17. Juli.

Die Gesandten von Rußland und Preußen in Constantinopel hatten die Forderung der Leichenschau von Anfang an getadelt, weil sie doch zu nichts führen werde; und der türkische Minister Fuad hatte eingestehen müssen, daß die Türkei kein Mittel habe, um Zwangsmaßregeln gegen Milosch anzuwenden.[1]) Aber fast schien es, als ob er nicht ganz unzufrieden mit dem Vorfall sei; denn daraus, sagte er mit verschmitzten Lächeln, werde Europa sehen, daß es nicht allein die Türken seien, durch welche grausame Gewaltsamkeiten begangen würden. Das ist wohl wahr, daß der alte Geist der Barbarei von der herrschenden Klasse auf die Untergebenen übergegangen war und noch zuweilen hervorbrach.

Die neuerdings angeklagten Senatoren waren in der ersten Instanz freigesprochen worden, Milosch ließ aber die Prozeßacten nach Kragujewatz einfordern; die Angeklagten glaubten Grund zu der Befürchtung zu haben, daß sie aufs Neue eingezogen werden würden. Sie flüchteten in die Festung, von wo sie sich nach Widdin begaben, um alsdann nach Constantinopel zu gehen und sich über die Gewaltsamkeiten des Fürsten zu beschweren. So kam es dahin, daß der Einfluß der Pforte in Serbien als ein Moment der persönlichen Freiheit erschien, was dann die türkischen Minister um so mehr bewog, die Bestimmungen des Ustaw aufrecht zu erhalten und gegen das Verfahren des Fürsten Protest einzulegen. Der französische Gesandte wäre dafür gewesen, der russische gab den Rath, es wenigstens so lange zu verschieben, bis das Verfahren des Fürsten wirklich zu Ende gebracht sei. Denn in diese inneren Streitigkeiten griffen die Differenzen der großen Mächte immer auch ein.

Für Frankreich wäre ein Bruch in Serbien eher gelegen gekommen, Rußland suchte einen solchen zu vermeiden.

Indessen berief Milosch die serbische Skupschtina aufs Neue, und zwar nach Kragujewatz, um die Berathungen dem Einflusse der Mißvergnügten in der Hauptstadt zu entziehen. Unter dem Einflusse des Fürsten fielen die Wahlen meistens auf Bauern. Die, welche sich einer europäischen Bildung befleißigten, wurden möglichst ausgeschlossen. Bemerkenswerth sind einige Stellen der Ansprache, mit der er die Versammlung eröffnete. Die wichtigste ist wohl, daß er sie aufforderte, die äußeren Angelegenheiten ihm zu überlassen und sich nur um die inneren zu bekümmern, namentlich darauf zu wirken, daß der materielle Wohlstand, u. A. der

1) Bericht von Rehfues nach Berlin vom 22. Juli.

von schwerer Schuldenlast gedrückten Bauernschaften, wiederhergestellt werde. „Ohne materiellen Wohlstand kann man vom Volke nichts Edles und Großes erwarten.“ Den vielen Gesuchen um Anstellung, mit denen er behelligt werde, setzt er die Erinnerung entgegen, daß Jedermann zu seinem Beruf vorbereitet sein müsse. „Dienen heißt nicht den Herren spielen, sondern Tag und Nacht vernünftig, eifrig und mit Vaterlandsliebe für das Glück seiner Mitbürger und seines Vaterlandes arbeiten.“ Er mißbilligt den Unterschied, den man zwischen eingeborenen und fremden Serben mache. Es komme nur darauf an, daß ein Jeder ein ehrlicher Mann und ein guter Bürger sei. Und auch Andersgläubigen sollte man das Glück ihre Freiheiten zu genießen nicht verkümmern. Serbien müsse der Welt zeigen, daß es nicht mehr im Mittelalter leben wolle.

Man sieht doch, daß Milosch von den Ideen der Zeit nicht ganz unberührt geblieben war. Ebenso wenig die Skuptschina. Von ihr selbst ging der Antrag aus, sich eine Constitution zu geben, welche die von dem Fürsten selbständig zu führende innere Verwaltung nach den der Nation am besten bekannten Bedürfnissen des Landes regele [1]). Das verhinderte jedoch nicht, daß Milosch indeß seine unumschränkte Gewalt nach wie vor ausübte. In seinem willkürlichen Verfahren ließ er sich durch keine Rücksicht binden. Eben damals entließ er einige höhere Beamte in den Ministerien, ohne einen Grund anzugeben. Jenen Zusatz zu dem Gesetze über den Senat, welchen Fürst Alexander sich hatte gefallen lassen, hob er ohne weiteres auf. Die Skupschtina stimmte ganz, wie er wünschte. Niemand wagte gegen ihn zu sprechen; alle seine Gegner, namentlich die höher Gebildeten, waren von Schrecken ergriffen.

So ungern man es ausspricht, so kann man sich doch nicht verbergen, daß der rohe Despotismus, mit welchem Milosch jede ihm widerwärtige Regung unterdrückte, zunächst dazu diente, um die Ruhe auf der Balkanhalbinsel und selbst den allgemeinen Frieden zu erhalten.

Was war aber zu erwarten, wenn der bejahrte Fürst, dessen Gebrechlichkeit in seinem hohen Alter dies erwarten ließ, plötzlich mit Tode abging, ohne daß die Nachfolge gesichert wäre? Von Rußland, welches überhaupt wieder den entscheidenden Einfluß aus-

1) Wir entnehmen das aus einer späteren Aeußerung von Milosch nach einem Berichte Meronis vom 6. März 1860; denn andere Berichte sind sehr unvollständig.

übte, wurde die Frage zuerst in ernstliche Erwägung genommen. Im December 1859 sprach sich Fürst Gortschakoff darüber gegen den preußischen Bevollmächtigten (Chargé d'affaires)[1]) offen aus. Wenn Milosch sterbe, sagte er, so dürfe man zwar erwarten, daß das serbische Volk den gefaßten Beschlüssen gemäß den Sohn desselben als seinen Fürsten anerkennen würde. Was werde aber dann die Pforte thun? Entweder könne sie ihm die Anerkennung verweigern oder sie ihm nachträglich ertheilen. Auch das Letzte werde für ihre Autorität unzuträglich sein. Das Erste aber, die Verweigerung könnte die gefährlichste Verwickelung zur Folge haben. Um alle dem zuvorzukommen, habe das kaiserliche Kabinet den Gedanken gefaßt, daß die fünf großen Mächte sich vereinigen sollten, der Pforte den Rath zu geben, diese Angelegenheit im Voraus dadurch in Ordnung zu bringen, daß sie den jungen Michael schon gegenwärtig als Nachfolger seines Vaters anerkenne. Gortschakoff legte diese Idee zugleich den Repräsentanten der vier anderen Mächte vor. Seine Meinung war, daß jede allein sich in diesem Sinne an die Pforte wenden möge. Das würde derselben weniger empfindlich sein, als wenn ein gemeinschaftliches Einschreiten aller stattfände. Eine vorläufige Schwierigkeit trat jedoch auch hier in den Weg. Die Pforte weigerte sich das Erbrecht der Obrenowitschen überhaupt anzuerkennen. Man mußte erwarten, daß sie dabei auch jetzt beharren werde. In dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin wurde dies Bedenken lebhaft gefühlt; man faßte den Gedanken — denn dem russischen Vorschlag stimmte man an sich von ganzem Herzen bei — denselben doch dadurch annehmbarer zu machen, daß man das Princip und die gegenwärtige Lage unterscheide. Das Princip der Pforte wollte man nicht anfechten, aber ihr den Rath ertheilen, um der obwaltenden Umstände willen im Voraus der künftigen Nachfolge Michaels die Beistimmung zu geben, welche der suzeräne Hof ertheilen mußte, wenn nicht Alles zweifelhaft bleiben sollte.[2])

Eine gesunde und treffende Auskunft, welche in Wien und in Paris angenommen wurde, anfangs auch in England, hier jedoch nicht, ohne daß später eine Modification eingetreten wäre. Besonders war es der preußische Gesandte, Graf Goltz, welcher die Sache in Constantinopel durchzuführen sich angelegen sein ließ. Was ihn dazu noch besonders vermochte, war eine Nachricht, die

1) Vgl. dessen Bericht aus Petersburg vom 30. December 1859.

2) Ministerielles Circularschreiben an die Gesandtschaften von London, Paris und Wien; vom 11. Januar 1860.

ihm über die Zustände in Serbien zukam. Man erfuhr, daß jener Stewtscha, der erste Stellvertreter Miloschs und einer der Führer der sogenannten nationalen Partei, über dessen Einfluß auf den Fürsten sich der Prinz Michael immer beklagt hatte, darauf sinne, bei dem Tode des regierenden Fürsten auf die Karageorgewitschen, zu deren Sturze er vornehmlich mitgewirkt hatte, zurückzukommen. Zur Seite des zwölfjährigen Knaben, den er zum Fürsten zu machen gedachte, würde er selbst das Ruder ergriffen haben. Die nationale Partei aber, die dadurch die Oberhand bekommen hätte, war zugleich die revolutionäre. Gerade eine solche Combination würde den allgemeinen Frieden bedroht haben. Die Erklärung der gesicherten Nachfolge Michaels war für die Ruhe von Europa nicht weniger wichtig, als für die Regierung Miloschs.

Bei der ersten Erwähnung des Vorschlages erinnerte Fuad Pascha, daß zwar das serbische Volk das Recht habe, einen Fürsten zu wählen, aber die Bestätigung desselben von der Pforte abhänge. So wolle es das bestehende, von den Mächten garantirte System. Wohl wäre es nun der Pforte möglich, im Voraus eine Bestätigung der künftigen Wahl auszusprechen, wenn sie auf Michael falle. Aber weder von Milosch noch auch von Michael sei etwas geschehen, was sie dieser hohen Begünstigung würdig mache. Wenigstens müsse Michael nach Constantinopel kommen: man würde ihn dann mit Zuvorkommenheiten überhäufen und ihm bestimmte Zusicherungen machen. Graf Goltz, welcher den Verdacht hegte, daß es den Ministern der Pforte weniger um die Sache selbst zu thun sei, als um jenes Baktschitsch, das im Orient eine so große Rolle spielt, stellte dagegen vor, daß ja der Tod des Milosch eintreten könne, während Michael sich in Constantinopel befinde, worauf in Belgrad alle jene Verwirrungen ausbrechen könnten, die man in Europa fürchte, was doch für Niemand gefährlicher sei als für die Pforte selbst.[1])

Diese Vorstellungen haben denn wirklich, unterstützt von den übrigen europäischen Mächten, den Erfolg gehabt, daß die Pforte die Erblichkeit Michaels anerkannt hat, und zwar ganz in der von dem preußischen Gesandten empfohlenen Weise. Am 11. März 1860 meldet der preußische Consul, Osman Pascha habe dem Michael angekündigt, daß die Pforte ihn als Thronfolger anerkennen wolle, ohne jedoch das Erbfolgerecht in der Familie Obrenowitsch zu bestätigen.

Dieser Erklärung wird ihre historische Bedeutung dadurch nicht

1) Bericht von Goltz aus Constantinopel. 10. Februar 1860.

genommen, daß Fürst Michael, dem sie zuerst mitgetheilt wurde, damit nicht zufrieden war; denn sein Wunsch und die Forderung der Nation ging auf die Anerkennung des Erbrechtes in seiner Familie überhaupt. Eine solche bei der Pforte auszuwirken, verzweifelten aber die Mächte in diesem Augenblicke. Es kam ihnen nicht auf eine Rechtsentscheidung, sondern nur auf eine Sicherung des bestehenden Zustandes an. Die Frage war dann nur, ob die Serben durch die beschränkte Anerkennung so weit befriedigt würden, um keine neue Entzweiungen mit der Pforte zu veranlassen. Um sich hierüber Sicherheit zu verschaffen, begab sich Meroni zu Fürst Michael, dem einzigen Manne in Serbien, zu dessen ehrlicher Wahrheitsliebe er Vertrauen hatte. Der aber entwickelte ihm nun ausführlich, wie unvermeidlich die Reibungen zwischen Serbien und der Pforte durch die Gährungen in den benachbarten Provinzen würden. Nicht sowohl die Pforte selbst sei daran Schuld, als die Unbotmäßigkeit der Paschas. Was auch die Pforte den europäischen Mächten versprechen möge, von den Provinzialregierungen werde dennoch das alte System nicht allein fortgesetzt, sondern auch geschärft. Die Rajah in Bulgarien und Bosnien könne sich nicht selbst helfen und suche Schutz bei dem Fürsten von Serbien. „Vergebens ist es, daß dieser sie bedeutet, er könne nicht gemeinschaftliche Sache mit ihr machen. Verschließt man ihr die Grenzen, so werfen sich die Unglücklichen mit Frau und Kind in das Wasser, wie vor Kurzem an der Drina geschehen ist, und schwimmen herüber. Will man sie wieder hinüberschaffen, so werfen sie sich auf den Bauch und rufen aus, man möge sie lieber todtschlagen als ihren Feinden wieder überliefern."

Alle Deputationen, die dem Fürsten Bittschriften, mit Unterschriften und beigedrückten Siegeln bedeckt, überbringen wollten, weise er zurück. Michael zeigte eine solche vor, welche noch deutliche Spuren davon trug, daß Milosch sie entrüstet auf den Boden geworfen hatte. Aber unmöglich, so fuhr Michael fort, könne ein Fürst von Serbien Christen in seinem Gebiete den Hungertod sterben lassen. Alles, was sein Vater für sie thue, bestehe darin, daß er sie, und zwar mit Geldsummen, deren Verwendung bereits zum Nutzen des Landes angeordnet war, unterstütze. Einer Deputation, die er vor sich gelassen, habe er mit Bestimmtheit erklärt, man dürfe nicht darauf rechnen, daß sich Serbien jemals an einem Aufstande gegen die Pforte betheiligen werde.[1])

1) Meroni (14. März 1860) bemerkt hierzu: „Obgleich ich allen Grund habe zu glauben, daß Fürst Michael mir, soweit es ihm selbst bekannt, nur die

Michael erzählte, schon bei seiner Anwesenheit in London sei der serbischen Regierung zum Vorwurfe gemacht worden, daß sie alle Ueberläufer aus der Türkei aufnehme und beschütze: er habe erwidert, England möge nur mit Bestimmtheit den Wunsch aussprechen, daß man sie zurückschaffen und ihrem Schicksale überlassen solle. Aber der englische Minister, mit dem er unterhandelte, meinte damit eine Verbindlichkeit auf sich zu laden, für die er die Verantwortung nicht übernehmen wolle. Die öffentliche Meinung in England war weit entfernt, die Gewaltsamkeiten der Türken gutzuheißen, so sehr auch die englische Regierung die Autorität der Pforte officiell in Schutz nahm.

Diesem inneren Widerspruche, über den die Macht von England nicht hinwegkam, stand ein anderer in Serbien selbst gegenüber. Es mochte wahr sein, daß die serbischen Rüstungen nur zur Abwehr gegen die Türken, welche mit Gewaltmaßregeln drohten, bestimmt waren, aber die serbische Sache war doch mit der der Slaven überhaupt eng verwandt, wenn nicht identisch. In der Umgebung des Fürsten gab es angesehene Persönlichkeiten, an deren Spitze eben jener Steftscha stand, welche diesen Zusammenhang stets im Auge behielten. Die Bevölkerung selbst lebte in den durch die Poesie geheiligten Erinnerungen an die einstige serbische Größe: bei einer festlichen Gelegenheit hat man ein Transparentbild des Fürsten Michael aufgestellt mit der Inschrift: „Du wirst Nachfolger sein auf Duschans Thron, Du wirst mächtig sein wie er.“

Zwischen diesen Aufwallungen des Nationalgefühls und den Forderungen des Augenblicks war nun immer eine große Divergenz. Um die natürliche Theilnahme für die benachbarten Populationen nicht die Oberhand bekommen zu lassen, reichte eine momentane Abkunft wie die über die Nachfolge getroffene nicht aus. Man mußte die zwischen der Pforte und dem Fürstenthum Serbien obwaltenden Streitpuncte aus dem Grunde zu erledigen suchen. Und davon war nun mit allem Ernst die Rede. Milosch hielt es der Mühe für werth, den preußischen Consul selbst zu sich einladen zu lassen; bei der Zusammenkunft bestätigte er Alles, was Fürst Michael über die Behandlung der übergetretenen Stammverwandten und über die

Wahrheit gesagt und daß er es selbst dringend wünscht, daß der auf der serbischen Regierung haftende Verdacht endlich gehoben werde, so kann ich doch nicht den Verdacht unterdrücken, daß der alte Fuchs nicht auch seinen Sohn betrügen sollte und seine ehemaligen Waffengenossen hinter dem Rücken seines Sohnes nicht ohne alle Hoffnung entlassen.“

serbischen Rüstungen gesagt hatte: er ersuchte den Consul nicht allein, seine Regierung der friedfertigen Gesinnungen, von denen er, der Fürst, durchdrungen sei, zu versichern, sondern er ging auch auf die Bedingungen ein, unter welchen ein gutes Einvernehmen mit der Pforte erreicht werden könne. Wir werden derselben sogleich gedenken: alle späteren Verhandlungen beruhen darauf. Meroni nahm sie, so viel möglich, wörtlich zu Papiere, bemerkte aber zuletzt, daß es nun auch nothwendig sei, daß von der Umgebnng des Fürsten, seinen Freunden, jede feindselige Aeußerung gegen die Türken vermieden werde.

„Ja, ja", antwortete Milosch, „die Freunde; denen kann man nicht oft genug das Wort Talleyrands wiederholen: nicht zu viel Eifer." Er hatte doch, wie man nochmals sieht, etwas in seinem Exile gelernt, der barbarische Milosch. Seine Politik hat Hand und Fuß. Er will sich der Theilnahme für die Nachbarn entschlagen, selbst die Flüchtlinge in das türkische Gebiet zurückschicken, vorausgesetzt, daß ihnen von den europäischen Mächten Amnestie und Sicherheit garantirt werde. Aber er setzte dafür einen Preis, die Anerkennung der Selbständigkeit Serbiens durch die Pforte.

Er war darüber bereits damals in Unterhandlungen mit Constantinopel getreten. In einem ausführlichen Schreiben hatte er die beiderseitigen Interessen in wohlerwogener Fassung als einander gegenseitig bedingend dargestellt. Den bosnischen Flüchtlingen ein Asyl in Serbien zu versagen, sei für einen serbischen Fürsten vielleicht an sich möglich, könne aber das Uebel, das man zu bekämpfen suche, nur nähren. Er seinerseits würde geneigt sein, zur Aufrechthaltung der strengsten Ordnung in den benachbarten Provinzen beizutragen. Dazu führe ihn schon seine angeborene Devotion gegen die hohe Pforte. Aber er wisse auch, daß die Erhaltung der Ruhe in seinem eigenen Lande von der Ordnung der benachbarten Provinzen abhänge [1]). Er könne aber nicht verhehlen, daß das serbische Volk ihm nicht die ganze Autorität, die zu diesem Zwecke nöthig wäre, zugestehe; es sei unzufrieden mit ihm selbst, weil die Pforte ihm seine legitimen Forderungen nicht gewähre. Als solche nennt er vor Allem die Erblichkeit der Dynastie, welche, durch den Berat von 1830 gewährleistet, von den verschiedenen Skupschtinas der Serben einmüthig und standhaft gefordert werde.

1) Je suis convaincu, que la tranquillité si nécessaire à la principauté, y dépend en grande partie de la conservation de l'ordre dans les pays voisins.

Er bemerkt, das würde eine conservative Maßregel sein, welche auf das ganze türkische Reich in demselben Sinne zurückwirken müsse[1]).

Darüber ist dann in Constantinopel eine Conferenz zwischen den Repräsentanten der verschiedenen Mächte gehalten worden. Der englische Gesandte hätte eine bestimmte Erklärung der Versagung der Erblichkeit gewünscht. Goltz dagegen fand rathsam, daß die principielle Frage gar nicht in Anregung gebracht wurde. Ihm schlossen sich der russische und zuletzt auch der französische Gesandte an. Wollte man die Frage auf ihren einfachen Inhalt zurückführen, so läge dieser darin, daß die Pforte ein einst unter dringenden Umständen gemachtes Zugeständniß, als diese sich geändert hatten, nicht mehr anerkannte, ohne doch darüber mit den Betheiligten selbst in Unterhandlung zu treten. Sie meinte, derselben durch Nichtbeachtung erledigt zu sein, selbst ohne es ausdrücklich zurückgenommen zu haben. Die Betheiligten waren aber die Obrenowitschen, welche einst von der Nation verlassen, von derselben jetzt mit Enthusiasmus zurückgeführt waren, wobei sie sich auf jene alten Verheißungen bezogen. Konnte nun aber ein so großes Zugeständniß, auf welchem das Leben der Nation beruhte, dadurch beseitigt werden, daß es unter tumultuarischen inneren Kämpfen einst außer Acht gesetzt worden war?

Indem nun diese Differenzen zur Sprache kamen, nahm die Pforte eine den Serben feindselige, beinahe kriegerische Haltung an.

Die Pforte im Gefühle ihrer souveränen Autorität bestand auf der Rechtmäßigkeit ihres Verfahrens. England meinte durch den Pariser Vertrag gebunden und verpflichtet zu sein, ihr beizutreten, und hatte darin auch Oestreich auf seiner Seite. Rußland, Frankreich und Preußen theilten dagegen die Ansichten der Serben. Im Frühjahre 1860 sah noch Alles sehr kriegerisch aus. Die Pforte hatte eine Armee von angeblich 80000 Mann ins Feld gestellt und alle Verbindung mit Serbien abgeschnitten.

Indem erschien eine serbische Deputation, die von dem Fürsten beauftragt war, alle seine Forderungen nochmals vorzulegen und der Genehmigung des Großherren zu unterbreiten, in Constantinopel. In dem Memorandum, das sie einreichte, es ist vom 7. Mai 1860 datirt, wird vor Allem der ruhigen Haltung, welche Serbien dem Wunsche der Pforte gemäß in dem letzten Kriege beobachtet habe,

1) La S. Porte ne peut pas ignorer .... l'avantage, qui résulterait pour tout l'empire du principe conservateur par rapport aux droits de ses parties singules. Correctes Französisch wird man hier nicht suchen.

und eines damit zusammenhängenden Fermans der Pforte, durch welche alle ihre früheren Hattischeriffs bestätigt worden seien, gedacht. Serbien fordere nun nichts weiter als die wirkliche Ausführung dieser Zugeständnisse. Dem Fürsten Milosch habe die Nation in ihrer letzten Versammlung übertragen, ihre hierauf gegründeten Wünsche zu realisiren. Auch der Fürst habe von jeher der Pforte Treue und Hingebung bewiesen. Die erste Forderung betrifft nun die Erblichkeit des Fürstenthums in der Familie Obrenowitsch. Man bezieht sich dabei auf das in dem Hattischeriff von 1830 enthaltene Zugeständniß derselben. Was dagegen geschehen sei, habe die serbische Nation nicht verhindern können, aber sie sei durch die Ereignisse der folgenden Epoche überzeugt worden, daß dasselbe den Rettungsanker für Serbien in sich berge. Aus diesem Grunde habe man den Fürsten als den Träger des Rechtes der Erblichkeit zurückberufen; dieses Recht sei niemals widerrufen worden; Milosch selbst habe es nicht aufgeben können; man müsse es als einen integrirenden Theil der Rechte des Volkes [1]), welche durch den Frieden von Paris garantirt seien, betrachten. Wir kennen diese Frage: die Anerkennung Michaels als des künftigen Thronfolgers genügte weder ihm selbst noch der Nation; sie verlangten eine Anerkennung des Princips, welche die Pforte verweigerte. Die zweite Forderung war gleichfalls von großer Bedeutung. Je selbstständiger die Nation wurde, um so widerwärtiger empfand sie die Anwesenheit einer muselmännischen Bevölkerung auf ihrem Boden. Die Entfernung derselben war ebenfalls mit Bestimmtheit versprochen, dann aber verschoben worden und endlich gar nicht zur Ausführung gekommen. Auch darauf bestanden jetzt die Serben, als auf einem ihnen vertragmäßig zustehenden Rechte. Denn eine wirkliche Selbständigkeit des serbischen Volkes wäre ohne dies nicht zu denken.

Milosch hatte ursprünglich noch eine weitergehende Forderung aufzustellen beabsichtigt, die Entfernung der türkischen Garnisonen aus den Festungen im Lande.

Auf die Bemerkung des Consuls Meroni, er verlange damit mehr, als er erreichen werde, versetzte Milosch mit einem gewissen,

1) En donnant sa démission du pouvoir princier le Prince Milosch n'a pas pu renoncer aux droits de l'hérédité: c'est ce que du reste il ne fit pas. C'est ainsi que raisonna le peuple, et la S. Porte n'ayant pas jugé nécessaire d'abroger l'hérédité par un acte quelconque, paraissait être portée par la même raison.

ihm ganz eigenen Ausdruck von Schlauheit, er sei der Mann nicht, der nicht mit sich handeln lasse: er werde schon mit der Entfernung der Moslimen von ihren außerhalb der Festungen gelegenen Wohnplätzen zufrieden sein. Und das war es nun, was die Deputation verlangte. Als Beweggrund bemerkte sie, daß durch die Anwesenheit der Türken ein Dualismus in der Administration entstehe, der um so unerträglicher sei, da die Kadis und sonstigen Beamten der Pforte sich um deren Erlasse wenig kümmerten, so daß eine stete Reibung zwischen den beiden Populationen entstehe, welche nicht anders, als die widrigsten Folgen nach sich ziehen könne. Das Interesse der Humanität selbst und das des türkischen Reiches erheische die Sonderung der beiden Bevölkerungen gebieterisch.

Wenn nun aber die innere Verwaltung überhaupt den Serben allein überlassen bleiben müsse, so habe das Volk auch das Recht sich eine Verfassung zu geben. Milosch selbst hat in seinem Gespräche mit Meroni diese Forderung aufgestellt. Der despotische Milosch forderte ein Constitution. Dabei dachte er aber nicht daran, sich selbst zu beschränken, sondern nur auf dem Grunde der dem Volke gewährleisteten Rechte den Einfluß der Türken auszuschließen. In dem Memorandum werden ausführlich die Widersprüche erörtert, welche der Ustaw von 1838 in sich schließe, so daß dadurch jeder administrative Fortschritt verhindert werde, und Alles in Confusion gerathe. Aufs Neue werden die Unzuständigkeiten, welche aus dem 17. Artikel entspringen, hervorgehoben. Die Existenz dieses Ustaws, so heißt es dort, sei die Negation der den Serben zugestandenen Autonomie. Fürst Milosch fordert für seine Serben die Freiheit sich selbst zu constituiren nach ihrem Geiste und ihren Bedürfnissen. 1)

In Constantinopel hatte man, noch ehe die Deputirten ankamen, eine ziemlich zutreffende Kunde von den Anträgen, welche die Serben zu machen gedachten. In dem halbofficiellen Journal de Constantinople vom 4. April erschien ein Artikel, in welchem die Gewährung dieser Rechte als eine vollkommene Entäußerung der Suzeränetät der Pforte bezeichnet wurde; im Widerspruch nicht allein mit den Ereignissen des 15. Jarhunderts, sondern auch mit den Friedens-

1) lui rendre son plus précieux privilège de pouvoir se constituer intérieurement lui même conformément à son esprit et aux circonstances, qu'il est appelé d'aprécier mieux que tout autre. Das Memorandum ist überhaupt das unterrichtendste von allen Aktenstücken, die hier vorkommen. In den Analecten theilen wir es vollständig mit.

schlüssen des jetzigen zum Vortheile eines Mannes, dessen gewaltsames Naturell das Volk fürchte, und seiner Familie.

Die Pforte schien sich der persönlichen Freiheit der Serben gegen den Fürsten anzunehmen, der dagegen die nationale Unabhängigkeit in sich repräsentirte. Die Gegensätze waren umfassend und durchgreifend, und die Erhaltung des allgemeinen Friedens hing von einem Ausgleiche derselben ab. Wie ließ sich nun ein solcher zu Wege bringen?

In der ersten Audienz, welche die Deputirten bei Fuad hatten, drückte sich dieser Minister mehr ausweichend als verweigernd aus: er unterschied einen administrativen und einen politischen Theil der Petition. In Bezug auf den ersten versprach er, daß der Sultan zu allen möglichen Verbesserungen bereit sein werde. Die Schwierigkeiten, die er nicht gerade den Serben selbst, aber dem preußischen Gesandten gegenüber, der sich ihrer annahm, hervorhob, lagen in den politischen Beziehungen und der gesammten Situation. Fuad betonte den Unterschied, der zwischen den Fürstenthümern und Serbien bestehe. Die ersteren seien freiwillig zu den Osmanen übergetreten, das letztere sei ein erobertes Land. Würde der Großherr jene aufgeben müssen, so verliere er damit zwei schöne Juwelen seiner Krone, aber das Reich könne bestehen. Würde er sich dagegen Serbiens entäußern, welches sich nach und nach emancipire, so könne er seine politische Macht nicht conserviren. Wenn Montenegro und Serbien einander die Hände reichen, lasse sich Bosnien nicht behaupten.

Die allmähliche Emancipation Serbiens zu verhindern hielt also die Pforte für einen Gegenstand der politischen Nothwendigkeit. Sie war nicht ganz abgeneigt, in Bezug auf die muselmännischen Einwohner in Serbien einige Concessionen zu machen, weigerte sich aber, solche auf die Vorstädte von Belgrad auszudehnen. Die Anerkennung der Erblichkeit der fürstlichen Gewalt zu bewilligen, erklärte Fuad für unmöglich: Die serbische Nation sollte selbst davon abstehen. Und was den Ustaw betreffe, so würde man die Revision desselben oder eine neue Constituirung einer Commission übertragen können, aber deren Beschluß der Sanction des Großherrn vorbehalten müssen. Der Gesandte billigte das. Wenn aber Fuad darauf bestand, der Commission ihren Sitz in Belgrad anzuweisen, weil man dabei auch die Interessen der serbischen Nation zu berücksichtigen habe, welche nicht völlig identisch seien mit denen des Fürsten Milosch, so vernahm das der Gesandte mit einer gewissen

Ironie. Er dachte bei sich: wenn doch die Pforte ihren directen Unterthanen ebenso viel Theilnahme beweisen wollte, wie hier den Serben. Zu einer regelmäßigen Verhandlung der Pforte mit der Deputation ist es eigentlich nicht gekommen. Dagegen traten in Serbien selbst die obwaltenden Mißverhältnisse immer schroffer hervor.

Bei geringfügigen Anläßen kam es zu Reibungen zwischen Christen und Türken; z. B. wenn eine Seiltänzerbande ihre Künste sehen ließ, und ein anwesender Türke sich zu nahe an das vorgespannte Seil gedrängt hatte, oder wenn ein ausgewanderter Bosniake in einer entfernten, von einem Derwisch gehaltenen Schenke eine Tasse Kaffee forderte. Dort ließ ein Hodscha aufreizende Rufe gegen die Christen erschallen, hier brach der Wirth in Schmähungen gegen die Familie Obrenowitsch und die Serben aus. Diese waren noch dadurch erbittert, daß sie alle Tage eine ablehnende Antwort auf ihre Forderungen erwarteten. Es kam zu blutigen Schlägereien, die selbst Tödtungen zur Folge hatten: der Pascha und der Predstawnik kamen endlich überein, daß jener die Türken, dieser die Serben in Ordnung halten wolle.

Aber die beiden Bevölkerungen standen einander so feindselig wie jemals gegenüber: Fürst Milosch war über die Antworten auf das Memorandum, die er durch zuverlässige Mittheilungen empfangen hatte, ohne daß es, wie gesagt, zu Discussionen gekommen wäre, heftig entrüstet; die Pforte schlage die beiden ersten, auf die Erblichkeit und die innere Constituirung Serbiens gerichteten, Forderungen geradezu ab: die dritte, auf den unmittelbaren Contact mit den Serben bezügliche, werde auf eine solche Weise verclausulirt, daß das auch einen abschlägigen Bescheid in sich schließe. Am 10./22. August rief er seine Deputation aus Constantinopel ab: Er und das Volke betrachte die erhobenen Ansprüche schon als erworbene Rechte [1]). Nicht ihre Gewährung, sondern ihre Bestätigung habe man gewünscht. Leider verkenne die Pforte die loyalen Intentionen, in welchen er die Deputation nach Constantinopel geschickt habe.

Bei den Gesandten der großen Mächte machte diese Erklärung nicht wenig Aufsehen. Der preußische, der die Forderungen der

1) il se trouve forcé de déclarer par l'organe de la députation, que ni lui ni le peuple Serbe ne pourront jamais cesser de regarder tout ce que la députation a eu l'honneur d'exposer à la S. Porte par le Mémorandum précité comme les droits déjà acquis et irrévocables de la Servie.

Serben für sehr gerechtfertigt hielt, bemerkt, daß die Pforte selbst die Abberufung der Deputation gewünscht habe. Der Großherr habe ihr eine Abschiedsaudienz gegeben, ohne daß sie dieselbe gefordert hätte. Und wozu auch eine Deputation, mit der man nicht discutire? Die gewechselten Schreiben hätten durch einen einzigen Tataren nach beiden Seiten hin besorgt werden können. Er ist der Meinung, daß Fürst Milosch im Anblicke der stets wachsenden Verlegenheiten der Pforte sich die Freiheit der Action bewahren wolle und die Gelegenheit erwarte, der Pforte eine genügendere Lösung abzudringen, als sich von weiteren Verhandlungen hoffen lasse.

Dem Fürsten selbst aber war es nicht beschieden, diese Lösung zu erleben. Er befand sich damals auf seiner Besitzung Toptschider, aber in so abnehmender Lebenskraft, daß man seinen Tod täglich erwartete. Am 26. September früh am Morgen ist Milosch verschieden. Am Nachmittage wurde sein Ableben durch Maueranschläge in Belgrad bekannt gemacht.

Für die Geschichte der Nation ist die zwiefache Regierungsepoche des alten Helden, der noch unter Karageorg gedient hatte, von entscheidender Wichtigkeit. In der ersten Zeit ist er der Wiederherstellung des alttürkischen Regimentes tapfer und klug entgegengetreten; auf den Bukarester Frieden gestützt, dessen Bestimmungen von den Russen wieder erneuert wurden, hat er die wichtigsten Privilegien erworben, welche die Selbständigkeit der Nation in sich schließen. Er ist damals gestürzt worden, einmal weil die politischen Verhältnisse eine Abwandlung erfuhren, und sodann, weil seine Gewaltsamkeiten keine individuelle Freiheit aufkommen ließen und die Unzufriedenheit der Nation selbst erweckten. Was aber daraus erfolgte, war noch viel unerträglicher: es bedrohte das gesammte Gemeinleben der Nation, das Fortbestehen des durch dic früheren Kämpfe errungenen Maßes von Autonomie. Und zugleich gestaltete sich die politische Lage und zwar nicht im Verhältnisse zu Rußland allein, sondern zu den europäischen Mächten überhaupt günstiger. Da ist dann der alte Held der Befreiungskriege nochmals erschienen und hat die höchste Gewalt in die Hand genommen. Er trat nicht auf, ohne daß er die früheren Gewaltsamkeiten erneuert hätte. Aber diese hatten mehr unmittelbaren Bezug zu den wieder in Gang gesetzten Streitigkeiten mit der Pforte. Milosch hat vielleicht nie das alte Gefühl der Abhängigkeit von seinem Großherren und Kaiser verloren. Er sagt einmal, es sei ihm eingeboren. Aber noch lebendiger war

doch in ihm die Sympathie für die Selbständigkeit der Nation, die sich zugleich in der Anerkennung seiner fürstlichen Hoheit repräsentirte. Er hat hiebei nach dem Urtheil der einsichtsvollen Zeitgenossen das Maß nicht überschritten, welches zu einer Vereinbarung der Selbständigkeit der Nation mit den oberherrlichen Rechten der Pforte gehörte. Aber die Pforte legte auf die Gesammtheit ihrer Rechte beinahe ein religiöses Gewicht. Die Verhandlungen, die Milosch einleitete, führten nur zu dem Resultate, jenen Gegensatz zu voller Evidenz zu bringen. In einem Momente, in welchem sich in Belgrad die beiden Populationen wieder in blutige Streithändel verwickelten und die Verhandlungen der serbischen Regierung mit der Pforte abgebrochen wurden, ist Milosch aus der Mitte seiner Thätigkeit abberufen worden.

Fünftes Capitel.

Erste Handlungen des Fürsten Michael Obrenowitsch.

Die Maueranschläge, in denen der Tod Miloschs bekannt gemacht wurde, schlossen mit den Worten: es lebe Fürst Michael und die Dynastie Obrenowitsch. Michael hatte die Leiche seines Vaters noch nicht gesehen, als er den Schwur der Garnison und eine Unterthänigkeitsadresse des Senats engegennahm. Welch ein Moment aber war es, in welchem er die Regierung antrat! Auf der einen Seite ging die Pforte mit einer Weisung an den Pascha von Belgrad um, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, nöthigenfalls sogar zu einer Bombardirung der Stadt zu schreiten. Es erhellt nicht, ob dieser bereits in aller Form erlassen war. Der preußische Gesandte hörte davon und erhob Einsprache dagegen, aber die Absicht selbst zeigt die Stimmung an, in welcher sich die türkische Regierung befand.

Auf der andern Seite gab es in Belgrad eine zahlreiche Partei, welche einen Zusammenstoß selbst herbeiwünschte. Bei dem Ausbruche einer Insurrection in Belgrad rechnete man mit Sicherheit auf den Anschluß der slavischen Bevölkerung Bosniens, Bulgariens, der Herzegowina und Montenegros, sowie auch auf eine gleichzeitige Erhebung der griechischen Völker Maceboniens und Thessaliens, so daß der alte Gedanke, ein südslavisches Reich zu errichten, in seinem ganzen Umfange zur Erscheinung gekommen wäre. Man brachte dabei zugleich auch die Sympathieen und vielleicht die Hilfe der unzufriedenen östreichischen Unterthanen von slavischer Herkunft im Banate, der Woiwodina, Syrmien, Slavonien, Kroatien und der Militärgrenze in Anschlag.

Bedroht mit dem Untergange auf der einen Seite, stand Fürst Michael auf der anderen vor der Aussicht auf eine unendlich glän-

zende Zukunft. Er war, so viel man weiß, schon einmal öffentlich als Kral begrüßt worden: die Nation sah in ihm einen Nachfolger des alten Duschan. In seiner Proclamation erklärte Fürst Michael, er habe nach dem Tode seines Vaters die Regierung zugleich in Gemäßheit des Hattischerif und des Erbfolgegesetzes übernommen. Er versprach einen Berat zu fordern und seiner Zeit eine Skupschtina zu berufen. Er hielt, wie man sieht, den serbischen Standpunkt nach beiden Seiten hin fest. Aber dem Vorbilde seines Vates wollte er doch nicht in allen Punkten folgen. Mit Milosch war gleichsam die alte Generation zu Grabe gegangen; in Michael trat eine neue auf, wodurch eine Abweichung von der bisherigen Bahn schon an und für sich nothwendig wurde.

Der erste Schritt Michaels war eine unzweideutige Verwerfung der Gewaltsamkeiten, welche unter der zweiten Regierung seines Vaters vorgekommen waren. Er versprach Gerechtigkeit für alle die, welche durch die vorige Regierung verletzt worden waren. Der Fortschritt tritt darin hervor, daß sein Vater ein Parteiregiment mit aller Strenge durchgeführt hatte, der Sohn von vornherein aller Rache und Verfolgung absagte. „So lange Fürst Michael", sagt er wörtlich, „Regent im Lande sein wird, möge ein Jeder wissen, daß das Gesetz der allerhöchste Wille in Serbien ist, welchem sich ein Jeder ohne Unterschied fügen muß."

Die Proclamation ist gedehnt, aber sie verräth eine der Lage angemessene und in sich großartige Intention. Der Grundsatz, daß nur das Gesetz herrschen solle, bezeichnet den Eintritt in die Ideen civilisirter Staaten: die Befolgung desselben wird der Nation als ein Zeichen ihrer politischen Reife empfohlen.

Michael setzte sein erstes Ministerium aus Männern zusammen, die früher nicht gerade der Partei seines Vaters angehört hatten. Er forderte die Minister auf, Mittel ausfindig zu machen, um denjenigen Beamten aufzuhelfen, welche aus verschiedenen, Gründen ohne gerichtlich verurtheilt zu sein, aus ihren Aemtern entfernt worden und den Landesgesetzen zuwider selbst keine Pension erhalten hätten. Um den hierdurch in den öffentlichen Kassen zu erwartenden Ausfall zu decken, gewährte der neue Fürst 4000 Dukaten aus seiner Civilliste. Es läßt sich nicht sagen, daß er alle Erwartungen, welche namentlich die jüngere Generation von ihm hegte, befriedigt hätte, aber es war schon etwas, daß er der begründetsten Beschwerde, welche die Regierung des Vaters veranlaßt hatte, abhalf. Die Aufmerk-

samkeit der Welt war nun auf das Verhältniß gerichtet, in welches der neue Fürst zu der Pforte treten werde. Eben das war die Aufgabe: mit einer starken Regierung im Innern eine feste Haltung gegen die Türkei zu verbinden.

In Constantinopel machte es selbst bei den Gesandten Aufsehen, daß Michael sich als erblicher Fürst bezeichnete, und man zweifelte wohl, ob man ein Recht habe, das anzuerkennen. Aber die Betrachtung, welche der preußische Gesandte angab, überwog, daß das eine Sache der Pforte selbst sein würde, nicht der Gesandten. In einem Anschreiben an die Pforte bezeichnete sich Michael nicht geradezu als erblicher Fürst, aber er erwähnte den Berat von 1830, was nicht verfehlte daselbst einen unangenehmen Eindruck zu machen. Indessen kam man darüber durch eine Erklärung hinweg, die den Thatsachen doch nicht vollständig entsprach, und die Pforte zögerte nicht, ihm die Investitur zu ertheilen. Am 19. November wurde das Diplom in Gegenwart der Consuln, des türkischen Paschas, der Minister und Senatoren, des Metropoliten und der Bischöfe feierlich überreicht. In seiner Antwort zeigte Michael ein volles Bewußtsein seiner Stellung. Er versicherte seine loyale Ergebenheit gegen die hohe Pforte, betonte aber zugleich, daß er eifersüchtig über die Rechte und Institutionen der Nation wachen werde.[1])

Unverzüglich ergriff Michael die vornehmste Frage, welche ihm überhaupt vorlag. In der Türkenstadt, welche von Türken, Juden und Zigeunern bewohnt war, setzte er ein Polizeicommissariat ein. Er gab als Grund an, daß die öffentliche Sicherheit das erfordere; denn unter der Aufsicht der Türken gehe man so nachlässig mit der Aufbewahrung des Pulvers um, daß ein allgemeines Unglück zu besorgen sei. Kein Wunder, wenn er die Verwirrung, die durch die Einwirkung verschiedener Behörden auf die gemischte Bevölkerung entstand, nicht länger dulden wollte.

Auch ganz unbetheiligte Fremde, welche der Zufall nach Belgrad führte, nahmen an dem dortigen Zustande Anstoß. In einem Schreiben eines deutschen Fürsten lesen wir[2]): „Alle Thore der Stadt Belgrad sind von türkischen Truppen besetzt. Türken bewohnen einen ausgedehnten Stadttheil, stehen aber dort nicht unter der

1) Folgendes sind seine Worte: je ne cesserai pas de professer les sentiments de loyauté ef de dévouement envers le haut suzerain de la Serbie, ainsi que de regner en Prince jaloux des droits et des institutions nationales. Bericht Meronis vom 20./11. 60.

2) Bericht des Prinzen zu Wittgenstein über Bulgarien vom 25. April 1861.

Jurisdiction der serbischen Polizei. Dieselben Verhältnisse walten nicht allein in Belgrad ob, sondern auch in anderen Städten des Fürstenthums Serbien und geben täglich im Großen wie im Kleinen Anlaß zu Reibereien. Hierzu kommt noch, daß neben dem Fürsten ein türkischer Pascha, dessen Befugnisse nicht genau präcisirt sind, in Belgrad residirt, so daß der geringste Streit sich leicht zur Höhe einer politischen Frage erhebt."

Unter denen, welche Michael wieder in die Geschäfte zog, war auch Garaschanin, der trotz seiner zweifelhaften Haltung bei der Katastrophe Alexanders von Milosch immer bei Seite gehalten worden war. Er galt als der beste Kopf unter den Serben und für ebenso energisch als intelligent. Der Fürst beauftragte ihn nach einiger Zeit mit einer Mission nach Constantinopel, nicht gerade um alle Forderungen seines Vaters zu erneuern, aber um die dringendste zur Sprache zu bringen, welche sich auf den Aufenthalt der Moslimen außerhalb der Festungsrayons bezog. Er verlangte nicht geradezu ihre Entfernung, sondern nur, daß die außerhalb der Festungen lebenden Türken, welche das Land nicht verlassen wollten, sich unter die serbische Jurisdiction zu stellen hätten. Der preußische Gesandte, dem Garaschanin darüber eine Mittheilung machte, fand diese Forderung sehr legitim und vertragsmäßig, aber er betonte doch die Schwierigkeiten, welche die Pforte in Bezug auf die Vorstadt von Belgrad, die sie als ihr Eigenthum betrachte, machen werde. Garaschanin hegte die Zuversicht, damit durchzubringen: die Türken würden entweder fortzuziehen oder sich der serbischen Jurisdiction zu unterwerfen genöthigt werden.

Aufs Neue aber war das Verhältniß zu Serbien dadurch getrübt, daß die türkische Regierung den Serben Schuld gab, die aufrührerischen Bewegungen in Bosnien zu schüren. In dem Journal de Constantinople erschien (am 25. Jan. 1861) darüber ein sehr heftiger Artikel, worin die Fürsorge, welche die Pforte immer für Serbien gehegt, und besonders auch durch die Anerkennung der Nachfolge Michaels bethätigt habe, mit den Provocationen in Gegensatz gestellt wird, welche Serbien unter den bosnischen Unterthanen des Sultans ausübe. Der Gedanke, daß die Pforte die Rechte der Unterthanen gegen die Gewaltsamkeiten des Fürsten beschütze, dieser aber jeden Einfluß der souveränen Macht auf die Administration verhindere, tritt hiebei in den Vordergrund. Es mag sein, daß dieser Angriff auf Michael nicht geradezu von den türkischen Ministern ausgegangen ist, wie wenigstens der preußische Gesandte

glaubt. Aber man begreift, daß Michael selbst dadurch lebhaft beunruhigt wurde. Er erinnerte an einen ähnlichen Artikel, dessen wir oben gedacht haben, gegen seinen Vater, und meinte, ihn selbst habe die Pforte auf diese Weise im Jahre 1842 bei den europäischen Mächten verunglimpft und dann gestürzt. Auch die früheren Streitigkeiten über das Verhältniß der Bulgaren erhoben sich aufs Neue: es war damals, daß eine Anzahl von Tartaren aus der Krim nach Bulgarien verpflanzt wurde. Die Einwohner wurden genöthigt, ihnen Land und Gebäude abzutreten, und wenn sie sich widersetzten, mit altherkömmlicher Grausamkeit behandelt. Sie erneuerten ihren Uebertritt in das serbische Gebiet, wo sie auch jetzt nicht zurückgewiesen werden konnten. Fürst Michael hätte es nicht vermocht, wenn er auch gewollt hätte. Die Nation nahm Partei für eine Sache, in der sie ihre eigene erblickte. Am Palmsonntage des Jahres 1861 wurde die Erinnerung an die erste Erhebung des Fürsten Milosch im Jahre 1815, der Tag von Dakomo, öffentlich gefeiert. In der Zeitung, die darauf vorbereitete, las man einen Artikel, in welchem der Schatten des alten Gospodar aufgerufen und redend eingeführt wird. „Unser Werk, Kinder", läßt man Milosch sagen, „ist kaum zur Hälfte beendet. Stärket euren Geist und eure Arme. Das Jammergeschrei eurer unglücklichen Brüder stört mich in meiner himmlischen Ruhe. Werfet euren Blick auf sie; denn das ist das Blut von eurem Blute".

Artikel gegen Artikel, die weder von der einen, noch von der anderen Regierung als ihr Werk anerkannt wurden, aber welche die entgegengesetzten Intentionen bezeichnen.

Man versteht es, wenn unter diesen Umständen die Unterhandlung Garaschanins keinen Fortgang hatte. Wohl hätte man erwarten sollen, die Türken würden die Gefahr berücksichtigen, in welche sie ein Verständniß der Serben mit den übrigen Slaven im Reiche bringen könne, und dieselben zu beruhigen suchen. Nur selten aber ist es kluge Erwägung, was die Menschen bestimmt; meistens folgen sie leidenschaftlichen Impulsen. Der Antrag Garaschanins war zuletzt gewesen, daß die Moslimen in Belgrad bleiben, aber unter serbische Jurisdiction gestellt werden sollten. Die Pforte gab darauf eine Antwort, aus der sich unter den dunklen Umschweifen der türkischen Kanzlei doch so viel ergab, daß sie denselben ablehnte, wie der preußische Gesandte sagt, ohne irgend einen positiven Vorschlag behufs Beseitigung einer Verwirrung zu formuliren, welche täglich einen blutigen Conflict herbeizuführen drohe.

In jedem Schritte Michaels sah die Pforte eine neue Anmaßung. Unter Anderem wollte sie nicht zugeben, daß der Fürst berechtigt sei, sich direct an den Sultan zu wenden: seine Stellung befähige ihn nur mit den Wesiren zu correspondiren, nicht mit dem obersten Herren.

In diesem Zustande hat der preußische Gesandte dem serbischen Bevollmächtigten den Rath gegeben, den Streit über den Aufenthalt der Moslimen außerhalb der Festungen vor die großen Mächte zu bringen. Darauf allein aber konnte und wollte es Fürst Michael nicht ankommen lassen: er wollte sich vor Allem der Beistimmung seiner Nation versichern.

Ein Conflict schien bevorzustehen, für den es wesentlich war, die Einigung des Fürsten und des Landes zugleich zur Anschauung zu bringen und zu vollenden.

Eben als jene Differenzen einen Bruch ankündigten, im August 1861, berief Michael eine Skupschtina. Man hatte das nicht erwartet; denn die Partei, welche die Agitation für jene südslavischen Verbindungen betrieb, die man wohl vorzugsweise als die nationale bezeichnete, gab wenigstens in Belgrad Unzufriedenheit mit Michael kund: sie sagte wohl, sie habe ihn zum Fürsten gemacht und werde dafür zurückgesetzt. Er werde einen schweren Stand mit ihr haben. Man brauchte aber nichts von ihr zu besorgen; denn bei Bewegungen so tiefer und durchgreifender Art liegt es in der Natur der Sache, daß die besonderen Tendenzen vor allgemeinen Gedanken zurücktreten. Eine in ihrem Verfahren nicht mehr sichere Regierung, wie die türkische, wird einem nationalen Impuls, welchem ein bestimmtes Ziel vorschwebt, gegenüber, immer im Nachtheile bleiben. Idee und Wille vereinigt entscheiden unter den Menschen.

Am 18. August 1861 trat die Skupschtina in Kragujewatz zusammen. Die Regierung hatte nicht versäumt bei den Wahlen ihren Einfluß geltend zu machen, doch war es ihr nicht eben immer gelungen: in Kragujewatz selbst war einer ihrer ausgesprochenen Gegner, den sie schon zurückgewiesen hatte, zuletzt doch durchgedrungen. Und dieser wurde nun von der Versammlung bei ihrem Zusammentreten zum Präsidenten gewählt. Ein mit der Regierung einverstandener Deputirter erhielt allerdings die Stelle eines Vicepräsidenten, aber von vornherein war doch die Stimmung nicht entschieden.

Am 19. August hielt der Fürst seine Eröffnungsrede. Er begrüßte die Versammlung mit dem altherkömmlichen Gruß: „Gott

helfe Euch, Brüder!“ Er sagte dann: als der durch das Erbrecht bestimmte Herrscher eröffne er die Versammlung; aber nur dann könne dieselbe dem Vaterlande zum Nutzen gereichen, wenn Jedermann volles Vertrauen zu ihm und seiner Regierung habe, welche auf dem Gesetze beruhe und sich zur einzigen Aufgabe mache, für den geistigen und materiellen Fortschritt des Landes zu sorgen, und wenn solche kein Gehör finden, welche, nur auf sich selbst bedacht, Alles verwerfen, was nicht so, wie sie es wünschen, geschieht. Wenn es irgendwo nöthig ist, so ist es bei uns der Fall, darauf bedacht zu sein und hinzuarbeiten, wie wir mit gemessenem Schritte den civilisirten Völkern gleichkommen, hinter welchen wir zurückgeblieben sind. Gehe daher ein Jeder an die ihm zugetheilte Arbeit, ohne die Mühe zu scheuen, munter und kaltblütig. Hierauf berührte Michael die Gesetzesvorschläge, welche eingebracht werden sollten, zunächst über die Skupschtina selbst und den Senat, welche so abgefaßt seien, daß sie, ohne die Macht der einen und des anderen zu beeinträchtigen, doch für die Ordnung bürgen, welche dem Lande nöthig ist. — Ferner über ein neues Steuergesetz und eine weitere Ausbildung des von seinem Vater angeordneten Militärsystems. Nach den inneren gedachte er auch der äußeren Angelegenheiten: der Mission Garaschanins, von der er sich jedoch keinen glücklichen Ausgang versprechen könne, und der Einwanderung der bedrängten Nachbarn in das serbische Gebiet, denen man als Glaubens- und Stammverwandten ein Asyl habe gewähren müssen. Was auch die Pforte beschließen möge, seine Hauptaufgabe werde es immer sein, die Nationalrechte aufrecht zu erhalten, die sein Vater erkämpft habe. Es gebe Leute im Lande, welche die öffentliche Meinung verwirren; die Einen, welche Serbien für das glücklichste Land auf Erden erklären und heuchlerischer Weise dem Volke nur das sagen, wovon sie erwarten, daß es ihm gefalle, und die Anderen, welche, wenn ihnen etwas mißlingt, dies einem Fluch zuschreiben, der auf ihnen laste. Die letzten vergehen sich gegen die Gerechtigkeit Gottes.

„Fluch und Segen sind verschwistert, sie sind an einem Tage wie Zwillinge, auf die Welt gekommen: es liegt in der Macht eines Jeden, eines von beiden zu wählen. Mit Gewalt drängt sich weder das Eine noch das Andere irgend Jemand auf. Nun, in Gottes Namen beginnt das Werk, Glück auf!“ [1])

1) Diese Eröffnungsrede ist enthalten in einem Berichte des preußischen Consuls Meroni vom 22. August 1861.

Wir sind nicht im Stande, über den Eindruck, den diese Rede machte, auch nicht über die Verhandlungen, die dann folgten, eingehend Bericht zu erstatten. Die Protokolle sind sehr einsilbig, und der Consul, dem wir sonst häufig folgen, von dem Sitze der Versammlung entfernt, brachte nicht viel Anderes, als was diese mittheilen, in Erfahrung. Er selbst war erstaunt, daß die Opposition schwieg, von der er erwartet hatte, sie würde mit großer Stärke auftreten: Die Vorschläge der Regierung wurden einmüthig und ohne bedeutende Modificationen angenommen. Die Gesetze aber, die auf diese Weise zu Stande kamen, sind von so großem Belang, daß wir ihrer nothwendig mit einigen Worten gedenken müssen.

Für das unmittelbare Verhältniß zur Pforte, welche noch immer den Ustaw festhielt, durch den, wie öfter bemerkt, dem Senate eine gewisse Unabhängigkeit dem Fürsten gegenüber gewährleistet wurde, ist das Gesetz über den Senat das wichtigste.

In dem neuen Statut [1]) wird das Recht, die Senatoren nicht allein zu ernennen, sondern auch sie in Ruhestand zu versetzen, dem Fürsten zuerkannt. Jener § 17. des Ustaw, über den so viel verhandelt worden, nach welchem die Absetzung der Senatoren von der Pforte abhing, wurde dadurch geradezu aufgehoben. Es sind ihrer nach altem Brauche 17, eingeschlossen Präsident und Vicepräsident, die der Fürst aus der Zahl der Senatoren wählt, aber auch außer Function zu setzen befugt ist.

Dem Senate werden in seiner Gesammtheit nicht unbedeutende Befugnisse zugesprochen, vor Allem Gesetze vorzuschlagen, abzuschaffen und zu verändern, das Budget von Einnahme und Ausgabe zu berathen und dem Ministerium neuen Credit zu eröffnen; seine Entscheidungen aber sind nur dann giltig, wenn der Fürst sie bestätigt. Einige Bestimmungen kommen vor, die den Beschränkungen, welche sich einst Alexander Karageorgewitsch gefallen ließ, geradezu entgegengesetzt sind. Die fürstliche Autorität ist bei weitem die überwiegende. Wenn der Senat u. A. auch die Verträge mit fremden Staaten oder mit Privatpersonen, welche die Regierung binden, zu revidiren hat, so vertritt doch der Fürst Serbien den fremden Staaten [2]) gegenüber.

1) In der Srbske Novine vom 22. Aug./3. Sept. 1861 erschienen, von Meroni am 17. September nach Berlin übersandt.

2) § 10: Der Fürst vertritt ganz allein und repräsentirt den serbischen Staat bei fremden Staaten. Er schließt Verträge, geht Conventionen ein, von denen der Senat Mittheilung erhält, sobald die Umstände es gestatten.

Die Minister sind beiden, dem Fürsten und dem Senate, für die Ausführung der Gesetze verantwortlich. Von der Skupschtina ist dabei nicht die Rede. Das vorliegende Gesetz unterscheidet zwei Arten von Skupschtinas. Die eine, welche die große genannt wird, tritt nur dann zusammen, wenn der Fürst stirbt, wenn kein gesetzlicher Thronfolger vorhanden ist. Alle drei Jahre aber findet eine gewöhnliche Skupschtina statt, die der regierende Fürst einberuft und entläßt. Sie wird aus Deputirten gebildet, wobei je 2000 Besteuerte nach ihren verschiedenen Bezirken zusammentretend, einen Abgeordneten wählen. Ihr werden alle Gegenstände vorgelegt, über welche der Fürst den Willen der Nation zu erfahren wünscht; namentlich ist ihre Einwilligung nothwendig, wenn eine Veränderung in den Steuern vorgenommen werden soll.

Dem Steuergesetze lag die Absicht zu Grunde, die verschiedenen Classen nach ihrem Vermögen zu den öffentlichen Lasten herbeizuziehen. Es ist eine Vermögenssteuer, von welcher Niemand ausgenommen ist, auch nicht die Klöster, noch die geistlichen Güter überhaupt, noch Anstalten der Wohlthätigkeit, commercielle und industrielle Compagnieen; im Gegensatze gegen die bisherige Kopfsteuer, welche nur noch die Zigeuner traf.

Was aber der neuen hiemit eintretenden Legislation ihren eigentlichen Character gab, das war das Volksheer, welches zur Vertheidigung des Landes und zur Erhaltung der Rechte des Fürsten dienen sollte. Der Gedanke war, wie wir wissen, im Gedränge der Gefahren und Bestrebungen, die mit dem Ausbruch des Krimkrieges verbunden waren, noch unter Karageorgewitsch entsprungen, aber gleich im Moment wieder zurückgedrängt worden. Erst jetzt beschloß man Maßregeln, die dazu gehörten, um denselben den veränderten Umständen gemäß auszuführen. Die Dienstpflicht sollte allen und jeden vom 20. bis zum 50. Lebensjahre mit Einschluß desselben umfassen. Um nicht eine namhafte Zahl von Einwohnern ihren Geschäften zu entziehen, wurden zwei Classen gebildet, von denen die erste sofort zum Aufbruche fertig, die zweite aber in Bereitschaft sein sollte, sich auf den ersten Befehl sofort zur Verfügung zu stellen.

Die Nation gestaltete sich den Formen gemäß, in denen sie eben bestand, zu einer bewaffneten Macht. Man rechnete, daß man ein Heer von 50,000 Mann in den verschiedenen Waffengattungen aufstellen könnte.

Bei der Berathung des Artikels hat einer der vornehmsten Minister

ausgerufen: Mit einem Heere von 50,000 Mann brauche Serbien Niemand zu fürchten. Wir erfahren zwar, daß es Manche gab, welche sich an die Belästigungen stießen, die aus der Ausführung dieses Entwurfes, namentlich auch für die wohlhabenden Klassen entspringen würden, aber das allgemeine Gefühl war durch die Aussicht, daß ihr Fürst mit einem so stattlichen Heere aufzutreten im Stande sein werde, befriedigt und begrüßte es mit Freuden. Es war kein stehendes Heer, sondern nur eine Nationalmiliz ohne Sold, bei der Jeder seine Waffen selbst besorgen mußte. Die Unvermögenden sollten hiebei von den Begüterten unterstützt werden. Aus den wohlhabenden Klassen wurde eine Reiterei gebildet. Nur solche wurden dazu herbeigezogen, welche selbst ein Pferd halten konnten.

Die Officiere bis zum Capitän und die Unterofficiere sollten von den Bezirks-Vorstehern in Vorschlag gebracht und dann durch die Kreis-Vorsteher für das Volksheer ernannt, die Regiments-Commandeure vom Fürsten ernannt werden, der seine Wahl unter den Candidaten trifft, welche ihm vom Kriegsminister im Einverständniß mit dem Minister des Innern in Vorschlag gebracht werden. Der Fürst ernennt unmittelbar die Oberbefehlshaber.

Welch' ein Unterschied gegen die Rajah, die waffenlose Heerde der früheren Zeit, als nur die herrschende moslimische Bevölkerung Waffen zu tragen berechtigt war. Eben im Gegensatze zu der bisherigen Prärogative der Türken wurde jetzt aus einst von den Waffen Ausgeschlossenen ein stattliches, allezeit bewaffnetes Volksheer gebildet. Ueberhaupt athmen alle diese Beschlüsse den Geist einer sich nach allen Seiten hin muthig erhebenden Selbständigkeit, die aber freilich erst das Feuer der europäischen Controversen bestehen mußte.

Sechstes Capitel.

Rückwirkung der Serbischen Beschlüsse auf die Pforte und die Mächte.

Es konnte nicht anders sein, als daß die Pforte über die Haltung Michaels und die Beschlüsse der Skupschtina in eine große Aufregung gerieth. Auf das Bitterste beklagte sich der Großwesir über die Gesetze, in denen ein Umsturz der bisherigen Verfassung liege.

Vergebens wurde er aufmerksam gemacht, daß die Pforte durch Zurückweisung aller von der letzten Deputation gemachten Anträge den Fürsten in die Nothwendigkeit versetzt habe, sich selbst zu helfen. Er ergriff den Anlaß, den ihm (gegen Ende September) eine Conferenz der Mächte, die den Pariser Frieden garantirt hatten, über die Donaufürstenthümer darbot, um auch die serbische Angelegenheit vor derselben zur Sprache zu bringen.

Und sehr merkwürdig ist Rede und Widerrede, die dabei gewechselt worden sind.[1]) Vor Allem beschwerte sich Aali Pascha über die Aufstellung des Volksheeres, das er sogar noch höher anschlug, als es festgesetzt war; die Stärke desselben gehe weit über das Bedürfniß, die innere Ruhe zu erhalten, hinaus: augenscheinlich sei es entweder gegen die Türken oder gegen Oestreich bestimmt. Ueberdies aber seien die alten Verordnungen über den Senat umgestürzt und die Erblichkeit des Fürstenthums proclamirt worden. Aus Allem, was Michael vornehme, erhelle seine Absicht, sich von der Pforte vollkommen zu emancipiren.

Der preußische Gesandte, Graf Goltz, fragte, ob es einen Ferman gebe, durch welchen die Zahl der in Friedenszeiten in Serbien zu haltenden Truppen festgesetzt werde. Da diese Frage mit Nein

1) Ueber diese Conferenz haben wir einen sehr ausführlichen Bericht von dem preußischen Gesandten in Constantinopel, Grafen Goltz, vom 27. September 1861.

beantwortet wurde, so bemerkte er weiter, das serbische Nationalheer, das nicht besoldet werde und nur des Sonntags exercieren sollte, biete keine reelle Gefahr dar.

Der englische Gesandte dagegen stimmte zwar den Beschwerden des Großwesirs nicht gerade in jedem einzelnen Punkte bei, aber er gab doch zu, daß das gesammte Verhalten Michaels zu weiteren Besorgnissen Anlaß gebe. U. A. habe er bei dem jüngsten Thronwechsel in Constantinopel — am 25. Juni 1861 war Abdul Medjid gestorben, und hatte sein Bruder Abdul Aziz den Thron bestiegen — unterlassen, den neuen Sultan um seine Investitur zu bitten.

Auch gegen diese Anklage nahm sich der preußische Gesandte der Serben an. Er fragte den Großwesir, ob es einen Ferman gebe, welcher dem Fürsten die Pflicht, in Constantinopel zu erscheinen, auferlege. Der Großwesir verneinte das, behauptete aber, das Schreiben des Fürsten an den neuen Sultan sei in wenig geziemenden Ausdrücken in schlechtem Französisch abgefaßt gewesen. Goltz brachte dem Großwesir in Erinnerung, daß er von dem serbischen Deputirten ersucht worden sei, ihm seinen Rath bei der Abfassung dieses Schreibens zu geben, dies aber versagt habe.

Dem preußischen Gesandten schloß sich der russische an. Indem sie die erlassenen neuen Gesetze durchgingen, behaupteten sie, daß in denselben nichts enthalten sei, wodurch das Recht der Serben, ihre inneren Angelegenheiten selbst zu ordnen, überschritten werde. Das Gesetz über den Senat habe allerdings die Bestimmungen des Ustaw über denselben aufgehoben, aber ein Umsturz der Regierung liege keineswegs darin. Würden dem Senate größere Attributionen gewährt, so würde die Regierung nicht mehr eine monarchische bleiben, sondern eine republikanische werden. Die Skupschtina endlich habe von jeher bestanden und werde durch das neue Gesetz nur regularisirt.

Der Großwesir hielt dennoch daran fest, daß er Protest einlege, und zwar gegen die gesammte Haltung des Fürsten Michael. Der östreichische Gesandte unterstützte den Großwesir und zeigte viele Ungunst gegen den Fürsten von Serbien, der wenigstens die Pflicht habe zu beweisen, daß seine Acte nicht ungesetzlich seien. Der französische Gesandte hielt sich still[1]).

Indem dergestalt das Fürstenthum und die Pforte in den drei wichtigen Punkten, die schon Milosch angeregt hatte, in Bezug auf

1) Man wird es dem Verfasser zu gute halten, wenn er von Gesandten überhaupt redet, nicht von Botschaftern, auf deren Prärogative es hier nicht ankömmt.

Erblichkeit, Senat und Militärverfassung, einander feindselig gegenübertraten, wurde auch der vierte, welchen Garaschanin hatte erledigen sollen, wieder in den Vordergrund geschoben. Er betraf die im Inneren Serbiens wohnenden Türken.

In Bezug auf die Altstadt Belgrad, den Varosch, ließ sich die Pforte nur zur Einsetzung eines gemischten Criminalgerichtes herbei, welches nach türkischen Gesetzen urtheilen, und dem auch die Polizeigewalt untergeordnet sein sollte[1]). In Serbien machte das den ungünstigsten Eindruck. Man glaubte damit wieder unter die Herrschaft des Korans zu kommen, der man sich eben zu entziehen durch alle die bisherigen Kämpfe gestrebt hatte. Wie sehr die Befreiung von der Gefahr einer Rückkehr des türkischen Einflusses die Nation ergriffen hatte, beweist ein noch von der Skupschtina in Anregung gebrachtes Gesetz über die Thronfolge, durch welches dem Fürsten das höchste außerordentliche Recht, seinen Thronfolger selbst zu bestimmen, übertragen war[2]). Um jeden Preis wollte man die Einwirkungen vermeiden, welche eine zweifelhafte Wahl der Pforte verschafft hätte. Wie hätte man sich in der Hauptstadt selbst der türkischen Polizei unterwerfen sollen? Man bestand darauf, daß Alles durch die früheren Hattischeriffs bereits entschieden sei: Fürst Michael ließ in seine Zeitung eine Erklärung einrücken, in der er sagte, seine Regierung werde in keinem Falle in den Bemühungen nachlassen, um Serbien in den vollen Genuß seiner Rechte zu setzen.

Ueber die Beschlüsse der Skupschtina gab der serbische Predstavnik noch ein Memorandum ein, in welchem des Breiteren dargethan wurde, daß alle Neuerungen der Serben nur auf die innere Regierung Bezug hätten und sich innerhalb der Grenzen bewegten, welche der Pariser Friede festsetze. Die große Frage war nun, wie die Mächte das ansehen, welchem von beiden Theilen sie beistimmen würden. Die Pforte hatte ihre Beschwerden den einzelnen Höfen mitgetheilt, die nun nach und nach ihre, wie sich voraussehen ließ, von einander abweichenden Erklärungen gaben.

England stimmte den Beschwerden der Türken vollkommen bei. Eine Erklärung von John Russel besagt, daß aus den Gesetzen der Skupschtina das Bestreben deutlich hervorleuchte, das Land vollkommen zu emancipiren. Dahin ziele die Vermehrung der serbischen

1) Bericht von Goltz vom 3. Oct. 1861.

2) Am 24. Oct. 1861 übersandte der preußische Consul eine Uebersetzung dieses Gesetzes nach Berlin.

Streitkräfte durch eine Miliz von 50,000 Mann; besonders betont er den Artikel in dem Gesetze über den Senat, nach welchem der Fürst als der einzige Repräsentant des Landes nach außen hin bezeichnet werde [1]). In dem serbischen Memorandum war ausgeführt worden, daß sich das bloß auf solche Verhältnisse beziehe, für welche die innere Autonomie von Serbien anerkannt sei: namentlich auch auf die commerciellen, gemäß den Beschlüssen des Pariser Friedens. Auf Lord John Russel scheint dies keinen Eindruck gemacht zu haben. Er blieb bei dem zweideutigen Wortlaute stehen. In seinen Ansichten wurde er durch die Paragraphen des Gesetzes über die Skupschtina, in welchem die Erblichkeit des Thrones ohne alle Rücksicht auf die entgegenstehenden Behauptungen der Pforte festgesetzt worden war, bestärkt. Niemand wird in Abrede stellen, daß sich aus den Gesetzen auf dies Bestreben wohl ein Schluß machen ließ, wie man denn auch in Belgrad unverhohlen den Wunsch einer Emancipation ausdrücken hörte. Doch war das nicht eigentlich die Frage. Diese lag lediglich darin, ob die serbische Regierung und die Volksversammlung den Kreis der Befugnisse, den ihnen die Fermans der Pforte ließen, überschritten hatten oder nicht. Diese selbst waren in sich vieldeutig und widersprachen einander: die Serben ergriffen die ihren Ansprüchen günstigste Auslegung: sie bestanden auf den Hattischerifs von 1830 und 1833, die zwar überschritten, aber niemals zurückgenommen worden waren.

In Oestreich fand man die Beschwerden der Türken ebenfalls gerechtfertigt [2]): man nahm an, daß die Lage der Dinge, wie sie im Jahre 1856 war, von den Mächten garantirt worden sei. An und für sich, sagte der damalige Minister Graf Rechberg einmal dem preußischen Gesandten, werde er nicht gegen Modificationen der serbischen Verfassung sein [3]). Einen unangenehmen Eindruck hatte ihm aber doch ein Schreiben Michaels gemacht, in welchem Serbien als Staat bezeichnet war, wohl als ein Oestreich befreundeter, aber doch als Staat. Auf jeden Fall mußten die drei Punkte Gegenstand der Erwägung von Seiten der Großmächte werden.

Indem das preußische Ministerium [4]) auf die Beschwerden des

1) Schreiben Russels an Bulwer vom 10. Dezember.

2) In diesem Sinne schreibt der Minister Rechberg an Karolyi am 3. December.

3) Bericht des preußischen Gesandten Werthern vom 19. December.

4) In einem Schreiben an Rehfues nach Constanstinopel vom 22. December.

türkischen Gesandten eine einseitige Abänderung des zu Recht bestehenden Zustandes, der im Jahre 1856 garantirt worden sei, für unzulässig erklärte, kam es auf jenen in dem vierzehnten Protokolle der Pariser Conferenzen enthaltenen Artikel zurück, in welchem von einigen in Serbien vorzunehmenden Veränderungen der Verfassung die Rede war. In einem an den Fürsten Michael gerichteten Anschreiben spricht der preußische Minister aus, daß die von der Skupschtina getroffenen Neuerungen von größter Tragweite seien, und warnte ihn davor, mit der Pforte und zugleich mit den garantirenden Mächten zu brechen. Von der Pforte habe er doch nichts zu fürchten: er werde durch den Einfluß der Mächte gegen sie geschützt. Die Besorgniß einer in der Consequenz der Beschlüsse liegenden Emancipationserklärung, welche dann eine Verbindung mit den übrigen aufständischen Provinzen zur Folge haben werde, liegt auch hier zu Tage. Wie der östreichische Minister die Meinung des preußischen, so wünschte nun der preußische seinerseits die Ansichten der Cabinete von Rußland und von Frankreich zu erfahren.

In Rußland, wo der englische Gesandte lebhaft die Partei der Türken nahm, bekamen damals dieselben Erwägungen, welche in Berlin gemacht worden waren, das Uebergewicht über die von jeher den Serben bewiesene Begünstigung. Fürst Gortschakoff ließ vernehmen,[1]) die Pforte sei mit ihren Beschwerden über das einseitige Verfahren in Serbien formell im Rechte. Bei dem Verlangen nach Reformen von unbestreitbarer Dringlichkeit habe man doch in Serbien die durch die Verträge gezogenen Grenzen nicht inne gehalten. Er wünschte vor Allem die Wiederaufnahme jener von Milosch angebahnten Unterhandlungen, wozu auch Garaschanin, der, jetzt nach Serbien zurückgekehrt, eine hohe Stelle in dem dortigen Ministerium einnahm, sich privatim bereit erklärt habe.

Zwischen den drei großen Continentalmächten war dergestalt kein eigentlicher Widerstreit. Wenn Oestreich den Türken, Rußland den Serben an sich geneigter war, so waren sie doch beide für die Erneuerung der Unterhandlungen. Preußen und Rußland stimmten völlig überein.

Entschieden auf die Seite der Serben trat nur Frankreich. Minister Thouvenel, der selbst als Botschafter in Constantinopel gewesen war, sprach sich in einer näheren Erörterung der drei Punkte ganz im Sinne der Serben aus [2]). Er bemerkte, daß sich gegen die

1) In einer Unterhaltung mit Bismark, über welche dieser am 6. Januar 1862 nach Berlin berichtet.

2) Bericht des Prinzen Reuß aus Paris vom 30. December 1861.

Reformen des Senats nichts einwenden lasse. Diese Körperschaft sei von jeher die Quelle aller inneren Unruhen gewesen. Die Pforte müsse selbst die fortwährenden Irrungen, die dadurch entsprungen, zu beseitigen wünschen. Und eine Miliz, aus Bauern bestehend, ohne Disciplin und gute Waffen, biete doch in der That keine Gefahr. Die Pforte möge sich mit dem Zeichen der Souveränetät, nämlich der Haltung der Garnisonen in Serbien, begnügen. Dann werde dieses kein Motiv haben, sich von der Pforte loszureißen. Auch Thouvenel provocirt auf jenes 14. Protokoll der Pariser Conferenzen. Er behauptete, dem Fürsten gerathen zu haben, sich mit Montenegro nicht in Verbindung zu setzen, ein Rath, den dieser befolge. Thouvenel faßte den Untergang der Pforte als bevorstehend und unvermeidlich auf; es schien, als wünsche er für diesen Fall die Existenz einer Gruppe von unabhängigen Staaten in der Balkanhalbinsel. So wenigstens war der Eindruck seiner Rede. Wir lassen dahingestellt, ob es in der That seine Meinung war; genug, in den vorliegenden Fragen war Frankreich ebenso entschieden für die Serben, wie England für die Türken.

Es kam nun zunächst nicht zu Conferenzen: die verschiedenen Höfe sprachen aber ihre Sinnesweise sowohl in Constantinopel als in Belgrad aus. Von dem östreichischen und dem englischen Hofe wurde Fürst Michael erinnert, daß nur eine Rückkehr auf den legalen Weg und ein strenges Innehalten der Institutionen, welche unter die Garantie der Großmächte gestellt seien, Serbien des Interesses Europas würdig machen könne. Besonders der englische Generalconsul zeigte sich sehr eifrig. Das preußische Ministerium, welches der Fürst um seinen guten Rath gebeten, gab denselben dahin, daß der Fürst wegen der streitigen Punkte, Erblichkeit, Umformung des Senates, Einrichtung der Miliz und Vertretung Serbiens dem Auslande gegenüber, den Weg der Verständigung mit der Pforte und den Mächten einschlage möge. Er könne sich auch auf das 14. Protokoll der Conferenzen berufen. Garaschanin bemerkte, daß eine Zurücknahme der Gesetze, wie sie anderweitig gefordert worden war, nicht in den Befugnissen des Fürsten liege, da sie ja nicht von ihm gegeben seien, sondern von der Skupschtina. Das Bestreben des Fürsten aber gehe dahin, allezeit nur im Einverständniß mit den Garantiemächten zu handeln. Er werde sich jetzt auch an Frankreich und Rußland wenden, von denen sein Verhalten allezeit richtig beurtheilt worden sei.

Die Erklärung, welche das russische Cabinet in Petersburg gab,

stimmte nicht ganz mit der Art und Weise überein, wie sich der Gesandte in Constantinopel ausdrückte. Der Letzte legte keinen Werth darauf, daß der Ustaw, wie man ihm zu Gemüthe führte, mit Einwilligung Rußlands gegeben worden war. Damals, sagte er, habe man darauf denken müssen, den Gewaltsamkeiten des Milosch eine Beschränkung entgegenzusetzen. Jetzt aber wäre dies unnütz, da denselben unter Michael ein Ziel gesetzt worden sei. Gerade bei den Gesandtschaften in Constantinopel sind nicht selten momentane Differenzen zwischen den Erklärungen der Ministerien und ihrer diplomatischen Agenten vorgekommen. Am entschiedensten, wie schon berührt, stellte sich Frankreich auf die Seite von Serbien. Wir erfahren mit Bestimmtheit, daß dem Fürsten von Paris aus ausführlich angegeben wurde, wie er sich fernerhin den Mächten und der Pforte gegenüber zu äußern habe. Fürst Michael ließ eine neue Erklärung, die er als Verbalnote bezeichnete, abfassen und den Höfen zukommen. Sie unterschied sich von den früheren dadurch, daß sie die Eigenliebe der Pforte schonte und einige der schwierigsten Punkte auf eine Weise erläuterte, die auch in England die dringendsten Einwürfe zu beseitigen beitrug. Was wir von Rußland bemerkten, fand auch bei den Engländern statt. Der englische Gesandte drückte sich gemäßigter aus, als seine Regierung, und ließ unumwunden den Wunsch vernehmen die Sache friedlich beizulegen. Insofern war der französische Einfluß auch auf das englische Cabinet nicht ohne Wirksamkeit. Der östreichische Internuntius sprach sich mit größtem Eifer gegen die serbischen Rüstungen aus. Das Wiener Ministerium verwarf das Vorgehen der Serben hauptsächlich deshalb, weil man dabei die souveräne Macht umgangen habe. Die Türken verharrten bei ihren Protestationen. Der Großwesir äußerte, auf die einzelnen Punkte komme es eigentlich nicht an, sondern auf die gesammte Haltung des Fürsten Michael, aus welcher sein Bestreben, sich von der Pforte loszureißen, unzweifelhaft hervorgehe.

Siebentes Capitel.

Conflicte in Serbien. Bombardement von Belgrad.

Leugnen dürfte man nicht, daß einiger Grund zu dieser Besorgniß vorlag. Der serbische Bevollmächtigte in Constantinopel hatte kein Hehl damit, daß es dahin kommen müsse, das Verhältniß zur Pforte zu lösen, das weder dem christlichen Principe noch dem Bildungsstande von Serbien entspreche. So weit aussehend dies lautet, so war die Absicht, Serbien unabhängig zu erklären, keineswegs endgiltig gefaßt. Man wollte nur die Bande lösen, welche die innere Verwaltung an die Türken knüpfte. Im März 1862 trat der Fürst mit einem Gesetze hervor, das einen neuen Schritt auf diesem Wege enthielt.

Es betraf die Organisation der Central-Verwaltung des serbischen Staates, in welchem er definitiv von Allem abwich, was der Ustaw verordnete. Die bisherige Gesetzgebung hatte noch immer die Möglichkeit des Eingreifens der Türken übrig gelassen, woran auch in den Discussionen mehr als einmal erinnert wurde. Bisher war man noch bei der vorgeschriebenen Einrichtung geblieben, nach welcher drei Ministerien, das des Inneren, das der Finanzen und das der Justiz und eine Kanzlei unter dem Predstawnik bestehen sollten, die alle Jahre im Monate März dem Senate einen Auszug der von ihnen erledigten Geschäfte mitzutheilen hatten. Sie waren vom Senate abhängig, wie dieser von der Pforte. Alle dem wurde nun mit einem Schlage ein Ende gemacht. Fürst Michael richtete sieben Ministerien ein für Cultus, Justiz, Aeußeres, Inneres, Finanzen, Krieg und Bauwesen, die unter sich in gleichem Range stehen, unter denen aber der Fürst einen zum Präsidenten ernennt, der diese Function im Namen des Fürsten ausübt, wenn dieser nicht selbst präsidirt.

An die Stelle von Einrichtungen, welche die türkische Hoheit voraussetzten, trat nun eine von dem Fürsten selbständig eingerichtete, nach dem Muster der europäischen Staaten normirte Verfassung. Wenn man den Gegensatz zwischen orientalischen und occidentalischen Einrichtungen im Auge behält, so sieht man hier recht eigentlich, wie allmählich jene zurücktraten, diese emporkamen. Fürst Michael schritt mit Ruhe und Consequenz auf diesem Wege voran. Die Einwendungen, die hauptsächlich gegen die Militärverfassung gemacht wurden, kümmerten ihn wenig. Er fuhr darin um so eifriger fort, da die Volkszählung eine noch größere Anzahl von waffenfähigen Mannschaften ergab, als man erwartet hatte.

Die militärische Organisation wurde damals besonders von einem früheren französischen Genie-Capitän, des Namens Mondain, geleitet, der jetzt serbischer Kriegsminister geworden war und alle seine Kraft Tag und Nacht darauf verwandte. Das machte aber um so größeres Aufsehen, da Montenegro im Kriege mit den Türken begriffen, und Bosnien im Aufruhr war. Man behauptete wohl, eine italienisch-slavische Propaganda gehe damit um, eine Landung bei Antivari zu versuchen; damit stehe die Bewegung der Montenegriner in Zusammenhang; denen aber werde sich Serbien anschließen. Daß die Absicht Michaels selbst dahin gegangen sei, läßt sich jedoch nicht behaupten.

Die Serben geriethen nun hauptsächlich dadurch in Aufregung, daß die Nachrichten aus Bosnien von einer Concentration der türkischen Streitkräfte meldeten, welche bestimmt wären, gegen die Serben vorzurücken. Wie sollte man nicht Hand anlegen, sich gegen eine solche Gefahr zu vertheidigen? Man begreift es, wenn der Beschluß gefaßt wurde, einige feste Plätze zu besetzen, die Grenze zu beschützen. Dadurch allein konnte der Bestand alles dessen, was man bisher gethan und erreicht hatte, erhalten werden. Die Kriegsrüstungen waren in der That nur defensiver Natur, auch hiebei aber fiel die Anwesenheit so vieler Moslimen im Lande, denen die eigentlichen Festungen zu Gute kamen, doppelt in's Gewicht. Die Pforte hatte sich bereit erklärt, zur Schlichtung dieser oft erwähnten Streitfragen einen Commissar nach Belgrad zu schicken und in der That einen solchen ernannt. Dem scheint jedoch nicht ganz wohl bei der Sache gewesen zu sein: eigenmächtig verzögerte er seine Abreise von einem Monate zum anderen.

Indeß aber nahmen die Reibungen zwischen den beiden unter einander wohnenden Bevölkerungen in der Weise, die wir

schon kennen, immer mehr überhand. Tausend kleine Conflicte brachen aus, von denen damals an Ort und Stelle bemerkt wurde, daß jeder Theil dem anderen Schuld gab, sie veranlaßt zu haben. Endlich aber kam es im Juni 1862 zu einem Conflicte der ernstlichsten Art in der Hauptstadt selbst, der eine nähere Erörterung verdient, wie er denn Folgen von der größten Tragweite gehabt hat.

Wir haben über denselben officielle Berichte von serbischer und von türkischer Seite. Der eben erwähnte Fall tritt auch hier wieder ein: die Serben geben den Türken, die Türken den Serben alle Schuld. Beide gehen von der Voraussetzung aus, daß die Gegner den Conflict absichtlich hervorgerufen haben. Aber das mag wohl auf der einen so gut wie auf der anderen Seite unbegründet sein [1]. Der Verlauf war folgender: Nachmittags, den 15. Juni 1862, war Belgrad durch einen Vorfall in der Türkenstadt in Aufregung gesetzt worden. Ein Jude hatte sich bei einem Türken eingemiethet und in seiner Miethswohnung einen Backofen angelegt. Die Nachbarschaft wollte dies nicht dulden und, indem nun die Türken mit Einwilligung des Hauseigenthümers Hand anlegten, den Backofen zu zerstören, sammelte sich ein Volkshaufe; von serbischer Seite erschien ein Dragoman mit ein paar Gensdarmen, von der anderen Seite ein Aga der Festung. Heftige Worte wurden gewechselt; zu einem Zusammenstoße aber kam es nicht. Der türkische Hodscha, welcher die Sache geleitet hatte, wurde zu dem Gouverneur der Festung gebracht, kurz darauf aber sah man ihn wieder in der Stadt erscheinen. Es war eines Sonntags. Der Vorfall hinderte die Bevölkerung nicht, in dem Sonntagsstaate nach Toptschider zu gehen, um der Militärmusik daselbst zuzuhören: Andere gingen auf dem Kalimeidan spazieren: plötzlich aber wurden sie durch Flintenschüsse erschreckt.

Bei einem öffentlichen Brunnen war zwischen Serben und Türken ein Hader entstanden, fast in der Weise der Urzeit darüber, wer zuerst Wasser schöpfen solle. Jeder Theil behauptete, zuerst an der Stelle gewesen zu sein: der andere habe ihn verdrängen wollen. Bei den Thätlichkeiten, die auf den Wortwechsel folgten, wurde ein

1) Bei näherer Betrachtung muß man von der türkischen Auffassung ohne Zweifel abstrahiren. Sie widerspricht sich in sich selbst und bietet die größten Unwahrscheinlichkeiten dar. Auch die serbische wird nicht geradezu angenommen werden können; aber im Allgemeinen stimmt sie mit dem überein, was unparteiische Beobachter, unter denen wir wieder namentlich den preußischen Consul anführen, melden, und entspricht der Natur der Sache.

Serbe getödtet. Die serbische Polizei unter demselben Dragoman kam herbei und führte ein paar Nizams, welche des Mordes schuldig erachtet wurden, nach der türkischen Polizeiwache. Auch hier erschien ein Aga aus der Festung. Der Hader endigte nicht wie ein paar Stunden früher. Der serbische Dragoman und seine Gensdarmen wurden mit Schüssen empfangen, und da hierauf ein allgemeiner Tumult entstand, so schossen die Türken aus dem Gebäude, das dazu in Stand gesetzt war, unaufhörlich nach allen Seiten. Wie durch eine Art von Ansteckung verbreitete sich das Getümmel nach dem nächsten Thore, Stambul-Capu und dann nach den anderen Thoren, welche die Türken inne hatten und worauf ihre Ueberlegenheit beruhte. Ueberall, wo Türken und Serben aufeinanderstießen, kam es zu einem mörderischen Kampfe. Die Türken schossen aus ihren Minarets und Moscheen, die Serben drangen in die Kaufläden der Türken ein. Vergebens eilte der serbische Minister Garaschanin herbei, um die Ruhe wiederherzustellen; ein allgemeines Gemetzel schien bevorzustehen, so daß das Corps der Consuln, eiligst vereinigt, für rathsam hielt einzuschreiten. Während das Getümmel fortdauerte, begaben sie sich in die Festung und bewirkten, daß sich der Gouverneur entschloß, die Thorwachen und die Polizeiwache nach der Festung zurückzuziehen. Das geschah mit Vorbehalt einer künftigen Feststellung des Rechtes, genügte aber für den Moment, indem nun auch Garaschanin die Verantwortung dafür übernahm, daß weder die Truppen bei ihrem Abzuge noch auch die Einwohner, möchten sie in ihren Häusern bleiben wollen oder es vorziehen, sich nach der Festung zu begeben, von den Serben feindlich behandelt werden sollten. Das Motiv der Consuln lag darin, daß die Serben bereits die Oberhand hatten und durch das heranziehende Volk aus dem Lande jeden Augenblick mehr erhielten. Die Türken würden sämmtlich massacrirt worden sein, wären die Consuln nicht eingeschritten. Sie unterstützten Garaschanin bei dem Bemühen, die Ruhe in der Stadt herzustellen, unter fortwährendem Gewehrfeuer von beiden Seiten.

Fürst Michael war abwesend. Er war eben auf einer Reise in das Land begriffen. Durch eine Proclamation aber wurde den Serben in Erinnerung gebracht, daß die Ehre des Fürsten und ihre eigene, die Ehre der ganzen Nation es erfordere, das dem Pascha gegebene Versprechen zu erfüllen. Allmählich legte sich der Sturm: die türkischen Truppen konnten sich von ihren Posten, die türkischen Einwohner aus ihren Häusern nach der Festung zurück-

ziehen. Am anderen Morgen sah man einen Zug türkischer Frauen, gehüllt in ihre weißen Gewänder, aus denen nur ihre Augen hervorblickten, nach der Festung gehen. Obgleich man ihnen Schuld gab, sie hätten selbst aus den Fenstern gefeuert, wurden sie jetzt von den Serben sicher nach der Festung geleitet.

Bei dem gegenseitigen Haß der beiden Bevölkerungen läßt sich Alles, auch ohne daß ein bestimmter Plan vorhergegangen wäre, verstehen. Es war eine plötzliche Explosion feindseliger Elemente. Der Erfolg aber war nun doch ganz auf der Seite der Serben. Was sie immer gewünscht hatten, die Entfernung der Türken aus Belgrad, war in dem Getümmel der Nacht vom 15. zum 16. Juni erreicht. Der errungene Erfolg war aber damit noch keineswegs gesichert. Auf den Kampf in den Häusern, auf den Straßen, an den Thoren, in welchem die Serben die Oberhand behalten hatten, folgte nun bald ein Angriff der Festung mit allen ihren Mitteln auf die Stadt. Daß die Serben durch einen Angriff auf die Festung mit ihrem kleinen Gewehr gegen die starken Mauern Anlaß dazu gegeben, muß als unbegründet verworfen werden. Der im Allgemeinen sehr unparteiische preußische Consul sagt, daß von serbischer Seite auch nicht die mindeste Provocation vorgekommen sei. Der Kriegsminister Mondain versichert ausdrücklich, nicht ein einziger Flintenschuß sei gefallen [1]). Auch denke ich nicht, daß die Türken, wie anderwärts vermuthet worden, von Constantinopel aus dazu veranlaßt worden seien. Wie natürlich war es doch ohnehin, daß die von ihren militärischen Posten, zum Theil von Haus und Hof verjagten Moslimen den Pascha, mit dem sie sehr schlecht zufrieden waren, weil er ihren Rückzug angeordnet hatte, zu dem Versuche drängten, entweder das Verlorene wieder zu erlangen, oder doch wenigstens Rache zu nehmen.

Der östreichische Consulatsverweser soll von dem Vorhaben Kunde gehabt und die Unterthanen seiner Jurisdiction gewarnt haben, so daß diese auf ihre Sicherheit Bedacht nahmen; aber die übrigen

1) In seinem Rapport heißt es: L'ordre donné et souvent répété n'a pas été changé un seul moment, l'unique mission de la troupe est toujours de venir en aide à la police pour le maintien de l'ordre dans la ville. C'est dans cet état de morcellement et de repos que le bombardement . . . . vient surprendre. — Les temoignages ne manquent pas pour certifier, que jusqu'aux premiers coups de canon tirés de la citadelle nos troupes sont restées dispersées, ... et que pas un seul coup de fusil n'a été tiré par elles jusqu' à ce moment.

Consuln verließen sich auf die von dem Pascha ihnen gegebenen friedlichen Zusicherungen. Indem die Consuln sich anschickten, auf dessen Einladung ihn am 17. früh nochmals zu besuchen, vernahmen sie den Kanonendonner von der Festung: der Pascha hatte ein Bombardement eröffnet. Die Serben, die eben mit der Beerdigung der Gefallenen beschäftigt waren, wurden auseinandergesprengt. Man schoß mit Granaten, Bomben und Fünfzigpfündern: eine Menge von Gebäuden wurde zerschossen, andere geriethen in Brand, andere wurden schwer beschädigt. Um halb 2 Uhr hörte das Bombardement auf, aber nur um beim Beginne der Nacht wieder anzufangen. Man erfährt mit Bestimmtheit, daß ein Ausfall aus der Festung unternommen worden, der aber bei dem Anblicke der großen Menge von Bewaffneten, den die Türken bei dem Aufflammen von Raketenfeuer wahrnahmen, rückgängig geworden sei. Das erneuerte Bombardement hatte keine entscheidenden Folgen, da die Geschütze und die verwandte Munition nicht gerade sehr brauchbar waren, aber es erfüllte doch die Stadt mit der Angst, welche eine unmittelbare und unberechenbare Gefahr hervorbringt. In diesem Augenblicke traf Fürst Michael, der in Schabatz gewesen war, wieder in seinem Konak in Belgrad ein. Auch die Fürstin kehrte aus Toptschider zurück. Die Consuln eilten unverzüglich ihn zu begrüßen: sie wurden, den östreichischen Consulatsverweser den man eines geheimen Einverständnisses mit dem Pascha beschuldigte, ausgenommen, auf das freundlichste empfangen; denn ihrer Intervention war doch die Beruhigung des ersten Tumultes zu danken gewesen.

Am anderen Morgen verfügten sie sich abermals zu ihm: er zeigte ihnen dann eine Proclamation, in welcher er Alle, die den Anordnungen seines Kriegsministers keine Folge leisten würden, mit unverzüglicher Ausübung des Standrechtes bedrohte. Dieser selbst hatte den Auftrag, die Thore und andere Zugänge, die nach dem Castell führten, zu verbarrikadiren und mit Soldaten und bewaffneten Bürgern zu besetzen. Der Fürst hat hier die Barrikaden angeordnet, jedoch mit der Anweisung, sich mit der Defensive zu begnügen. Er war eben im Begriffe vom Premierminister Garaschanin und dem Senatspräsidenten Marinowitsch begleitet, die verschiedenen Posten und Barrikaden zu besuchen. Die Consuln von Rußland, Frankreich, England und Preußen erboten sich ihn zu begleiten, was der Fürst gern annahm. Sie durchschritten dann die Stadt, welche überall Spuren der Verwüstung darbot: der Fürst sprach mit den

einzelnen Piquets und ermahnte sie zum Gehorsam. Die Türken hatten aufgehört zu schießen.

Noch immer standen Festung und Stadt kampfbereit einander gegenüber. Was daraus erfolgen würde, hätte Niemand sagen können, wären nicht andere Einwirkungen unmittelbar und auf das Rascheste eingetreten.

Noch am 18. wurden die Gesandten der Mächte in Constantinopel von dem Bombardement, das in Belgrad begonnen hatte, benachrichtigt[1]); der französische Gesandte, Moustier, meldete dies unverzüglich dem Großwesir, der noch keine andere Nachricht davon bekommen hatte, und forderte ihn auf, die sofortige Einstellung der Beschießung zu befehlen. Der Großwesir berief hierauf noch in der Nacht um 1 Uhr einen Ministerrath, in welchem die Absetzung des Gouverneurs beschlossen und ein Ersatzmann für ihn bestimmt wurde, sowie ein Pfortencommissar, der nach Belgrad gehen sollte.

Der Großwesir ließ den gemessensten Befehl an den Gouverneur abgehen, um jede weitere Feindseligkeit zu vermeiden.

Zugleich aber war die Nachricht nach allen Höfen abgegangen, nnd bereits am 19. traf bei dem englischen General-Consul Longworth die telegraphische Weisung ein, daß er sich mit dem Gouverneur, den er ohnehin gut kannte, in Communication setzen und vor Allem dem Bombardement ein Ende machen solle. Der englische Consul begab sich hierauf von der Wasserseite, von Semlin her kommend, nach der Festung. Ohne Zweifel war bei dem Pascha indeß auch die erwähnte Weisung von Constantinopel eingetroffen, und er konnte keine Schwierigkeit machen, die Einstellung der Feindseligkeiten zuzusagen. Unter Dazwischenkunft der Consuln versprach auch Fürst Michael und gab sein Ehrenwort darauf, daß von serbischer Seite nichts geschehen solle, was die Türken irgendwie beunruhigen könne. Da sich jedoch bei der Gereiztheit der beiden Parteien auf die Erfüllung dieser Zusage nicht mit Sicherheit rechnen ließ, so beschloß man, daß zwischen der Festung und der Stadt die General-Consuln in Zelten campiren[2]), indessen der preußische in

1) So berichtet der preußische Gesandte in Constantinopel, jetzt Frh. v. Werthern, am 23. Juni nach Berlin.

2) Der preußische Consul berichtet am 21. Juni: „Meine Herren Collegen haben sich derart vertheilt, daß der französische General-Consul mit dem englischen Kanzler sich vis-à-vis der inneren Stadt auf den

den Straßen herumgehen solle, um den Einwohnern zu zeigen, daß die Repräsentanten der europäischen Mächte jede Gefahr mit ihnen zu theilen gesonnen seien.

Das Innere der Stadt war fürs Erste ziemlich ruhig, aber eine massenhafte Auswanderung bewegte sich, in Besorgniß vor einer bevorstehenden Erneuerung der Unruhen, nach Semlin, wo die Ankömmlinge bei weitem nicht alle aufgenommen werden konnten [1].

In diesem Zustande gewaltsamer Spannung befand man sich, als der Pfortencommissar Achmet Veffik mit dem neu ernannten Gouverneur anlangte [2]. Den Serben gereichte es zur Befriedigung, das der Pascha, der sie hatte beschießen lassen, abberufen wurde. Achmet erklärte, er sei nur gekommen, um die Ruhe herzustellen: die Consuln versprachen hiebei ihre Mitwirkung; aber dabei wurde doch eine Verhandlung zwischen Achmet und dem Fürsten Michael vorausgesetzt, und gleich diese hatte viele Schwierigkeit. Die Bedingungen, welche der Fürst auf der einen Seite und auf der anderen der Commissar als erforderlich bezeichneten, liefen einander schnurstracks entgegen. Veffik Effendi forderte von der serbischen Regierung die schriftliche Erklärung, daß sie das, was sie durch Gewalt errungen, nicht als rechtmäßig angesehen wissen wolle: im Princip müsse der status quo noch als bestehend betrachtet werden [3], die Entscheidung darüber der hohen Pforte und den garantirenden Mächten vorbehalten sein. Nach gehaltener Rücksprache mit dem Fürsten erschienen Garaschanin und Marinowitsch in der Versammlung der Consuln, um anzuzeigen, daß sie eine solche Erklärung nimmermehr abgeben könnten. Denn die Serben gingen ihrerseits immer davon aus, daß der status quo im Widerspruche mit den alten Verheißungen der Pforte stehe und für ungesetzlich zu halten sei. Einen großen Eindruck machte es aber doch auf sie, daß der englische General-Consul Longworth, in dessen Hause nun die Berathung stattfand, ihnen zu wissen that, Veffik Effendi habe ausgesprochen, er werde, wenn man sein billiges Verlangen abschlage, die Stadt verlassen und den neuen Gouverneur ermächtigen, in dem Falle, daß eine

türkischen Wällen, auf welchen die Kanonen postirt sind, und Herr Longworth mit dem französischen Kanzler auf dem Platze gegenüber der Festung — Beide in Zelten — aufhalten."

1) Bericht Meronis vom 23. Juni.

2) Seine Ankunft wird am 24. Juni von Meroni nach Berlin berichtet.

3) Bericht Meronis vom 26. Juni.

Erneuerung der Feindseligkeiten von Seiten der Serben einträte, die Stadt aufs Neue zu beschießen. Die Serben mögen gezweifelt haben, ob eine feindselige Demonstration zu verhüten sein würde, und wollten ihre Hauptstadt nicht dem Ruin preisgeben. Sie entwarfen eine Formel der Uebereinkunft, die von den Consuln dem Effendi vorgelegt, von demselben aber nicht ohne bedeutungsvolle Zusätze angenommen wurde. Diese zu acceptiren trugen die Serben wieder Bedenken. Nach weiteren Verhandlungen vereinbarte man sich endlich über eine Formel, welche der preußische Consul seiner Regierung eingeschickt hat. Er hat darin die türkischen Zusätze roth, die serbischen blau unterstrichen. Das Wichtigste ist, daß in dem ursprünglichen Entwurfe gesagt worden war, das fernere Verfahren solle stattfinden „unbeschadet aller Rechte". Der Effendi schaltete hiebei ein: „des türkischen Reiches"; dem fügten aber die Serben hinzu: „und der Privilegien Serbiens [1]."

Der dergestalt fortbestehende Gegensatz, der sich u. A. darin ausspricht, daß die Serben von einer serbischen Regierung, die Türken nur von einer serbischen Autorität sprachen, konnte die Eröffnung einer regelmäßigen Communication zwischen dem einen und dem anderen Theile nicht länger hindern. Am 26. Juni in der Mittagsstunde wurde durch die noch immer nicht abgetragenen Barrikaden ein Weg eröffnet, auf welchem eine fürstliche Equipage unter serbischem Geleite den Effendi in den Konak des Fürsten brachte. Bei der Zusammenkunft ist nochmals von der Gefahr, daß ein Bruch des Friedens namentlich von serbischer Seite möglich sei, die Rede gewesen. Uebrigens verlief Alles in den herkömmlichen Höflichkeiten. Nachdem nun ein freundschaftlicheres Verhältniß, eigentlich doch nur ein Waffenstillstand, hergestellt worden war, konnte der Effendi daran gehen, eine Untersuchung über das Vorgefallene anzustellen. Die Consuln wurden von derselben ausgeschlossen, wie Lord John Russel sagte, weil man der Pforte Vertrauen zeigen müsse. Daß das Resultat nicht anders als einseitig ausfallen konnte, ließ sich

1) pour régler clairement tous les détails de la question, toutes les questions de droit de l'Empire Ottoman et les privilèges de la Servie, restant intactes.

Der Effendi hat in einer weiteren Aeußerung Bemerkungen angeknüpft, die den Serben unzulässig erschienen; sie begnügten sich aber, hievon das Consular-Corps zu benachrichtigen, um die Höfe davon in Kenntniß zu setzen. Der preußische Consul sagt, die neue Fassung enthalte offenbar eine Verdrehung des ursprünglichen Sinnes.

voraussehen, doch kam darauf so viel nicht an, da Alles von der Haltung abhing, welche die europäischen Höfe nehmen würden.

Historisch gewährt es einen eigenthümlichen Anblick, wie das orientalische Reich, in diesem Momente Constantinopel und Belgrad, ihre Augen nach dem Westen wandten, um von den großen Mächten eine Entscheidung über ihr gegenseitiges Verhältniß zu erwarten.

Achtes Capitel.

Conferenzen der großen Mächte in Constantinopel.

Kommen wir nun auf die telegraphischen Mittheilungen zurück, die zwischen den Höfen gewechselt wurden. Die diplomatische Geschichte der neuesten Zeit hat einen ganz anderen Charakter als die frühere, seitdem der Telegraph erfunden und in Gebrauch gekommen ist. Der elektrische Draht vermittelt in jedem Augenblicke Nachrichten über das soeben Vorgekommene und die damit verbundenen Stimmungen und Beschlüsse. Man erfährt die Gedanken der Freunde und Feinde, ehe noch an ihre Ausführung gedacht werden kann. Jedermann weiß, welch eine Rolle der Telegraph bei dem Ausbruche des letzten französisch-deutschen Krieges gespielt hat. Schon in den Conflicten des Jahres 1862 war aber die rasche Communication von der größten Bedeutung. Zuerst tritt der Vorschlag des Lord John Russel, des damaligen Staatssekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten, hervor, der dahin ging, eine Delegation der in Wien befindlichen Gesandtschaften nach Semlin zu schicken und indessen Oestreich zu autorisiren, zeitweilig Belgrad militärisch zu occupiren [1]. Der Kaiser von Rußland, der an dieser Angelegenheit persönlich lebhaften Antheil nahm, war über diesen Vorschlag sehr erstaunt. An den Rand des Berichtes, der ihm darüber zu Händen kam, hat er drei Ausrufungszeichen gemacht. Es war wohl der Moment der größten Türkenfreundschaft, welche John Russel jemals empfunden hat. Unmittelbar darauf ließ er seinen Vorschlag wieder fallen.

Eine andere Tendenz verrieth die französische Regierung im ersten Augenblicke. Der Minister Thouvenel glaubte in dem

1) d'envoyer à Semlin une délégation des quatre légations à Vienne et Employés désignés par le Comte Rechberg avec autorisation de faire occuper temporairement Belgrade par les troupes autrichiennes. Depesche von Goltz. 19. Juni 1862.

Bombardement eine Verletzung des Pariser Friedens zu erblicken und wollte den französischen Gesandten in Constantinopel ermächtigen, dagegen Protest einzulegen. So erklärte er sich am 17. Juni; nach einer Besprechung mit dem englischen Gesandten in Paris, Lord Cowley, modificirte er aber seine Ansicht; denn das leuchtete ja ein, daß man in England die Sache ganz anders ansah, und beauftragte den französischen Gesandten nur, sich mit den übrigen Gesandten über die Maßregeln zu verständigen, die man zu ergreifen habe [1]).

Rußland trat diesem Vorschlage, wie sogleich nach Paris telegraphirt wurde, bei [2]). Eine, wiewohl nicht identische, doch nahe verwandte Richtung nahmen die beiden Cabinete von Oestreich und von Preußen. Von Berlin aus wurde der preußische Gesandte in Constantinopel, Freiherr von Werthern, angewiesen, sich mit seinen Collegen über die geeigneten Mittel zur Wiederherstellung und Sicherung der Ruhe zu verständigen. Damit stimmte dann auch Graf Rechberg in Wien überein; er fügte nur hinzu, daß bei den Berathungen der Pariser Friede zu Grunde gelegt werden müsse.

Diese Ansicht, daß die Schlichtung der Sache von einer Conferenz der Gesandten versucht werden sollte [3]), war also die allgemeine. Nur konnte man nach allem Vorangegangenen zweifeln, ob die Pforte darauf eingehen würde. Der Großwesir gab die Hoffnung kund, daß die Sache noch friedlich beigelegt werden könne [4]). Aber die nähere Kenntnißnahme von dem Vorgange in Belgrad erweckte in ihm die Ueberzeugung, daß dies unmöglich sein würde. Und indessen erhielt der französische Gesandte den Auftrag, bei der Pforte in aller Form auf die Einwilligung in eine Conferenz anzutragen; ein Antrag, dem die Repräsentanten der übrigen Mächte in einer bei dem preußischen gehaltenen Sitzung beitraten; nicht in einer identischen Note, wie ursprünglich beabsichtigt war, aber doch von allen Gesandten, von jedem auf seine Weise, wurde dieser Antrag am 8. Juli der Pforte vorgelegt [5]). Es dauerte doch noch länger als eine Woche, bis zum 20. Juli, ehe sie ihn annahm.

1) Telegramme Bismarks nach Berlin vom 17. und 18. Juni.
2) Telegramm von Goltz aus Petersburg vom 18. Juni.
3) Daß dieselbe zuerst von Paris aus angeregt wurde, ergibt sich aus dem Bericht Wertherns vom 7. Juli.
4) Bericht desselben Gesandten vom 30. Juni.
5) Bericht Wertherns, dem wir hier meistens folgen, vom 13. Juli.

Und ohne Zweifel muß diese Annahme als ein großer Schritt betrachtet werden, da dadurch die Entscheidung einer der wichtigsten Fragen den europäischen Mächten eingeräumt wurde, eine Entscheidung, der sich die Pforte alsdann nicht wohl entziehen konnte. Was dieselbe noch bedeutender machen mußte, war die Forderung der Serben, der Anwesenheit der Türken in ihrem Gebiete überhaupt entledigt zu werden, vor Allem aber der Garnisonen in den Festungen. Das war die Forderung des Fürsten Michael, die sehr natürlich aus den vorgekommenen Ereignissen entsprang.

Und schon waren diese Fragen ein Gegenstand der Discussion unter den Mächten geworden. Ursprünglich ging die Forderung der Türken auf die Herstellung des Zustandes, wie er bisher in Belgrad bestanden hatte. Als aber der Gesandte des Sultans in England dieselbe dem Lord John Russel vortrug, fand er doch nicht die Zustimmung desselben, die er erwarten mochte. Denn Lord Russel paarte mit zähem Festhalten an dem Buchstaben der Tractate doch immer Nachdenken und allgemein treffende Gesichtspunkte. Er antwortete, bei ihrem jetzigen Zustande müsse sich die Türkei entschließen, aufzugeben, was nicht zu erhalten sei, und nur das zu behaupten, was behauptet werden könne. Wollte er aber in Bezug auf die Türkenstadt in Belgrad nachgeben, so war er dagegen unerschütterlich für das Recht der Türken, die Festungen zu behalten. Der russische Minister äußerte gegen den englischen Gesandten in Petersburg die Meinung, daß mit der Zurückziehung der Garnisonen in die Festungen Serbien noch nicht beruhigt werden, daß dies vielmehr nur durch Ueberlieferung der Festungen an die serbischen Truppen erreicht werden könne. Da aber die Festungen in dem Pariser Vertrage den Türken vorbehalten worden waren, so gerieth Russel in eine nicht geringe Aufregung hierüber. Er ließ, immer jedoch in den freundschaftlichsten Ausdrücken, bei Rußland anfragen, ob es denn wirklich daran denke, dem Pariser Vertrage nach wenigen Jahren seines Bestehens entgegenzuhandeln [1]).

So war die Haltung von England. Den alten status quo nochmals zu garantiren lehnte Lord Russel mit ausdrücklichen Worten ab, aber dem englischen Gesandten gab er als seine Meinung zu erkennen, daß die Festung von Belgrad den Türken verbleiben müsse. Man hat wohl auch serbischerseits die Doppelseitigkeit der vorliegen-

1) Die englischen Aktenstücke zur serbischen Frage finden sich im 73. Bd. der State papers.

den Fragen nicht vollkommen gewürdigt. Sie trat in den Communikationen zwischen den Mächten mit Evidenz hervor; u. A. sprach der preußische Gesandte, Goltz [1]), der nunmehr nach Petersburg versetzt war, von Gortschakoff über seine Ansicht befragt, sich unumwunden dahin aus, das Mittel, das Land zu beruhigen, bestehe darin, daß die im Inneren Serbiens und in der Stadt Belgrad wohnenden Türken angewiesen würden, entweder das Land zu verlassen oder sich der serbischen Jurisdiction zu unterwerfen. Gortschakoff erklärte seine Uebereinstimmung mit dieser Ansicht: er hatte bereits die Beschränkung des militärischen Umfangs der Festung Belgrad ins Auge gefaßt.

Es ist gewiß, daß von französischer Seite von vornherein auch in Bezug auf die Festungen die serbische Ansicht begünstigt wurde. Aber da diese dem Wortlaute des Pariser Friedens entgegenlief, so ließ sich nicht erwarten, daß sie durchdringen würde. Alles kam auf die Entscheidung über den Aufenthalt der Türken außerhalb der Festungen an, und auch über diese war, man könnte sagen schon entschieden, ehe die Conferenz noch zusammentrat.

Die erste Sitzung derselben fand am 22. Juli statt. Sie begann mit der Erörterung einer Vorfrage, die doch nur formeller Natur war. Oestreich machte einen Unterschied zwischen den großen Mächten und den Garantiemächten. Zu den letzten gehörte auch Italien, welches den Frieden mit unterschrieben hatte, so daß an eine Erweiterung oder Limitation desselben ohne Einwilligung Italiens nicht wohl gedacht werden konnte. Bei dem Abschluß jenes Friedens war aber der jetzige König von Italien, Victor Emanuel, nur als König von Sardinien betheiligt gewesen. Oestreich verwahrte sich nicht gegen die Theilnahme dieses Fürsten als Königs von Sardinien an den bevorstehenden Verhandlungen, aber es hatte denselben noch nicht als König von Italien anerkannt, wie das doch soeben von Rußland und von Preußen geschehen war. Insofern kam dieser Frage keine wesentliche Bedeutung zu. Die Verhandlungen konnten, derselben zum Trotz, ihren Fortgang haben.

Man kam zunächst überein, dem Fürsten Michael das Vertrauen auszusprechen, daß er alle Feindseligkeiten der Serben hintanhalten werde, wie man denn auch von der Pforte die Zusicherung erhalten habe, daß sie die Serben nicht bedrohen noch gefährden wolle. Dann schritt man zur Sache. Nach mancherlei Hin- und Wider-

1) So erzählt er in seinem Berichte vom 24. Juni.

reden hob Sir Henry Bulwer als wichtigsten Punkt für die Erreichung des Zweckes der Herstellung der Ruhe die Nothwendigkeit hervor, Serben und Türken von einander zu trennen, was vornehmlich durch Hinwegräumung der alten Wälle und Thore in Belgrad geschehen könne. Die Türken scheinen das ruhig angehört zu haben. Als nun aber der französische Gesandte Moustier den Augenblick für gekommen erachtete, um noch einen weiteren Schritt zu thun, und davon sprach, daß sie die Festungen überhaupt, die ja von keinem Nutzen für die Türken seien, den Serben abtreten sollten, so geriethen die anwesenden Pfortenminister, der Großwesir, Fuad Pascha [1]), und der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Aali Pascha in heftige Aufregung. Fuad sagte, wenn die Gesandten etwa in der Meinung gekommen seien, daß die Pforte die Festungen abtreten werde, so sei das eine Illusion. Unter den Unterthanen Sr. Majestät des Sultans werde sich Niemand finden, der es wage, ihm diesen Vorschlag zu machen. Hierauf erging sich Aali Pascha in lauten Klagen über die Serben, durch deren Verfahren die Pforte seit drei Jahren unaufhörlich geschädigt werde. Der Halbgott Jesus, so ließ er vernehmen, habe die Lehre geben können, wenn Jemand auf den einen Backen geschlagen werde, auch den andern zum Schlage darzureichen, aber dazu werde eine mehr als menschliche Entsagung gehören. Er schien ganz unter dem Eindrucke der indessen aus Belgrad angelangten Relationen über die vorgenommene Untersuchung zu stehen, die aber, da sie ohne Theilnahme der Consuln zu Stande gekommen waren, von keinem Menschen für zuverlässig erachtet wurden. Er ließ sich hiebei einige augenscheinliche Uebertreibungen zu Schulden kommen. Der preußische Gesandte verließ die Conferenz unter dem Eindrucke, daß sie überhaupt erfolglos sein werde; durch die kurzsichtigen Rathschläge von England und die egoistischen von Oestreich werde die Pforte in ihrer Verblendung bestärkt [2]).

Ganz so schlimm ging es jedoch nicht. In der zweiten Sitzung wurde die türkische Relation über die letzten Ereignisse in Belgrad verlesen, aber schon hatte man auch die serbische, welcher zahlreiche Documente angehängt waren, in den Händen: der Gedanke, zwischen beiden über Recht oder Unrecht, Wahrheit oder Unwahrheit zu entscheiden, konnte gar nicht gefaßt werden. Durch Alles, was man

1) Nach dem genealogischen Kalender wurde Fuad im November 1861 Großwesir.

2) Bericht von Werthern vom 23. Juli 1862.

hörte, wurde man nur noch mehr davon überzeugt, daß eine Trennung der beiden Populationen vorgenommen werden müsse.

Der Erklärung der türkischen Minister, daß die Abtretung der Festungen eine Unmöglichkeit sei und bleibe, trat der englische Gesandte insofern bei, als er aussprach, England betrachte das Bestehen der Festungen als eine europäische Angelegenheit, auf der das allgemeine Gleichgewicht beruhe, und werde daran nicht rütteln lassen. Aber dem fügte er doch die Erwägung hinzu, ob nicht durch nähere Bestimmung des Festungs-Rayons und Hinwegräumung der alten Wälle und Thore, welche die Vorstadt umschließen, eine vollkommene Trennung der Türken von den Serben, und damit eine Basis des Friedens hergestellt werden könne. In der That ist hierin eine solche gefunden worden. Wir erfahren zwar, daß die Cabinete von Rußland und von Frankreich noch immer für das Beste hielten, wenn Belgrad und die Festungen an die Serben überlassen würden, aber sie hatten es doch ihren Gesandten auch anheimgestellt, ob eine solche Concession zu erreichen, ob auf derselben zu bestehen sein werde oder nicht. Die beiden Gesandten hatten Weisungen über die Punkte erhalten, welche in dieser Beziehung nothwendig gewährt werden müßten. In Rußland verlor man die Bestimmungen des Pariser Friedens in Bezug auf die Festungen zumal seit jenen Warnungen Russels nicht aus den Augen, wie das erwähnte Gespräch zwischen Gortschakoff und Goltz beweist, in welchem nur die Frage über die Beschränkung der Festungen in Evidenz trat. Das französische Ministerium nahm von vornherein weniger Rücksicht auf den Pariser Frieden: aber die Communikation mit England mußte es überzeugen, daß das dortige Ministerium von demselben nicht abzubringen sei.

Aber dahin war es nun doch durch die berührten Communikationen gekommen, daß Sir Henry Bulwer in der dritten Sitzung mit einem ausgearbeiteten Vorschlage über eine neue Begrenzung des Festungs-Rayons hervortrat, dessen Voraussetzung darin lag, daß die so viel bestrittene Türkenstadt von der türkischen Regierung aufgegeben werden müsse. Die Serben sollten sich verpflichten, ihre Barrikaden abzutragen, ihre Truppen zurückzuziehen und überhaupt auf Rückkehr eines normalen Zustandes hinzuwirken; die Türken, die Garnison der Festung zunächst nicht zu vermehren und keine Truppen an der serbischen Grenze zu concentriren. Hierauf sollte Alles nach zwei Principien regulirt werden: vollständige Trennung der Serben von den Türken, aber Sicherstellung der Festung für

den Großherrn. Zu diesem Behufe sollte durch Erweiterung des längs der Festung nach der Stadtseite sich hinziehenden Platzes, des sogenannten Kalimeidan, ein neutraler Raum geschaffen, und die Trennung der Serben und der Türken durch vollständige Entfernung der letzteren aus der sogenannten Vorstadt, d. h. dem Theile der Stadt zwischen der Citadelle und den Umfassungswällen, bewirkt werden. Diese Umfassungswälle werden geschleift, die Graben ausgefüllt, die Thore von Karor, Stambul, Widdin und das Save-Thor abgetragen, und die Serben erhalten die ausschließliche Verwaltung über diesen Theil der Vorstadt. Die Ausweisung der Türken aus Serbien, der Verkauf ihres Eigenthums außerhalb der Festungen wird durch den Pfortencommissar in drei Monaten bewirkt.

Wir erwähnen diese Vorschläge[1]) im Einzelnen, weil sie die Grundlage der späteren Uebereinkunft bilden: so wenig die ersten Sitzungen bedeutet hatten, so wichtig war die dritte. Es war über alle Erwartung, daß Fuad Pascha sich nunmehr erhob, ohne Zweifel nach vorhergegangenem Einverständniß mit England und mit Oestreich, und die Beistimmung der Pforte zu den Vorschlägen Bulwers erklärte: „Die Pforte", sagte er, wäre zwar im Stande, wenn man sie allein lasse, die Serben zu demüthigen, aber sie trage den Rathschlägen der Conferenz Rechnung und willige in die Schleifung des von den Türken bewohnten Stadtviertels.

Schon war auch von Seiten Rußlands und Frankreichs auf die übrigen Festungen, die noch in den Händen der Türken waren, Bedacht genommen und ihre Abtretung oder Schleifung beantragt worden. Die türkische Regierung erklärte sich in der That bereit, zwei derselben, Sokol und Uschitza, abzutreten, nicht aber die drei andern, Feth-Islam, Semendria und Schabatz. Auch dies geschah auf den Vorschlag von England, welcher sich darauf gründete, daß jene Forts nur durch eine im Lande selbst angesiedelte Truppenabtheilung garnisonirt würden und den Türken nicht von dem mindesten Nutzen seien. Die Pforte schlug hiemit einen Weg ein, der den unter den Mächten vereinbarten oder doch gemeinschaftlich in Aussicht genommenen Bestimmungen im Allgemeinen entsprach. Der Orient empfing sein Schicksal aus den Händen des Occidents. Der preußische Gesandte, der seiner persönlichen Gesinnung nach eigentlich die Abtretung der Festungen lieber gesehen hätte, war erstaunt darüber, daß die Türken sich zu einem so großen Opfer entschlossen,

1) Auch sie werden von Werthern ausführlich nach Berlin berichtet.

wie es die Vernichtung eines von 4000 Menschen bewohnten Stadttheils mit allen seinen Erinnerungen und Heiligthümern sei. Auch in Bezug auf die festen Plätze, welche die Pforte zu behalten wünschte, trat er der Ansicht derselben bei, weil sie unbedingt nothwendig seien, um Belgrad und die ungehinderte Communication dieses Ortes mit Constantinopel zu erhalten. Er hat darüber mit einem anwesenden preußischen Offizier gesprochen, der ihn in seiner Meinung bestärkte. Sehr hoch wurde der Vortheil angeschlagen, der den Serben durch die Abtretung von Uschitza zu Theil werde, weil es in der Region belegen ist, welche Serbien mit Montenegro verbindet. Es erweckte beinahe den Unwillen des preußischen Gesandten, daß der französische diesen umfassenden Concessionen zum Trotz in der folgenden Sitzung noch einmal den Antrag auf Abtretung von Belgrad stellte. Dessen Argument war, daß Belgrad von den Serben besser als von den Türken vertheidigt und durch die Abtretung allem Hader zwischen den Türken und den Serben, die ja eigentlich den ersteren von Natur geneigt seien, ein Ende gemacht werden würde. Er fand dabei nochmals Unterstützung bei dem russischen Gesandten; aber mit dem größten Nachdrucke erhob sich Aali Pascha dagegen. Von einer angeblichen Freundschaft der Serben gegen die Türken wollte er nichts hören; er behauptete den unwiderleglichen Beweis in Händen zu haben, daß die Absicht der Serben nur dahin gehe, wenn Belgrad ihnen zu Theil werde, ein neues, sich auf Rumelien, und Bulgarien erstreckendes Slavenreich zu gründen. Die Pforte sei in ihren Concessionen schon bis zu der äußersten Grenze gegangen; wolle man sie noch weiter treiben, so würde sie diejenigen Maßregeln ergreifen, welche sie für nothwendig halte, um die kommenden Ereignisse nicht unvorbereitet zu erwarten. Dem schloß sich nun Sir Henry Bulwer mit der Bemerkung an, daß auch er der Pforte in diesem Falle nur den Rath geben könne, sich auf alle Eventualitäten vorzubereiten.

Es schien fast, als werde diese Differenz noch ein ernstliches Zerwürfniß herbeiführen. Man hat damals viel von einer zwischen Rußland und Frankreich getroffenen Abkunft geredet, nach welcher diese Mächte sich vereinigt hätten, in der serbischen Angelegenheit gemeinschaftliche Sache zu machen. Aber selbst wenn es sich so verhielte, wie man damals angenommen hat, so würde doch eine solche Abkunft noch nicht zum Kriege geführt haben. Denn sie wäre zwar dahin gegangen, die vier in dem serbischen Memoire

vom 7. Mai aufgestellten Forderungen zu unterstützen, womöglich auch die Ueberlieferung Belgrads an die Serben, allein mit Bestimmtheit wäre das Letzte nicht ausgesprochen gewesen.

Daß sich Frankreich hierüber mit England entzweien sollte, war in der That nicht zu erwarten. Wir kennen ein Schreiben Thouvenels an den französischen Gesandten in London, in welchem er das Besatzungsrecht der Türken in Belgrad als vertragsmäßig anerkennt. Aber um allen Conflicten ein Ende zu machen, sagt er, möge man der Pforte den wohlmeinenden Rath geben, die Festung an die Serben zu überlassen[1]). Die Engländer machten hiegegen zweierlei Einwürfe: einmal, daß sich Oestreich niemals in den neuen Zustand, der daraus erwachse, fügen würde, wenn auch die Pforte dazu bestimmt werden könnte. Und in der That sprach sich der östreichische Internuntius auf das Lebhafteste dagegen aus. Er sagte, er vertheidige hier nicht die türkischen Interessen, sondern die östreichischen. Denn jeder Gewinn der Serben des Fürstenthums setze die östreichischen Serben in Aufregung. Die andere Einwendung gründete sich auf die bestimmten Erklärungen der Pforte selbst, soviel sie auch sonst nachzugeben bereit sei, so bestehe sie doch mit der größten Energie auf der Behauptung der Festungen. Fürst Michael hatte an Lord John Russel geschrieben und ihn gebeten, die Sympathieen Englands den Serben zuzuwenden. Lord Russel hat das Schreiben gut aufgenommen, aber er bemerkte, wenn es zu einem Kriege zwischen Serbien und der Pforte käme, so würde die Pforte, die ohnehin den Vertrag von Paris für sich habe, ohne Zweifel auch mit den Waffen die Oberhand behalten. Den Serben von ihrer jetzt zu erkämpfenden Unabhängigkeit zu sprechen, sei eine Vorspiegelung, durch die man diese selbst unglücklich zu machen Gefahr laufe. Und dieser Meinung war man auch in Berlin, wo ein Schreiben von Rouher eingetroffen war, in welchem er sich beschied, daß die Ueberlieferung Belgrads an die Serben nicht erreicht werden könne. Wir sahen schon, daß der Gesandte, von den türkischen Concessionen überrascht, es aufgab, die Erwerbung der Festung für die Serben anzustreben.

Besonders waren es dann zwei Fragen, welche die Conferenz noch beschäftigten; die eine betraf den Bestand der serbischen Armee. Die Absicht Englands wäre dahin gegangen, sie auf 12000 Mann zu beschränken. Denn, so sagte Bulwer, für ihre Verluste müsse

1) Den Inhalt dieses Schreibens, dessen Original nicht vorlag, gibt der Prinz Reuß in seinem Berichte vom 3. August wieder.

die Türkei auch eine Entschädigung haben. Die serbische Armee sei weit über die Zahl hinaus, welche einem Vasallenstaate zukomme, der ja seine Vertheidigung nach außen von dem Souverän erwarte, verstärkt worden, wodurch dann auch die Pforte sich veranlaßt gesehen habe, ein Heer gegen Serbien aufzustellen [1]). Dagegen aber erklärten sich Frankreich und Rußland aus dem Grunde, weil in dem Pariser Frieden keine Andeutung von einer Beschränkung der Serben auf eine bestimmte Truppenzahl enthalten sei. Der anwesende serbische Bevollmächtigte, Johann Ristitsch, der zu den Conferenzen nicht zugezogen war, setzte sich in den Gesprächen mit den Gesandten aus allen Kräften dagegen: man ließ diese Beschränkungen wirklich fallen.

Die andere Frage war mehr formeller Art, fiel aber doch sehr ins Gewicht. Bei Abfassung eines Protokolls war der ursprüngliche Vorschlag dahin gegangen, nach der türkischen Ansicht das Bombardement als gesetzmäßig zu bezeichnen. Unmöglich konnten die Freunde von Serbien dies zugestehen. Auf der Ueberzeugung, daß das Bombardement ohne alle hinreichende Ursache unbefugter Weise angeordnet worden sei, beruhte ihr Auftreten überhaupt. In dieser Beziehung behielten Rußland und Frankreich, denen sich Italien anschloß, die Oberhand. In dem Protokolle, welches dann am 4. September zu Stande kam, heißt es ausdrücklich, die Conferenz stehe von einer näheren Untersuchung über die unmittelbaren Ursachen der in Serbien eingetretenen bedauernswerthen Ereignisse ab; sie suche nur jeden neuen Anlaß gegenseitiger Irritation zu entfernen. Die Voraussetzung ist, daß die Pforte alles Mögliche thun wolle, was zum Vortheile derselben und selbst für ihre Autonomie geschehen könne, dagegen aber auch die Serben, indem sie ihre Autonomie entwickeln, die Bande, die sie mit dem türkischen Reiche vereinigen, nicht zerreißen wollen. In den einzelnen Artikeln wird nun die Abtretung der Türkenstadt, aber dagegen das Verbleiben der Citadelle in türkischen Händen des Näheren festgesetzt.

Es ist nicht nöthig, die einzelnen Dispositionen zu wiederholen, da sie doch nur eine kurze Zeit Geltung hatten. Die Hauptsache

1) Schreiben Bulwers vom 11. September 1862: History of the negotiations from commencement to termination of Conferences. State papers. Vol. 73. Nr. 42. Eine Erzählung dessen, was in den Conferenzen vorgekommen, findet sich in diesem Actenstücke nicht, aber eine gute Auseinandersetzung der englischen Gesichtspunkte.

liegt in dem Verhältniß der Mächte, unter deren Einwirkung sie zu Stande kamen.

Abgesehen hievon war der Vortheil der Serben von großer Tragweite. Von jenen drei oder vier Punkten, welche früher die allgemeine Aufmerksamkeit beschäftigten, war jetzt nicht mehr die Rede. Die Pforte erkannte jetzt die Autonomie der Serben ausdrücklich an, und wenn sie nun unter der Einwirkung der Mächte sich den Besitz von Belgrad vorbehielt, so zeigt doch der Augenschein, wie wenig nachhaltig diese Festsetzung war. Von den Mächten waren nur England und Oestreich mit Entschiedenheit dagegen, England hauptsächlich mit Rücksicht auf die Stellung Oestreichs und auf das System des europäischen Gleichgewichts. Wie aber nun, wenn dieses System sich änderte? Auf diese Eventualität bereitete sich Fürst Michael vor.

Neuntes Capitel.

Erwerbung der Festungen. Katastrophe Michaels.

In der serbischen Politik dieser Zeit läßt sich ein eigenthümlicher Widerspruch bemerken. Einer der vornehmsten Wünsche der Nation war erreicht, diese aber doch damit nicht befriedigt worden. Wir wissen, daß Milosch, indem er die Entfernung der Moslimen aus Serbien forderte, dabei anfangs auch der Entfernung der Garnisonen aus den Festungen des Landes gedacht, davon aber zuletzt zu schweigen vorgezogen hatte. Durch die Conferenz war nun der erste Punkt erreicht worden. Mit einer Nachgiebigkeit, welche in Erstaunen setzte, fügte sich die Pforte dem Begehren der Mächte, aber wenn des zweiten auch nur Erwähnung geschah, zeigten ihre Minister eine heftige Erregung. Und da die Gesandten der europäischen Mächte darüber keineswegs einmüthig untereinander waren, so folgte, daß dem Pariser Frieden gemäß, die Festungen den Türken nochmals ausdrücklich vorbehalten wurden. Die serbische Nation hatte indessen in Folge des Bombardements und zwar eben im Momente desselben die zweite Forderung mit Enthusiasmus ergriffen. Sie war damit unzufrieden, daß die Conferenz dieselbe nicht gutthieß. So sonderbar standen die Dinge, daß das Protokoll, welches die größte von allen Concessionen, welche die Pforte jemals gemacht hatte, enthielt, in Serbien nur kühl aufgenommen wurde. Es war zweifelhaft für den Fürsten, ob er es annehmen wollte oder nicht. Aber das Protokoll konnte als der Beschluß von Europa angesehen werden. Und wenn es etwas gab, was dazu veranlassen konnte, sich demselben zu unterwerfen, so war es der unglückliche Ausgang der montenegrinischen Wirren, der so=

eben damals eintrat. England hatte in demselben Partei für die Pforte ergriffen, und diese selbst eine größere Streitkraft entwickelt, als man erwartete. Nicht unbegründet erschien die Besorgniß des Lord John Russel, daß der Ausbruch eines Krieges zwischen den Serben und der Pforte einen für die Serben sehr verderblichen Ausgang haben würde. Diese Motive waren es nun auch, welche auf den Fürsten Michael einen bestimmenden Eindruck machten. Bei der zweifelhaften Stimmung der Nation aber hielt er für nothwendig, die Minister und Senatoren zu einer großen Rathsversammlung zu berufen; und in dieser sind dann seiner Ansicht gemäß die Beschlüsse der Conferenz, wie sie in dem letzten Protokoll verzeichnet waren, angenommen worden. Die Nation, welche früher selbst das Bestehen des Fürsten von dem Eifer, mit welchem er in dieser Sache auftrete, abhängig zu machen geschienen hatte, leistete zunächst Verzicht darauf und zeigte sich zufrieden, als man sich im folgenden Jahre mit der Ausführung der Conferenzbeschlüsse beschäftigte.

Eine Commission der Mächte langte in Belgrad an, um die Auseinandersetzung der beiden Populationen, namentlich in Belgrad selbst, zu leiten. Die Türkenstadt wurde mit Ausnahme der den Juden gehörigen Häuser und Versammlungsplätze nun wirklich zerstört. Der Rayon der Festung wurde mit einigen Beschränkungen, welche die Lokalität gebot, den in Constantinopel gefaßten Anordnungen gemäß umgrenzt. Einige Anstände fanden sich, bei denen die bemerkte Differenz der Mächte nochmals hervortrat. Wenn namentlich die Serben die Schleifung eines der am meisten nach der Stadtseite vorgeschobenen Bollwerke der Festung verlangten, so wären die Commissare der übrigen Mächte dafür gewesen, der englische, der östreichische und der türkische selbst setzten sich aber dagegen; denn der Beschluß war ja, daß die Festung überhaupt conservirt werden sollte. Fürst Michael erhob Einspruch, als auch einige serbische Häuser dem Plane zufolge abgetragen werden mußten, aber vergeblich. Er hatte in einem Antwortschreiben an den Großwesir betont, daß er in der getroffenen Abkunft keine Gewähr für künftige freundschaftliche und vertrauliche Beziehungen erblicke. Mit Besorgniß sahen sich die Einwohner der Stadt auch fortan von den hundert Feuerschlünden der Türken mit demselben Verderben bedroht, das sie schon einmal betroffen hatte. Dem Fremden fiel es auf, wie hier die türkischen Truppen und die serbischen Milizen einander fortwährend gerüstet gegenüberstanden, als würde es sofort zu einem Kampfe kommen. Aber die Serben verschlossen ihre Augen nicht

dagegen, was die ihnen gemachten Concessionen Alles in sich schlossen und was deren Ausführung bedeute. Mit größerem Vertrauen auf die Zukunft als jemals früher konnte die Skupschtina im August 1864 eröffnet werden. Es geschah diesmal besonders feierlich. Der Fürst schritt durch die Reihen der Truppen und der Nationalmiliz, welche Spalier für ihn bildeten, nach der Aula der neuen Akademie, wo sich die Volksvertreter, an Zahl 115, in ihrer malerischen Nationaltracht versammelt hatten. Recht eigen tritt hier die Verbindung moderner Institutionen mit dem alten volksthümlichen Herkommen vor die Augen, wie ja der eingeborene Nationalgeist durch den Anhauch der europäischen Welt gleichsam neu belebt und in neue Bahnen getrieben war. In der Thronrede gedachte der Fürst vor Allem der letzten Vorgänge in der Hauptstadt und der Dazwischenkunft der garantirenden Mächte, welchen das Land den größten Dank schuldig geworden sei. „Noch aber,“ fuhr er fort, „sind nicht alle Beschlüsse der Conferenz ausgeführt.“ „Wir wünschen das zu wissen“, rief eine Stimme aus der Versammlung. „Die Türken,“ sagte der Fürst, „die in Belgrad, Schabatz, Uschitza und Sokol außerhalb der Festung wohnten, sind ausgewandert und die Festungen von Uschitza und Sokol geschleift, aber es bleibt noch übrig, daß die Türken auch Klein-Zwornik und Sackar räumen und das Castell schleifen.“ „Ja das ist nöthig, Zivio!“ wurde ihm von allen Seiten zugerufen. Der Fürst betonte, daß auch in Constantinopel die Ueberzeugung an Boden gewinne, „daß ein zufriedenes und beruhigtes Serbien eine weit festere Schutzwehr für das Reich sei, als die Festungen, welche es an Serbiens Grenzen besitze.“ Es lasse sich erwarten, daß auch die garantirenden Mächte die hierauf gerichteten rechtmäßigen Bestrebungen des Volkes unterstützen würden.

Lauter, beistimmender Zuruf begleitete diese Aeußerungen.

Der Moment hat eine nicht geringe Bedeutung. Die Freude über das soeben Erlangte, die volle Anerkennung der Unabhängigkeit im Innern, verknüpfte sich mit der Zuversicht, daß Alles, was zur Vollendung dieses Werkes gehöre, sich demnächst erreichen lassen werde.

Sollte sich aber diese Erwartung erfüllen, so war vor Allem die Aufstellung der selbständigen Bewaffnung nothwendig. Die früher darüber gefaßten Beschlüsse bekamen nun erst Leben. Die Milizen wurden geübt, Waffenvorräthe angeschafft, besonders aus Deutschland und Rußland. Die Kanonengießerei und die Gewehrfabrik verdreifachten ihre Thätigkeit. Es gehörte eben Alles zusammen,

die autonome Einrichtung im Inneren, und die Bewaffnung, welche derselben zur Schutzwehr diente. Einem geschickten Finanzminister gelang es durch eine Erweiterung des Steuersystems die erforderlichen Geldmittel herbeizuschaffen.

Verkennen wir nicht, daß die Anwesenheit der türkischen Garnisonen und ihre drohende Haltung dazu beitrug, den Eifer der Serben zu beleben und alle Schwierigkeiten zu überwinden. Aber auch die allgemeine Situation trug dazu bei. Die Idee der Unabhängigkeit der Nationalitäten, von Frankreich proclamirt, wirkte auch auf Serbien mächtig ein. Die Türken erschienen als Fremde, denen es nicht gebühre auf dem serbischen Grund und Boden Festungen inne zu haben: für die Volksbewaffnung aber konnte man das Muster von Deutschland nehmen, wo vor einigen Jahrzehnten, eben im Kampfe gegen Frankreich, Nationalheere gebildet worden waren im Sinne der Unabhängigkeit und Freiheit. Das Land gewann nach und nach ein sehr kriegerisches Aussehen. Im Jahre 1866 zählte die stehende Armee, die eigentlich nur als eine Schule der Nationalmiliz betrachtet werden konnte, ungefähr 3400 Mann aus allen Waffengattungen. Die Nationalmiliz bestand aus 5000 Mann zu Pferd, die sich aus den reichsten Grundbesitzern und Kaufleuten recrutirten, — sie haben für ihre Pferde und Bewaffnung selbst zu sorgen —; aus 17 Brigaden Infanterie nach den 17 Bezirken, hauptsächlich aus den Bauern zusammengesetzt, ungefähr 50000 Mann im ersten Aufgebot. Die Artillerie, zu welcher Beamte und Einwohner der Städte von einiger Bildung zugezogen wurden, betrug 18 Feldbatterien und 7 Bergbatterien. Die letzteren haben leichtere Kanonen, die man über Berge und durch Wälder auf Saumthieren transportiren kann. Das erste Aufgebot ist immer unter den Waffen [1]).

Unter diesen Einrichtungen für die Zukunft vergaß man der alten Heldenthaten des Befreiungskrieges nicht: man vertheilte Denkmünzen an die noch Ueberlebenden, die daran theilgenommen, und selbst an die Nachkommen der Verstorbenen.

Eine Waffenmacht, von welcher Fürst Michael nicht mit Unrecht sagte, sie sei die beste auf der Balkanhalbinsel, und die nun für die Unterhandlungen, die er pflog, einen stattlichen Rückhalt bot.

Er war dazu durch die letzte Skupschtina gleichsam verpflichtet. Diese hatte ihm ausdrücklich erklärt, ein wirklicher Fortschritt von

1) Siehe Kanitz, Serbien p. 565 ff.

Serbien sei unmöglich, so lange es durch die Kanonen der Festungen in immerwährender Besorgniß erhalten werde. Der Fürst selbst hat immer gesagt, dem ein Ende zu machen sei der tiefste, heiligste Wunsch seines Herzens, das sei das endliche Ziel, für welches so viele Mütter und Schwestern ihre Männer und Brüder hätten betrauern müssen. Nunmehr war es so weit gekommen, daß die Erreichung desselben ernstlich ins Auge gefaßt werden konnte. Zwiefacher Natur aber waren die Unterhandlungen, die dahin führen konnten; einmal konnte sich Serbien mit den anderen Nationalitäten, welche sich gegen die Türken zu erheben bereit waren, zu einem allgemeinen Angriff verbinden. Wir vernehmen nun, daß Verhandlungen dieser Art angeknüpft und schon weit gediehen waren, und zwar in Folge von Gesprächen, die Garaschanin im Jahre 1861 mit einem griechischen Bevollmächtigten in Constantinopel gepflogen hatte. Hiernach war die Idee, der türkischen Oberherrschaft durch eine Vereinigung des griechischen mit dem slavischen Element ohne fremde Einmischung ein Ende zu machen.

Griechenland war durch die Erwerbung der ionischen Inseln erstarkt und richtete seine Absicht auf Macedonien und Epirus. Für Serbien schien es in seiner jetzigen Haltung möglich Bosnien und die Herzegowina zu erwerben. Man war der Meinung, Griechenland müsse den Serben, Serbien den Griechen gegen jeden Angriff der Türken zu Hilfe kommen.

Sehr bemerkenswerth ist, daß dabei auch auf das Verhältniß der moslimischen Bevölkerung Rücksicht genommen wurde: Abgeordnete der bosnischen Begs erschienen in Belgrad: sie versprachen in dem bevorstehenden Kampfe neutral zu bleiben, wenn man ihnen Freiheit ihrer Religionsübung und den Besitz ihres Grund und Bodens gewährleiste. Für Albanien und einen Theil von Macedonien war selbst eine Volksabstimmung in Aussicht genommen, um zu entscheiden, ob man sich mit Griechenland oder mit Serbien vereinigen wolle, vorbehalten immer eine provincielle Selbständigkeit und besondere Administration. Wir sind nicht im Stande nachzuweisen, wie weit man mit diesen Verhandlungen gediehen ist; in dem ersten Stadium bloßer Entwürfe ist man dabei wohl nicht stehen geblieben. Zu einem Abschluß aber ist es doch auch nicht gekommen. Dem Sinne Michaels entsprach es mehr seinen Zweck auf dem andern Wege, dem der Unterhandlung mit den europäischen Mächten, zu verfolgen. Da war es aber, wie es sich bei der Conferenz im Jahre 1862 herausgestellt hatte, vornehmlich England,

welches darauf drang, die serbischen Festungen in den Händen der Türken zu lassen. Aber allmählich trat in den englischen Staatsmännern eine Hinneigung für die serbischen Interessen hervor: man hat in Serbien gesagt, Fürstin Julia habe bei einer Reise nach dem Occident, die sie diesmal ohne ihren Gemahl unternahm, durch den guten Eindruck, den sie machte, viel dazu beigetragen. Einige populäre Männer habe sie völlig für sich gewonnen. Ich lasse dahingestellt, in wiefern das gegründet ist und Wirkung hatte. Größere Beachtung verdient die Nachricht von einem Gespräch, das zwischen Marinowitsch, der sich nach London begab, und Lord Clarendon stattgefunden habe. Man kann sich der allseitig wohlwollenden, geistig vornehmen und über die gewöhnliche Beschränktheit der Partei und des Momentes erhabenen Natur Clarendons nicht ohne Sympathie erinnern. Jene Nachricht lautet nun, Lord Clarendon habe geäußert, England würde nichts dagegen haben, daß die Festungen an Serbien überlassen würden, wenn nur die Einwilligung der Pforte dazu erlangt werde, wozu aber England die Initiative nicht wohl ergreifen könne. Das strenge Beharren bei dem Pariser Frieden war also in den höchsten Kreisen von conservativen Männern gemäßigter Gesinnung, wie Lord Clarendon einer war, aufgegeben. Bei jeder wichtigen Angelegenheit aber müssen auch noch besondere Umstände zur Erreichung eines großen Zieles eintreten. Was man nicht glauben sollte, der eben ausbrechende Krieg zwischen Preußen und Oestreich war auch für den Orient entscheidend. Der Einfluß, den Oestreich noch vor Kurzem auf Montenegro ausgeübt hatte, zerfiel in nichts. Es konnte jetzt selbst für die Türken nicht mehr als ein fester Stützpunkt erscheinen. Für diese aber trat nun eine eminente Gefahr dadurch hervor, daß auf Candia im Frühjahr 1866 Zerwürfnisse ausbrachen, welche, da die Pforte die ihr gemachten Anmuthungen nicht befriedigen wollte, zu einer offenen Empörung führten.

Griechenland nahm sich der Insurgenten mit doppeltem Eifer an, da es hoffte die Annexion Candias zu bewirken. Dadurch wurde aber die Balkanhalbinsel in Mitleidenschaft gezogen: der Augenblick einer allgemeinen Explosion der Völkerelemente, die in den berührten Besprechungen das Ziel bildete, schien gekommen zu sein. Von dieser Gefahr fühlten sich nun aber auch die an den orientalischen Angelegenheiten theilnehmenden europäischen Mächte unangenehm betroffen. Sie wollten eine Krise nicht, deren Ausgang Niemand absehen

konnte und hielten dafür, daß einer solchen allein dadurch vorgebeugt werden könne, wenn man Serbien befriedige und ihm die Forderungen gewähre, die ihm in der letzten Conferenz nicht bewilligt worden waren. Die beiden Mächte, die bei der Conferenz auf Seiten Serbiens standen, Rußland und Frankreich, waren es auch, welche jetzt diese Lösung in Antrag brachten. Das russische Cabinet sprach mit Nachdruck aus, daß die Türkei ihrem Untergange entgegengehe, wenn sie Serbien nicht beruhige. Der englische Gesandte erwiderte darauf, die Türkei könne sich auch auf Michael nicht verlassen, wie man aus dessen Unterhandlungen mit Griechenland ersehe. Er meinte, der Einfluß des Kaisers würde hinreichen, um Serbien von jeder neuen Bewegung zurückzuhalten. Der russische Minister bestätigte zwar keineswegs, was man von diesen Verhandlungen erzählte, er stellte sie aber auch nicht unbedingt in Abrede. Er sagte nur, er wisse nichts davon. Gewiß aber werde der Einfluß seines Kaisers nicht vermögen, Serbien im Zaum zu halten, wenn die Türken nicht so verfahren wollten, wie es die Lage der Dinge erheische. Noch energischer und eingreifender wurde diese Frage in Frankreich angeregt. Das französische Cabinet wendete sich an die beiden Mächte, welche in den Conferenzen den Türken am meisten zur Stütze gedient hatten, an Oestreich und an England. Hätte Oestreich in seiner Stellung festgehalten, so würde England trotz allem, was vorgekommen, seine frühere Haltung nicht aufgegeben haben. Aber indessen war die Schlacht von Sadowa erfolgt. Die Irrungen zwischen Preußen und Oestreich hatten zu einer Entscheidung geführt, welche ihr gegenseitiges Verhältniß in Deutschland und in der Welt gänzlich veränderte. Auch in Oestreich war ein durchgreifender Wechsel in den Ministerien und in der Politik eingetreten. Der eben unter diesem Wechsel der Umstände ernannte östreichische Minister Beust antwortete auf die französische Anfrage, Oestreich, durch den Krieg erschöpft und des Friedens bedürftig, könne eine radicale Lösung der orientalischen Frage und einen Umsturz des türkischen Reiches in diesem Augenblick nicht wünschen. Er hielt es selbst für zuträglicher, Belgrad in die Hände von Serbien zu geben, als durch die Verweigerung dieses Begehrens jene Explosion zu veranlassen. Beust betonte jetzt, daß Belgrad als Festung nur einen sehr geringen Werth habe, so daß die Türkei nicht viel verliere, wenn sie an Serbien übergehe, namentlich, wenn der Fürst eine Garantie für sein ferneres treues Festhalten an der Pforte gäbe. Man darf voraussetzen, obwohl dies Motiv nicht ausdrücklich ange=

führt wird, daß eine Völkerbewegung auf der Balkanhalbinsel nicht ohne Einfluß auf das östreichische Serbien und auf Kroatien bleiben konnte [1]), wodurch Oestreich auch auf dieser Seite in große Bedrängniß gerathen wäre. Sei dem nun, wie ihm wolle, so lag in der Erklärung des neuen Ministers eine vollständige Abweichung von der früheren östreichischen Politik. Es ist das entscheidende Wort in der Sache überhaupt für die europäischen Mächte geworden. Das englische Ministerium war nun durch die Rücksicht nicht mehr gebunden, die es bisher immer genommen hatte. Es schloß sich ganz der französischen Ansicht an, daß es für den Fortbestand des türkischen Reiches die wesentlichste Bedingung ausmache, daß es seinen christlichen Unterthanen liberale Concessionen gewähre. Dies war, wie wir sahen, auch der Sinn von Rußland. Eine Conferenz der Mächte dabei zu berufen, schien unnöthig und selbst bedenklich. Auch dem Fürsten Michael wurde abgerathen, eine solche zu verlangen, denn für ihn komme Alles darauf an, auf die Pforte selbst einzuwirken. Es war dies der Gesichtspunkt, der in Serbien selbst gefaßt wurde. Der serbische Bevollmächtigte Johann Ristitsch verhandelte damals mit den Ministern in Constantinopel über die endliche Zurückziehung der türkischen Besatzungen von Klein-Zwornik und Alt-Orsova, über deren Verweilen sich Michael schon in der Skupschtina beklagt hatte, wie es denn auch den Beschlüssen der Conferenz eigentlich entgegenlief und nur eben dazu diente, das offene Mißverständniß mit Serbien zu erhalten. Er fand dabei jetzt keine große Schwierigkeit mehr und machte nun in Belgrad den Antrag, die Abtretung der den Türken in der Conferenz vorbehaltenen Festungen in aller Form zu fordern. Wir erfahren, daß die Staatsmänner in Serbien hierüber nicht einverstanden waren. Garaschanin namentlich besorgte, der große Entwurf, mit dem er sich trug, eine Völkerconföderation auf der Balkanhalbinsel zu Stande zu bringen, möchte dabei scheitern. Andere meinten, man müsse die Sache dennoch versuchen, eine abschlägige Antwort der Pforte könne nicht schaden, da sie begründeten

1) Ich benutze hiebei die dem englischen Parlament im Jahre 1867 vorgelegte Correspondence respecting affairs in Servia (Accounts and papers; state papers, Vol. 75, 1867); die Worte lauten dort in einer Depesche Stanley's an Cowley vom 19./11 1866 (Nr. 4): Austria desires rest; she is ill prepared to enter into a new war. She therefore does not wish for a „solution radicale“ of the Eastern question at this moment and would see with regret and apprehension the breaking up of the Ottoman empire.

Anlaß zu einer unmittelbaren Action geben würde. Aber dem Fürsten war es sehr ernst damit, wenn er auf Seite Ristitsch's trat. In einem Schreiben an den Großwesir legte er die Forderung mit der Ehrerbietung gegen den Souverän, die dem Vasallen gebührte, zugleich aber nachdrücklich und mit guten Gründen vor. Der vornehmste derselben ist, daß der böse Eindruck, welchen das Bombardement der Hauptstadt im Jahre 1862 hervorgebracht habe, durch die Zeit noch immer nicht vertilgt worden sei [1]); dem Ausbruche neuer Feindseligkeiten werde nicht anders vorgebeugt werden können, als wenn man die von den Türken in Serbien besetzten festen Plätze entweder schleife oder den Serben ausliefere. „Wenn ich nicht," so sagte er, „vollkommen überzeugt wäre, daß diese Festungen, weit entfernt dem Interesse des türkischen Reiches zu dienen, nur eine Quelle von Mißtrauen, Schwierigkeiten und großen Gefahren für dasselbe sind, so würde ich meinen Antrag nicht stellen." Sie aufzugeben würde ein Act hoher politischer Weisheit sein. Ein ruhiges, befriedigtes und der hohen Pforte wieder ergebenes Serbien wird für diese ein bei weitem besseres Bollwerk bilden, als jene festen Plätze an der Save und Donau. Wenn der Großherr ihm Vertrauen beweise und ihn in den Stand setze, Serbien blühend und glücklich zu machen, so werde sein Name auf immer dort gesegnet sein, und er, der Fürst, werde die dankbare Loyalität nie aus den Augen setzen, zu welcher er durch ein solches Vertrauen verpflichtet werde [2]).

Als Ristitsch dem Großwesir Fuad dies Schreiben überreichte, fragte ihn dieser, warum Fürst Michael nicht nach Constantinopel komme, um der Pforte seine Ehrerbietung zu beweisen. Ristitsch antwortete, der Fürst werde nicht säumen zu kommen, wenn ihm die Pforte den Weg dazu bahne, und zwar eben durch die Concessionen, auf die derselbe in seinem Schreiben antrage. Es war auffallend, daß die Pforte ein Schreiben dieses Inhalts ohne alle Zeichen von

1) Schreiben Michaels an den Großwesir vom 17/29. Oct. 1866: la Serbie tranquille, satisfaite, et attachée à la Sublime Porte vaut bien plus pour la défense éventuelle des frontières de l'Empire que les forteresses subsistant sur les rives Serbes de la Save et du Danube.

2) Que S. Majesté Impériale daigne me témoigner de la confiance et me faciliter le moyen de rassurer la Serbie et de la rendre tranquille, prospère et heureuse, et son auguste nom sera jamais béni par toute la nation Serbe, dont le prince n'oublierait jamais ce qu'il lui devrait en reconnaissance et en loyauté en retour d'une pareille confiance.

Mißvergnügen aufnahm. Doch wäre schwerlich eine willfährige Antwort erfolgt, wäre nicht Lord Stanley, damals Staatssekretär für die äußeren Angelegenheiten in England, den Serben zu Hilfe gekommen. Wie die Aeußerung Beust's für England entscheidend geworden war, so wurde nun eine Erklärung Lord Stanley's maßgebend für die Pforte. Man begreift es, daß sie noch immer häsitirte. Das Gefühl, daß sie jetzt keine europäische Macht mehr für sich habe, war sehr drückend für sie. Dennoch scheute sie vor einem Schritte zurück, der allen ihren Antecedentien entgegenlief. Endlich trug der englische Gesandte Lord Lyons dem türkischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten Aali Pascha die Argumente vor, welche ihm in einer von England eingetroffenen Instruction angegeben wurden. Er hatte eine Note darüber in seiner Hand und wiederholte sie möglichst Wort für Wort. Darin hieß es nun, man begreife, daß die Pforte Werth auf den Besitz von Belgrad lege, an den sich so manche große Erinnerung knüpfe. Aber dieser ideelle Werth sei doch kein reeller: die Pforte müsse bedenken, daß der Besitz einer Festung in einer so weit vorgeschobenen Stelle der ganzen Christenheit beschwerlich falle; ferner aber daß Serbien, wenn es in diesem Punkte Befriedigung erhalte, sich um die aufrührerischen Bewegungen in Montenegro, Bosnien und Bulgarien wenig kümmern und vielmehr selbst zur Sicherheit der Türkei beitragen werde [1]). Alles dies war schon oft gesagt worden. Die beiden Gesandten von Frankreich und von England hatten der Pforte mehr als einmal vorgestellt, daß sie nur durch eine Gewährung der serbischen Forderungen sich selbst sicherstellen könne und daß jede Zögerung ihr verderblich werden müsse. Das Zugeständniß hatte sich immer an die Schwierigkeit gestoßen, daß in demselben eine neue Territorial-Abtretung liege. Auch auf diesen Punkt war der englische Minister Lord Stanley eingegangen. In einem Zusatz zu seiner Instruction [2]) bemerkt er, die Pforte möchte Bedenken tragen sich auf

1) Note Stanley's an Lyons. 11. Decbr.: Servia would probably care but little for what may pass in Bosnia, Bulgaria or Montenegro, if troubles in those provinces should no longer appear to be required to free her from Turkish occupation.

2) Stanley an Lyons vom 12. Decbr. 66. This would relieve Servia from the presence of a Musulman garnison on Servian soit, and even if it were coupled with the condition, supposing the Sultan were to insist upon it, that the Turkisch flag should continue to be displayed on the fortress, might afford a solution of existing difficulties, which the Servian Governement might be willing to accept.

diese Weise ihres Souveränetätsrechtes zu entkleiden. Dem lasse sich aber dadurch abhelfen, daß sie den Serben zwar das Recht einräume die Festungen zu garnisoniren, aber sich dabei vorbehalte, auf den Wällen derselben auch fortan ihre Flagge wehen zu lassen.

Die Unterhandlungen hatten sich bisher sehr in die Länge gezogen. Es war am 20. Januar des Jahres 1867, daß diese Unterredung zwischen Lyons und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Aali vorfiel. Am 22. ließ dieser den englischen Gesandten wissen, der Divan neige sich nach gepflogenem Rathe dahin, die Rathschläge Englands und Frankreichs zu befolgen und die Serben zu befriedigen. Dann aber, so sprach sich nun Lyons aus, dürfe sie keinen Augenblick versäumen, in Belgrad eine befriedigende Erklärung abzugeben; denn dort sei die Gährung sehr stark, und eine Krisis stehe bevor. Man fürchtete, das scheint unleugbar, einen Abschluß der zwischen Serbien und den übrigen zum Aufstand geneigten Populationen schwebenden Unterhandlungen. Diese Gefahr auf der einen Seite und auf der andern die auf das Schreiben des Fürsten begründete Erwartung, daß er sich, wenn er die Festungen erhalte, an die Pforte anschließen oder wenigstens sich mit ihren Feinden nicht verbünden werde, riefen den definitiven Entschluß der Pforte hervor. Schon hatte auch Ristitsch ausgesprochen, wenn die Pforte die Festungen den Serben ausantworte, so würden diese keine weiteren Forderungen stellen[1]. So wurden nun auch, immer jedoch sehr behutsam, die ersten Eröffnungen an diesen gemacht. Als es endlich so weit war, setzte sich die Pforte auch mit dem Fürsten Michael in Verbindung. Sie bediente sich aber hiebei nicht der englischen oder französischen Vermittelung, sondern der östreichischen. Der östreichische Generalconsul war der erste, welcher dem Fürsten mittheilen konnte, daß die Pforte seine Forderung bewilligen werde. Die englische Regierung bekam diese Nachricht erst, als die Sache bereits geschehen war. Lord Stanley war entfernt davon sich darüber zu beschweren. Er bemerkte vielmehr, es müsse die englische Regierung freuen, durch ihre Rathschläge zu diesem Resultat beigetragen zu haben. Das entscheidende Document in dieser Sache ist das Schreiben, welches der Großwesir am 3. März 1867 an den Fürsten erließ; er betont darin vor Allem den Werth, welchen die Pforte auf die Treue und Loyalität Serbiens und eines

1) Ich bemerke ausdrücklich, daß ich dies aus einem Schreiben von Lyons entnehme.

Fürsten lege, dessen vortreffliche Eigenschaften man kenne. Gewiß liege es der türkischen Regierung ferne, durch die Anwesenheit ihrer Garnison in Belgrad Serbien bedrohen zu wollen: weil aber das serbische Volk Besorgniß dieserhalb hege, so habe man nach Mitteln gesucht, um das Wohlwollen des Großherrn gegen Serbien und seine Rechte zu vereinigen. Unmöglich könne man in eine Schleifung der Festungen, die gleichsam eine Pyramide seien, durch welche die Marken des Reiches festgesetzt wären, einwilligen. Aber um dem Fürsten das Vertrauen zu beweisen, welches er dadurch verdiene, daß er sich bereit erkläre die vertragsmäßigen Rechte des Großherrn aufrecht zu erhalten, habe man daran gedacht, ihm selbst den Oberbefehl über eine türkische oder gemischte Garnison der Festung aufzutragen, endlich aber noch mehr gethan. Man wolle die Festungen den Serben selbst überliefern, unter der Bedingung jedoch, daß neben der serbischen Flagge auch die osmanische auf den Wällen von Belgrad wehe [1]). Die Fassung des Schreibens macht der Feder des Großwesir alle Ehre. Die Rathschläge von Frankreich und England werden darin nicht erwähnt; indem die Pforte sie befolgt, behauptet sie doch den Schein vollkommener Freiheit ihrer Entschließungen: die Bedingung, auf der Alles beruht, daß nämlich Serbien fortan auf Seiten seines Souveräns stehen werde, wird nicht als Bedingung, aber als eine Voraussetzung ausgesprochen, die mehr als einmal mit Nachdruck wiederholt wird. Das Zugeständniß tritt als ein Zeichen des Wohlwollens und des Vertrauens auf; das Begehren, die türkische Flagge auf den Wällen zu conserviren, erscheint sehr natürlich und wird besonders noch dadurch begründet, daß es ja den Serben auch um die Erhaltung der Integrität des osmanisches Reiches zu thun sein müsse.

Die Lage der Sachen war freilich eine ganz andere. Die Besorgniß vor einem drohenden gefährlichen Aufstand war das vornehmste Motiv für die Rathschläge der Mächte, denen die Pforte, da sie keine andere Auskunft sah, auch im Einzelnen folgte. Michael hat wohl ein Gefühl von dem allgemeinen Zusammenhang gehabt. Einem der vornehmsten preußischen Militärs, den er im Bade traf, hat er den Auftrag gegeben, dem König von Preußen wegen seines

1) En confier la garde à la personne de Votre Altesse Sérénissime, retirer entièrement la garnison Muselmane et la ramplacer par des soldats de Serbie, avec cette unique condition —, que le drapeau Impérial continuerait à flotter sur leurs remparts avec celui de la Serbie.

siegreichen Kampfes gegen Oestreich nicht allein seine Bewunderung auszusprechen, sondern auch seinen Dank dafür. Denn diesem Siege sei es allein zuzuschreiben, daß Oestreich Belgrad in seine Hände habe kommen lassen. So verhält es sich in der That. Aber auch die Bewegung in der Balkanhalbinsel trug dazu bei. Oestreich fühlte sich nach seiner Niederlage zu schwach, um nicht Alles zu thun, was einen Ausbruch der Insurrection, die ihm an seinen Grenzen hätte gefährlich werden müssen, zu verhüten. Es wünschte dieselbe so lange hintanzuhalten, bis es wieder zu Kräften gekommen sei. Von dem Entschlusse Oestreichs hing dann die Veränderung der Politik von England ab, welche allenthalben, auch in Berlin, gebilligt wurde.

Das Ineinandergreifen dieser Verhältnisse ist es gewesen, durch welches die türkische Regierung zu der größten aller Concessionen bewogen wurde, die ihr bis dahin abgewonnen worden waren. Die Karte von Europa wurde dabei noch nicht verändert. Der Fürst begab sich nach Constantinopel, um die freundschaftlichen Verhältnisse, in die er nun erst mit der souveränen Autorität, die er noch anerkannte, getreten war, zu bestätigen. Besonders seinem Bevollmächtigten Ristitsch sprach er die wärmste Dankbarkeit für seine geschickte Geschäftsführung, durch welche dies Resultat möglich geworden sei, aus. Bei seiner Rückkehr nach Belgrad wurde er von türkischen und serbischen Kanonen salutirt. Hierauf ward der Ferman des Sultans verkündigt und zugleich vollzogen. Am 18. April 1867 wurden die Schlüssel der Festung dem Bevollmächtigten des Fürsten eingehändigt, und in einer anberaumten kurzen Frist räumten die türkischen Garnisonen Serbien.

Nach einem so entscheidenden, großen Erfolge trat nun die Skupschtina um so fröhlicher im October 1867 zu Kragujewaz zusammen. Der Fürst erinnerte die Vertrauensmänner des Volkes an die letzten Ereignisse. „Eine der größten Sorgen meiner Nation, einer meiner höchsten Wünsche ist erfüllt. Die türkischen Garnisonen sind aus Serbien fort, die Festungen an der Save und der Donau sind in unseren Händen, die Freiheit und die innere Unabhängigkeit Serbiens sind Wahrheit geworden.“

Kurz vorher hatte man den Palmsonntag, an welchem einst Milosch die Fahnen der zweiten Erhebung Serbiens aufgepflanzt hatte, mit besonderer Feierlichkeit begangen. Daran knüpfte jetzt die Versammlung an. In ihrer Adresse heißt es: „die Nachkommen der Skupschtinaren von Takowo danken Gott, vom Sohne Milosch's

Obrenowitsch die Worte zu vernehmen: „die Festungsstädte an der Save und Donau sind in unserer Hand, und die Freiheit und innere Unabhängigkeit Serbiens sind Wahrheit geworden. Der Sohn hat also würdig des Vaters Werk vollbracht. Beiden unsterblicher Ruhm."

Es war abermals das Zusammenwirken der aufstrebenden Autonomie des serbischen Volkes und der Convenienz der europäischen Mächte, durch welche Alles zu Stande gebracht war. Serbien, im vollen Besitze seiner inneren Selbständigkeit, gewann dadurch das Ansehen einer kleinen Macht, die hier in der Mitte der einander entgegenstehenden Völkerelemente eine Rolle zu spielen berufen war. Unabhängig aber war es noch nicht: die osmanische Flagge, die neben der serbischen erschien, bezeichnete die Fortdauer der Souveränetät von Constantinopel. Zu einer eigentlichen Emancipation war es noch nicht gekommen. Man kann nicht bezweifeln, daß die Absicht des Fürsten Michael von Anfang an darauf gerichtet gewesen ist. Sein Verdienst besteht eben darin, daß er die Umstände zu unterscheiden wußte, daß er so weit ging, als diese erlaubten, aber nicht weiter. Wenn man ihn unter die nicht eben zahlreichen Männer des 19. Jahrhunderts rechnen kann, denen ein wahrhaftes politisches Talent eben in dem Kreise, der ihnen angewiesen ist, innewohnt, so war er jetzt an eine Stelle gelangt, wo sich diese erst vollkommen bewähren sollte; denn noch immer war er von Schwierigkeiten umringt. Auch die Stellungen der Fürsten und Staaten haben ihren eigenthümlichen, gleichsam eingeborenen Charakter. Das Fürstenthum Serbien stand immer zu den aufwallenden Empörungen und den Einwirkungen der großen Mächte in der Mitte und damals war die Balkanhalbinsel auf's Neue voll drohender Bewegungen.

Unmöglich konnte Fürst Michael sich an denselben betheiligen. Es war zwar nicht die ausdrückliche Bedingung der zuletzt ihm zu Theil gewordenen Concessionen, aber doch die Voraussetzung der Pforte und der europäischen Mächte, daß das nicht geschehen würde: er hatte sie in seinem Anschreiben selbst bestätigt. Aber bei den Serben fand das nicht allgemeinen Beifall. Sie haben dem Fürsten selbst seine Reise nach Constantinopel zum Vorwurf gemacht; und großes Aufsehen auch unter den benachbarten Bevölkerungen erregte es, daß Garaschanin, der vornehmste Träger jener Pläne, aus dem Dienste des Fürsten entlassen wurde. Die Völker konnten sich von dieser Idee nicht losreißen. Hauptsächlich von Frankreich und Rußland war die serbische Sache zuletzt befördert worden. Welcher

von den beiden Mächten sollte sich aber der Fürst von Serbien am meisten zuneigen? der russischen, welche die alte Hoheit, oder der französischen, welche die moderne Selbständigkeit repräsentirte? Man sprach damals viel von einem Besuch, den Prinz Napoleon in Belgrad machen wolle. Er sollte einer großen Heerschau beiwohnen. Man behauptete, daß mit derselben der allgemeine Aufruhr gegen die Türken losbrechen werde.

Indem diese Erwartungen, die eine unabsehbare Aussicht für die äußere Stellung eröffneten, alle Gemüther in Gährung setzten, waltete noch immer im Innern der Gegensatz zwischen der Macht des Fürstenthums und den Regungen constitutioneller Freiheit vor. Die Regierung des Fürsten ward von einer unbefriedigten Partei, die in dem benachbarten Neusatz eine Zeitung herausgab, als reactionär angegriffen. Man warf ihm vor, daß er der Skupschtina nicht alle die Rechte gewähre, die ihr gebührten. Michael ging damit um, durch eine Constitution die geäußerten Wünsche zu befriedigen, auf der anderen Seite dabei aber doch seine Macht auf haltbaren Grundlagen zu befestigen. Eine der vornehmsten Schwierigkeiten entsprang für ihn daraus, daß er keine Leibeserben hatte. Er trennte sich von seiner Gemahlin, um sich mit einer nahen Verwandten, Catharina, Tochter seiner Cousine Anka Constantinowitsch, zu verheirathen, um durch eheliche Nachkommenschaft seine Dynastie und seine Macht zu befestigen. Es entging ihm nicht, daß die alten Gegner seiner Familie Verbindungen gegen ihn schlossen. Er würde dieselben, wenn er bei Zeiten dazu gethan hätte, leicht im Keime erstickt haben, aber die Erinnerung an einen Act der Gewaltsamkeit, der früher aus verwandten Gründen vorgekommen und keine entsprechenden Erfolge gehabt hatte, hielt ihn zurück. In ihm lebte eine natürliche Scheu vor einem Verfahren, das an die Gewaltsamkeit seines Vaters erinnern könne. Er vertraute auf die Verehrung, welche ihm seine Serben wetteifernd bewiesen. Das Gefühl seiner Verdienste machte ihn unbesorgt. Aber zu seinem Unglücke; am 29. Mai/10. Juni 1868 ging er in dem Lindenwalde bei Toptschider in dem sogenannten Hirschparke spazieren, am Arme die junge Dame, mit der er sich zu verheirathen gedachte, hinter ihm die Mutter derselben, Anka, noch eine ältere Dame des Hauses und ein Adjutant. Der Wald stand in voller Pracht des Frühjahres: da traten den Lustwandelnden vier Männer entgegen und begrüßten sie, scheinbar ehrerbietig bei Seite tretend. In dem nächsten Augenblicke aber schossen sie mit Revolvern

auf den Fürsten, der sogleich todt zu Boden fiel. Auch Anka wurde getödtet, Catharina entkam mit einer Wunde.

Wer den jungen Michael gesehen hat, als er nach seiner Vertreibung aus Serbien die europäischen Hauptstädte besuchte, wird sich des guten Eindrucks erinnern, den seine Persönlichkeit überall machte. Von fürstlichen Ansprüchen ließ er nichts verlauten: er erschien als ein bildungsbedürftiger und bildungsfähiger junger Mann, bescheiden und gelehrig, der den Zweck verfolgte, sich über Sitte und Leben der Völker und Staaten, die Bedingungen, Mittel und Vortheile der Civilisation zu unterrichten, liebenswürdig und klug. Wer hätte ihn nicht auf seiner Laufbahn mit Sympathie begleitet? Die verständige und gemäßigte Haltung, die er an den Tag legte, trug nicht wenig dazu bei, daß sein Vater Milosch nach Serbien zurückberufen wurde; denn wenn dessen gewaltige Thatkraft den vornehmsten Impuls dazu gab, so war doch die Aussicht auf eine demnächst zu erwartende mildere Regierung ein Moment, das die Partei des europäischen Fortschrittes beruhigte. Michael hatte, als er selbst zur Herrschaft gelangte, die Erwartungen, die man hegte, befriedigt, soweit es nämlich überhaupt in eines Menschen Macht steht, Erwartungen zu befriedigen. Es war ihm gelungen, die innere Verfassung des Landes von dem türkischen Einflusse loszureißen, die Moslimen zu entfernen; endlich selbst die Festungen in serbische Hände zu bringen. Man sah ihn beschäftigt, der europäischen Cultur weitere Wege zu bahnen und durch ein Grundgesetz die Zukunft des Landes auf alle Zeiten zu sichern. Da hat der Zug der alten Barbarei, die noch im Lande war und die er mit seinen Gesetzen bekämpfte, ihn in der Blüthe der Jahre mit einem gräßlichen Attentate heimgesucht, das dieses Mal sein nächstes Ziel erreichte. In Serbien hat man immer den einst vertriebenen Alexander Karageorgewitsch für den Urheber dieser Mordthat gehalten. Nachdem ich die Auszüge aus den Gerichtsacten, die mir mitgetheilt wurden, eingesehen habe, kann ich mich doch dieser Behauptung nicht anschließen. Das Unternehmen ging von Paul Radowanowitsch aus, der allerdings die Geschäfte der Karageorgewitschen in Belgrad besorgte und mit den Verwandten derselben aus der Familie Nenadowitsch in mannigfaltigen Beziehungen stand, die ja alle durch eine Veränderung der Regierung wieder emporzukommen hoffen durften, so daß es ihm an Geldmitteln nicht fehlen konnte; allein es scheint doch, als habe er ihr Interesse nur zu seinem eigenen Vortheile zu benutzen gesucht.

Man empfängt den Eindruck, daß die Initiative von ihm selbst ausgegangen ist. Wahrscheinlich unbekannt mit der Absicht des Fürsten, dem Lande eine Verfassung zu geben, oder vielleicht auch im Gegensatze mit den, nicht eben zweifelhaften Intentionen desselben hatte Radowanowitsch selbst eine Constitution abgefaßt und diese bereits von dem Sohne Alexanders, den man als dessen Rechtsnachfolger betrachtete, unterschreiben lassen. Mit dieser Urkunde in der Hand hoffte er Meister der Regierung überhaupt zu werden, die wichtigste Stelle selbst einzunehmen, die anderen an seine Brüder und Freunde zu geben, wenn es ihm nur gelinge, den Fürsten umzubringen und zugleich die bestehende Verwaltung in Belgrad zu stürzen. Das Erste gelang ihm nun durch einige Helfershelfer, die er aus dem dort in der Nähe belegenen Staatsgefängnisse auskommen zu lassen die Mittel fand, ausgemachten Verbrechern, von denen man einen, den wildesten, nach vollbrachtem Morde ruhig seine Cigarre rauchen sah; Menschen, mit deren Namen ich dieses Buch nicht zu besudeln brauche, denn die Geschichte ist eben kein Criminalgericht. Der Fürst, dessen Verdienste seine Nation anerkannte und der sich noch neue zu erwerben im Begriffe stand, wurde wirklich ermordet. Ein ungezügelter politischer Ehrgeiz, sich stützend auf dynastische Antipathien, schaffte ihn aus dem Wege. Aber ehe noch der Versuch gemacht werden konnte, die Oberhäupter der Regierung in der Hauptstadt zu überfallen und niederzumachen, wozu einige Voranstalten bereits getroffen waren, wurden diese von der grauenvollen That benachrichtigt. Sie wußten nicht allein jener Bewegung zuvorzukommen, sondern auch die Schuldigen, namentlich jenen Radowanowitsch selbst, in Haft zu bringen. Es wurden Anstalten getroffen, welche die Ruhe der Stadt und des Landes sicherten. Die Verbrecher wurden vor Gericht gestellt und nach dem Maße ihrer Verschuldung bestraft. Was geschehen sein würde, wenn die Absichten des Radowanowitsch vollständig erreicht worden wären, läßt sich gar nicht aussprechen. Ein allgemeiner Umsturz, eine blutige Reaction, die auch die mit so vieler Mühe gegründete öffentliche Ordnung betroffen hätte, wäre unvermeidlich gewesen. Aber der Erfolg des Attentates war ein den Zwecken desselben entgegengesetzter. Schon waren Vorkehrungen getroffen, die auch auf den Fall, der nun eingetreten war, Anwendung fanden. Den bereits erlassenen Gesetzen gemäß wurde eine Stellvertretung des Fürsten, eine Art von Statthalterschaft, aus drei Mitgliedern eingerichtet, welche eine große Skupschtina berief, die dann die Erbfolge nach den festgesetzten Be-

stimmungen bestätigte, den nächsten Verwandten des Ermordeten, der sich damals seiner Studien wegen in Paris aufhielt, zum Fürsten proclamirte und eine Regentschaft, ebenfalls von drei Mitgliedern, einsetzte, welche eine geordnete und ruhige Verwaltung einzurichten die Kraft und die Geschicklichkeit besaß. Eben darin bestand das Wesen des Ereignisses, daß sich das von Milosch und Michael gegründete System befestigte und auch zuvörderst ohne ein unmittelbares Oberhaupt fortbestand.

Schlußwort.

Ich komme hier der Gegenwart näher, als es für die Historie, welche zuverlässiger und unparteilicher Kunde, die erst nach und nach reifen kann, bedarf, ersprießlich ist. Aber das Interesse der Sache wird es entschuldigen, wenn ich auch noch die Begebenheiten, die dann weiter gefolgt sind, in ihren Grundzügen zusammenfasse. Ein einfaches Fortbestehen war insofern nicht möglich, als auch einige der vornehmsten Forderungen der bisherigen Opposition befriedigt werden mußten. Die große Skupschtina, deren wir gedachten, brachte, indem sie die Erbfolge bestätigte, zugleich die Anliegen zur Sprache, die man für eine Weiterbildung der Verfassung schon längst gehegt hatte. Man beschloß nun, zu dem Werke zu schreiten, das schon Milosch in Aussicht genommen, und zu dem Michael einen Entwurf gemacht hatte, eine Constitution einzuführen. Das war insofern nothwendig, weil die Autorität, auf welche das Fürstenthum sich doch bisher noch immer gegründet, die Anerkennung der Pforte, nunmehr so gut wie erloschen war. Der leitende Gedanke war: das Fürstenthum zwar auf den nationalen Willen zu gründen, aber doch von den Parteien, welche einander lebhaft entgegenstanden, unabhängig zu machen. Man wollte sich zugleich den Lebensformen der europäischen Staaten nähern, ohne jedoch die Institutionen des einen oder des andern geradezu herüberzunehmen. Den meisten Einfluß hat die belgische Verfassungsurkunde auf die Ausarbeitung der serbischen ausgeübt, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, daß man keine erste Kammer constituirte, zu welcher man, so sagte Ristitsch, Mitglied der Regentschaft, keine Elemente in Serbien finde. Man kam mit der Arbeit im Juli 1869 zu Stande. Der Nationalversammlung wurden größere Rechte bewilligt, als die Skupschtina jemals

besessen hatte [1]). Im nächsten Jahre folgte ein Wahlgesetz, ein Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister, wonach man immer verlangt hatte, endlich ein Preßgesetz; denn die Censur, welche Michael beibehielt, war eine der stärksten Beschwerden gewesen, die man gegen ihn vorbrachte. Der Führung der inneren Angelegenheiten wurde von der Regentschaft eine sehr eingehende Sorgfalt gewidmet. Als dann der neue Fürst Milan großjährig wurde, am 22. August 1872, konnte ihm die Regentschaft nicht ohne guten Grund sagen, sie übergebe ihm das Ruder eines politisch regenerirten, militärisch erstarkten und finanziell gut situirten Staates. Milan, unter den Obrenowitschen der vierte, war der Enkel Jefrems, jenes Bruders des alten Milosch, der in den Zeiten der Krisis von 1839 einer der vornehmsten Führer der Opposition gewesen war. Bei seinem Aufenthalte in Paris hatte Milan die Elemente der europäischen Bildung in sich aufgenommen. Er erschien als ein Zögling der modernen Zeit, aber durch seine Herkunft aus dem Hause der Obrenowitschen und durch die letzten Vorgänge an die nationale Entwickelung gebunden. Er legte eifrig Hand an, um das Werk des inneren Ausbaues zu fördern.

Da trat nun aber ein Ereigniß ein, welches die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf das Verhältniß zu den nahen Stammesverwandten, die noch dem türkischen Reiche unvermittelt angehörten, richtete. Im Sommer 1875 brach ein Aufruhr in der Herzegowina aus, den man sich in der Ferne kaum erklären konnte, da man sich den Zustand der Unterthanen in den Provinzen, den feierlichen Erlassen der Pforte gemäß, um vieles gegen früher verbessert und ganz erträglich dachte. Mit nicht geringem Erstaunen aber sah man aus den Forderungen der Empörten, daß sie nur eben dasselbe verlangten, was durch die Hattischerifs schon längst verordnet war. Alle Reformen, welche so feierlich verkündigt wurden, um die europäischen Mächte zu befriedigen, hatten doch auf das Verhältniß der Rajah in Bosnien und Herzegowina keinen Einfluß ausgeübt. Sie waren an der einseitigen Verwaltung der Paschas und der von ihnen festgehaltenen Verpachtung der Einkünfte abgeprallt. Die Zehntpächter erlaubten sich Gewaltsamkeiten, welche an die erinnerten, die einst der Erhebung der Serben vorangegangen waren und von den Betroffenen, welche die Wirkungen der von den Serben errungenen

1) Die Constitution ist in französischer Sprache bei Ubicini (Constitution de la principauté de Serbie, Paris 1871) abgedruckt, ein Buch, dem gute Informationen zu Grunde liegen.

Freiheiten in der Nähe sahen, um so bitterer empfunden wurden. Die Empörung, die man anfangs kaum für der Rede werth hielt, konnte nicht allein in dem Lande nicht erstickt werden, sondern sie breitete sich nach Bosnien aus und brachte die Balkanhalbinsel in verdoppelte Gährung. Es schien nur eines Entschlusses der serbischen Regierung zu bedürfen, um das letzte Band, das sie an Constantinopel knüpfte, zu zerreißen und zugleich den Stammesverwandten ein besseres Loos zu verschaffen. Der Fürst zögerte, die Nation aber war wie Ein Mann dafür.

Jener Stewtscha Michailowitsch, der an der Spitze der nationalen Partei wesentlich zur Zurückführung Milosch's beigetragen und dann in den Mächten die Besorgniß erregt hatte, daß er denselben zur Theilnahme an den allgemeinen Bewegungen der Balkanhalbinsel fortreißen würde, trat als der Leiter der serbischen Regierung auf. Im Juli 1876 begann der Krieg der Serben und Montenegriner gegen die Türken. Aber die Serben hatten wohl nicht den Unterschied berechnet, der sich von jeher bei der ersten Schilderhebung einer nationalen Miliz unter einer unerfahrenen und wenig geschulten Führung gegen eine geordnete Kriegsmacht unter geübten Officieren gezeigt hat. Sie mußten der Uebermacht und Taktik der Türken weichen, und es noch für ein Glück halten, daß ihnen im Februar 1877 ein Friede gewährt wurde auf der Grundlage des Zustandes vor dem Kriege. Man sah, daß die Türkei, deren Reformen ihr die Vortheile einer ausgebildeten Kriegsmannschaft verschafft und die zugleich eine ihrem System vollkommen ergebene, schlagfertige Nationalität, die der Tscherkessen, herbeizurufen und anzusiedeln die Mittel gefunden hatte, den Bevölkerungen der Balkanhalbinsel noch überlegen war. Jene Völkerliga, von der einst Garaschanin geträumt hatte, konnte überhaupt nicht zu Stande kommen. Und vergebens hatten die Serben eine Erhebung der Bulgaren erwartet: das türkische Reich behielt nochmals das Uebergewicht und brachte die alten Ansprüche so viel wie möglich zur Geltung: für die Rathschläge der europäischen Mächte hatte sie so wenig Rücksicht als jemals.

Da nahm dann Rußland im April 1877 die Sache der christlichen Unterthanen der Türkei noch einmal in die Hand. Durch eine geschickte Politik hatte es erreicht, daß es ungestört von den europäischen Mächten zu Werke gehen konnte. Diesem Unternehmen schlossen sich nun auch die Serben wieder an. Wir erfahren, daß ein Motiv der Wiederaufnahme des Krieges darin lag, daß die

Karageorgewitschen, mit den Türken einverstanden, danach trachteten, womöglich ihre Autorität in Serbien unter diesen Umständen zu erneuern: man bemerkte ihre Einflüsse in der Nationalarmee. Ueberhaupt aber wollten die Serben, wie es in der Proclamation heißt, die Gelegenheit ergreifen, um ihre Zukunft ein für alle Mal sicher zu stellen, d. h. doch eine volle Emancipation zu erlangen. Diesmal zeigten sich nun die Serben ihres alten Ruhmes würdig. In einem kurzen Winterfeldzuge warfen sie die türkische Armee aus einer Position in die andere zurück und brachten das befestigte Nisch in ihre Gewalt. Der anfangs erfolgreiche Widerstand, welchen die Türken den Russen leisteten, wurde, als diese alle ihre Kräfte zusammennahmen, vollkommen gebrochen. Da die Hauptstadt in Gefahr gerieth, so mußten sich die Türken in jene Abkunft von St. Stephano fügen, die ihre Macht auf der Balkanhalbinsel in engere Grenzen einschloß, als seit der ersten Eroberung jemals eingehalten worden waren. Den Montenegrinern, Rumänen und dann auch den Serben wurde völlige Unabhängigkeit bewilligt. Der Friede hat, wie man weiß, in dem Congreß zu Berlin mancherlei Einschränkungen erfahren, aber diese Festsetzungen sind in demselben bestätigt worden. Serbien erlangte einen erwünschten territorialen Zuwachs und vor Allem seine Emancipation. Es war der letzte Schritt auf der langen Bahn, welche ihre Geschichte beschrieben hat, zugleich aber die Eröffnung einer neuen.

Das welthistorische Ergebniß der letzten Begebenheiten liegt darin, daß jene Idee, welche bisher die orientalische Frage immer dominirt hatte, die Erhaltung der Integrität der Türkei, nunmehr aufgegeben wurde. Diesen Sinn hat die Anerkennung der Emancipation von Serbien, Montenegro und Rumänien. Es ist ein unbeschreiblicher Vortheil für sie, daß sie von Eingriffen einer Macht frei sind, die ihrem Emporkommen hemmend in den Weg trat. Allein dem Vortheil steht auch ein Nachtheil zur Seite. Sie werden von der Idee nicht mehr beschützt, die dem türkischen Reiche in seiner Gesammtheit einen langen Zeitraum hindurch zu Gute gekommen war, daß ihr ungeschmälertes Bestehen für Europa und die Welt eine Nothwendigkeit sei. Serbien vor Allem wird durch seine geographische Lage noch besonders darauf angewiesen sein, durch Entfaltung aller seiner Kräfte seine Selbständigkeit zu sichern. Wir wollen uns jedoch nicht in Erörterungen über die Pflichten, welche die Gegenwart auflegt, oder in die Möglichkeiten, welche die Zukunft in sich birgt, vertiefen. Das Vergangene an sich ist von großer Bedeutung;

es knüpft an die Zustände an, deren Entwickelung einen großen welthistorischen Inhalt hat. Erheben wir uns, ich denke nicht phantastisch, sondern in ungetäuschter Anschauung der sich vollziehenden Begebenheit zu einer allgemeinen welthistorischen Wahrnehmung.

Das Leben des menschlichen Geschlechtes liegt heuzutage in den Völkern romanischen und germanischen Stammes und denen, die sich ihnen angeschlossen, assimilirt haben, slavischen und selbst magyarischen Ursprungs. So mannigfaltig auch unsere inneren Entzweiungen, so verschieden und oft feindselig unsere Tendenzen sein mögen, so bilden wir doch der übrigen Welt gegenüber eine Einheit[1]). Einst blühten auch andere Nationen und Völkersysteme: von anderen Principien belebt: in Aufnahme, Fortgang und bemerkenswerther, in sich bedeutender Ausbildung innerer Institutionen begriffen: jetzt giebt es deren so gut wie nicht mehr. Wie gewaltig und drohend stand einst der Islam dem Occidente gegenüber; nicht so gar lange ist es her, daß die Tataren durch Polen bis an die deutschen Grenzen streiften, daß der Osmane Ungarn inne hatte und Wien belagerte; wie weit sind wir jetzt über diese Gefahren hinweg. Untersuchen wir, worin das innere Zerwürfniß des osmanischen Reiches und sein Verfall im Allgemeinsten seinen Grund hat, so ist es, weil es einer anderen Weltmacht gegenüber steht, die ihm unendlich überlegen ist. Diese Weltmacht könnte es zertrümmern im Augenblick; — indem sie es bisher, aus Gründen, die in ihr selber liegen, bestehen läßt, übt sie jedoch indirect durch geheime Nothwendigkeit eine unwiderstehliche Einwirkung darauf aus. Das osmanische Reich ist von dem christlichen Wesen übermannt und nach allen Richtungen durchdrungen. Sagen wir: das christliche Wesen, so verstehen wir darunter freilich nicht ausschließend die Religion; auch mit den Worten: Cultur, Civilisation würde man es nur unvollkommen bezeichnen. Es ist der Genius des Occidents. Es ist der Geist, der die Völker zu geordneten Armeen umschafft, der die Straßen zieht, die Canäle gräbt, alle Meere mit Flotten bedeckt und in sein Eigenthum verwandelt, die entfernten Continente mit Colonieen erfüllt, der die Tiefen der Natur mit exacter Forschung ergründet und alle Gebiete des Wissens eingenommen und sie mit immer frischer Arbeit erneuert, ohne darum die ewige Wahrheit aus den Augen zu verlieren, der unter den Menschen trotz

1) Der kriegerische Hattischerif vom 18. Dec. 1827 betrachtet die Franken sämmtlich als Feinde; er erinnert an die Tradition „daß die Ungläubigen nur eine einzige Nation ausmachen."

der Mannigfaltigkeit ihrer Leidenschaften Ordnung und Gesetz handhabt. In ungeheurem Fortschritt sehen wir diesen Geist begriffen. Er hat Amerika den rohen Kräften der Natur und unbildsamen Nationen abgewonnen und durchaus umgewandelt; auf verschiedenen Wegen dringt er in das entfernteste Asien vor, und kaum China verschließt sich ihm noch; er umspannt Afrika an allen Küsten; unaufhaltsam, vielgestaltig, unnahbar, mit Waffen und Wissenschaft unwiderstehlich ausgerüstet, bemeistert er sich der Welt. In den letzten Jahrzehnten ist er in das osmanische Reich gewaltig vorgedrungen. In Griechenland und in Serbien, in Aegypten und Constantinopel, hat er sich seine Organe erschaffen.

Man dürfte wohl sagen, daß England und Rußland hiebei, wiewohl sie sich oft als Feinde gegenüberstehen, doch ein gemeinschaftliches Ziel verfolgen. Rußland setzt gleichsam seine alten Kriege gegen die Tataren fort; es hat gegen die Osmanen immer die entscheidenden Schläge geführt. Die Engländer sind durch den Fortgang ihrer maritimen Macht und ihrer mercantilen Interessen zuletzt zu einer Einwirkung auf die Türkei vermocht worden, bei der sogar die Impulse der Kreuzzüge wieder aufgenommen werden. Auch in den Deutschen erwachen die Traditionen des alten weströmischen Reiches. Die emancipirten Völkerschaften schließen sich eben diesem System an.

Der Geist des muhammedanischen Staates ist an sich selber irre geworden; seine Farbe verbleicht; die Geister des Occidents überwältigen ihn. Was auch geschehen möge, so dürfen wir wohl auf dem Standpunkt der historischen Betrachtung mit Sicherheit aussprechen, daß dies große Ereigniß nicht wieder rückgängig gemacht werden kann; unter den tausendfach auseinandergehenden Bestrebungen der Menschen wird es sich auf die eine oder die andere Weise in unabänderlichem Gange vollziehen.

Analecten.

I. Anmerkungen der ersten Ausgabe, 1829.

1. Zur älteren Geschichte.

Es ist eine der wichtigsten historischen Fragen, wie in dem weiten Gebiete des südöstlichen Europa's, welches osmanisch geworden ist, die Stämme gewandert, die Sprachen sich vermischt, die neuen Idiome sich gebildet haben.

Um eine vollständigere Lösung derselben hat sich Leake (Researches in Greece) ein großes Verdienst erworben. Er hat einleuchtend gezeigt, wie ausgebreitet die Slawisirung Griechenlands gewesen ist, und er zweifelt nicht (p. 71), daß dieselbe an der Bildung der neugriechischen Sprache vielen Antheil gehabt habe. In seinem Buche findet man die Stellen des Constantinus Porphyrogenitus und des Epitomator des Strabo, auf die wir uns zunächst beziehen. Doch ist Constantinus Porphyrogenitus in den beiden Werken, die sich von ihm bei Bandurius finden, von Beweisen für jene Kolonisation voll.

Die Walachen erklärt Sulzer (Geschichte des transalpinischen Daciens II. p. 54) für ein Gemisch von beiden Völkern, Slawen und Römern, „von welchen aber das römische vorschlägt und den Vorzug hat." Eben dies ist das Resultat seiner ganzen Abhandlung über die walachische Mundart.

Kopitar, in einigen Anmerkungen zu Leake (Wiener Jahrb. d. Lit. Bd. 34), legt vielen Werth auf den Einfluß der Albanesen. Doch ist er der Meinung, daß selbst die Tschakonen im Peloponnes slawischer Herkunft seien. Vielleicht wäre dieser Gelehrte vor allen anderen berufen und im Stande gewesen, die Frage zur Entscheidung zu bringen.

Neben dem philologischen Moment und der Rücksicht auf Grammatik und Lexikon dieser Nationen wird zugleich zu beachten sein, wie sich Lebensweise, Sitte, Aberglaube derselben, und vor allem, wie sich ihre Poesie berührt. Zwar hoffen wir nicht, ausführliche Heldenlieder bei anderen, als den slawo-serbischen Stämmen zu finden. Die Albanesen haben, so viel man von Eingebornen, welche nach Wien gekommen waren, hat vernehmen können, deren keine. Sie haben Lieder, doch in der Manier der ihnen zunächst verwandten neugriechischen Poesie, lyrischen Inhalts, und wenn ja erzählend und die Klephten rühmend, nur von kleinem Um-

fange. Jedoch um hierüber gründlich zu urtheilen, müßte man Sammlungen, die noch nicht gemacht sind, vor sich haben. Es gehört noch manche Nachforschung dazu, ehe uns das ganze Verhältniß dieser Völker, ihr Unterschied wie ihre Aehnlichkeit, völlig deutlich werden wird [1]).

Immer wird die Macht und Größe des Stephan Duschan als ein wichtiger Wendepunkt für die Geschichte derselben erscheinen. Man glaube nicht, daß die Bedeutung dieses Fürsten etwa von serbischen Autoren übertrieben worden sei; auch die Griechen erkennen sie an. Durch die ganze Geschichte des Cantacuzenus wird sie bestätigt. Nicephorus Gregoras ist es, der den Duschan bald mit einer Flamme, bald mit einem austretenden Strome vergleicht. Er sagt XV, 1, 1: *καθάπερ φλὸξ ἐπῄει καὶ ἐπενείματο διηνεκῶς τὰς πρόσω πόλεις καὶ χώρας Ῥωμαίων δουλούμενος:* wie ein Feuer kam er daher, und unterwarf unaufhaltsam Städte und Länder der Römer. Er führt XVI, p. 415 den griechischen Kaiser redend ein; *Τρίβαλλος καθάπερ πόταμος πλημμυρήσας καὶ μακροῖς διαστήμασι τοὺς οἰκείους ὑπερβὰς τὰ μὲν τῆς Ῥωμαίων ἡγεμονίας παμπλήθεσιν ἤδη ῥοθίοις κατέκλυσε, τὰ δ' ἀπειλεῖ κατακλύσειν:* Der Serbe ist wie ein Strom, der weit und breit aus seinem Bette getreten. Von der Herrschaft der Römer hat er einen Theil schon überschwemmt und droht dies dem andern. Seine Macht, läßt Nicephorus denselben hinzusetzen, ist so groß, daß sich sein Lager ohne Unterlaß auf römischem Gebiete befindet und es ungehindert plündert. Er, der Kaiser, höre schon mit eigenen Ohren das Gezisch der serbischen Geschosse. Auch Chalcondyles meint, daß das griechische Reich von Stephan die größte Gefahr würde zu bestehen gehabt haben. *Ἦν ἐπὶ τούτου*, sagte er I. p. 14 von ihm, *τὰ Ἑλλήνων πράγματα προσδόκιμα ἐπὶ τὸν ἔσχατον ἀφίξεσθαι κίνδυνον.*

Statt ein eigenes Reich zu gründen, war der serbische Stamm bestimmt, das türkische erheben zu helfen. Hierzu verpflichtet gleich das erste Abkommen zwischen Bajazeth und Stephan Lasarewitsch nach der Schlacht von Kossowo. Bei Ducas c. IV. heißt es von Bajazeth: *Ὁμήρους τε καὶ συνθήκας λαβών, ὡς ὁ τοῦ Λαζάρου ἐκείνου υἱὸς Στέφανος εἴη σὺν τῇ στρατείᾳ αὐτοῦ, ὅποι διάγει ὁ Παγιαζῆς, κἀκεῖνος συνεκστρατεύεσθαι,* und demnach ließ sich der Sultan verbürgen und nahm Sicherheit, daß ihm Stephan mit dem serbischen Kriegsheer auf allen seinen Zügen, wohin immer, Folge zu leisten habe. Wie versprochen, so geschah.

Fast noch wichtiger aber ward die Nation der Serben für die Osmanen, als sie ihre Selbstständigkeit völlig verloren hatte, und ihre Jugend dem Sultan in Feld und Rath diente. Sie hat dem Reiche nicht wenige der wichtigsten Wesire gegeben. Unter Bajazeth II. schon finden

1) Ich schrieb dies im Jahre 1829, eine Zeit, in welcher die ethnographischen Forschungen über die Völker der Balkanhalbinsel eben erst begannen. Sie sind seitdem mit historischem und philologischem Eifer trefflich gefördert worden. Ich brauche nicht zu sagen, wie sehr die Untersuchungen von Miklosich über die Rumunen Alles übertreffen, was damals aus Sulzer über die walachische Mundart entnommen werden konnte, obwohl schon dieser das Richtige getroffen hat. Aehnlich verhält es sich mit den Studien über die Sprachen der Bulgaren und der Albanesen. Schon sind bedeutende Arbeiten erschienen, welche das Ganze umfassen, und aus denen man sich ohne viele Mühe unterrichten kann. Ich will hier nur das wiederholen, was ich über die Abwandlung der Zustände der Serben und ihrer Nachbaren gleich in der ersten Auflage meines Buches beigebracht hatte.

wir einen slawo-serbischen Großwesir. Es ist Achmed, den eine venetianische Relation Andrea Gritti's vom Jahr 1503 Herzegogli nennt, den Sohn des Herzogs, — von dem die Herzegowina, die auch bei den Venetianern noch lange il ducato heißt, — genannt ist. Von den drei wichtigsten Wesiren Solimans I. ist zwar der erste, Ibrahim, ein Suliote, die beiden andern aber sind slawo-serbischen Stammes: Rustem, ein Kroat, Mehemet von der Herzegowina. Auf das Merkwürdigste tritt dies Verhältniß in einer venetianischen Relation: „Relatione del Turco doppo conclusa la pace di Venetia. 1574." (MS. der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien, Hohendorf'sche Sammlung, Nr. 75) heraus. Ein Tiepolo zählt die Wesire Selims II. auf. Der erste ist jener Mohamed — Mehemet genannt — von Trebinje in der Herzogewina gebürtig. Er war Djak — denn so ist ohne Zweifel das italienische Zago zu erklären, — dienender Schüler, Diaconus in der Kirche St. Saba, als er von den Türken in die Sklaverei abgeführt wurde. Heißt er etwa Sokolli, weil er ein Sokolowitsch war[1])? Dessen vornehmster Gegner ist Mustafa, sein vornehmster Freund, Sinan, und wenigstens Tiepolo behauptet, daß jener aus Montenegro, dieser aus Bosnien gebürtig war. Zwischen ihnen stehen Achmet, aus Slavonien gebürtig, und Piali, welchen auf einem ungarischen Zuge Solimans Hunde als ein nacktes Knäblein in einem Graben gefunden. Mehemet, Mustafa und Sinan haben lange Zeit den wichtigsten Einfluß auf alle Geschäfte dieses Reiches gehabt. So geht es fort. Einer Relation von J. Rudolph Schmidt zufolge (MS. Vindob. Pal. H. P. No. 825), regierten das Reich auch unter Murad IV. im Jahr 1632 zwei Bosnier: „Vsreff Passa e l'altro Regepp Bassa, ambidue Bosnesi." Noch in dem achtzehnten Jahrhundert, unter Achmed III., führt ein Bosnier, Murad, das Ruder des Reiches mit absoluter Gewalt.

Wenn demnach nicht zu verkennen, daß der serbische Stamm auf die Entwickelung des Reiches den größten Einfluß gehabt hat, so hat er hinwiederum auch die stärsten Einwirkungen erfahren, vornehmlich die Einwirkung der Religion. Der Uebertritt der Bosnier zum Muhammedanismus ist nicht auf ein Mal, sondern, wie es scheint, allmählich, durch mehr als ein Jahrhundert, erfolgt. Montealbano, welcher um das Jahr 1625 von Ragusa über Fotscha nach Nowipasar reiste, findet das Land, das er durchreist, von vielen eingeborenen Sandschaken und Begs regiert: „Da molti Sangiaki e Beghi tutti per poco obedienti al sudetto Bassa — (che dalla porta vien mandato: er meint den Pascha von Bosnien, obwohl er das ganze Land Herzegowina nennt) et al Gran Signore per essere in quei luoghi alpestri et tutti nativi di questa provincia. Der Uebertritt setzt sich immer noch fort; viele Christen haben ihre nächsten Verwandten, Brüder und Söhne, unter den Türken; „Chi ha il fratello chi il figlivolo, chi il padre et il parente Turco." Eben so mag die Hälfte der Albanesen türkisch geworden sein. Es ist ein großer Irrthum,

1) In einem türkischen Werke über die Großwesire, welches Hr. v. Hammer besitzt, heißt es ausdrücklich: Mohammed sei aus dem Flecken Sokol. Doch ist dieses Werk erst aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. In der Ambraser Sammlung wird Mohammed schlechterdings als ein Sokolowitsch bezeichnet, und diese Sammlung stützt sich auf gleichzeitige Denkmale. In Bosnien schreibt man ihm, dem Sokolowitsch Pascha, die Brücke von Wischegrad zu. — Das Geschlecht rühmt sich desselben.

wenn man die heutigen Türken insgemein für eingewandert hält. Sie wieder nach Asien jagen zu wollen, ist eine Absicht, die so im Ganzen gefaßt einen historischen Widerspruch enthält. Die wahre Stütze der türkischen Herrschaft in Europa sind die mohammedanisirten Albanesen und Bosnier. Uebrigens findet Montealbano die Bauern dieser Gegenden in Aufstand, und bald darauf wird der Pascha bedeutet, sie bei ihren Privilegien zu behaupten. Es sind die Väter der Herzegowiner, welche immer eine gewisse Freiheit genossen haben[1]). Das Werk des Montealbano, das wir benutzen, ist nicht der gedruckte commentarius rerum turcicarum, der von alle dem nichts enthält, sondern es führt den Titel: relatione di G. Batt. Montealbano a 22 di Maggio 1625 del suo viaggio in Constantinopoli con la descrittione di molte cose notabili. Es ist eine Handschrift der kaiserlichen Hofbibliothek. Sammlung Foscarini, No. 144. S. 132.

Mit dem Muhammedanismus eingeborener Lehnsträger verknüpfte sich gar bald die Erblichkeit ihrer Lehne. Ich weiß nicht, ob Solimans Kanun's hier jemals in voller Uebung gewesen sind. Gewiß waren die Lehne in diesen Gegenden schon unter Achmed I. vollkommen erblich. Zu dem Kanunname Ainis (bei Hammer: Osmanische Staatsverfassung und Staatsverwaltung II, 370), woraus wir dies ersehen, fügt die „descrittione totale di tutta la potenza ottomana presentata al Gran Turco Sultan Ahmed Han, aus dem Türkischen übersetzt (MS. Bibl. Vindob. Hist. Prof. 889) hinzu, daß die Söhne nicht, wie anderswo, wechselweise ins Feld ziehen, sondern das Erbe theilen, und sämmtlich wider den Feind ausrücken. Ein guter Grund, um die Erblichkeit dieser Besitzthümer sogar zu begünstigen, wenn diese auch sonst wider die osmanische Ordnung war.

1) Von Wichtigkeit für die ältere Geschichte von Montenegro ist die Relation eines Nobile von Cattaro, Marino Bolizza, der sich seit dem Jahre 1606 mit dem Auftrag', die Grenzen von Cattaro genauer zu bestimmen, mehr als ein Mal zu dem Sandschakbeg von Scutari begeben, Albanien und Montenegro bereist hatte, und am 25. Mai 1614 das Ergebniß seiner Beobachtungen, eine statistische Beschreibung jener Landschaften an Maffeo Micheli einsendete. Sie führt den Titel: Relatione e descritione del Sangiaccato di Scutari dove si ha piena contezza delle citta e siti loro villaggi case et habitationi, etc. etc. Fatta da Marino Bolizza, nobile in Cattaro. Ich habe sie handschriftlich auf der St. Markusbibliothek zu Venedig l. VI, cod. 177 (4. fogli 44) gefunden. Vornehmlich verweilt sie bei Montenegro. Der Autor schildert die Höhen über Cattaro, wo die Montenegriner von dem Mai an alle Jahre ihr Vieh weiden; wo die nämlichen Quellen und Bäche, welche tiefer hinab Cattaro versorgen, bei 12 Miglien weit die schönsten Triften und Weideplätze bilden, Buchen und Eschen genug vor der Hitze des Sommers schützen, und unzählige Hütten aufgerichtet sind, bis man im Oktober in das tiefere Land zurückgeht. Er schildert ferner ihre eigentlichen Wohnplätze. Sie hatten 93 Dörfer, jedes Dorf seinen Vorsteher. Es waren fünf Nationen zu unterscheiden. Eine jede auch von diesen hatte ihr Oberhaupt. Der Autor nennt Nahien, Ortschaften, Vorsteher, sämmtlich. Er zählt 3027 streitfähige Männer, alle bewaffnet, die meisten mit (Tartsche) Wurfspieß, Schwert, ungefähr 1000 Mann mit Flinten. Es gab damals ein eingebornes Oberhaupt Aller, das den Titel eines Spahi führte und von Konstantinopel aus mit besonderen Rechten versehen war. Schon erhob sich neben demselben die Macht des Metropoliten. Nur wenig gehorchten sie den Türken. Im J. 1604 hatten sie dem Sandschak von Scutari, Alibeg, das herkömmliche Geschenk versagt. Dieser war wider sie ins Feld gezogen, doch an den Gebirgen mit seltenem Widerstande empfangen worden, daß er hatte zurückweichen müssen. Sein Kiaja mit bedeutender Mannschaft war ihm getödtet, er selbst verwundet worden. — So schildert Bolizza Montenegro. — Leider sind die slawischen Namen stark italianisirt, und über einige Verhältnisse, z. B. der Befehlshaber und der Woiwoden, bleiben wir im Dunkeln; immer aber werden diese Materialien für eine künftige genauere Erörterung montenegrinischer Geschichte von Bedeutung sein.

Durch solche Momente entwickelte sich der eigenthümliche Zustand, in welchem wir diese Provinzen später antreffen. Es darf uns nicht wundern, wenn wir über ihre Entwickelung nicht vollkommen im Klaren sind, da es uns schwer wird, uns nur über ihre heutige Lage genügend zu unterrichten.

Auf jeden Fall sind über alle Punkte, welche hier berührt worden sind, über die Einwirkung der Slawen auf die Bevölkerung und das Reich der Griechen, über ihre Theilnahme an Erhebuug und Einrichtung der osmanischen Herrschaft, über die Einwirkung der Türken und des Muhammedanismus auf die Nation, endlich auch über die Hauptmomente ihres gegenwärtigen Zustandes neue umfassende und eindringende Untersuchungen fähiger Männer von freien Sinnen zu wünschen. Unsererseits machen wir auch über die Zustände von Serbien in seiner Unterdrückung nur einen Versuch.

Zwar führt die große Straße von Deutschland nach Konstantinopel über Belgrad und Nissa und demnach gerade durch Serbien; doch in vielen Reisen findet man nichts, als die Namen der Stationen und zufällige Kleinigkeiten.

Unter den Reisenden des 16. Jahrhunderts haben indessen zwei wackere Deutsche, fromme, gesetzte, ehrenwerthe Männer, Hans Ternschwam und Gerlach, der Lage der Rajah eine schöne Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Reisebeschreibung des Ersten war bis jetzt unbekannt. Ich habe sie handschriftlich auf dem Nationalmuseum zu Prag eingesehen. Sie führt den Titel: relatio itinerationis Constantinopolitanae, und hält 297 Blätter in Folio. Zwar ist sie nicht mit dem Namen ihres Verfassers bezeichnet; doch hat schon der Bibliothekar jenes Museums, Hr. Hanka, denselben richtig erkannt. In dem Texte heißt es zuweilen: „Ich, Hans Ternschwam[1]).“ Dieser in Italien, Deutschland und Ungarn wohlbewanderte Mann machte, der Gesandtschaft des Verantius und Zay freiwillig angeschlossen, seine Reise zwischen dem 22. Juni 1553 und dem 11. August 1555.

Hier sind einige Stellen seines Berichtes, die auf unseren Gegenstand Bezug haben. „Es müssen sich alle leiden, wie eroberte unterdrückte gefangene Leut, deren sich Keiner vor Furcht, Angst, Noth und Zwang mehr rühren und den Kopf aufrecken darf.“

Ternschwam sieht Leute, welche von Konstantinopel, wo sie des Kaisers Heu gemacht, die „zween Monat umsonst robotten (frohnen) müssen, jetzund zu dem Ihrigen heim eilen das ihnen also im Felde verdirbt, zum Theil bei Smederewo und Weißenburg wohnhaft.“

Nächte lang, berichtet ihm ein Hauswirth aus Czaribrod, unfern Leskowaz, noch innerhalb der serbischen Grenzen, obwohl das Sandschakat zu Bulgarien gerechnet wird, die Beschwerden, die man erdulde.

Alle fünf Jahr komme der Kinderzins in das Dorf:

„ain Wirt in einem Haus gebe p. ein Jahr für sich dem Kaiser Charatzsch d. i. Zinß 100 Asper und von jedem Sohn auch 100 Asper: wenn er eine Tochter verheurate dem Spay d. i. dem Pfleger 33 Asper.“

1) Dieser Name findet sich Ternschwam, Ternschwamb, Ternschwan, Turnschwam, Durnschwamus, Durnschuamus. Bei dieser fluctuirenden Schreibung wird man uns zu Gute halten, daß wir in folgenden Stellen zwar kein Wort und keinen Laut verändert haben, aber wohl die Orthographie, z. B. bei „hat, statt hatt — klein, statt khlain“ geändert.

„Von 2 Schafen ein Asp. von 2 Schweinen ein Asp. von allem Getraide die zehnte Garben, müssens dreschen, gen Markt führen, und zu Geld machen: von Wein dergleichen den Zehenden."

„Von obstehendem ihrem Dorf Czaribrod und noch einem andern Dorf ihrem Herrn dem Aly Bascha 50 Mader und zum Getraidschneiden 70 Personen per 100 Tage. Item auf Weinachten jeder Bauer ein Huhn und ein Fuder Gerste und noch ein Fuder Haber dazu, wenn ein fruchtbar Jahr ist."

„Wenn die Galeeren weg gehen oder fahren von Konstantinopel muß obstehend Dorf oder Gegend — (Kneschina? —) einen Mann zum Rudern geben: welcher nit selbst ziehen will, muß 2000 Aspern geben ihrem Zaus (Tschausch) und welcher aus ihnen zeucht, muß das Volk demselbigen geben auf Zehrung 2000 Asper. Vom Kaiser haben sie keine Besoldung."

„Ueber den Zehnten muß jedes Haus dem Bascha noch geben ein Sam Gersten und ein Sam Weizen und obstehende Zinsgeld geben sie allzeit auf Weihnachten."

Es ist augenscheinlich, daß aus den Abgaben, die man dem Pascha zu leisten hatte, später die Poresa ward. Zwar sagt das serbische Lied ausdrücklich: Sultan Murad habe sterbend den Türken verboten, jemals Poresa einzufordern, und er scheint diese Abgabe als die härteste betrachtet zu haben; jedoch war sie ohne Zweifel eine Verbesserung, wenn sie statt so großer Lasten eintrat, wie unser Bauer schildert.

Am meisten litt man an den Landstraßen. Ternschwam kann die Behandlung, welche den Einwohnern bei einer Durchreise widerfahre, nicht übel genug schildern. „Wo sie in ein Dorf kommen — er meint Tschauschen und andere Türken — durchlaufen sie alle Häuser und nehmen den armen Leuten alles umsonst. Wo er je zahlen muß giebt er was er will, ein Asper das (dafür, was) zehn oder funfzehn werth ist. Wo sie Roß bedürfen, oder Wagen, nehmen sie ein Tagreis oder so weit bis sie andere Roß und Wagen finden, zalen ihnen etliche Asper oder gar nichts und schlagen sie wohl dazu. Aber kein Christ darf sich keines Türken nit wehren noch ihn schlagen, gilt ihm sonst das Leben."

Wir sehen aus Ternschwam, daß die damaligen Räuber noch nicht Heiducken der spätern Art, sondern meistens Türken waren: „Das überflüßig armselige Kriegsvolk, das ewig dienen muß und kleine Besoldung hat." Sie rauben vornehmlich Menschen, um sie zu verkaufen. In großen Haufen finden sie sich beisammen.

Ganz diesem Zustande gemäß schildert Gerlach's Tagebuch von 1573 und 1578, was er in Serbien sah. „Die Raizen sind arme von den Türken übel zuplagte Leute, denen sie ohn Unterlaß arbeiten müssen." Er findet die Spahi und Janitscharen in den Dörfern, welche „die armen Christen ganz aussaugen." Dies Werk ist gedruckt, und sein Werth anerkannt. Es ist nicht nöthig, daß ich mehr daraus anführe.

Statt dessen will ich noch einer Stelle aus dem handschriftlichen Bericht Betzek's „Verzeichniß etlicher meiner fürnehmsten Reisen 1564, MS. der kais. Hofbibl. Nr. 106" gedenken. Er kommt, wie er sagt

„durch Serfien, ein öd Land, daselbst es gar armes Volk. Dörfen kein Wahren (vielleicht Wehren?) tragen noch haben, halten auch keine

(Correctur: wenig) Roß dann die Türken nehmen's ihnen. Aber Ochsen haben sie, Wein und Traid wächst ihnen genug."

Alle Beschreibungen schildern uns den nämlichen Zustand. Wie aber wurde derselbe verbessert?

Das Uebermaß der Bedrückung schildert Tullio Miglio: Le particolarità dell imperio ottomano, MS. Vindob. Pal. Hist. Prof. No. 544, vom Jahr 1664, der sich eine Zeit lang in Belgrad aufgehalten hatte. Er sagt von dem schlechten Zustande der Türkei:

La ruina causata delle continue marcie onde li contadini fuggiti lasciarono li terreni inculti. Dieses Uebel breitete sich bis nach Ungarn aus. Er sagt von den dasigen Bauern: Abbandonando le proprie case fanno che nissun Spahi vi possi sossistere.

Da wir nun die Spahi später ausschließlich in den Städten angesiedelt finden, so schließen wir, daß sie vielleicht auch aus diesem Grunde die Dörfer verlassen haben.

Vielleicht hat sie auch das Emporkommen christlicher Räuber aus den schutzlosen Dörfern verscheucht.

Wichtiger noch ist die Einstellung des Knabenzinses. Ich habe früher die Vermuthung geäußert, daß er in der Mitte des 17. Jahrhunderts abgekommen sein müsse. Ich kann treulich anzeigen, daß dies durch neu gefundene Relationen bestätiget wird. Aluise Contarini Relatione del bailaggio di Constantinopoli dal 1636 sin tutto l'anno 1640, MS. Vindob. Pal. Sammlung Foscarini No. 145. sah den Gebrauch schon allmählig verschwinden. Die Türken fanden es nützlich, ihre eigenen Kinder unter die Janitscharen aufgenommen zu sehen. Die Christen waren froh, der traurigen Pflicht erledigt zu werden. Dall un canto li Christiani per esimere li propri figlivoli, di questa tirannide e dell altro li Turchi per incamminar li propri figlivoli nell ordine di Ginazzeri, i quali poi escono li maggiori del commando, incontrano volontieri da questo commodo reciproco che li Turchi ricevendo da Christiani qualche recognitione li propri figlivoli sotto il nome di Christiani medesimi alla decima contribuiscono. Schon Contarini ist darauf aufmerksam, wie sehr dies die Feinde in dem Schooße des Reiches vermehren müsse.

Wenn nun damals die Christen noch genöthigt waren, durch eine gewisse Erkenntlichkeit gegen die Türken die Aushebung von sich abzuwenden, so war später auch dies nicht mehr nöthig.

Tullio Miglio versichert, daß die eigentliche Recrutirung der Janitscharen unter ihren Söhnen geschehe. Ueberdies suche jeder seine Diener, und wen er sonst liebe, zu den Stellen der Janitscharen zu befördern. Der Knabenzins ward im Jahre 1664 nicht mehr eingezogen; nur für den Falle, daß ein großes Unglück eintrete, hielt man eine Wiederholung desselben für möglich. „Se seguisse qualche mortalita grande nelli medesimi Janizeri, in tal caso se farebbe il Defschurmek, cioe la raccolta de giovini." Allein der Fall trat nicht ein, und so erlosch dieser Gebrauch[1]).

Wie unglückselig nun auch die Verwüstungen der Kriege des 17. Jahr-

1) Eines Versuches, denselben im Jahre 1703 wieder zu erneuern, gedenkt Hammer, Geschichte des osmanischen Reiches VII., 91.

hunderts waren, so ist doch in eben diesen Zeiten der Grund zu einer aushaltenden Verbesserung gelegt worden.

Daß eine solche zu Stande kam, daran haben wohl die Zeiten der östreichischen Herrschaft vorzüglichen Antheil. Driesch: Großbotschaft. Virmondts 1723, S. 433 erzählt, wie sorgfältig man die serbischen Bauern vor dem Soldatenzwange beschützte. „Das Statutum vermag, sagt er, daß diejenigen, so sich mit Weinbergpflanzen und dem Ackerbau ernähren wollen, bei dieser ihrer Verrichtung des königlichen Schutzes genießen." Natürlich, denn der Bauer zahlte Zehnte, Tribut, Kopfsteuer und andere Auflagen: von alle dem war der Soldat befreit. Die Knesen, die ihr Recht vorstellen, werden angehört, und die Offiziere der Heiducken, welche in dem Lande liegen, dem Gesetze nachzukommen angewiesen.

Ebenderselbe Driesch gedenkt einer pfälzischen Colonie, welche unsern Belgrad, wo sonst nie ein angebautes Land, noch einige Einwohner zu sehen waren," ein Dorf, Zweibrücken genannt, anlegt. Weder von den Einwohnern, noch von dem Dorfe ist eine Spur übrig geblieben. Ohne Zweifel wollten die Deutschen nicht unter den Türken stehen.

Als die Türken zurück kamen, trafen sie allmählich die Einrichtungen, die bis zum Ausbruche der Unruhen bestanden haben. Was von denselben gemeldet wird, brauche ich nicht durch Allegationen zu erhärten. Alle Notizen stammen von denen, die selbst unter diesen Ordnungen gelebt haben.

2. Geographische Anmerkung.

Wollte man das alte Serbien übersehen, wie es in seiner Blüthe war, so müßte man seinen Standpunkt in der Mitte des hohen Gebirges nehmen, welches von den Alpen nach dem schwarzen Meere fortzieht und mit seinen Abhängen, mit den Flüssen und Bächen, die es aussendet, mit den Thalgeländen, die es eben dadurch bildet, das ganze Gebiet zwischen der Donau auf der einen, dem adriatischen Meere und dem Archipelagus auf der anderen Seite erfüllt.

Hier, am Schartag, hatten die alten serbischen Könige ihren Hauptsitz. Es ist die Schara Planina, das bunte Waldgebirg der serbischen Lieder, bald dunkel von der Waldung, bald weiß von Felsen und lang liegendem Schnee. Aus Schara Planina haben die Türken Schartag gebildet. So wie in diesen Gegenden der Stammvater der Nemanjas geboren ist, nahe den Quellen der Drina, und dessen Sohn Tschudoniel eben da seinen Zweikampf mit Kaiser Manuel hielt, bei Sjenitze: so schlug hier in Pristina Neman seinen Königssitz auf. Von da aus hat er und haben seine Nachfolger ihre Herrschaft nach allen Seiten ausgebreitet. Sie herrschten an der Küste des adriatischen Meeres und nannten sich davon Romorski. An der Donau und Sawe, in Albanien und Macedonien, bis tief nach Griechenland, war ihre Oberherrschaft anerkannt; in jenen Gegenden aber blieben ihre Sitze. Hoch am Rücken des Gebirges, in Ipek, war seit dem 13. Jahrhundert das serbische Erzbisthum und Patriarchat. Da bauete ein König von der Beute, die er über die Griechen gemacht, das Kloster Detschani, vielleicht das einzige von allen serbischen Klöstern, welches ungeplündert geblieben ist. Um Stephan Duschan zu begrüßen, stieg Cantacuzenus das Gebirge hinan[1]) und traf den mächtigen Serben in einem

1) Cantacuzen. III. c. 43. *ἀναστὰς ἀπὸ τῆς Σκοπίας πρός τινα τόπον ἦλθε Τάω διὰ τὸ κάλλος ὠνομασμένον ἔνθα περὶ κούμην τινὰ ἀτείγιστον Πρίστηνον* etc. etc.

schönen Lustorte unfern Pristina. Es ist dies schon auf der hohen Ebene Kossowo, auf welcher das Schicksal von Serbien zwei Mal ausgefochten worden ist. Wahrscheinlich hat sich von hier — denn an diese Ebene stößt der Berg Ratsche, an welchem der Fluß Raschka entspringt, — der Name Rascien ausgebreitet. Indessen führten diese Fürsten von Anfang an den serbischen Namen. Bereits Neman wird durch die Worte: „Princeps, dictus Serf" bezeichnet.

Schon die Römer fanden in dieser Landschaft tapfere, freie, musikliebende, übrigens in einer Art von Wildheit und Naturzustand beharrende Völker. Man weiß, wie oft und hart die Dardaner Macedonien bedrängt haben. Bis zu deren Sitzen hinauf begleitet Strabo die Flüsse, welche sich ins adriatische Meer ergießen. Scopia gehörte ihnen. Tiefer in den Bergen hatten sie andere Städte, deren Existenz Strabo verbürgt, ohne ihre Namen zu nennen. Vielleicht daß spätere Forschungen näher ins Licht setzen, in wie fern die Dardaner als die Ahnherren der Serben zu betrachten sind. Jene Beschreibung wenigstens, die Strabo von ihnen giebt, daß sie in höhlenartigen, mit Mist bedeckten Wohnungen angesessen[1]) und wild seien, trotz alledem aber Freunde der Musik, mit Flöten und Saiteninstrumenten immer versehen, würde nicht übel auf die Väter der Serben passen, die auch unter einem mit Stroh oder Unkraut belegten platten, mistähnlichem Dach wohnen, die Gusle in ihrem Hause, und wenn sie das Vieh weiden, die Flöte im Gürtel haben. Den Namen: Serben, bringt ein gelehrter Freund mit Triballer in Verbindung. Der Stamm ist: Srbl, und in den meisten älteren Schriften werden die Serben Serbler genannt. Triballer und Serben scheint ihm in der Wurzel identisch. — Dann würde schon Herodot der Serben Meldung thun.

Gegenwärtig ist der Name Serbien nur dem nordwestlichen Gebirgsabhange, von dessen Höhe an bis zu der breiten Markung gegen Oesterreich, welche Donau und Sawe bilden, vom Einflusse der Drina bis zum Einflusse des Timok eigen geblieben[2]). Durch den tiefen Einschnitt, in welchem die beiden Morawen einander entgegenfließen, wird dies ganze Gebiet in zwei Theile geschieden.

Den südlicheren kennen wir nur wenig. So viel sehen wir indeß, daß sich hart an der Höhe des Gebirges weite Ebenen ausbreiten. Bald sind sie dürr und öde, fast ohne Bebauung, geringes Weideland, zu den Evolutionen der türkischen Reiterei und ihren Uebungen sehr geeignet, wie bei Sjenitza. Es sind die langen hohen Almen, deren Gegensatz gegen das „rauch pyrgig Niderbossen" schon Curipeschitz 1531 bemerkte. Bald aber sind sie von anmuthigen Hügeln umfaßt, von Bächen bewässert, und fruchtbar, wie Kossowopolje, von dessen Ortschaften sich das Sandschakat Wutschitern (Wolfsdorn) größtentheils zusammensetzt. Von diesen weiten Hochebenen aus steigt man auf dem Wege von Sjenitza, sobald man an

1) Strabo drückt sich fast etwas fabelhaft aus. *ἄγριοι ὄντες οἱ Δάρδανοι τελέως, ὥς ὑπὸ ταῖς κοπρίαις ὀρύξαντες σπήλαια ἐνταῦθα διαίτας ποιεῖσθαι.* lib. VII. p. 316. Zu dem Dache kommt nämlich hinzu, daß man die Ritzen der Bretterwände mit Kuhmist ausfüllt, der zwar, wenn er getrocknet ist, keinen üblen Geruch, aber immer einen sonderbaren Anblick giebt.

2) Noch im Jahre 1584 war dies nicht so. Marc Antonio Pigafetta, It inerario Londra 1585 sagt: „La Servia s'intende propriamente quella parte meridionale, per la quale si va a Ragusi."

einem großen Bache, welcher der Raschka zufließt, in dem Thale desselben drei Stunden lang nieder; von Kossowo aber gleich hinter Mitrowiz in die tiefen Schluchten von Banjska, worauf sich der Weg erst wieder zu freien Gebirgsaussichten erhebt, und dann mit der Raschka niedersenkt: so gelangt man von beiden Seiten hinab nach Nowipasar. Hier hat das Land Waldungen von hartem Holze. Man sieht ackerbauende Dörfer um ihre Kirchen her. In der Stadt treffen sich die Straßen von Rumelien, Albanien, Serbien und Bosnien. Noch in dem 17. Jahrhundert hatten die ragusanischen Kaufleute ihre eigene Kirche hier. Montealbano findet hier das Eisen wohlfeiler, als an irgend einem anderen Orte der Welt. Es war immer ein wichtiger Handelsplatz.

Von hier sinkt das Gebirg in jäherem Abfall. Zwischen hohen Ufern und reißend sucht der Ibar das Morawathal. Das ganze Land von Sjenitza bis zur Ibarmündung wird von den entfernter Wohnenden unter dem Namen Stariwla zusammengefaßt, vielleicht weil sich in diesen Gegenden die christliche Bevölkerung, die von den Mohammedanern bekanntlich, welchen Stammes sie auch sei, mit dem Namen: Wla, Walach, bezeichnet wird, etwa unter dem Knesen Isak, länger hielt, als anderswo. Gewiß sind alle Unterthanen von Nowipasar und Wutschitern, von Leskowaz und Nisch, sei es nun, daß man diese Sandschakate zu Bosnien, Scutari oder Rumelien rechne, wahre Serben; diejenigen Orte etwa ausgenommen, in welche nach der Auswanderung des Patriarchen von Ipek mit 37,000 Familien, Albanesen nachrückten. Allein, wie gesagt, die Landschaften sind fast unbekannt; wir finden beinahe keinen unterrichteten Reisenden, der sie gesehen hätte: denn was Brown sagt, welcher 1668 von Pristina nach Kurschumlia ging, ist kaum der Rede werth [1]). Es mag hier noch mancher Rest serbischen, vielleicht auch römischen Alterthums [2]) künftiger Entdeckung harren. Wonach wir am meisten trachten würden, das wäre das Lebendige; es wären die Lieder. An den alten Sitzen serbischer Herrlichkeit mögen sich vielleicht die merkwürdigsten erhalten haben.

Erst an der Morawa beginnt dasjenige Serbien, dessen Bewegungen wir beschrieben haben, wesentlich das Paschalik Belgrad; geographisch und historisch kann man darin vier Theile unterscheiden:

1. Die Bezirke Uschize und Sokol gehören dem Bergzuge an, an dessen Fuße auf der bosnischen Seite die Drina fließt [3]). Das Gebirg ist höher hinauf Felsen und Gebüsch; tiefer herab Kieferwaldung. Die Einwohner haben Herzegowinische Sprache, Kleidung und Sitte; sie führen das Kienholz, das man statt der Kerzen brennt, in Saumlast herab, um Wein dafür einzutauschen. Die Lage von Uschize vergleichen die Türken mit Mekka.

1) Uebrigens darf ich wohl auch hier daran erinnern, daß die vorliegende Arbeit aus dem Jahre 1829 stammt. Bei der zweiten Ausgabe ist sie deshalb weggeblieben, weil auch die Karte weggelassen wurde, zu deren Erläuterung sie ursprünglich bestimmt war.

2) Sollte von Ulpiana vielleicht in Liplian eine Spur übrig sein? Das eingeschaltete l ist serbische Bildungsform. So wird Skoplje aus Skopia.

3) Alle diese Gegenden scheint Curipeschiz unter dem Namen: Herzog Paulowizen Land zu begreifen. Es ist ohne Zweifel derselbe Herzog Paulovitz von Radasel, von dem der Reisende eine merkwürdige Grabschrift anführt. Wer ist aber dieser Herzog, dessen Gedächtniß selbst in den Liedern verschollen ist? Eine Spur von ihm scheint mir in Paulowitsch Radoslaw einem mit den in Bosnien herrschenden Geschlechtern verwandten bedeutendem Mann, vorhanden, dessen Pejacsevich (Historia Serviae, p. 414.) erwähnt.

Es ist merkwürdig, daß sie es ganz so erobert haben, wie Jakob Nenadowitsch. Indem sie die Häuser in Brand steckten, nöthigten sie das Schloß, das auch damals von einem gewaltthätigen Oberhaupt besessen, sich zu ergeben. Das Schloß Sokol liegt so hoch und fest, daß es die Serben niemals eingenommen haben. In den Bergen von Uschize entspringen die Bäche, welche die obere Morawa bilden. Der Fluß durchsetzt gewaltsam die Gebirge Kablar und Owtschar; nur mit Mühe und Gefahr kann man an seinem Bette reisen. Erst bei Tschatschak erweitert sich das Thal, und man säet da Kukuruz; von hier an wird die Ebene immer breiter. Sie bildet den Bezirk Poschega, von früher her so genannt, obwohl jetzt Tschatschak in besserer Aufnahme ist. Die Ebene finden wir bereits im 10. Jahrhundert angebaut. Unter den Ortschaften der Serben nennt Constantinus Porphyrogennetos Destinik, Δεστινίκον oder Dostinik: schwerlich läßt sich Trstenik an der Morawa darin verkennen. Später hat der heilige Sawa eben hier, in dem leichter anzubauenden Thale, in der Mitte der Berge, Zitscha zu seinem Sitze gegründet und den König daselbst gekrönt. Drei Viertelstunden von Karanowaz sieht man noch die Ruinen des Klosters, eine Kirche mit runden Bogen und den Spuren von Heiligen-Bildern an den Säulen, etwa wie in Memleben, umher Wohnungen für die Mönche, und Nebengebäude für den königlichen Hof.

Diese drei Bezirke: Poschega, Sokol, Uschize, haben an dem Aufstande nicht so thätigen Antheil genommen, wie das übrige Land; sie mußten erst erobert werden. Ich finde nicht, daß sie einen Gesammtnamen hätten.

2. Durch einen solchen wird aber das mittlere Land, das sich zwischen der Morawa und Kolubara nach der Donau und Sawe hin erstreckt, unterschieden. Es heißt Schumadia, von Schuma, der Wald, die Waldgegend.

Da die Morawa nur einen Einschnitt in die Berge macht, so erheben sich jenseit derselben die Höhen allenthalben auf's Neue. Auf dem Wege von Nisch nach Belgrad steigt man von Tjupria eine Bergstraße aufwärts, die, so wie man Jagodina erreicht hat, durch einen unabsehlichen Wald von Eichen und Buchen bis gegen Batotschina führt. Hier erst hat man eine freie Aussicht in das Land, das sich nunmehr tiefer und tiefer senkt. Dieser Bergzug reicht bis nach Rudnik. Auch Hadschi Chelfa hat bemerkt, daß dies mit Jagodina auf derselben Höhe liege; dies ist der höhere Theil der Schumadia. Er umfaßt die drei wichtigen Bezirke: Rudnik, Kragujewaz nnd Jagodina. Rudnik (der Name kommt von Ruda, das Erz) hatte einst bedeutende Bergwerke; noch sieht man ungeheure Haufen von Schlacken. Kara Georg dachte an eine neue Bearbeitung derselben; der Deutsche aber von einer Banater Grube, dessen er sich bemächtigte (er ließ ihn bei Nacht mit Weib und Kind binden und herüber bringen), verstand wohl zu schmelzen, aber nicht zu scheiden. Es war hier zuletzt ein Sitz der Brankowitschen; noch ist da ein Ort: Despotowo Rudnitschischte, und es giebt ein Flüßchen: Despotowiza. Man unterscheidet die Kneschinen: Zernagora, Katscher und Morawa. Kragujewaz war während der Revolution immer der Sitz der Gewalt. Hier in Topola wohnte Kara Georg. Hier hat auch Milosch seinen Sitz aufgeschlagen; es liegt ziemlich in der Mitte des Landes, und nach allen Gränzen können die Befehle in zwei Tagen gebracht werden. Es enthält die Kneschinen: Gruscha, Jesenitza, Lepenitza, wie die

Flüsse dieses Namens nach verschiedenen Seiten von der Höhe herab der Morawa zufließen. Jagodina hat die Kneschinen: Lewatsch und Temnisch.

Diese Bezirke bilden indeß noch nicht allein die Schumadia. Wo die Höhen sich allmählich in Hügel und Thalgelände abdachen (nur von Rudnik aus geht ein langer schmaler Bergrücken bis in die Nähe von Belgrad, unfern dessen auf seiner äußersten Höhe Awala gebaut ist), unterscheidet man die Bezirke: Smederewo, Grozka und Belgrad; auch diese werden zur Schumadia gerechnet. Das Land ist fruchtbar und schön. Vornehmlich ist Smederewo durch eine treffliche weiße Traube, die sich vielleicht seit den Pflanzungen des Kaiser Probus auf dem Mons Aureus in diesen Gegenden rein erhalten hat, ausgezeichnet. Von jenem Zweibrücken, welches um das Jahr 1720 deutsche Bauern anlegten, findet man wie gesagt, keine Spur mehr. Grozka und Belgrad gelten in der Regel nur für Einen Bezirk.

3. Das Land jenseits der Morawa, zwischen diesem Fluß und der Donau, hat wieder einen eigenen Charakter. Er ist der merkwürdige Punkt, in welchem sich die Karpathen den von den Alpen ausgehenden Bergzügen, dem Hämus, nähern. Diese Verbindung hat die Donau zu durchbrechen gehabt. Ihr Bett ist Felsen, und bei niedrigem Wasserstande sieht man so hohe Klippen hervorragen, daß es die Sage nicht unglaublich gefunden hat, ein kühner Jäger sei, von Klippe zu Klippe setzend, an das jenseitige Ufer gelangt. Man kennt die unsäglichen Schwierigkeiten, welche beide Demircaps. oder eiserne Thore, oberhalb und vorzüglich unterhalb Poretsch der Schifffahrt flußaufwärts entgegen setzen. Die Ufer sind steile Felswände, an denen oft nur die Unermüdlichkeit und der Gehorsam römischer Arbeiter einen Weg zu bahnen vermocht hat. So gut an der serbischen Seite, wie an der entgegengesetzten, ist ein hohes wildes Gebirg, in welchem man noch heutzutage Bären jagt. Man hatte hier früher, in dem Bezirke Potscharewaz, so berühmte Bergwerke, wie bei Rudnik. Die Türken haben dieselben noch bearbeitet; aber nachdem sie einst von Räubern überfallen worden, welche sogar einen Theil der Gebäude zerstörten, haben sie es klüger gefunden, die Bearbeitung zu unterlassen. und dafür — denn sie wollten keinen Schaden leiden — dem Bezirke 3000 Piaster mehr auf die Poresa zu schlagen. Gegen die Ufer der unteren Donau, den Timok, die Morawa hin, senken sich die Berge und bilden fruchtbare und anmuthige Landschaften. Zu dem eigentlichen Paschalik Belgrad gehören zwei Bezirke, Potscharewaz, in welchem man nach Höhen oder Flüssen und Quellen die Kneschinen Mlawa, Pek, Swischt, Stieg, Retschka, Omolje und Branitschewo unterscheidet, vielleicht die größte Nahia des ganzen Landes, und der Bezirk Ressawa an der Morawa, der auf einige Reste altserbischer Herrlichkeit, welche er bewahrt, die Klöster Rawaniza und Manassia, besonders stolz ist; auch hat er die meisten nationalen Namen aufbehalten und unterscheidet sich durch einen weicheren Dialect. Die Serben besaßen jedoch unter Kara Georg auch die Landschaften Kliutsch, Kraina, und Tzernareka, und der Vertrag von Akjerman gewährte ihnen die Wiedervereinigung derselben. Hier sind die meisten Reste des classischen Alterthums. Die Ufer der Donau sind mit den Trümmern der römischen Städte und Castelle, welche seit Trajan hier angelegt und von Justinian so sorg-

fältig erneuert worden sind, angefüllt. Trotzdem sind die Römer aus der Erinnerung des Volkes fast verschwunden. Alte Trümmer unterhalb Poretsch nennt das Volk den Thurm des Milosch. Unfern Praowo, nahe bei einer schönen Quelle, die Quelle der Zarin, Zaritschina genannt, setzt es bei einer wüsten Kirche das Grab des Marko.

Wir können diese Gegenden nicht ohne einige historische Bemerkungen verlassen. Gar mancher bedeutende Heereszug ist durch dieselben gegangen, und verschollene Orte werden uns genannt. Die Frage ist: ob wir dieselben wohl wieder aufzufinden vermögen? Besonders tritt dieses Land in der Geschichte der Kreuzzüge hervor; auch Heinrich der Löwe und Friedrich I. nahmen ihren Weg hindurch. Von der Donau kamen sie über Brandize und Ravanelle nach Nissa. Auf die Spur von Ravanelle führt Kloster und Fluß Ravaniza; ein Name, statt dessen man in den Liedern zuweilen schlechtweg „Ravan" findet. Die Endsilben mögen in Ravaniza der slawischen, in Ravanelle der lateinischen Formation angehören. Richtung und Entfernung stimmen mit dem Namen zusammen; es ist die Mitte des Weges zwischen Zuma und Nissa, dem Zusammenfluß der Morawa mit der Donau. Ravanelle war ein Castell; schon Friedrich I. fand es im Verfall. An der Stelle desselben mag Lasar das Kloster Ravaniza gebauet haben. Wichtiger ist Brandize. Es war der Sitz eines Herzogthums, welches der Gewalt Nemans, der sich eben damals Nissa's bemächtigte, das Gleichgewicht hielt. Wir glauben in dem Namen Branitschewo mit Sicherheit Brandize zu erkennen. Noch heute führt eine Kneschina von Potscharewaz diesen Namen; doch hat er noch eine weitere Bedeutung. In der Schumadia bezeichnet man mit dem Namen Branitschewzi alle, welche jenseits der Morawa wohnen, und es ist wahrscheinlich, daß die transmorawanischen Landstriche einst sämmtlich unter dem Namen Branitschewo zusammengefaßt worden sind. Ueber die Lage des Hauptortes wagen wir nichts Genaues zu bestimmen. Die Beschreibung des Arnold von Lübeck (ad annum 1171), nach welcher Heinrich der Löwe von zwei schweren Päffen den einen überwindet, aber nicht den anderen, könnte zwar veranlassen, Brandize in der Mitte der beiden Demircapi zu suchen, jedoch hat sie einige durchaus fabelhafte Züge; wie es denn heißt; ibi Danubius subterraneo meatu absorptus, turgentibus fluctibus ebulliens in Servam protrahitur, so daß wir uns auf dieselbe nicht verlassen mögen.

Von Zeit zu Zeit erscheint dieser Name in anderen Verstümmelungen wieder. In einer Urkunde König Ladislaus des Cumanen von Ungarn vom Jahre 1273 finden wir viele Bane unterzeichnet und unter ihnen hintereinander diese: Stephanus Banus de Bozna, Gregorius Banus de Bronch et de Krucho, Paulus Banus de Zewrino. Timon, der diese Urkunde fand, kann das Gebiet des Van Gregor nicht ermitteln. Er sagt (Hungaria nova c. VI, p. 26.): „De Satrapia vero Brontschensi rursus undique tenebrae, Cutschowiensemque dictam fuisse existimo de arce Klintsch, de qua Toatie gloriatur. Has Provincias, nostratibus ignaras, eo in lucem protuli, ut, si quis meliorem illarum cognitionem ceperit, noverit, ipsas juris fuisse Hungarici. Es ist merkwürdig, daß er, was er in der Urkunde Krucho schreibt, in dem Texte Kutscho nennt.

Und fast sollte das eine ein Schreibfehler scheinen; auf keinen Fall aber will die Erklärung viel bedeuten. Auch Katona (Hist. Ung. VII. 627) weiß keine bessere zu geben; er schreibt nur die Bemerkungen Timons ab.

Ich bin der Meinung, daß dies unbekannte ungarische Banat in Serbien lag, und Branitschewo und Kutschewo begriff. So wie Branitschewo den ebenen, so bezeichnet Kutschaina noch heutzutage den gebirgigen Theil des Bezirks Potscharewaz. Nicht selten wird in Liedern und Geschichten Branitschewo und Kutschewo zusammen erwähnt.

Für diese Meinung zeugt, daß Ban Gregor in der Mitte zwischen den Banen von Bosnien und Sewerin unterzeichnet, zwischen diesen Banaten würde gerade das Gebiet von Branitschewo und Kutschewo liegen.

Wohl ist es sonderbar, daß unser Banat ein einziges Mal und nicht weiter erscheint, daß der Name Gregor's in Urkunden, die bald hernach ausgestellt worden sind, vergebens gesucht wird, während alle Anderen, die mit ihm unterzeichneten, dies öfter wiederholen. Aber auch das erklärt sich. Gleich hierauf, um das Jahr 1275, finden wir zwei einheimische Knesen, Drman und Kudelin, in Empörung in Branitschewo und im Besitze dieses Landes. Sie haben sich zu Jderlo, ohne Zweifel Jdrelo, noch gegenwärtig einem Kloster an der Mlawa in Potscharewaz, festgesetzt. Serben und Ungarn ziehen mit vereinten Kräften wider sie, und entreißen ihnen die Landschaft. Diese wird dem alten König, Stephan Dragutin, welcher näher verschwägert mit dem Haus von Ungarn, an den Gränzen beider Länder eine abgetheilte Herrschaft besaß, übergeben. Ausdrücklich wird unter den Besitzthümern desselben Branitschewo und Kutschewo erwähnt. Nach seinem Tode bemächtigte sich sein Bruder, König Milutin, dieser Länder. Seitdem erst, wenn ich nicht irre, bildeten sie einen eigentlichen Theil von Serbien.

4. Die Bezirke jenseit der Kolubara haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den über-morawischen. Der größere ist Waljewo, nächst Potscharewaz der größte des ganzen Landes; man rechnet, daß er 10,000 Mann in's Feld stellen könne; der kleinere Schabaz. An dem Bergrücken Zer ist die Kneschina: Potzerina. Daher war der alte Milosch Obolitsch gebürtig, und noch ist sie voll Erinnerung an ihren Helden. Noch zeigt man das Dorf, wo er wohnte: Dworischte, und die Ställe seiner Pferde: Miloschewa Konjuschnitza; und selbst den Namen des Baches: Netschai, bringt man mit ihm und seinem Tode in Verbindung. Seine Mutter, sagt man, weidete ihre Schafe an diesem Bache, als ein Kriegsmann aus der Schlacht von Kossowo anlangte. „Netschai Vische," sagte dieser zu ihr, d. i. „Warte nicht mehr, Mutter," „Milosch", fügte er hinzu, „wird dir nicht mehr kommen". Gegen die Sawe hinunter dacht sich das Land zu fruchtbaren Ebenen ab, Posawina und besonders Matschwa, welche die reichste von allen ist, und den schönsten Weizen hervorbringt. Eine der ältesten Ansiedelungen in diesem Lande mag Leschniza sein; schon Constantinus Porphyrogennetos gedenkt eines Lesnik. Unmittelbar daran stoßen die bosnischen Bezirke, Jadar und Radjewina. Sie sind nur klein; sie enthalten ungefähr 80 Dörfer. Man hofft ihre Wiedervereinigung.

Auch dies Land ward wohl einst unter einem gemeinschaftlichen

Namen begriffen. Ganz gut beschreibt Timon den comitatus machoviensis, dessen in ungarischen Geschichten häufig Erwähnung geschieht, Hungar. nov. c. III, mit den Worten: provincia procurrens a Sawa Morawam versus, irrigua flumine Colubara. In der Matschwa hat sich der alte Name erhalten, welcher, wie es scheint, früher einen größeren Landstrich bezeichnete.

Die vier größeren Landestheile haben dadurch eine gewisse Absonderung, daß ein jeder aus Berg und Thal besteht, und Alles hervorbringt, was er braucht. Er bedarf keines anderen.

Demohnerachtet sind sie durch die Natur auf einander angewiesen. Abgesondert vermöchte sich keiner gegen die Feinde zu vertheidigen. Zusammen aber gehören sie wieder zu einem größeren Ganzen. Die Einwohner unterscheiden nur das höhere Land, — z. B. die Herzegowina und das tiefere an der Donau und Sawe. Oft überwintern die Hirten der hohen Gebirge ihr Vieh in diesem Niederlande. Sonst meinte man, unten sei man reicher, oben freier. Zu einer vollkommenen Befreiung hat endlich doch das untere den Anfang gemacht.

II. Ueber die Abnahme der christlichen Bevölkerung in der Türkei.

Wie gesagt, die Metamorphose eines großen Theiles der christlichen Bevölkerung der Provinzen des osmanischen Reiches in eine mahumedanische zu verfolgen, ist unendlich schwer.

Nur flüchtige Notizen haben die Reisenden gesammelt: einheimische Nachrichten lassen sich nicht erwarten[1]).

Für die Geschichte des Orients giebt es jedoch noch eine nie berührte Quelle; in den Berichten römischer Nuncien oder Visitatoren, die an den Papst oder die Propaganda erstattet wurden. Deren Augenmerk mußte allerdings der Fortgang des Abfalls vom Christenthume, des Muhamedanismus sein.

Ich habe zu Rom Gelegenheit gehabt, von diesen Berichten einen und den andern einzusehen und will, da wir hier auf diese Sache zu reden gekommen sind, die Notizen mittheilen, die sich aus denselben schöpfen lassen.

1. Relatione del Padre D. Alessandro Comuleo Arciprete di S. Hieronymo di Roma sopra le Cose del Turco. Bibl. Barberina nr. 3392.

Im Jahre 1594 schickte Clemens VIII. den Erzprister Comuleo nach Siebenbürgen, Moskau, Polen, um einen Türkenkrieg vorzubereiten. Wahrscheinlich wagte sich dieser Priester auch in die Türkei selbst. Wenigstens finden wir von ihm gleich bei den Instructionen, die ihm der Papst ertheilte, auch die bezeichnete Relation. Sie ist nur klein. Doch verspricht der Autor eine ausführlichere Information, sobald der Papst sie begehre. Das Eigenthümliche derjenigen, die wir wirklich haben, besteht hauptsächlich in einer Aufzählung der streitbaren christlichen Mannschaften

1) Was selbst in solchen Schriften zu erwarten ist, die ausdrücklich von jenen Gegenden handeln, mag das Beispiel Job. Gerhards von Meiern beweisen. Er schrieb ein nicht ungelehrtes Buch: Spicilegium observationum historico-geographicarum de Bosniae regno 1737, Auch hat er p. 134 darin ein Capitel über die Einwohner. Er hatte aber so wenig über dieselben gefunden, daß er sich genöthigt sah, den Raum mit magern Notizen über die Uskoken auszufüllen.

des osmanischen Reiches. Er rechnet 140,000 streitbare Männer in Albanien und Macedonien; 100,000 in Herzegowina, Slavonien und Croatien; eben so viel in Serbien; 200,000 in Bosnien; alles lateinische oder griechische Christen, Todfeinde ihrer mahumedanischen Oberherren. Ich weiß nicht, in wie fern eine genauere Kunde den Autor zu diesem Anschlag berechtigte. Ich denke, Eingeborne werden es ihm so berechnet haben.

2. Relatione della visita fatta da me, Marino Bizzi arcivescovo d'Antivari nelle parti della Turchia, Albania e Servia alla stà di Nro. Sgre. P. Paolo V. 1610. Bibl. Barberina nr. 1160. 75 Blätter.

Der Erzbischof von Antivari fand darin einen besonderen Beruf, diese Gegenden zu bereisen, weil er den Primat des Königsreichs Serbien in Anspruch nahm, und sogar auf den förmlichen Besitz von Herzegowina ein Recht zu haben glaubte.

Er gelangte nicht bis in das bosnisch-serbische Gebirge, doch ward von Prischtina ein Priester herbeigeholt, der ihm über den Zustand der Christen in jenen Gegenden Auskunft ertheilte. Der Bischof von Sofia suchte ihn nicht minder auf, und gab ihm Nachrichten von seiner Diöces.

Allenthalben fanden sich noch viele katholische Christen; jener Bischof rühmte sich sogar der Bekehrung einiger Griechisch-Gläubigen.

Ohne Vergleich größer aber war ihre Zahl in Albanien.

Marino Bizzi rechnet, daß von 400,000 Einwohnern — wer sollte es glauben? — 350,000 katholisch seien. Auf zehn Christen — er meint wahrscheinlich die Männer — findet er einen Türken. Er weiß die Devotion dieser Leute nicht genug zu preisen. Noch ehe sie in die Kirche treten, schon vor der Thüre verrichten sie ein Gebet. Er ist entzückt ihren Processionen beizuwohnen, wo sie sich in zwei Chöre sondern und Christe Eleison, Kyrie Eleison rufen. Ihren nationalen Helden, Scanderbeg, haben sie noch in frischem Gedächtniß. In neueren Zeiten will man nur kleinere Lieder bei den Albanesen gefunden haben, mehr wie die griechischen, als wie die serbischen. Damals besangen sie die Thaten des Scanderbeg in ausführlichen Heldengesängen.

Bei aller dieser Devotion und diesem Bewußtsein der Nationalität erkannte doch Marino Bizzi, wie sehr ein Abfall zu befürchten sei. Die Priester waren höchst unwissend, sie verstanden die lateinische Messe, die sie lasen, nicht mehr; sie verabsäumten, die Sacramente der katholischen Kirche, namentlich die letzte Oelung zu ertheilen; sie duldeten die Heirathen in den verbotenen Graden; sie waren völlig unfähig, zu unterweisen.

Schon damals riß der Uebertritt zum Mahumedanismus ein. Die Albanesen meinten, man müsse dem Herrn gehorchen, dem Gott das Land nun einmal gegeben habe; sie verheimlichten nicht, daß es ihnen nur um eine Erleichterung zu thun sei; sie glaubten genug zu thun, wenn sie nur innerlich Christen blieben, während sie sich äußerlich mahumedanischen Gebräuchen anschlössen. So kam es, daß oft die Männer Moslimen wurden, während die Frauen noch Christinnen blieben. Oft schloß ein zelotischer Mönch die Frauen alsdann von der Kirchengemeinschaft aus,

wodurch er dann auch sie nöthigte, zu dem Islam überzutreten. Der Bischof selbst berichtet uns, daß er eines Tages bei einem Spahi gewohnt, dessen Vater erst Türke geworden war; er hatte es gethan, „um einiger menschlicher Rücksichten." Ein ander Mal wohnte er bei einem Moslimen, der seine Frau, die noch eine Christin war, um wenige Piaster von ihrem Vater gekauft hatte. Ohne großen Anstoß heiratheten Christen und Türken unter einander. Um sich dem Kopfgeld zu entziehen, fielen schon manchmal ganze Dörfer ab.

In den slawischen Districten waren zuweilen sämmtliche Hausväter übergetreten, ihre Frauen und Kinder allein waren Christen geblieben.

„Es ist die allgemeine Meinung", ruft Marino Bizzi aus, daß, wenn die Christenheit in Albanien und Serbien nicht bald Hülfe empfängt, sie in zehn Jahren ruinirt sein wird."

So geschwind entwickelte sich dieß jedoch nicht, wie andere Stücke darthun.

3. Scritture di Alessandro Macedonio. 1618. (Archivio Venetiano).

Bei der Untersuchung der Verhältnisse der Venetianer zu dem neapolitanischen Vicekönig Ossuna stieß ich in den Depeschen des Spinelli vom 22. Juli 1618 und 1. Jan. 1618 m. v., d. i. 1619, auf diese Schriften.

Es sind Eingaben eines Ausgewanderten, welcher christliche Fürsten und Oberhäupter, unter andern auch jenen Vicekönig zu einem Unternehmen gegen die Türken zu bewegen suchte.

Ob er wohl hierdurch den Verdacht erweckt, als werde er die Leichtigkeit zu groß vorgestellt haben, so sind seine Angaben doch immer bemerkenswerth.

Er findet Macedonien, zu dem er auch Bulgarien und Serbien rechnet, noch voll von freien Bevölkerungen, die sich den Türken niemals unterworfen, und unter Gesetzen leben, welche sie sich selbst vorgeschrieben haben. Auf einen Türken kommen hundert Christen. Die Albanesen üben sich von Kindheit an in den Waffen. Es giebt da mehr zu dem Kriege geeignete Leute, als in irgend einem andern christlichen Reiche. Der barbarische Tyrann hat nie den Muth gehabt, ihnen die Waffen zu entreißen, vielweniger die Kinder wie in andern Provinzen; auch hat er den wahren Gottesdienst durch seine falsche Religion nicht zu verdrängen vermocht. Eine enge Vereinigung herrscht zwischen den vornehmsten Familien. Eine jede wird immer gegen 50 Männer ins Feld stellen können, die sich den Tapfersten — wahrscheinlich von den Brüdern des vornehmsten Geschlechtes, zum Anführer wählen, dem sie sich auf Leben und Tod verpflichten. In Serbien und Bulgarien findet man das schönste Volk, von hoher Statur, tüchtig zu den Waffen, obwohl sie jetzt nur lange Stäbe trägen dürfen; religiös, ehrliebend, zuverlässig, standhaft, und voll Begierde, den Feind von der Herrschaft zu verjagen."

So wie er in Albanien 100 Christen auf einen Türken rechnet, so findet er in Herzegowina nur sehr wenig Türken, und in Bosnien ihre Zahl um vieles kleiner als die der Christen.

Man wird nicht Alles in Abrede stellen können, was er sagt, doch hebt er die gute Seite etwas stark hervor. Daß bereits Viele zum Ma-

humedanismus abfallen, kann auch er nicht läugnen. Er meint nur, die Renegaten würden zum Christenthum zurückkehren.

4. Informatione di Fra Bonaventura di S. Antonio 1632.
5. Summario della relatione della visita d'Albania fatta da Don Marco Crisio 1651; — beide in der Bibliothek Chigi zu Rom. G. III. 94.
6. Notizie universali dello stato di Albania e' dell' operato da Monsr. Zmaievich, arcivescovo di Antivari, visitatore apostolico di Albania, esaminate nelle congregationi generali della propaganda fede di 3. Dcbr. 1703 — 12. Febr. 1704. Bibl. Barb.

Nach und nach erst trat das ein, was Bizzi sofort befürchtet hatte.

Während des 17. Jahrhunderts ging der Uebertritt der Christen zu dem Mahumedanismus auf das rascheste fort.

Ich habe schon in dem Buche über Serbien — S. 233 — des Reisenden Montealbano gedacht, welcher um das Jahr 1625 von Ragusa über Fotscha nach Nowipasar ging und die sonderbare Zusammensetzung der Familien aus Türken und Christen beobachtete. Das will nur sagen, daß einige Glieder bereits übergetreten waren, andere noch nicht. Schon er fand Eingeborne in der Stelle der Sandschaks und Begs.

Ueber Albanien unterrichten uns die oben angeführten geistlichen Informationen.

Fra Bonaventura beklagt, daß in vielen Gemeinden seit 20 Jahren kein Pfarrer erschienen sei. Don Marco Crisio findet selbst die Bisthümer vacant und den Uebertritt bei dem männlichen Geschlecht sehr bedeutend.

In der That war der große Umschwung schon geschehen. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts muß er erfolgt sein. Bizzi hatte 350,000 Katholiken in Albanien gerechnet. Wer sollte es glauben: Don Marco Crisio findet ihre Anzahl nur noch nicht ganz auf 50,000 herabgekommen.

Wollte man auch annehmen, daß der erste zu viele, der zweite zu wenig gezählt, so ist so viel augenscheinlich, daß der Abfall ungeheuer, unerhört war.

Seitdem ging er noch immer fort, und wir können ihn mit Hülfe eines Berichtes von 1671 und der Relation des Erzbischofs Zmaiewitsch sehr genau verfolgen.

Im Jahre 1651 hatte das Erzbisthum Durazzo zwar schon ungemeine Verluste zu beklagen, aber es zählte noch 14000 Seelen; im Jahre 1671 war die Abnahme kaum zu bemerken, es waren noch immer 13650 Katholische; im Jahre 1703 waren sie bis auf wenig über 8000 geschmolzen. Der Nachlässigkeit des Erzbischofs Galata wird ein sehr verderblicher Einfluß zugeschrieben.

Das Bisthum Sappa hatte 1651 noch 12400 Eingesessene, 1671 nur noch 9230, die sich 1703 wieder bis auf 7971 vermindert hatten. In Scutari zählte man 1671 noch 20270, zwei und dreißig Jahre später, 1703, nur 12700 Katholiken.

Es mögen hierzu andere Ursachen mitgewirkt haben, die Hauptsache war der Abfall um politischer Bedrängnisse willen.

Noch Zmaiewitsch erlebte, daß auf einmal 2000 Seelen zum Islam übergingen, um einen harten Tribut, den man einer Ortschaft auflegen wollte, zu vermeiden.

So nahe an unseren Zeiten, als schon Jedermann das türkische Reich in vollem Verfall glaubte, hat sich dieser Uebertritt vollzogen.

Vielleicht ist es unserer Epoche aufbehalten, eine Reaction gegen diese unheilvolle Entwickelung zu erleben.

III. Zur orientalischen Politik des Fürsten Metternich.

Dépêche à M. le Baron de Neumann à Londres,

Vienne, le 23. Novbr. 1842.

La manière, dont Lord Aberdeen s'est expliqué envers Vous sur les affaires de Servie et la passage de M. le général de Lieven par Vienne pour se rendre par Belgrade à Constantinople, sont deux circonstances, qui vont me faire entrer envers le cabinet anglais dans de plus grands détails, que je ne me sentais appelé à le faire. Je me trouve en effet toujours gêné, quand je dois parler d'une question, qui se rattache à l'Empire Ottoman, tant les positions qu'y ont prises les Puissances dans plus d'une circonstance, ont été fausses, mais m. b. Pal. secr. d'Etat est si bien entré dans l'esprit de la première pensée, que je Vous ai manifestée sur l'affaire de Servie, qu'envers lui je reprends confiance, qu'il ne se trompera pas sur le sens de mes paroles, elles ne seront pour lui que de l'histoire, il les tiendra aussi eloignées de soupçon d'un esprit de récrimination qu'il sait combien cet esprit est éloigné de mon caractère et de mes pensées. Je serais très-malheureux, si je n'avais pas su faire dans la conduite de grands évenements la part des hommes et des choses. Je serais donc bien compris de Lord Aberdeen, en lui disant que le mot célèbre du duc de Wellington sur la bataille de Navarin (untoward event) est celui, que j'appliquais à la triple alliance tout entière. En effet, c'est de cette époque, que date la complette désorganisation de l'Empire Ottoman; poser soi-même le principe de cette désorganisation sans vouloir ensuite aller aussi loin que vont les évenements, c'est vouloir un fait sans en vouloir les conséquences; nous souffrons depuis longtemps de cette contradiction et nous aurons encore longtemps à en souffrir; les volumineuses correspondances du cabinet de Vienne entre les années 1821 et. 1828 ont prouvé, combien j'ai travaillé à prévenir le mal. Depuis cette époque je ne me suis occupé que des moyens d'y porter remède, c. a. d. de le circonscrire dans les bornes les plus étroites possible. Rien ne nous avait été plus faible à trouver que la position, que nous avons prise envers la Russie dans les derniers événements, elle l'était parce que rien ne nous y a pu faire ombrage de sa part. Ces événements ont été l'oeuvre de la Porte, qui dans cette circonstance n'a fait qu'agir selon ses habitudes et ses traditions; cependant comme de pareils conflits, s'ils devaient se répeter, pourraient devenir funestes, nous avons interessé, comme nous le sommes

au maintien de ce qui lui reste de puissance, le devoir de l'éclairer et de l'avertir des dangers, auxquels elle s'exposerait. Quand la double crise, suscitée en Servie et en Valachie, sera appaisée, nous adresserons donc des conseils de prudence à la Porte. Si les soins, que nous avons voué à sa conservation, nous donnent le droit de le faire, nous puisons aussi ce droit dans le sentiment d'un intérêt qui nous est personel. Nous ne pouvons pas voir avec indifférence, qu'elle adopte un système politique, qui tendrait à susciter des troubles continuels dans des provinces qui nous sont limitrophes.

Nous sommes bien loin de trouver dans l'ordre politique qui a été fondé dans les deux principautés et en Servie des gages de stabilité, cependant nous désirons le voir s'y maintenir tel qu'il est, parceque toutes les positions en Orient sont trop incertaines, pour que nous puissions préjuger ce qui pourrait lui être substitué.

Dans ce moment le cabinet russe n'a pas non plus d'autre pensée. M. le géneral Baron de Lieven en a été l'organe près de nous, nous avons donc été facilement d'accord.

Quoique la Porte puisse faire valoir le texte du firman d'investiture qu'elle a donné au prince de Servie pour justifier le degré d'ingérence qu'elle vient d'exercer dans les affaires de ce pays, la Russie de son côté trouverait dans le texte de son traité avec la Porte les moyens de lui contester le droit d'étendre aussi loin, qu'elle l'a fait, l'action de cette ingérence.

Cependant le cabinet de St. Petersbourg paraît sentir qu'exiger de la Porte le désaveu de ce qu'elle a laissé faire et sanctionné, et lui demander la réintégration de la famille Obrenovitsch, ce serait porter une si forte atteinte à sa position déjà si faible, que d'après nos impressions la mission du général Br. Lieven a bien plutôt pour objet de prévenir le retour de pareils désordres, que de rétablir ce qui a été renversé; nous sommes d'accord avec cette marche et c'est dans ce sens, que des instructions ont été adressées à notre mission à Constantinople.

Au nombre des mesures, qui doivent contribuer à maintenir l'ordre, qui va se rétablir en Servie, il en est une, que nous mettons en première ligne, c'est le rappel définitif des consuls étrangers, qui s'y trouvent accrédités. Tous sans en excepter celui d'Autriche, ont fait un acte, qu'ils n'avaient pas le droit de faire et qui a exercé la plus funeste influence sur les déterminations du prince Michel; en protestant contre la destitution de ce prince, ils ont agi comme auraient pu le faire des agents diplomatiques, munis d'instructions à cet effet; ils ont fortifié ce jeune homme mal entouré, sans expérience et de peu d'esprit dans la résistance obstinée, qu'il a opposée au commissaire de la Porte; sourd à toute voix d'accomodement et de négociation, il s'est renfermé dans la dénégation absolue du droit de la Porte de se mêler des affaires intérieures de la Servie.

La veille encore du jour de la publication de l'approbation, donnée par les autorités turques à l'expulsion du prince Michel, Chekib Efendi lui avait fait offrir de le maintenir dans ses droits, s'il voulait renvoyer ses conseillers, dont le peuple Servien ne voulait pas et reprendre

ceux que la Porte regardait comme étant les seuls, qui eussent la confiance du pays. Le prince Michel repondit d'un air de dédain à cette proposition, que les puissances sauraient bien le protéger.

En voyant autour de lui des agents, qui ne manquaient pas de se donner une haute importance, le prince Michel s'est cru lui-même une puissance, à l'existence de laquelle l'Europe prenait le plus grand intérêt. Si on lui avait laissé le sentiment de sa véritable position, il aurait compris, qu'il ne pouvait la maintenir que par une conduite de prudence et de ménagement. L'Angleterre n'a aucun intérêt de commerce en Servie, c'est une province tout-à-fait sauvage, sans autre production que celle d'un sol mal cultivé et où la communication de produits étrangers est trop faible et trop insignifiante pour qu'elle puisse devenir un objet de spéculation pour des marchands aussi éloignés que le sont les anglais.

La seule raison, qui a pu engager dans le temps le cabinet anglais à envoyer un consul à Belgrade, était un sentiment de défiance contre la Russie; il voulait y établir un moyen de surveillance; mais à quoi a-t-il servi? L'agent anglais a déjà été le témoin de deux catastrophes, celle de Milosch et celle de son fils Michel, je ne veux pas rechercher, s'il n'y a pas contribué en prenant une fausse position, ou s'il n'a été que témoin passif-peu importe — le fait qui est positif, c'est qu'il n'a pas été utile aux intérêts que l'Angleterre veut défendre.

Si l'agent de l'Angleterre agissant dans un système, dans lequel nous avons pleine confiance, n'a pu cependant faire aucun bien, qu'avons-nous à attendre de l'agent de la France, qui porte dans l'exercice de ses fonctions, comme le font tous les agents subalternes de cette puissance, un caractère d'inquiétude et de jalousie politique, qui ne peut produire que le trouble et l'agitation?

L'Angleterre nous rendrait donc un véritable service, si elle voulait consentir à retirer son consul de Belgrade; nous pourrions alors, forts de son assentiment, faire la même demande à la France.

De notre côté, nous ne laisserions pas non plus de consul à Belgrade et nous engagerions la cour de Russie à en agir de même. Nous avons les moyens d'y soigner nos intérêts de commerce sans y accrediter un agent à résidence.

Que le Cabinet anglais veuille du reste s'en rapporter à nous sur le soin d'exercer en Servie, comme dans toutes les provinces danubiennes le degré de surveillance politique qu'exige l'intérêt de l'Europe et qui dans aucun lieu ne peut être mieux surveillé et servi d'une manière véritablement utile qu'à Constantinople même. C'est avant tout dans les intérêts autrichiens, dont l'importance est si manifeste, que le gouvernement anglais peut trouver la plus sûre garantie, que nous puissions lui offrir pour l'usage, que nous ferons de l'abandon, que nous lui demandons du poste d'observation, qu'il avait placé en Servie.

Vous voudrez bien, Mr. le Baron, en faisant communication de cette dépêche à Lord Aberdeen, faire valoir de votre mieux près de S. S. tous les motifs qu'elle renferme à l'appui de notre demand

IV. Ein dem König Friedrich Wilhelm IV. im Sommer 1854 vorgelegtes Gutachten.[1])

Die europäischen Mächte kommen, so heftig sie auch sonst entzweit sein mögen, über zwei Punkte miteinander überein. Sie wollen die Integrität des Territorialbestandes der Türkei erhalten wissen und zugleich fordern sie sämmtlich eine Verbesserung des Zustandes der christlichen Bevölkerung in diesem Reiche.

Wenn der Anlaß der gegenwärtigem Zerwürfnisse der Mächte in dem Anspruch einer ausschließenden Advokatur für die Christen griechischer Confession von Seiten Rußlands gelegen hat — wie es denn unleugbar ist, daß sie zunächst daher entsprungen sind —, so bildet es einen wesentlichen Moment der allgemeinen Beruhigung, daß dieselbe durch solche Festsetzungen, welche den Zustand der christlichen Einwohner der Türkei überhaupt sichern, unnöthig gemacht werde; die allgemeine Garantie dieser Festsetzungen und Verbesserungen würde dann eben denen anheimfallen, von denen sie ausgegangen wären, nämlich der Gesammtheit der großen Mächte.

Dabei dürfte man sich aber nicht mit Bestimmungen über die religiösen Zustände allein, etwa über die Verhältnisse der Patriarchen und der Bischöfe und deren Rechte begnügen; denn man hat erlebt, daß die Bischöfe griechischen Glaubens und griechischer Nation in den slavischen Provinzen nicht selten eine den Bevölkerungen beinah feindselige Haltung angenommen haben, zumal da sie ihre Stellen in Konstantinopel zu erkaufen pflegten. Auch haben die westlichen Mächte, dies anerkennend, schon eine um vieles tiefer eingreifende Veränderung in Antrag gebracht, wir meinen eine Verbesserung des gerichtlichen Verfahrens. England hat darauf gedrungen, daß in Zukunft vor den türkischen Gerichten das Zeugniß der Christen eben so gut angenommen werden und gültig sein solle, wie das der Moslimen. Aber man dürfte sich täuschen, wenn man von dieser Bestimmung, so wohl gemeint sie auch ist, eine wesentliche Erleichterung der Christen erwarten wollte: die Entscheidung würde doch immer in den Händen der türkischen Richter liegen, von deren Gerechtigkeitsliebe, sobald ein Hader zwischen den Anhängern der verschiedenen Religionen eintritt, sich nicht

1) Abgedruckt in der Sybelschen Zeitschrift von 1865, wo ihm p. 423/24 eine eingehende Würdigung zu Theil wird.

viel erwarten läßt; überdies aber würde man auf dem Boden der bisherigen Hatischerifs und Großherrlichen Verordnungen stehen bleiben, die noch niemals eigentlich beobachtet worden sind. Die Fermans werden vorgelesen. Das ist Alles. Ihre Ausführung ist eben denen anvertraut, deren Interesse nicht allein, sondern deren von ihrer Religion geheiligte Gesinnung dahin geht, daß sie unausgeführt bleiben. In Bosnien wäre keinem Christen zu rathen gewesen, sich auf die Hatischerifs von Guilhane zu berufen: er würde sein Leben gewagt, man würde ihn mit dem Tode bestraft haben.

Was die christlichen Bevölkerungen niederdrückt und in jedem Augenblicke drängt, ist nicht ein einzelner Mißbrauch der Gewalt, sondern überhaupt die Bevorzugung der Bekenner des Islam vor den Christen, oder vielmehr die Herrschaft der Einen über die Andern. Nicht als ob alle Muhammedaner an der Ausübung der Macht Theil nehmen: es giebt deren viele, die sich in sehr armseligem Zustand befinden und zwar auch an vielen Orten in europäischen Provinzen: aber der Islam ist die Bedingung der Theilnahme am Krieg und Staat, überhaupt an jener Herrschaft, die einst auf die Ueberwältigung und Unterjochung der christlichen Völkerschaften gegründet wurde, und seitdem gleichsam eine fortgesetzte Feindseligkeit geblieben ist: in dem Laufe der Jahrhunderte hat sie sich doch niemals zu einem ruhigen und gesetzlichen Staatswesen entwickelt, und vermöchte dies auch durch sich selbst niemals, denn der Islam heiligt die Gewaltsamkeit gegen die Giauers, die Ungläubigen; das Herkommen heißt selbst die persönliche Gewaltthätigkeit gut.

Die christlichen Mächte, obwohl eifersüchtig auf einander und mit einander streitend oder vielmehr eben in diesem Streite, sind wie durch ein göttliches Geschick berufen, jenen anzugreifen; es ist augenscheinlich, daß es nur ihres entschieden ausgesprochenen Willens bedarf, um diesem für sie selbst entwürdigenden Zustande ein Ende zu machen. Haben sie aber die Macht, so haben sie auch ohne Zweifel eine heilige Pflicht dazu.

Wollte man im Allgemeinsten bezeichnen, was erforderlich ist, so könnte man an eine Unterscheidung anknüpfen, die man in früheren Verhandlungen bemerkt, z. B. in denen von Akjerman vom Jahre 1826, an die Unterscheidung zwischen Rajah und Unterthan. Rajah ist die christliche Bevölkerung in ihrer Unterordnung zu der Osmanisch-Islamitischen, an sich die rechtlose Heerde, die nur darum geduldet wird, weil der Acker gebaut werden muß. Die Anwendung dieses Wortes fand man schon damals unzulässig, sobald den Christen eine sichere und gesetzliche Existenz verschafft werden sollte, und setzte an die Stelle desselben den Ausdruck: Unterthanen der Ottomanischen Pforte. Eben darin wird die Hauptsache liegen, wofern etwas Durchgreifendes erreicht werden soll. Die christlichen Einwohner der Türkei müssen aufhören, Rajah, das ist, Unterworfene der den Staat ausmachenden allein berechtigten Bekenner des Islam zu sein, sie müssen Unterthanen der Pforte werden ebenso wie die Osmanli selbst.

Die Absicht würde nicht sein, in dem ganzen türkischen Reiche, auch nicht in den europäischen Provinzen desselben, Zustände hervorzubringen, wie sie in Serbien bestehen, denn die sind durch wiederholte Waffengewalt

errungen worden, und stellen einen Grad von nationaler Selbständigkeit vor Augen, welchen auch in andern Theilen ihres Gebietes anzuerkennen der Pforte nicht zugemuthet werden kann, sondern es würde nur darauf ankommen, einige Bedingungen festzusetzen, ohne welche an ein ruhiges und gesichertes, wenn auch untergeordnetes, persönliches Dasein nicht zu denken ist.

Als die erste dieser Bedingungen würden wir bezeichnen das Recht auf Eigenthum, namentlich sichern und gesetzlich gewährleisteten Grundbesitz. Um zu erkennen, worauf es hierbei ankommt, muß man sich erinnern, daß in den letzten manichfaltig agitirten Jahrzehnten die Entsetzung der christlichen Einwohner von ihrem Grundbesitz, namentlich in Bosnien, noch immer fortgegangen ist. Daß die alten Lehnsleute des Sultan, die Spahi, als Grundherren in den Dörfern angesehen werden, und ihre Zinsen und Gefälle von den Hufen der christlichen Einwohner zogen, war in der Ordnung. Da nun aber der Landbesitz auch hiebei noch immer einen nicht unbeträchtlichen Ueberschuß gewährte, so hat sich erst in späteren Zeiten noch eine andere Klasse in denselben eingedrängt: häufig Abentheurer muhamedanischen Glaubens, die sich unter einer oder der andern Form oder auch durch offene Gewalt des Grund und Bodens bemächtigt, und dadurch die Einwohner in einen Zustand von Rechtlosigkeit gebracht haben, welche ihnen eine ruhige Existenz, wie sie der Mensch auch auf der niedrigsten Stufe der Gesellschaft bedarf, fast unmöglich macht. Man nennt diese Anmaßer Tschitluk- oder Tschitlik-Sahibien. Sie haben sich nicht etwa auf Anordnung der Pforte oder zum Vortheil derselben eingedrängt, sondern zu eigenem persönlichen Vortheil im Gegensatz mit der Pforte. Das Unwesen begann damals, als die Janitscharen den Versuch machten, sich von der Gewalt des Großherrn zu emancipiren und Land und Leute geradezu in ihr Eigenthum zu verwandeln, was die Ursache zu der Erhebung von Serbien gewesen ist, und hing damit zusammen. Auch in einigen Bosnischen Bezirken, namentlich in Jadar griff es schon damals um sich, und die Einwohner sahen sich gezwungen, sich ihm entgegen zu setzen. Sie hatten dabei die vernünftigeren Türken selbst auf ihrer Seite. Ein türkisches Oberhaupt in Swornik, Mehemed Capitan, erschien in dem Bezirk und schaffte die Tschitluk-Sahibien wieder ab. Der Wesir von Bosnien, der früher diese Gewaltthaten begünstigte, ja sie selbst mitvollzogen hatte, fand sich bewogen die Abschaffung zu bestätigen.

An dem Beispiel von Jadar kann man recht eigentlich sehen, was für eine verbesserte Einrichtung vor Allem nothwendig wäre. Der Wesir bewilligte noch zweierlei, 1, daß kein Türke in den Bezirk kommen dürfe; selbst der Spahi nur einmal im Jahre zur Einziehung seiner Gebühr; 2, daß die Einwohner sich selbst untereinander richten sollten. Er hat ihnen sogar das Recht zugestanden die Todesstrafe zu erkennen.

Ohne auf jeden einzelnen Punkt zu bestehen, muß man als zweite Hauptgrundlage einer verbesserten Einrichtung festsetzen, daß die Christen durch Männer ihrer eigenen Religion und Nation gerichtet werden.

Denn bei dem durch die Religion geheiligten und durch keine Satzungen des Großherrn abzuschaffenden Anspruch der Osmanen auf per-

sönliche Angriffe und Gewaltsamkeiten, welchen sie gleichsam als ihr gutes Recht betrachten, ist an keinen gesetzlichen Zustand zu denken, wenn den Einwohnern nicht Richter und Obrigkeiten aus ihrer eigenen Mitte vorgesetzt werden. Man wird fragen, wie, wenn ein solches Zugeständniß ins Leben tritt, alsdann die Streithändel, die zwischen Türken und Christen entstehen, zu richterlicher Entscheidung gebracht werden sollen. Es giebt ein Beispiel, nach welchem man sich für diese Fälle richten könnte. In Belgrad hatte man eingeführt, daß das christliche Gericht sich an das türkische wandte, wenn der Angeklagte ein Türke war, das türkische dagegen die Hülfe des christlichen in Anspruch nahm, wenn ein Christ von den Türken angeklagt wurde, und man hat nie gesehen, daß dies eine Versagung der Gerechtigkeit zur Folge gehabt hätte, weil die zu erwartende Reciprocität jeden Theil bei der Pflicht, Gerechtigkeit zu üben, festhielt. Auf diese Weise könnten die Verhältnisse in den großen Städten, wie Sarajewo, Adrianopel, ja vielleicht auch in Konstantinopel selbst eingerichtet werden. Für das platte Land müßte man die Populationen, so viel irgend möglich ist, von einander absondern, um den national religiösen Hader nicht jeden Augenblick wach rufen zu lassen. Als im Jahre 1815 Serbien zuerst beruhigt, noch nicht, wie später, eingerichtet worden war, hat der Pascha Maraschli Ali angeordnet, daß kein Muselin ohne Einwilligung der Knesen sich in die Streitsachen unter den Christen mischen dürfe, nicht einmal dann, wenn Türken dabei betheiligt waren.

Ein drittes mit den Gesetzen genau zusammenhängendes Moment wird sein, daß man, um den mit der Eintreibung der Auflagen sich so leicht verbindenden Vergewaltigungen ein Ende zu machen, den Knesen und andern Vorstehern der christlichen Gemeinden und Bezirke selbst die Aufbringung der Auflagen überließe, sei es nun, daß dieselben im Ganzen — was allerdings das Beste wäre — oder im Einzelnen berechnet werden sollten, wie das unter andern in Jadar auch der Fall gewesen ist. Denn zur Zahlung der Auflagen an den Großherrn so wie zur Abtragung der gesetzlichen Grundrente an den Spahi, würden die Christen verpflichtet bleiben.

Nach alle dem könnte der für einen Friedens-Entwurf aufzustellende Vorschlag folgendergestalt formulirt werden:

„den christlichen Einwohnern der Türkei soll, wie die freie Ausübung „ihrer Religion, so auch das Recht auf ihr Eigenthum für immer „gewährleistet sein: sie sollen Richter und Vorsteher von ihrer Re„ligion und Nation haben."

Eine Schwierigkeit kommt hierbei in Betrachtung, die Frage, ob bei einer Einrichtung dieser Art die Integrität und Souveränetät der Pforte sich werde erhalten können.

Wir antworten: der Pforte wird es unbenommen bleiben, ihre Festungen ausschließend mit Osmanli zu besetzen, denn, wie die Provinzen selbst, so wird sie auch die Festungen, welche die Grenze beschützen, ohne Ausnahme behalten: zu der so wünschenswerthen Sonderung der beiden Bevölkerungen könnte es nur von Nutzen sein, wenn sie die türkische Bevölkerung um ihre Festungen her zusammenzöge und daselbst ansiedelte. Man braucht in der That nicht zu fürchten, daß die christliche Bevölkerung sich Gedanken des Abfalls hingeben würde, wenn sie in be-

sondern Bezirken vereinigt, soweit das nämlich ohne große und beschwerliche Veränderungen der Eigenthumsverhältnisse thunlich wäre, die untere Verwaltung und die Rechtspflege in ihre eigenen Hände bekäme. Die Erfahrung zeigt, daß die Christen der Türkei zur Verbindung mit auswärtigen Mächten in demselben Grade weniger Lust haben, als sie sich unter der Autorität des Großherrn in einem erträglichen Zustande befinden. Bisher waren sie einer fremden Religion und Nation unterwürfig, ihre Ergebenheit für den Großherrn würde unendlich zunehmen, wenn sie nur ihm zu gehorchen brauchten und eine Staatsgewalt über sich sähen, die sich zum Schutze der Bekenner beider Religionen und beiderlei Bevölkerungen gleichmäßig verpflichtete. Finanziell würde die Pforte ohne Zweifel sogar gewinnen; sie dürfte alsdann auf das Eingehen der Auflagen mit Sicherheit zählen, was sie jetzt nur dann vermag, wenn sie das Schwert über den Häuptern der zahlungspflichtigen Paschas gezückt hält.

Eine wesentlichere Schwierigkeit würden die transitorischen Bestimmungen bilden, die dazu gehören würden, um die Einwohner aus dem Stande der Rajah, in welchem sie also Unterworfene der türkischen Nation sind, in den Stand von Unterthanen des Großherrn zu erheben.

Die fortdauernden Gewaltthätigkeiten rühren hauptsächlich daher, daß es den Osmanli erlaubt, und den Christen verboten ist, Waffen zu tragen und in ihren Häusern zu haben. Die Pforte ist noch niemals stark genug gewesen, denen, welche vom Raube leben, statt sich in eine bürgerliche Ordnung zu fügen, ihre Waffen zu entreißen: diese lassen die Unbotmäßigkeit, welche sie gegen ihre Regierung behaupten, die Christen auf das Härteste empfinden.

Wenn man nun fordert, daß den Christen ihrerseits ebenfalls erlaubt werden möchte, Waffen zu ihrer Vertheidigung, wenigstens in ihren Häusern zu tragen, so scheint das dem Princip entgegen zu laufen, indem es ja darauf ankommt einen gesetzlichen und friedlichen Zustand zu begründen. und in der That wäre es nicht zu rechtfertigen, wofern nur die Pforte über den muhamedanischen Theil der Bevölkerung eine vollkommene Autorität ausübte und derselben mächtig wäre, so lange dies aber so wenig der Fall ist, wird sich die Bewilligung der Waffen schwerlich vermeiden lassen. Man würde damit nicht etwa den Krieg organisiren, sondern vielmehr den Frieden durch die Vertheidigungsfähigkeit derer, die bisher überwältigt zu werden pflegten, befestigen: Sobald die türkische Regierung es vermöchte, die Osmanli zu entwaffnen und zu voller Unterwürfigkeit zu bringen, würden auch die Christen ihre Waffen auszuliefern haben, denn nur das ist der Zweck, daß beide gleichverpflichtete und so viel als möglich gleich berechtigte Unterthanen des Großherrn werden.

Vielleicht ist es nicht nöthig, diese Bestimmungen in die Friedensbedingungen selbst aufzunehmen, sie würden in die Instruction der zur Ausführung des Friedens niedergesetzten Commission der großen Mächte gehören. Denn ohne unmittelbare Theilnahme der großen Mächte, würden doch die getroffenen Bestimmungen niemals ausgeführt werden. Wenn hierin eine Beschränkung der Souveränität der Pforte liegt, so ist dieselbe in dem ersten Augenblick, wo diese Regierung ja ohnehin nur durch den Schutz der großen Mächte, oder vielleicht ihre Eifersucht besteht, unvermeidlich. Später, und zwar in Folge dieser durchgreifenden Ver-

mittelungen, würde es möglich werden, daß das Reich wieder zu seiner vollen Macht und Selbständigkeit gelangte. Die Aufsicht und Dazwischenkunft der europäischen Mächte könnte auf eine bestimmte Zahl von Jahren, etwa auf 10 Jahre, limitirt werden.

In dem Protokoll vom 9. April wird die Gewährleistung der bürgerlichen und religiösen Rechte der christlichen Unterthanen zugesagt, und es könnte auffallen, daß hier bei Weitem mehr von dem Ersten als von dem Zweiten die Rede ist, aber eben darin liegt das religiöse Unrecht, das den Christen geschieht, daß ihnen die für ihre bürgerliche Existenz unentbehrlichen Bedingungen versagt werden, und zwar um ihrer Religion willen. Ihr religiöses Recht liegt vor Allem darin, daß sie von den bürgerlichen Bedrückungen befreit werden, deren einziger Grund die Verschiedenheit der Religion ist.

Nachträgliche Bemerkung.

Dies Gutachten hat bei dem König, dem es vorgelegt, und dem Kaiser Nikolaus, dem es mitgetheilt wurde, so vielen Beifall gefunden, daß man kaum begreift, wie es bei den späteren Verhandlungen ganz unberücksichtigt hat bleiben können. Das rührt aber daher, daß die Engländer von einem ganz anderen Gesichtspunkte ausgingen. Ihr Sinn war, den Gegensatz der beiden Populationen durch eine Veränderung der türkischen Grundgesetze zu heben, was dann mit dem Hatti Humayun im Anfang des Jahres 1856 versucht worden ist. Die Schwierigkeit liegt aber in dem seit Jahrhunderten eingelebten und gleichsam unvertilgbaren Gegensatz der beiden Religionen. Nicht als ob eine Verständigung von Mohamedanern und Christen an sich unmöglich wäre. In den beiden heutzutage vornehmlich rivalisirenden Reichen, Rußland und England, ist sie in großen Provinzen durchgeführt. Aber herrschen dürfen die Moslimen nicht. Alle die Versprechungen, welche die höchste Gewalt machen mag, gedrängt dazu von den europäischen Mächten, sind bisher noch immer unausgeführt geblieben: wie ein Pascha von Belgrad einst einem deutschen Reisenden sagte: die Regierung findet keinen Gehorsam. Und die Unterthanen können ihrerseits nach dem Jahrhunderte alten Druck, den sie erlebt haben, und der sie mit Haß erfüllt hat, gleichsam nicht gehorchen. War es nun nicht eben der Grundirrthum der Botschafter von England, Frankreich und Oestreich bei der Festsetzung des Hatt von 1856, das dennoch für möglich zu halten? Der Congreß von Paris, von denselben Mächten beherrscht, sanktionirte ihn. Und die türkische Regierung ließ es nicht an Bemühungen fehlen, ihren Verpflichtungen nachzukommen. Aber es gelang ihr so wenig mit dem Hatti Humayun von 1856, wie mit dem vorangegangenen Hatt von Guilhane. Man möchte es fast für einen Irrthum erklären, daß die Türkei in das völkerrechtliche Verhältniß von Europa aufgenommen wurde; sie konnte den Versprechungen, die sie machte, nicht gerecht werden. Man hat es in Salonichi später, damals in Belgrad erlebt. Die Neigung der Pforte zu einem Verständniß und der Widerstand der Moslimen gegen dasselbe stehen einander gleichsam in entgegengesetztem Anwachs entgegen.

Mémorandum adressé à la Sublime Porte par la députation Serbe à Constantinople en date du 7. Mai 1860.

Depuis qu'il eut le bonheur de devenir l'objet des sollicitudes de Sa Majesté Impériale, le peuple Serbe n'a pas cessé de donner dans toutes les circonstances les preuves les plus positives de son inaltérable dévouement envers l'illustre trône Suzerain. Cen'est pas seulement en jouissant avec reconnaissance des droits et des privilèges, qui lui étaient accordés, mais encore, il risista à toutes les tentations du temps et des événements et lorsque, dans une période de vingt années, il se trouva pour la première fois dans la possibilité d'exprimer sans aucune pression ses pensées et ses sentiments, son premier mouvement fut de soumettre à son auguste Suzerain sa profonde reconnaissance pour le respect porté à la neutralité, qu'il avait observée pendant la guerre de Crimée.

De même la S. Porte a continuellement formé de son coté les voeux les plus sincères pour le bien être et la prosperité de ses fidèles Serbes. C'est donc dans ces sentiments, qu' Elle a, non seulement laissé dans plusieurs Hatti-Chérifs à la Serbie, le droit de pouvoir lui présenter ses besoins, mais encore dans un des derniers Hatts Impériaux, Elle a sollennellement promis, que les droits et les privilèges du peuple Serbe seraient augmentés à mesure de sa fidélité et de sa conduite.

Content des bienfaits, que contiennent les Hatti-Chérifs basés sur des traités, le peuple Serbe n'éprouve pas le besoin d'un nouveau privilège quelconque, dans sa modestie naturelle il ne désire avoir que ce qui seulement est absolument nécessaire à son existence: l'exécution des droits déjà accordés, mais qui sont restés inobservés ou méconnus.

Ces voeux ayant été exprimés à l'assemblée de St. André avant le retour au pouvoir de Son Altesse le Prince Milosch Obrénovich I[er]. le peuple les lui a confiés.

Son Altesse le Prince Milosch, fidèle a sa loyale conduite, qu'il n'a jamais déserte, à jugé comme son devoir le plus sacré d'envoyer une députation à Constantinople, chargée de déposer aux pieds du trône Impérial les voeux de la nation, et d'exprimer en même temps

à Sa Majesté le Sultan l'invariabilité de son dévouement ainsi que celui du peuple entier.

L'hérédité dans la famille Obrénovich se trouve à la tête des besoins urgents, que la députation est chargée de soumettre à la S. Porte.

Sa Majesté le Sultan Mahmud de glorieuse memoire, ayant approuvé les voeux du peuple, accorda par son haut Bérat du 3 août 1830 (le 7. Bebiut-evrel 1246) au Prince actuel de la Serbie Milosch Obrénovich, ainsi qu'à ses descendants, la dignité héréditaire du pouvoir princier, en recompense de sa fidèlité envers le trône Impérial; et pour garantir ce privilège d'hérédité à la nation elle-même, notre très-gracieux Suzerain n'a pas omis de le ranger comme faisant partie intégrante dans les droits du peuple, par un Hatti-Chérif de la même année, ainsi que plus tard dans un deuxième Hatt (comme sous le nom d'Oustav), émané au mois de septembre 1838 (Clevat 1254).

Les événements funestes, dont la Serbie fut successivement le théatre en 1839 et 42, avaient empêché le peuple de jouir des bienfaits de ce privilège, par des motifs, dont il ne peut pas porter la responsabilité. Cependant les souffrances de deux décades lui acquérirent la conviction la plus intime, que l'hérédité du pouvoir princier câche son ancre de salut.

La pression des égoismes particuliers une fois secouée, le peuple profita de l'Assemblée de St. André de 1858 pour rétablir le Prince Milosch Obrénovich comme prince de Serbie avec les droits de l'hérédité, dont il est muni par le firman Impérial.

Cet acte important de sa régénération le peuple Serbe l'a accompli dans la ferme conviction, que l'hérédité du pouvoir princier en Serbie forme un droit accordé au pays; un principe, qui a pu s'assoupir pendant l'absence des Obrénovich, mais qui n'a pu s'éteindre. Le retour de cette famille au pouvoir le fit revivre dans tout son éclat antérieur.

En donnant sa démission du pouvoir princier le Prince Milosch n'a pas pu renoncer aux droits de l'hérédité: c'est ce que du reste il ne fit pas: c'est ainsi que raisonna le peuple, et la S. Porte n'ayant pas jugé nécessaire d'abroger l'hérédité par un acte quelconque, paraissait être portée par la même raison.

Il est hors de doute, que la Serbie était en droit de raisonner ainsi, puisqu' elle regardait le silence sur l'hérédité du Bérat investissant le Prince Milosch rétabli, comme une omission plustôt que comme la négation des droits, par laquelle on porterait atteinte aux traités et Hatti-Chérifs existants, confirmés par la S. Porte en 1853 et garantis par les grandes puissances signataires du traité de Paris de 1856; surtout lorsque l'Assemblée nationale d'accord avec le sénat et le gouvernement provisoire avait soumis à la S. Porte la notification clairement énoncée, que le Prince Milosch avait été unanimement rétabli dans sa dignité de Prince héréditaire de Serbie pour sa déscendance mâle.

Or, quoique l'Assemblée nationale, dans cette loyale persuasion ait désigné, par une loi spéciale, qui règle les détails de l'hérédité, la personne, qui succédera après le Prince Milosch au pouvoir suprême en Serbie; et quoique la S. Porte elle-même ait pris les mesures nécessaires pourque, le cas échéant, le Prince Michel soit reconnu comme successeur de son illustre Père; le Prince Milosch désirant donner plus de solennité à cet acte, prie par l'organe de la députation Sa M. le Sultan de daigner reconnaître le Bérat de 1830, qui confère à sa famille le droit de l'hérédité, comme ayant repris son ancienne valeur.

La députation de son coté, regardant l'hérédité comme une garantie de l'ordre, est heureuse de croire d'avance au succès de sa mission. La S. Porte satisferait d'un coté au plus haut point sa fidèle nation Serbe, qui estime dans sa tranquillité domestique cette hérédité comme son bien le plus précieux, et de l'autre elle présenterait une des parties intégrantes de l'Empire de ces secousses journalières, auxquelles on voit exposés les pays privés de ce bienfait.

La satisfaction des Serbes de leur état legal est malheureusement infirmé par l'inobservance des Hatts Impériaux. Dans cet ordre de choses, la question de l'évacuation par les musulmans des villes et autres lieux situés hors des forteresses Impériales, occupe la place la plus importante.

Ainsi le Hatti-Chérif de 1830 précité pose que: hormis les garnisons des forteresses la demeure en Serbie est entièrement interdite à tous les Muselmans, et ceux, qui s'y trouveraient, auraient une année de terme pour vendre leurs biens à des pris équitables à fixer par des commissaires nommés à cet effet.

C'est une question pure et simple et qui n'admet aucune contestation. Surtout le peuple Serbe fut profondément affligé de voir l'article 11, qui exprime la haute décision surmentionée, ouvertement invalidé par le Hatti-Chérif du mois de Novembre 1833 (Redjeb 1229), qui autorise les Muselmans de rester indéfiniment dans la ville de Belgrade et dans les différentes parties de la Serbie pendant cinq autres années.

Après une telle ordonnance tout le monde en Serbie se demandait: le sejour des Muselmans dans la Principauté, excepté les garnisons (et ceux-ci ont leur place dans les murs des forteresses) leur étant défendu, comment a-t-on pu revenir sur cette question et la modifier au préjudice des Serbes, si le Hatti-Chérif de 1830 (faisant partie intégrante de la convention d'Akerman) est la seule norme du peuple Serbe pour ses droits? Par quelle logique le Hatti-Chérif de 1833 portant le titre de complément de celui-ci a pu devenir retrécissant? et lorsqu'on nous ôte un droit aussi solennellement reconnu, quelle garantie avons-nous, que ceux, qui nous restent, ne seront pas de même resserés ou modifiés?

Ce sont les questions, que s'adressent aujourd'hui encore les esprits inquiets en Serbie, et cette inquiétude est d'autant plus fondée que la décision du Hatti-Chérif de 1833, concernant l'évacuation des

Musulmans des differentes parties de la Serbie, dans le délai de cinq années, expéré en 1838 (excepté Belgrade) n'a pas encore été mise en exécution.

Le peuple Serbe ne demande pas la réalisation de ce droit par l'ambition, mais il y est poussé par la nécessité la plus absolue. La présence des Musulmans en Serbie, en dehors des forteresses, infirme son droit administratif en produisant le dualisme de l'administration, qui devrait être une et nationale d'après les art. 2, 5 et 10 du Hatti-Chérif Organique (1830). De plus, les cadis, voivodes et autres autorités musulmanes, exerçant leur juridiction hors des forteresses, violent ouvertement tous les Hatts Impériaux.

Or, quels seraient les résultats de cet état de choses illégal, de ce contact de deux peuples, qui d'après les droits plusieurs fois déjà sanctionnés devaient être séparés, si ce n'est le froissement continuel, la discorde et même les collisions sanglantes, qui terminent souvent par de terribles horreurs et ceci entre deux peuples, dont les destinées sont étroitement enlacées, ayant des interêts communs et un avenir identique.

Il est donc de l'intérêt de l'humanité, aussi bien que dans l'intérêt de la politique de l'Empire, de séparer ces deux populations et de les faire vivre dans ces rapports de bon voisinage, qui ne cessent d'exister entre la Serbie et les provinces limitrophes Ottomanes; puisque autrement elles ne manqueraient pas de troubler un jour la tranquillité publique par leurs continuelles collisions.

Le droit des Serbes étant si bien fondé, et les circonstances si compliquées, le Prince Milosch peut-il douter, que la S. Porte voudra continuer cet état anormal de choses? Non, il a la conviction la plus intime, que le Gouverneur Impérial ayant connaissance de l'exactitude de ces faits voudra bien, dans la sollicitude pour le bien être des deux peuples, ordonner la complète exécution du Hatti-Chérif de 1830, afin de faire évacuer par les Musulmans la ville de Belgrade ainsi que les autres lieux en Serbie, en dehors des forteresses Impériales.

Réduire son indépendance intérieure sur sa base naturelle est aussi un des principaux besoins éprouvés par le peuple Serbe.

Ainsi d'après les traités aussi bien que d'après le Hatti-Chérif de 1830 la Serbie doit jouir d'une pleine indépendance intérieure; par conséquence elle a le droit de se constituer intérieurement elle-même. Or, par ce privilège, qui lui est solennellement reconnu, c'est à elle à se donner une constitution conforme à l'esprit et aux circonstances du pays.

Comment a-t-on pu méconnaître une si précieuse prérogative? per quels motifs a-t-on pu octroyer à la Serbie le Hatti-Chérif (comme sous le nom d'oustav) de décembre 1838 (cheval 1254) contraire à celui de 1830 et en opposition aux représentations du Prince regnant, seul représentant légitime des voeux et des besoins du peuple? C'est à quoi nous ne saúrions pas répondre.

Au lieu de poser une base solide et durable à la vie du pays,

en lui créant et sanctionnant ses principales institutions, la constitution octroyée ne contient, excepté quelques principes généraux, qui n'acceptent pas de changement, que des lacunes, contradictions, points formant l'objet des lois spéciales et des éléments, qu'on ne rencontre dans aucun des statuts organiques des autres pays avancés: elle présente en cela l'image de la plus large variabilité et revêt complètement le cachet du temps de son origine. Peu d'exemples suffiront pour prouver la véridicité de cette affirmation.

Un coup d'oeil jeté sur les art. 30, 31 et 33 nous fait voir l'organisation des tribunaux, auxquels on détermine le nombre, la manière d'agir, la gradation etc., de même dans les art. 32, 36, 37 et 39 nous trouvons la procédure, pui préscrit aux tribunaux les modes d'instruction.

Si nous nons rapportons à l'idée qu'il est préjudiciable si non dangereux de soumettre à des changements fréquents les constitutions, qui règlent la vie d'un pays, nous voyons, que la Serbie dans sa situation actuelle est empêchée de faire un progrès quelconque, qu' exigerait le temps, dans l'organisation et la procédure judiciaire.

Les obstacles provenant de ce que l'oustav règle la division politique du pays, ainsi que de ses déterminations, qui ont rapport à l'organisation des autorités administratives (§§ 61—65) ne s'opposent pas moins au progrès de la Serbie. Elles ne trouvent leur justification que dans les anciennes traditions populaires: inconvénient qui n'est pas sans signification pour le développement progressif, dont la nature défend aux constitutions de descendre dans les objets soumis au changement et à l'amélioration.

Dans cette situation la Serbie est liée par une cause qui ne lui permet pas de se mouvoir ni de suivre le progrès du temps. Combien de réformes utiles n'ont-elles pas été sacrifiées uniquement pour ne pas venir en conflit avec la constitution, et combien d'inconvénients oui combien de malheurs n'a-t-on pas excusé par la constitution?

Au point d'une politique les obstacles, que l'oustav de 1838 oppose au progrès et à la tranquillité du pays, sont de même insurmontables.

D'après l'oustav c'est au prince qu'appartient le pouvoir exécutif ainsi que le pouvoir législatif, qu'il partage avec le Sénat. Mais les limites entre ces deux pouvoirs sont tellement indéterminées, les contradictions y sont tellement nombreuses, qu'elles ne peuvent produire que des collisions continuelles.

Par exemple: l'art. 3 confère au Prince la nomination des employés, tandisque l'art. 72 attribue au Sénat le droit de leur rémuneration, et tandisque l'art. 3 reconnait au prince le droit de donner les ordres nécessaires au pays, l'art. 11 n'admet la validité, non pas d'une lois, mais d'aucune ordonnance, qui ne porterait l'approbation préalable du Sénat.

D'après l'art. douzième c'est le sénat qui fait l'estimation annuelle des dépenses nécessaires à l'administration du pays, c'est-à-dire qui prépare les budgets, tandis qu'il a d'un autre coté à approuver l'application de toute disposition spéciale du budget.

L'art. 15 autorise le sénat d'exiger annuellement des ministres un tableau de leurs mesures administratives ainsi que d'examiner leurs comptes; mais la résponsabilité des ministres n'est sanctionnée ni par cette détermination ni par un autre article de la constitution.

Aux termes d'une version de l'art. 17 les membres du sénat ne peuvent être destitués, avant que la S. Porte n'ait été préalablement avisée du crime, dont ils se sont rendus coupables etc.

Tout le monde est à même de connaître les conséquences funestes de cet article; car pendant qu'il a mis en face deux pouvoirs suprèmes, rivaux, inamovibles, irresponsables, libres d'interprêter chacun à son gré et même de violer la constitution, les droits du peuple sont restés sans aucune garantie.

L'expérience de vingt années déjà écoulées a suffisamment prouvé, que cet article couvrait le germe d'où poussait l'opposition du Sénat au Prince, et aucun pouvoir n'ayant le droit d'intervenir dans ce conflit, il s'en suivaient des révolutions, qui finissaient par la victoire du plus fort, mais toujours au détriment du peuple. Pour surcroit de malheur le peuple eut l'affliction de voir cet article mettre le sénat au dessus des lois du pays, en opposition avec la constitution, qui rend tous les Serbes égaux devant la loi et érige à cette fin plusieurs cours de justice. (art. 27.)

C'est dans ces sources, que la Serbie est condamnée à puiser sa vie d'état. C'est delà, que découlent toutes ces tristes scènes, qui se sont renouvelées successivement depuis 1839, mettant des obstacles à tout progrès sérieux et menaçant de dégénérer en luttes, qui pourraient un jour troubler la paix de la Serbie aussi bien que celle de l'Empire.

Ainsi, le Hatti-Chérif de 1838 n'est pas seulement par son existence même une négation de l'autonomie de la Serbie dans le sens des traités, et une atteinte portée au Hatti-Chérif de 1830, mais d'après sa nature il est de plus un obstacle insurmontable au progrès et à l'affermissement de la tranquillité publique du pays.

La S. Porte dans sa vive sollicitude pour le bien-être des Serbes, leur peut-Elle laisser à l'avenir cette source de tant de maux incurables, de troubles fréquents et de la désorganisation complète? Peut-Elle laisser à la Serbie d'être le simple exécuteur d'un complexe d'ordonnances, au nom se son indépendence intérieure?

Son Altesse le Prince Milosch portant à la connaissance de la S. Porte, par l'organe de la députation cet urgent besoin du peuple, est convaincu d'avance, que S. M. J. le Sultan en apprenant les malheurs, qui pèsent sur son fidèle peuple Serbe, daignera dans sa haute magnanimité lui rendre son plus précieux privilège de pouvoir se constituer intérieurement lui-même conformément à son esprit et aux circonstances, quil est appelé d'aprécier mieux que tout autre.

C'est ce triple besoin, que le peuple Serbe regarde comme une question vitale, comme une condition de son existence. Cet exposé suffira, on l'espère, pour démontrer à la S. Porte, que la Serbie ne demande, que des droits, qui lui sont déjà accordés, mais qui malheureusement sont restés jusqu'ici inobservés ou méconnus.

En accedant à ces voeux, la S. Porte sans nuire à ses propres intérêts, mettrait le comble aux vifs désirs de toute la nation Serbe, et ouvrirait à une vassalle affectionnée le sentier, qui lui permettrait de suivre avec continuité son progrès intérieur à l'ombre du trône de S. M. Impériale son très-gracieux Suzerain.

S. Majesté ne manquerait pas d'acquérir par là un nouveau titre à la réconnaissance et la bénédiction du peuple et couvrir de prospérité une partie intégrante de l'Empire, la quelle necesserait de s'intéresser d'avantage de cet ensemble, qui lui prêterait une nouvelle vie.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Die Balkanstaaten

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

DR 341 R3 1879

Ranke, Leopold von
Serbien und die Türkei im neunzehnten Jahrhundert

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 01 25 01 008 3